



Rita Bake

## Ein Gedächtnis der Stadt

**Nach Frauen und Männern benannte Straßen,  
Plätze, Brücken in Hamburg**

### Band 3

**Alphabetische Auflistung der nach Männern benannten Straßen  
und anderen Verkehrsflächen in Hamburg mit einer Auswahl von  
Kurzviten**

**Bisher Buchstaben A bis einschließlich E**

Stand: August 2015



Landeszentrale  
für politische Bildung  
Hamburg





Die Landeszentrale für politische Bildung ist Teil der Behörde für Schule und Berufsbildung der Freien und Hansestadt Hamburg. Ein pluralistisch zusammengesetzter Beirat sichert die Überparteilichkeit der Arbeit.

Zu den Aufgaben der Landeszentrale für politische Bildung gehören:

- Herausgabe eigener Schriften
- Erwerb und Ausgabe von themengebundenen Publikationen
- Koordination und Förderung der politischen Bildungsarbeit
- Beratung in Fragen politischer Bildung
- Zusammenarbeit mit Organisationen und Vereinen
- Finanzielle Förderung von Veranstaltungen politischer Bildung
- Veranstaltung von Rathausseminaren für Zielgruppen
- Öffentliche Veranstaltungen

Unser Angebot richtet sich an alle Hamburgerinnen und Hamburger. Die Informationen und Veröffentlichungen können Sie während der Öffnungszeiten des Informationsladens abholen. Gegen eine Bereitstellungspauschale von 15 € pro Kalenderjahr erhalten Sie bis zu 5 Bücher aus einem zusätzlichen Publikationsangebot.

Die Landeszentrale Hamburg arbeitet mit den Landeszentralen der anderen Bundesländer und der Bundeszentrale für politische Bildung zusammen. Unter der gemeinsamen Internet-Adresse [www.politische-bildung.de](http://www.politische-bildung.de) werden alle Angebote erfasst.

Die Büroräume befinden sich in der Dammtorstraße 14, 20354 Hamburg.

Der Informationsladen ist im Dammtorwall 1, 20354 Hamburg.

Öffnungszeiten des Informationsladens:

Montag bis Donnerstag: 12.30 Uhr bis 17.00 Uhr,  
Freitag: 12.30 Uhr bis 16.30 Uhr

Erreichbarkeit:

Telefon: (040) 428 23 – 48 08

Telefax: (040) 428 23 – 48 13

E-Mail: [PolitischeBildung@bsb.hamburg.de](mailto:PolitischeBildung@bsb.hamburg.de)

Internet [www.hamburg.de/politische-bildung](http://www.hamburg.de/politische-bildung)

Titel-Illustration: Dr. Birgit Kiupel

Montage: Kristina Thoms

© Landeszentrale für politische Bildung;  
Hamburg 2015, Stand August 2015



**Band 1 und Band 2 sind als Publikationen im Infoladen der Landeszentrale für politische Bildung, Dammtorwall 1 erhältlich und auch als pdf-Version von der Website der Landeszentrale für politische Bildung, Hamburg herunterladbar,**

**[www.hamburg.de/politische-bildung/](http://www.hamburg.de/politische-bildung/)**

**Band 1** gibt einen Überblick über die nach Frauen und Männern benannten Straßen. Sie können wie Seismographen gelesen werden – für gesellschafts- und gleichstellungspolitische Bewegungen. In diesem Zusammenhang bedeutsam ist auch der Umgang Hamburgs mit der Kolonialgeschichte und mit NS-belasteten Straßennamen. Ferner finden Sie im Band 1 eine nach Stadtteilen sortierte Auflistung der nach Frauen und Männern benannten Verkehrsflächen.

**Band 2** Der zweite Band beschäftigt sich mit den Biographien der Frauen, nach denen Straßen benannt wurden. Bei den einzelnen Biographien werden mittels Verweisen auch Verbindungen hergestellt zu Männern, die ebenfalls mit Straßennamen geehrt werden und die in verwandtschaftlichen, beruflichen oder anderen Beziehungen zu diesen Frauen standen.



### **Inhalt Band 3**

- Männerstraßennamen – Einleitung Seite 4
- Männerstraßennamen – die Auswahlkriterien Seite 6
- Erläuterungen zu den aufgenommenen Biografien Seite 8
- Biographien von NS-belasteten Männern Seite 10
- Straßenbenennungen nach Kolonialakteuren Seite 12
- Straßenbenennungen nach Widerstandskämpfern/  
Gegnern des Nationalsozialismus,  
von Joachim Szodrzynski Seite 17
- Literarische Figuren als Straßennamen  
Gedankenspiele, von Brita Reimers Seite 21
- Alphabetische Auflistung der nach Männern  
benannten Straßen plus einer Auswahl  
von Biographien
- A Seite 25
- B Seite 117
- C Seite 241
- D Seite 279
- E Seite 309
- F Seite 396



## Einleitung

**Hamburg hat aktuell 2503 Straßen, die nach Männern benannt sind (Stand: Dezember 2015).**

Dieser dritte Band der Publikation „Ein Gedächtnis der Stadt. Nach Frauen und Männern benannte Straßen, Plätze, Brücken in Hamburg“ ist nur online abrufbar. Er listet alphabetisch die 2501 nach Männern benannten Straßen auf und präsentiert eine Auswahl an Biographien.

Es hätte sowohl den Seitenumfang eines Buchbandes als auch den inhaltlichen und zeitlichen Rahmen dieser dreibändigen Publikation gesprengt, wenn für alle diese Männer Biographien erstellt worden wären. Deshalb finden Sie in dieser Auflistung der Männerstraßennamen nur eine Auswahl von Kurzviten. Außerdem fehlt für viele regionale „Größen“ die entsprechende Literatur, um eine Biographie verfassen zu können. Hier wäre noch viel Forschungsarbeit nötig, die im Rahmen dieser Publikation nicht möglich war. An dieser Stelle sei hingewiesen auf die von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke in sechs Bänden herausgegebene „Hamburgische Biografie. Personenlexikon“ (erschienen zwischen 2001 und 2012) hinweisen, in der eine stattliche Anzahl von Biographien über Männer zu finden sind, nach denen in Hamburg Straßen benannt sind.

Berücksichtigt wurden (siehe auch weiteres im Kapitel „Erläuterungen zu den aufgenommenen Biographien“):

- **alle Biographien von männlichen NS-Opfern/Verfolgten, und Widerstandskämpfern/Gegnern des Nationalsozialismus, nach denen in Hamburg Straßen benannt wurden**
- **alle Biographien der Männer, nach denen in Hamburg Straßen heißen und die während der NS-Zeit Hilfe für NS-Verfolgte leisteten, sich um die Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus verdient machten, die Opfer neonazistischer Gewalt wurden und die beispielhaft für Integration und Engagement stehen**
- **eine Auswahl von nach NS-belasteten Männern benannte Straßen.**
- **eine Auswahl von nach Kolonialakteuren benannte Straßen**
- **eine Auswahl von unter der Gender-Perspektive verfassten Männerbiographien. Hier liegt der Schwerpunkt der Auswahl auf den Männern (straßennamen), die in Beziehung zu den Frauen standen, nach denen ebenfalls Straßen benannt wurden.** Diese Männernamen sind durch Verweise gekennzeichnet, die Sie bei den entsprechenden Frauen- (straßennamen) im Band 2 finden. Unter Gender-Perspektive verfasst bedeutet: Der Schwerpunkt dieser Viten liegt auf der Einstellung dieser Männer zur Geschlechterfrage, zu (ihren) Frauen, bzw. zu deren Miteinander und zeigt auf, mit wem sie z. B. verheiratet oder in sonstiger – auch z. B. beruflicher - Beziehung standen. Informationen über die



beruflichen und sonstigen Aktivitäten der Männer werden hier vernachlässigt. Dafür wird mehr über die Frauen berichtet, die in Beziehung zu diesen Männern standen.

**Indem der dritte Band dieser Straßennamenpublikation nur online erscheint, kann er problemlos ständig aktualisiert werden. Sobald neue Straßennamen in Hamburg benannt werden, werden diese aufgenommen. Biographien werden inhaltlich erweitert, ergänzt und verfasst.**

**Dieser Band 3 ist ein „laufendes Projekt“**

**! Wir nehmen gerne Ihre Anregungen und Hinweise auf !**



## Männerstraßennamen - die Auswahlkriterien

- In der alphabetischen Auflistung finden sie alle nach Männern benannten Straßen.
- Es sind nur die Straßen aufgeführt, die heute noch existieren.
- Straßenbrücken sind kursiv gesetzt. Sie wurden aufgeführt, aber **nicht gezählt**, weil sie Teil der dazugehörigen Straße sind.
- Ebenfalls nur aufgeführt und kursiv gesetzt, aber **nicht mitgezählt**, wurden nach Handwerksberufen benannte Straßen und Straßenbenennungen, aus denen Männertätigkeiten bzw. -aktivitäten herzuleiten sind, die aber nicht auf konkrete Personen hinweisen.
- Nur einmal aufgenommen und auch nur einmal gezählt wurden nach Männern benannte Straßen, wenn diese nach mehreren Männern mit demselben Familiennamen benannt sind, z. B. Bernstorffstraße, benannt nach Hartwig von B. und Andreas von B.
- Nur in die Auflistung der Frauenstraßennamen, also in Bd. 2 und nicht auch noch bei den Männerstraßennamen aufgenommen und gezählt wurden: Straßen, die nach Männern und Frauen mit demselben Nachnamen benannt wurden, z. B. Ackermannstraße; Wichernsweg; Schumannstraße u. a.

### In dieser hier vorliegenden alphabetischen Auflistung wurden aufgenommen und gezählt:

- alle nach konkreten, mit Vor- und Zunamen von Personen benannten Straßen,
- alle mit den Nachnamen von konkreten Personen benannten Straßen,
- alle Straßen, die nach Männervornamen benannt wurden und sich dabei nicht auf reale Personen beziehen, z. B. Davidstraße,
- alle nach männlichen Roman, Märchen- und Opernfiguren benannten Straßen,
- alle nach männlichen Heiligen benannten Straßen,
- alle Straßennamen, die als Flurnamen kenntlich gemacht sind oder in Anlehnung an ein sich in der Nähe befindendes Gebäude benannt wurden, wenn diese Straßen die Namen einer männlichen realen Person tragen und somit auf diese Person hinweisen oder wenn der Straßename auf eine reale Person zurückzuführen ist (z. B. Stiftstraße, nach dem dortigen Hartwig Hesse Stift),



- alle nach Firmen benannten Straßen, die den Vor (auch in abgekürzter Form)- und Zunamen der Firmeninhaber tragen,
- alle nach Familien benannte Straßennamen, wenn in den amtlichen Erläuterungen darauf hingewiesen wird, dass diese Straßen insbesondere auch nach Herrn (hier Nennung eines konkreten Namens) benannt wurden.

#### **Nicht berücksichtigt wurden:**

- Straßennamen, wenn es hierfür unterschiedliche Lesarten gibt, die zwar auf einen Mann hinweisen, gleichzeitig aber auch auf andere, nicht auf Personen bezogene Namensherkünfte, z. B. Raboisen, entweder nach einem Mann in städtischen Diensten, der R. hieß und im Turm wohnte, oder nach einem Befestigungsturm der Stadtmauer;
- Straßen, die ausschließlich nur nach den Nachnamen von Familien benannt wurden,
- Straßennamen, die nach den Nachnamen von Familien benannt wurden, in den amtlichen Erläuterungen zwar zusätzlich darauf hingewiesen wird, dass aus diesen Familien männliche Familienangehörige stammen, die in bestimmten Berufen oder gesellschafts-politischen Bereichen tätig waren, diese Männer aber namentlich nicht genannt werden, z. B. Krohnstieg, nach der Bauernfamilie Krohn, die viele Vögte stellte;
- nach Pflanzen, Tieren, Ortschaften, Flurbeschaffenheiten und anderen Motiven benannte Straßen.

## **Erläuterungen zu den in Band 3 aufgenommenen Biografien**

### **In dieser Biografienauswahl finden Sie:**

- alle Biographien von **männlichen NS-Opfern/Verfolgten, und Widerstandskämpfern/Gegnern des Nationalsozialismus**, nach denen in Hamburg Straßen benannt wurden:

Brüder-Hornemann-Straße; Carl-Stamm-Park; Carlebachstraße und Joseph-Carlebach-Platz; Eduard-F.-Pulvermann-Weg; Eduard-Reichenbaum-Weg; Erich-Hippel-Weg; Ernst-Cassirer-Park und Ernst-Cassirer-Weg; Ernst-Tichauer-Weg; Georges-André-Kohn-Straße; Gordonstraße; Habigerstieg; Hellmuth-Bartsch-Weg; Johannes-Bremer-Weg; Joseph-Norden-Weg; Julius-Kobler-Weg; Jungliebstraße; Korachstraße; Kurt-Elvers-Weg; Kurt-Oldenburg-Straße; Marek-





James-Straße; Marek-Steinbaum-Weg; Max-Emden-Weg; Mendelstraße; Noackstieg; Paul-Dieroff-Weg; Porgesring; Rappoltweg; Rieckhoffstraße; Roman-Zeller-Platz; Schendelstieg; Sergio-de-Simone-Stieg; Sterntwiete; Walter-Rudolphi-Weg; Walter-Schüler-Weg; Wassermannweg.

Bittcherweg; Bobzienweg; Boldtstraße; Bonhoefferstraße; Bruno-Lauenroth-Weg; Bruno-Tesch-Platz; Christoph-Probst-Weg; Curt-Bär-Weg; Dellstraße; Dohnányiweg; Einhausring; Ernst-Henning-Straße; Ernst-Mittelbach-Ring; Ernst-Mittelbach-Stieg; Ernst-Thälmann-Platz; Felix-Jud-Ring; Fritz-Lindemann-Weg; Fritz-Schade-Weg; Fritz-Solnitz-Weg; Georg-Appel-Straße; Goerdelerstraße; Gromballring; Habermannstraße; Häußlerstraße; Hans-Sander-Straße; Hans-Stoll-Straße; Harnackring; Haubachstraße; Heinz-Gärtner-Brücke; Helmuth-Hübener-Gang; Helmuth-Hübener-Weg; Herbert-Thörl-Weg; Hermann-Lange-Weg; Horlebuschweg; Jean-Dolidier-Weg; Johannes-Prassek-Park; Jonni-Schacht-Weg; Julius-Leber-Straße; Karczweg; Karl-Kock-Weg; Karl-Lippert-Stieg; Karl-Reese-Weg; Karl-Rüther-Stieg; Karl-Wolff-Straße; Konrad-Veix-Stieg; Kurt-Adams-Platz; Kurt-Ledien-Weg; Kurt-Schill-Weg; Leipeltstraße; Leuschnerstraße; Martin-Leuschel-Ring; Max-Eichholz-Ring; Maximilian-Kolbe-Weg; Michael-Pritzl-Weg; Mokrystraße; Oswald-Kanzler-Weg; Otto-Grot-Straße; Otto-Schumann-Weg; Paul-Bunge-Stieg; Perelsstraße; Plettenbergstraße; Prassekstraße; Reinhold-Meyer-Straße; Robert-Finnern-Weg; Rudolf-Klug-Weg; Schärstraße; Schulenburgring; Schwentnerring; Stauffenbergstraße; Stellbrinkweg; Von-Appen-Straße; Von-Hacht-Weg; Von-Haeften-Straße; Von-Halem-Straße; Von-Moltke-Bogen; Von-Scheliha-Straße; Walter-Becker-Straße; Walter-Hammer-Weg; Walter-Koppel-Weg; Werner-Schroeder-Straße; Wieleweg; Wilhelm-Bauche-Weg; Wilhelm Bock-Weg; Wilhelm-Osterhold-Stieg.

- alle Biographien der Männer, nach denen in Hamburg Straßen heißen und **die während der NS-Zeit Hilfe für NS-Verfolgte leisteten** (Kapitän-Schröder-Weg), **sich um die Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus verdient machten** (Günther-Schwarberg-Weg), die **Opfer neonazistischer Gewalt** wurden (Ramazan-Avci-Platz; Tasköprüstraße) und die **beispielhaft für Integration und Engagement stehen** und nach denen in Hamburg Straßen heißen (Dursun-Akcam-Ufer, Muharrem-Acar-Brücke).

Mit diesen Biografien wollen wir für Wachsamkeit werben gegen menschenrechtsverachtende Ideologien und darüber hinaus für ein friedliches und nicht ausgrenzendes Miteinander mit unseren Mitbürgerinnen und Mitbürgern aus unterschiedlichen Kulturen und Nationen plädieren.



- eine Auswahl von **nach NS-belasteten Männern benannte Straßen.**

Da der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit nach wie vor ein wichtiges gesellschaftspolitisches Thema ist und seit Längerem sowohl in der Öffentlichkeit als auch „in der Politik“ darüber diskutiert wird, welche Straßen nach NS-belasteten Personen heißen und wie damit in Zukunft umzugehen ist (siehe dazu das entsprechende Kapitel im Band 1), widmet sich auch diese Publikation dieser Debatte. Allerdings gibt es noch große Forschungslücken hinsichtlich der Frage, welche Straßen nach NS-belasteten Personen benannt sind. Deshalb kann diese Publikation nur eine kleine Auswahl von NS-belasteten Straßennamen nennen. Dr. Brigitta Huhnke und Dr. Hans-Peter de Lorent haben mehrere Biographien von Männern verfasst, nach denen in Hamburg Straßen benannt wurden und die während der NS-Zeit die nationalsozialistische Ideologie unterstützten und/oder Mitglied der NSDAP und/oder von NS-Organisationen waren.

An dieser Stelle sei auch auf die am 18. Februar 2016 online gehende Datenbank „Die Dabeigewesenen. Hamburg Topographie der NS-TäterInnen, MitläuferInnen, DenunziantInnen, ProfiteurInnen“ unter [www.hamburg.de/ns-dabeigewesene](http://www.hamburg.de/ns-dabeigewesene) hingewiesen. Sie enthält Kurzportraits und Adressen der Wirkungsstätten bzw. Wohnungen von Personen, unter denen auch sich auch welche befinden, nach denen in Hamburg Straßen benannt wurden. Diese Datenbank ist ein kontinuierliches / „laufendes“ Projekt, wird ständig ergänzt werden und kann ebenfalls nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben, da u. a. die Frage nach NS-belasteten Straßennamen noch ein Forschungsdesiderat darstellt.

Umbenannt wurden wegen der NS-Belastung der Straßennamensträger bereits z. B. folgende Straßen:

- Frenssenstraße, Blankenese, benannt 1928, umbenannt 1986 in Anne-Frank-Straße (siehe dazu unter Anne-Frank-Straße in Bd. 2 und in Bd. 1 der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit);
- Frenssenweg, Eimsbüttel, umbenannt 1986 in Andreasberger Weg – eine Stadt im Harz;
- Georg-Bonne-Straße, Nienstedten, benannt 1949, Teilumbenennung 1996 in Am Internationalen Seegerichtshof und ein anderer Teil der Straße in Christian-F.-Hansen-Straße, Architekt im 18. Jhd.;



- Gustav-Stille-Weg, Bergedorf, umbenannt 2006 in Franz-Rohr-Weg (siehe zu ihm diesem Band), Gustav Stille (1845-1920), Arzt und Schriftsteller verfasste rassenideologische Schriften mit starken antisemitischen Tendenzen.
- Hindenburgstraße, benannt 1926, verläuft durch Alsterdorf, Winterhude, Groß Borstel, Teilumbenennung 2013 in Otto-Wels-Straße (siehe dazu auch in Bd. 1 im Kapitel: Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit);
- Johannes-Rabe-Stieg, Lohbrügge, umbenannt 2002 in Höperstieg, In Anlehnung an Höperfeld, Erinnerung an das untergegangene Dorf Hope.
- Johannes Rabe (1838-1924): Heimatdichter, lebte in Bergedorf, wegen seiner antisemitischen Veröffentlichungen in der Zeit des Ersten Weltkriegs Umbenennung der Straße;
- Julius-Fresselstraße, Uhlenhorst, benannt 2010, 2014 umbenannt in Dorothea-Bernstein-Weg (siehe dazu in Bd. 2 unter Dorothea-Bernstein-Weg und in Bd. 1. Im Kapitel: Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit);
- Konjetznystraße, benannt 1961, Langenhorn, im Dezember 2015 umbenannt in Annie-Kienast-Straße
- Max-Nonne-Straße, Langenhorn, benannt 1942, Arzt, Neurologe. Umbenannt 2015 in Ursula-de-Boor-Straße;
- Peter-Mühlens-Weg, Hamburg-Nord, benannt 1945, umbenannt 1996 in Agnes-Gierck-Weg (siehe dazu in Bd. 2 unter Agnes-Gierck-Weg und in Bd. 1 im Kapitel: Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit);
- Pfitznerstraße, Altona, umbenannt 2010 in Friedensallee, die schon seit 1887 besteht. Hans Pfitzner (1869-1949), *Komponist* und Dirigent war eine Stütze des NS-Regimes im Bereich Kultur.
- Schottmüllerstraße, Eppendorf, benannt 1937, umgewidmet 2014 Name blieb, gewidmet aber einer anderen Person (siehe dazu in Bd. 2 unter Schottmüllerstraße und in Bd. 1 im Kapitel: Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit);
- Weygandtstraße, Langenhorn, benannt 1960, umgewidmet 1999, weiterhin Weygandtstraße nun aber nach einem anderen Weygandt. Siehe dazu unter Weygandtstraße in diesem Band und zur Vita Weygandts unter: [www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/](http://www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/)

- **eine Auswahl von nach Kolonialakteuren benannte Straßen**

Seit Jahren versuchen die Black Community und andere zivilgesellschaftliche Organisationen für das Thema „koloniale Straßennamen“ ein Bewusstsein in der



Öffentlichkeit zu schaffen – und dies nicht nur in Hamburg. So zeigten z. B. der Verein Berlin Postkolonial e.V. und [afrika-hamburg.de](http://afrika-hamburg.de) 2013 im Hamburger Kunsthaus die Wanderausstellung „freedom roads! Koloniale Straßennamen . postkoloniale Erinnerungskultur“. (Siehe dazu unter [www.freedom-roads.de](http://www.freedom-roads.de)) Außerdem widmen sich entsprechende Stadtteilrundgänge und künstlerische Installationen diesem Thema. Und auch im politischen Raum wird über die nach Kolonialakteuren benannten Straßen debattiert. (Siehe zum Thema „koloniale Straßennamen“ in Band 1 das entsprechende Kapitel von Frauke Steinhäuser.)

Aber auch zu diesem Themenkomplex muss noch weiter geforscht werden. Deshalb kann im Band 3 auch kein umfassender Überblick über alle Straßen vorgelegt werden, die nach Kolonialakteuren benannt wurden. HMJokinen hat unter Mitarbeit von Frauke Steinhäuser sechzehn ausführliche Biographien von Kolonialakteuren verfasst, nach denen in Hamburg Straßen heißen – Frauke Steinhäuser eine weitere.

Biografische Recherchen zu Kolonialakteuren verlangen nicht nur das Finden, Deuten und gegen den Strich Lesen hiesiger, weißer Quellen. Genauso wichtig ist es, die Sichtweise von Menschen aus den kolonisierten Ländern gleichwertig einzubeziehen. Auch sollten in diesen Biografien berücksichtigt werden, dass die in kolonialen Zusammenhängen ausgebeuteten, verfolgten, ermordeten Menschen nicht nur Opfer waren. Es gibt immer wieder Hinweise auf Widerstand und auch dieser muss erforscht und erwähnt werden.

Außerdem beschränken sich, anders als bei den Frauen-Biografien in der Publikation (siehe Bd. 2) diese 17 Biografien der Kolonialakteure nicht immer auf den individuellen Lebensweg der jeweiligen Person. Manche von ihnen sind eingebunden in weltweit vernetzte Familiendynastien, deren Geschäftstätigkeiten vom 18. Jahrhundert bis in die heutige Zeit reichen. Diese 17 Biografien von Kolonialakteuren zeigen also auch exemplarisch auf, wie Biografien in diesem Themenbereich geschrieben werden können.

In dieser Form sind bisher diese 17 Biografien zu diesen Straßen verfasst worden: Dominikweg; Gaiserstraße; Godeffroystraße; Hagenbeckallee (dazu gehört auch die Hagenbeckstraße); Laeiszstraße; Meyerstraße; Neumann-Reichardt-Straße; Nöltingstraße; O'Swaldstraße; Schimmelmanstraße (dazu gehören auch: Schimmelmanallee; Schimmelmanstieg; Schatzmeisterstraße); Schweinfurthweg; Slomanstieg (dazu gehört auch die Slomanstraße); Stockmeyerstraße; Thörlstraße (dazu gehört auch der Thörlweg); Walderseestraße; Wißmannstraße; Woermannstraße (dazu gehört auch der Woermannstieg).

Hinweis zur Schreibweise mancher Begriffe in den 17 biografischen Texten: „Schwarz“ ist stets groß geschrieben und „weiß“ klein. Diese Schreibweisen sind



üblich in der postkolonialen Fachliteratur. Sie deuten an, dass „Schwarz“ und „weiß“ keine äußerlichen Zuschreibungen sind, sondern Konstrukte, und dass Weißsein ein Gewaltverhältnis markiert. Das Wort „Neger“ wurde ausschließlich in historischen Zitaten ausgeschrieben, ansonsten wurde hierfür der Begriff „N.-Wort“ verwendet.

Im Band 3 online finden Sie des Weiteren noch bei folgenden Straßennamen Hinweise auf koloniale Verbindungen: Donnerstraße; Gayens Weg; Donnerstraße; Heinrich-Traun-Platz; Baur's Park; Schubackstraße (Hier müsste noch weiter zum Thema koloniale Verbindungen geforscht werden); Sievekingdamm;

In diesem Zusammenhang sei auch auf den Amalie-Dietrich-Stieg hingewiesen, siehe dazu in Band 2 die Biografie von Amalie Dietrich (Amalie-Dietrich-Stieg).

Im Internet unter „Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum - Personen“ sind *weitere Straßennamen* aufgeführt. So: Alfred-Beit-Weg; Asbeckstraße; Ballindamm; Bismarckstein und Bismarckstraße; Caprivistraße; Caspar-Voght-Straße; Donnerstraße; Edmund-Siemers-Allee; Franz-Gartmann-Treppe; Hansingweg; Heinrich-Barth-Straße; Heinrich-Helbing-Straße und Helbingtwiete sowie Helbingstraße; Hoffstraße; Justus-Strandes-Weg; Kolumbusstraße; Lengerckestraße und Lengerckestieg; Magellan-Terrassen; Marco-Polo-Terrassen; Maretstraße; Mergellstraße; Morewoodstraße; Nagels Allee und Nagelsweg; Nobléestraße; Reventlowstraße; Sievekingdamm; Veringstraße und Veringweg; Von-Melle-Park; Vorwerkstraße; Witts Allee.

Unter [www.freedom-roads.de](http://www.freedom-roads.de) werden unter „Hamburg“ neben den schon aufgeführten noch folgende weitere Straßennamen verzeichnet: Bennigsenstraße; Eschelsweg; Härders Kamp; Nettelbeckstraße; Roscherweg; Schlinckstraße; Sievekingplatz; Vasco-Da-Gama-Platz.

- **eine Auswahl von unter der Gender-Perspektive verfassten Männerbiographien**

Auch von den noch über 2000 mit Straßennamen geehrten männlichen Persönlichkeiten, die nicht in die oben erwähnten Kategorien wie z. B. Opfer/Verfolgte des Nationalsozialismus, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus, NS-Belastete und Kolonialakteure fallen, konnten bisher aus den eingangs zu Band 3 erwähnten Gründen nur eine kleine Auswahl an Kurzviten erstellt werden. **Hier liegt der Schwerpunkt der Auswahl auf den Männern (straßennamen), die in Beziehung zu den Frauen standen, nach denen ebenfalls Straßen benannt wurden.** Diese Männernamen sind durch Verweise gekennzeichnet, die Sie bei den entsprechenden Frauen- (straßennamen) im Band 2 finden.

In diesen Männerbiografien wird – entsprechend der Intention der Gesamtpublikation - die Gender-Perspektive in den Vordergrund gerückt. Deshalb gibt



es kaum Informationen über die beruflichen und sonstigen Aktivitäten der Männer, die jeder/jede an anderer Stelle nachschlagen kann, dafür mehr über ihre Einstellung zur Geschlechterfrage, zu (ihren) Frauen, bzw. zu deren Miteinander. Es kann allerdings im Rahmen dieser Publikation nicht das gesamte Beziehungsgeflecht dieser Männer aufgearbeitet werden, etwa zu allen Frauen, die sie geliebt oder gehasst, mit denen sie freundschaftlich verbunden waren, gearbeitet und gewirkt haben.

Leider haben bisherige Forschungen besonders für den lokalen Bereich diese Genderperspektive oft ausgeklammert. Und so erfahren wir über viele lokal bedeutende Männer nichts oder nur wenig über deren Beziehungen zu (ihren) Frauen oder zu ihrer Einstellung zur Geschlechterfrage. Oftmals wird das Familienleben – so z. B. häufig bei lokalen Politikern, Unternehmern, Vereinsvorsitzenden etc., nach denen Straßen benannt sind - nur gestreift. Auch wenn Frauen und Kinder vorhanden waren, hat die Frage nach der Rolle als Vater und Ehemann/Lebensgefährtin oft keine Relevanz, wenn es um sein Werk, sein Wirken in der Politik, im Verein und Unternehmen, um seine Entdeckung oder Aktivitäten im Berufsleben etc. geht.

Die Erfolge und Leistungen vieler bedeutender Männer sind aber oft nur auf der Basis eines unterstützenden Netzwerkes zu sehen, in dem Frauen häufig eine bedeutende Rolle übernahmen. Doch galt - und gilt bis heute - oftmals ihr Beitrag auf Grund patriarchaler Denkstrukturen häufig als nicht der Rede wert – und als unpassender Gegenstand offizieller Erinnerungskultur. (Die Danksagungen an die Lebensgefährtin, die mittlerweile in vielen von Männern gehaltenen Reden zum guten Ton dazu gehören, seien an dieser Stelle nicht weiter berücksichtigt. Hier müsste einmal der Frage nachgegangen werden, in wie weit solche Danksagungen die meist von Frauen geleistete wichtige Hintergrundarbeit tatsächlich würdigen und in das Bewusstsein der Bevölkerung rücken. Oder handelt es sich nur um eine nette, oberflächliche Geste, die man dem Zeitgeist zu schulden meint, da man doch modern und aufgeschlossen wirken möchte?)

- **zwei Aufsätze: den einen über die Widerstandskämpfer/Gegner des Nationalsozialismus, an die mit Straßennamen erinnert wird, verfasst von Joachim Szodrzynski; den anderen zu den literarischen Figuren als Straßennamen, geschrieben von Brita Reimers.**



## **Straßenbenennungen nach Widerstandskämpfern/Gegnern des Nationalsozialismus**

von Joachim Szodrzynski

79 Straßen sind in Hamburg nach Widerstandskämpfern und Gegnern des Nationalsozialismus (Stand: Juli 2015) benannt. Dabei gab es die unterschiedlichsten Formen und Motive des Widerstands. Aus diesem Grunde soll zum besseren Verständnis der in der alphabetischen Auflistung aufgeführten Kurzviten von Widerständlern, im Folgenden eine kleine Übersicht über Widerstandsformen und –motive gegeben werden – ein Überblick von Joachim Szodrzynski von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte:

Als die Zerschlagung des „Dritten Reiches“ im Mai 1945 mit der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht ihr militärisches Ende fand, gab es im gesamten Reichsgebiet keine Region, keine Stadt und nicht einmal eine Ortschaft, deren Bewohnerinnen und Bewohner sich selbst von der NS-Herrschaft befreit hatten. Auch wenn öffentliche Bekenntnisse zum Nationalsozialismus in der Folge der Niederlagen seit Stalingrad, Nordafrika, Sizilien und der Normandie weniger begeistert klangen, schlug die Stimmung der „Volksgenossen“ nicht in offenen Widerstand gegen den NS-Staat um, sondern wandelte sich eher in stumme Resignation oder innerliche Abkehr vom Regime. Eine sich einheitlich artikulierende und handelnde deutsche Widerstandsbewegung hatte sich in Deutschland während der gesamten Dauer der NS-Herrschaft nicht etablieren können.

Gleichwohl existierte zwischen 1933 und 1945 ein breit gefächerter Widerstand, verstanden als bewusste politische Opposition, weltanschauliche Dissidenz, passive Resistenz im Sinne gesellschaftlicher Verweigerung, non-konformen Verhaltens, Emigration, bis hin zum militärischen Attentats- und Umsturzversuch vom 20. Juli 1944.

Überdies nahm in den Jahren 1936 bis 1938 der Spanische Bürgerkrieg die Funktion eines Stellvertreterkrieges gegen den faschistischen Siegeszug in Europa ein, in dem auch zahlreiche deutsche Kommunisten und Sozialisten aus kleineren linken Organisationen (SAP, KPO) eine Chance zum bewaffneten Kampf gegen den mit deutscher und italienischer Unterstützung putschenden General Franco erblickten und sich, häufig im Rahmen der Internationalen Brigaden, an der Verteidigung der Spanischen Republik beteiligten. Und auch in Teilen der von deutschen Truppen im Zweiten Weltkrieg besetzten Länder (Frankreich, Italien) kam der „Résistance“ bzw. der „Resistenza“ gegen Kriegsende wachsende Bedeutung zu.



Formen politischen, religiösen und ethisch motivierten Widerstands standen im „Dritten Reich“ ebenso unvermittelt nebeneinander wie der organisierte und individuelle Widerstand. So speisten sich die Widerstandsaktivitäten seitens der untereinander zerstrittenen Arbeiterparteien KPD und SPD, die sich mit Zeitungen, Flugblättern, Wandparolen und Klebezetteln vor allem in den Anfangsjahren der NS-Herrschaft um die Information und Ermutigung ihrer verbliebenen Anhängerinnen und Anhänger ebenso bemühten wie um die Herstellung einer Gegenöffentlichkeit im Ausland oder Hilfe für verhaftete oder verfolgte Genossinnen und Genossen und deren Familien, offensichtlich aus anderen Quellen als beispielsweise das akribisch vorbereitete Attentat des politisch zunächst nicht engagierten Alleintäters Georg Elser am 8. November 1939 im Münchner Bürgerbräukeller.

Seinen kleinsten gemeinsamen Nenner fand der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in einer generellen oder partiellen Ablehnung des Regimes, wobei es keiner Gruppe gelang, ihre oppositionelle Haltung über die gesamte Dauer des „Dritten Reiches“ aufrechtzuerhalten. Mitunter richtete sich der Widerstand auch nicht gegen die NS-Herrschaft im Allgemeinen, sondern lediglich gegen einzelne Aspekte des Regimes. Während der religiös motivierte Widerstand einzelner Exponenten der katholischen Kirche (Clemens August Graf von Galen, Bischof von Münster) [nach ihm ist in Hamburg noch keine Straße benannt worden] 1941 explizit das nationalsozialistische „Euthanasie-Programm“ als vorsätzlichen Mord an „unheilbar Kranken“ anprangerte, wandten sich Anhänger der Bekennenden Kirche um den Dahlemer Pfarrer Martin Niemöller [nach ihm ist in Hamburg noch keine Straße benannt worden] bereits Ende 1933 gegen die Gleichschaltung der evangelischen Kirche und den Einfluss der Deutschen Christen innerhalb derselben sowie gegen die Einführung des „Arierparagraphen“ in Kirchenämtern. Jehovas Zeugen, wie sich die Internationale Bibelforscher Vereinigung seit 1931 nannte, beteiligten sich prinzipiell nicht an Wahlen, lehnten die Hitlerverehrung (Hitlergruß) ebenso ab wie die Mitgliedschaft in NS-Organisationen und verweigerten den Wehrdienst. Der Widerstand des nationalkonservativen ehemaligen Leipziger Oberbürgermeisters Carl Friedrich Goerdeler [siehe: Goerdelerstraße] resultierte primär aus seiner Ablehnung des nationalsozialistischen Antisemitismus. Andere Gruppen wie die akademisch geprägte „Weiße Rose“ oder gegen Kriegsende sogenannte Edelweißpiraten fußten eher im bürgerlich-kulturellen oder jugendbewegten Milieu. Auch die Anhängerinnen und Anhänger der „Swing-Jugend“ zeichneten sich eher durch unangepasstes Verhalten und ihre Liebe zu diesem verbotenen Musikstil aus als durch eine generelle Systemgegnerschaft.

Stand bei vielen Sozialdemokraten und Gewerkschaftern im Hinblick auf eine Neuordnung Deutschlands nach Überwindung des Nationalsozialismus die





Orientierung an den Errungenschaften der Weimarer Republik im Vordergrund, so liebäugelten Goerdeler und seine nationalliberal ausgerichteten Freunde aus Diplomatie und Militär eher mit einer Wiedereinführung der Monarchie, während sich in der Anfang der 1940-er Jahre vor allem in Berlin aktiven Gruppe um den Oberregierungsrat im Reichswirtschaftsministerium Arvid Harnack [der Harnackring in Hamburg ist nur nach Ernst von Harnack benannt worden, nicht auch noch nach dessen Cousin Arvid von Harnack] und den Oberleutnant im Reichsluftfahrtministerium Harro Schulze-Boysen [nach ihm ist in Hamburg keine Straße benannt], die die Gestapo unter dem Sammelbegriff „Rote Kapelle“ verfolgte, Intellektuelle, Angestellte, Arbeiter und Offiziere zusammenfanden, deren weltanschauliche Ansichten ebenso dem Christentum entnommen sein konnten wie dem Marxismus. Der kommunistische Widerstand hingegen erblickte sein gesellschaftliches Ideal in der Errichtung eines Staates nach damaligem sowjetischen Vorbild. Zu einem Zentrum des bürgerlichen Widerstands entwickelte sich ab 1940 der so genannte Kreisauer Kreis, benannt nach dem niederschlesischen Gut Kreisau von Helmuth James Graf von Moltke [siehe Von-Moltke-Bogen], wo auf regelmäßigen konspirativen Treffen Konzepte für eine staatliche, wirtschaftliche und soziale Neuordnung Deutschlands nach dem Sturz der NS-Herrschaft diskutiert wurden.

Angesichts der „Straftaten“, die den Widerstandsaktivisten von den NS-Verfolgungsbehörden zur Last gelegt wurden, fällt die Unverhältnismäßigkeit zwischen dem drakonischen Strafmaß und den Aktivitäten der Verurteilten auf: Hatte etwa ein/e Kommunist/in oder Sozialdemokrat/in 1933 - über den Zeitpunkt des Verbots seiner/ihrer Partei hinaus - versucht, Flugschriften oder Zeitungen an Genossinnen und Genossen zu verteilen oder weiterhin Mitgliedsbeiträge für seine/ihre Organisation zu kassieren, so trug ihm/ihr das in der Regel eine Anklage wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ und eine Gefängnisstrafe von zwei bis drei Jahren ein. Strafen, die, insbesondere in der Zeit nach der nationalsozialistischen „Machtergreifung“, dem Terror gegen politische Gegnerinnen und Gegner ebenso dienten wie der Einschüchterung der deutschen Bevölkerung.

Die in Hamburg nach Widerstandskämpfern und –kämpferinnen benannten Straßen, Plätze und Wege berücksichtigen Personen aus unterschiedlichen Kreisen. Neben Exponenten des militärischen, kirchlichen, bürgerlichen und kulturellen Widerstandes waren es nach 1945 vor allem Sozialdemokraten/innen und Kommunisten/innen, deren NS-Gegnerschaft, die etliche von ihnen mit dem Tode bezahlten, gewürdigt wurde. Ungefähr zwei Drittel der NS-Gegnerinnen und -gegner, deren Namen mittels Straßenbezeichnungen im öffentlichen Gedächtnis gehalten werden, entstammen dem politischen Widerstand aus SPD und KPD.



## Literarische Figuren als Straßennamen - Gedankenspiele

von Brita Reimers

»Dort entstanden auf meinen Forschungsgängen durch die Stadt die kartografischen Arbeiten – Stadtpläne, in denen ich die meist historischen Kämpfernamen der Straßen mit den Namen von sogenannten Unkräutern austauschte – sie umbenannte«, erzählt der österreichische Künstler Lois Weinberger über seinen Arbeitsaufenthalt 1994/95 in Berlin. Durch seine Karten zeigt Weinberger die Stadt von einem anderen Standpunkt aus: die Natur erobert den städtischen Raum. Bei offiziellen Benennungen von Straßen, die in Hamburg im demokratischen Prozess durch Bezirksversammlung und Senatskommission für die Vergabe von Verkehrsflächen erfolgt, artikuliert sich häufig der gesellschaftliche Zeitgeist, im besten Falle eine Vision. Nicht immer sind die Beweggründe später nachvollziehbar, so dass man sich vor Über- oder Fehlinterpretationen hüten sollte.

1904 werden in Hamburg zum ersten Mal Straßen nach literarischen Figuren benannt, die Sentastraße nach der Lichtgestalt aus Richard Wagners »Fliegendem Holländer« und die Ortrudstraße nach dem intriganten bösen Weib aus seiner Oper »Lohengrin«. Dahinter verbirgt sich eine amüsante folgenreiche Geschichte: Wenige Jahre nach dem Tod Hans Heinrich David Wagners wird 1877 in Barmbek-Süd eine Straße nach dem Grundeigentümer benannt. Später führt ein Irrtum in der Administration dazu, dass man die Wagnerstraße dem Komponisten Richard Wagner zuordnet und auf diesem Irrtum das sogenannte Komponistenviertel aufbaut. Um auch den Komponisten Wagner in diesem Areal ehren zu können, nennt man die im Verlauf der Wagnerstraße über den Eilbekkanal führende Brücke 1904 Wagnerstraßenbrücke und gesellt ihr die Senta- und Ortrudstraße zu. Daneben ist im Komponistenviertel nur eine weitere Operngestalt durch die Stradellakehre (1930) vertreten. Sie erinnert an das außerordentliche Ereignis der Uraufführung der Oper »Alessandro Stradella« 1844 in Hamburg, die Flotows erster großer Erfolg war. Den Komponisten selbst hat man bereits 1899 durch eine Straße geehrt.

Stradella ist bisher die einzige Opernfigur in der Stadt, die nicht aus einer Wagner-Oper stammt: 1938 wird in Rissen westlich des großen Sandmoorwegs (1930), der sich in Nord-Süd-Richtung durch das versandete Moor zieht, mit dem Tannhäuserweg die erste Straße nach einem Titelhelden einer Wagneroper benannt. Tannhäuser, der beim Sängerstreit emphatisch Frau Venus und die heidnische Liebe besingt, wird von der heiligen Elisabeth auf den Pfad der Tugend geführt. Ein Erlösungsversprechen im Jahre 1938? Im Jahre 1945 folgt der Lohengrinweg nach dem edlen Gottesstreiter, der seine Gemahlin für immer



verlassen muss, als sie die verbotene Frage nach seiner Herkunft stellt. Ein Unschuldiger! Erstaunt liest man in der amtlichen Erklärung, dass die Namensgebung sich auf den Protagonisten des gleichnamigen »mittelhochdeutschen Gedichts« bezieht. Sollte man Bedenken gehabt haben, sich auf den ins Zwielficht geratenden Wagner zu beziehen? Erhoben die Alliierten Einspruch? 1956 hegt man diese Zweifel offensichtlich nicht mehr, man erklärt offiziell, dass der Parsifalweg nach Wagners gleichnamiger Oper benannt sei, ebenso 1972 der Tristanweg und der Isoldeweg und 1973 der Rienziweg. Damit sind alle großen Wagneroperen mit Titeln der Hauptgestalten vertreten.

Östlich des Sandmoorwegs benennt man bereits 1933, im Jahr der Machtübernahme der Nationalsozialisten, zwei Straßen nach Siegfried, dem strahlenden jungen Helden des »Nibelungenliedes«, der mit übernatürlichen Kräften ausgestattet ist, und seinem Weib Kriemhild. Auch sie eine heldenhafte Gestalt, die nach der Ermordung Siegfrieds König Etzel heiratet, um an dessen Machtmittel zu gelangen und blutige Rache an ihrer ganzen Sippe zu üben. 1939 kommt die Brunhildstraße dazu, die zweite zentrale starke Figur des Nibelungenliedes, die nur dem Mächtigsten gehören will. Als Siegfried sie durch Betrug für Gunther gewinnt, lässt sie ihn durch Hagen töten.

1949 setzt man die Benennung nach Gestalten aus dem »Nibelungenlied« fort: Gernot, der zweite Burgunderkönig, Diplomat und Vermittler (Gernotstraße), Rüdiger, ein edler Markgraf und vorbildlicher Ritter, der in einen tragischen Zwiespalt gerät (Rüdigerau), Volker von Alzey, Spielmann und provozierender Spötter (Volkerweg). Zwei Jahre später Hildebrandt, ein Gefolgsmann des edlen Dietrich von Bern (Hildebrandtwiete). Gemeinsam fordern sie von Siegfrieds Mördern Genugtuung für die Tat. 1951 dann der Uteweg nach der Mutter Kriemhilds und der Burgunderkönige Gunther, Gernot und Giselher, eine warnende Cassandra. Dazu der Alberichstieg und der Mimeweg nach den beiden Zwergen. Das Schlusslicht setzt 1985 einstweilen der Tronjeweg, offiziell nach der Gudrun- und der Nibelungensage benannt. Richtig ist, dass es in beiden Sagen einen Hagen gibt. Von Tronje heißt aber nur die zentrale Figur aus den Nibelungen. Hagen von Tronje ist der bedingungslos treue Vasall des schwachen Gunther und listige Mörder Siegfrieds.

Gleichzeitig beginnt man 1949 mit der Namensgebung nach dem Kudrun-Epos, auch Gudrunssage genannt: Gudruns Heldentum ist von anderer Art als das Kriemhilds und Brunhilds. Als die Tochter von Hilde und König Hettel Hartmut von Ormanies Werbung ablehnt, entführt er sie. Dreizehn Jahre muss Gudrun Magddienste tun, bis ihr Bruder Ortwin und ihr Verlobter Herwig sie befreien. Zu Gudrunstraße und Herwigredder gesellen sich drei Gestalten aus dem Umkreis König Hettels: Frute, ein Lehnsmann, der sich durch besondere Klugheit auszeichnet (Fruteweg), sowie zwei seiner Brautwerber: Wate, der wegen seiner



Kunst im Schwertkampf bewundert wird (Wateweg), und Horand, der wie Orpheus mit seinem Gesang die Menschen bezaubern kann (Horandstieg). Ab 1952 ergänzt man das Personal des Epos durch Hartmutkoppel, Hettelstieg und Hildeweg (1954), Ortwinstieg (1955) und Iroldstieg (1955) nach Irold, der König Hettel bei der Brautwahl berät. Als man 1957 einen Weg nach Gerlind benennt, der Mutter Hartmuts, einer bösen Frau, die ihren Sohn zur Werbung und Entführung antreibt und Gudrun als Magd erniedrigt, ist das Personal der Gudrunssage nahezu vollständig.

1960 werden, doppelt paritätisch, zwei Straßen nach Nebenfiguren benannt: der Wolfrunweg nach einer Gestalt aus der »Gudrunssage« und der Siegrunweg nach eine Gestalt aus dem »Nibelungenlied«. 1969 entsteht der Hergartweg nach der Schwester Herwigs, einer ungetreuen Begleiterin Gudrun.

Die Straßennamen in Rissen zeigen, dass man nach dem Krieg an die Benennungspolitik während des Nationalsozialismus anknüpft. Es geht aber nicht mehr um die großen bedingungslosen Heldinnen und Helden, sondern um das gesamte Personal, und damit um die ganze Geschichte. Eine Gegenreaktion auf die Schrecken des Krieges bei gleichzeitiger Rückversicherung beim deutschen Mittelalter?

Die bedeutende Rolle, welche die mittelalterliche Literatur nach dem Krieg spielt, zeigt sich auch in anderen Stadtteilen, wo man sich selbst auf weniger bekannte mittelalterliche Werke bezieht. 1945 wird in Rahlstedt der Egilskamp nach dem Bogenschützen aus der »Edda« benannt. Seit 1948 gibt es in Niendorf die Hadubrandheide. Das »Hildebrandslied« erzählt, wie Hadubrand von seinem Vater Hildebrand in einem tragischen Zweikampf besiegt wird. Ob man dabei an die ursprüngliche Fassung aus dem 9. Jahrhundert denkt, in welcher der Vater seinen Sohn vermutlich tötet, oder an die mit einer Versöhnung endende Fassung aus dem 15. Jahrhundert, ist offen. Auffällig bleibt, dass die Straße nach dem Opfer und nicht nach dem Titelhelden und Täter benannt ist. Im selben Jahr beginnt man in Lokstedt mit dem Hartnitweg das Heldenepos »Wolfdietrich« ins Licht zu rücken. Diese erste Namenswahl erklärt sich vermutlich aus dem ursprünglichen Titel des Epos »Ornît und Wolfdietrich«. (Aus Ornît wurde später Hartnit.) 1956 folgen der eigentliche Held Wolfdietrich und der ihm treu zur Seite stehende Herzog Berchtung (Wolfdietrichweg, Berchtungweg). Von seinen Brüdern als Bastard vertrieben, sucht der Königsson Wolfdietrich Schutz im Reich des Hartnit, tötet den dort hausenden Drachen, dem Hartnit erlegen ist, und gewinnt dessen Witwe und Reich. Ein erstarktes Selbstbewußtsein nach dem verlorenen Krieg? Der viel später, 1965, benannte Hildburgweg erinnert an Wolfdietrichs Mutter.



Eine ähnliche Motivation wie bei der hohen mittelalterlichen Literatur lässt sich bei der Benennung von Straßen nach unserem volkstümlichen Erbe mit seinen Märchen- und Sagenfiguren vermuten.

Zunächst tauchen sie sehr selten und hier und da in der Stadt verstreut auf. Auch handelt es sich dabei nicht um bestimmte Figuren, und ihre Namensgebung ist der Lage geschuldet wie 1904 die Feenteichbrücke über den Feenteich in Uhlenhorst, der im 19. Jahrhundert aus einer Moirlache entstand; die Hexentwiete in Rissen 1928, die an einen Hohlweg erinnert, der durch einen Tannenwald führte, wo angeblich Hexen hausten; der Nymphenweg 1935 am Außenmühlenteich in Wilstorf neben dem Nymphengraben; ganz in der Nähe die Elfenwiese und der Nixenstieg 1950 in Marmstorf; ebenfalls 1950 der Hexenberg in Altona und 1980 der Hexenstieg, ein Stichweg der Hexentwiete. Schließlich 2003 Teufelsbrück an der Elbe in Nienstedten, ein Ort, um den sich eine Legende um den Teufel spinnt.

1948 werden erstmals in Hamburg Straßen nach bestimmten Märchen- und Sagenfiguren benannt. In den im nördlichen Hamburg gelegenen Stadtteilen Lokstedt, Schnelsen und Niendorf, die 1927 zur preußischen Landgemeinde Groß-Lokstedt zusammengefasst und 1937 mit dem Groß-Hamburg-Gesetz eingemeindet werden, bezieht man sich vor allem auf die Sammlung »Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg« des germanistischen Mediävisten Karl Müllenhoff (1818–1884). Siebenschön heißt seitdem eine Straße in Lokstedt nach einem Märchen aus Puttgarden. Aus Müllendorfs regionalem volkstümlichen Schatz kommen auch zwei Sagen, deren Helden 1948 zu Straßennamen in Lokstedt wurden: Lembek (Klaas Lembeke), ein holsteinischer Ritter, der sich tapfer und mit List, aber erfolglos gegen seinen Belagerer, den dänischen König Waldemar IV. zur Wehr setzt, und Offa, Sohn des Herrschers in Angeln, der sein Land gegen die Holsteiner und Dänen schützen kann (Lembekstraße und Offakamp). Ein Sieger und ein Verlierer! Die wörtliche Rede ist in »Offas Kampf auf der Eiderinsel« auf plattdeutsch verfasst.

In Niendorf erfindet man 1948 den Hadermanns Weg nach der ebenfalls bei Müllendorf abgedruckten Sage »Hadermanns Brautfahrt«. Die plattdeutschen Verse erzählen von dem lustig-verrückten Ritt ins ferne Franken, wo auf dem Hof der Braut die Tiere das Regiment führen.

In Schnelsen nutzt man Müllenhoffs 1845 zuerst erschienene Sammlung als Quelle, als man 1948 vier Straßen benennt: Kulemannstieg, Anna-Susanna-Stieg, Königskinderweg und Goldmariekenweg. Das Märchen »Kulemann« erzählt, in der wörtlichen Rede wiederum auf plattdeutsch, von einem freundlichen Unterirdischen, der dem Bauern Klaas Neve Geld leiht und es ihm schenkt, als dieser es zur vereinbarten Zeit zurückgeben will. »Anna-Susanna«



und »Et weren twe Königskinder« sind zwei kleine plattdeutsche Volksgedichte. Im ersten geht es um ein junges Mädchen, das aufstehen und putzen soll, um die erwarteten Freier zu empfangen, im zweiten bringt ein böses Weib den Tod, als die durch ein Wasser getrennten Liebenden zusammen zu kommen versuchen. Das von Müllenhoff gesammelte Märchen »Goldmarieken und Goldfeder« erzählt von einem Mädchen, welches das Wünschen gelernt hat und auf diese Weise sich und den Königssohn nicht nur vor der Hexe rettet, sondern ihn am Ende auch gewinnt. Ab 1950 folgen Namen nach Grimmschen Märchen: Dörrröschenweg, Rumpelstilzchenweg 1968, Eisenhansweg 1969, Hänselstieg und Gretelstieg 1970. In den 1980er Jahren denkt man an einen wilden Gesellen – Klabautermann heißt seit 1986 eine Straße in der sogenannten Märchensiedlung. 1988 greift man noch einmal in Müllenhoffs Schatztruhe und wählt die Titelfigur des Märchens »Klaus Nanne«, das durch seine Kürze und das offene Ende modern wirkt.

Auch in Billstedt flüchtet man sich in die Märchenidylle, als die Anwohner und Anwohnerinnen der 1949 entstandenen Behelfsheimsiedlung ihren Wegen vor allem Namen aus der Grimmschen Welt geben. Diese Bezeichnungen werden 1952 bei der offiziellen Benennung der Straßen übernommen: Aschenputtel- und Sterntalerstraße, Gänseliesel-, Rosenrot-, Rotkäppchen-, Schneewittchen-, Drosselbart-, Froschkönigweg und Däumlingtwiete; dazu Prinzenweg, Riesenweg und Zwergenstieg.

Der Geist des Riesengebirges ist in der Rübezahlstraße präsent. Zwei weniger bekannte Figuren sind im Bärenhäuterweg und im Rautendeleinweg vertreten. Ersterer bezieht sich nach offizieller Angabe auf eine »Romanfigur aus Grimmelshausens *Simplicissimus*«. Das Motiv des Mannes, der einen Pakt mit dem Teufel schließt, welcher Belohnung verspricht, wenn der Mensch ihm sieben Jahre dient, ohne sich zu reinigen und als Kleidung und Bettzeug nichts anderes als eine Bärenhaut benutzt, wurde aber auch von den Brüdern Grimm in ihre Sammlung aufgenommen. Der zweite ist vermutlich nach einer Elfe in Gerhard Hauptmanns »Versunkene Glocke. Ein deutsches Märchendrama« benannt. Mit der Sultanstraße, der 1953 der Aladinweg folgt, kommt sogar ein bisschen orientalischer Zauber in das Billstedter Märchenviertel.

Personal aus Werken bestimmter Schriftsteller taucht zuerst 1910 in Barmbek-Nord mit der Lienhardstraße nach Pestalozzis (1746–1827) vierbändigem literarischem Hauptwerk »Lienhard und Gertrud« auf, das den Autor berühmt macht. Ein Zeichen für das Kinderheim der Pestalozzistiftung-Hamburg, das 1906 aus städtebaulichen Gründen nach Volksdorf umziehen muß. Warum aber fällt die Wahl auf den männlichen Titelhelden? Lienhard trinkt und spielt und bringt damit seine Frau und seine sieben Kinder in Not und Elend. Diese wirtschaftliche und sittliche Verwahrlosung ist nach Pestalozzis Überzeugung



eine Folge der Korruption und des Eigennutzes der Herrschenden. Hilfe zur Selbsthilfe durch eine gründliche Elementarbildung schon vor der Schule ist sein pädagogisches Credo.

1938 beginnt eine Politik der Namensgebung nach literarischen Figuren, die deutlich vom Nationalsozialismus geprägt ist. Seit 1921 gedenkt man mit der Gorch-Fock-Straße des Schriftstellers, der 1916 in der Seeschlacht im Skagerrak fiel. Als vermeintlicher Kriegsverherrlicher und niederdeutscher Autor wird er von den Nationalsozialisten vereinnahmt, denen eine Straße in Eimsbüttel offenbar nicht genügt, so dass sie 1933 die Friedrich-Ebert-Straße, eine zentrale Verkehrsachse in der Innenstadt, in Gorch-Fock-Wall umbenennen. Doch damit nicht genug der Präsenz. 1938 kennzeichnet man in Billstedt eine Straße als Godenwind nach Gorch Focks »Hein Godenwind de Admirol von Moskitonien. Eine deftige Hamburger Geschichte«. Und auch in Finkenwerder fühlt man sich 1941 berufen, den Sohn der Insel gleich durch drei Straßen herauszustellen: Hans-Hinnik-Weg, Cilli-Cohrs-Weg und Hein-Saß-Weg, 1994 dann der Stichweg Hein-Saß-Stieg.

Bei einem anderen Hamburger, Hermann Claudius (1878-1980), muss man sich die Mühe der Vereinnahmung erst gar nicht machen. Der niederdeutsche Lyriker und Erzähler legt 1933 ein »Gelöbnis treuester Gefolgschaft für Adolf Hitler« ab und nimmt selbst nach dem Krieg an den 1949 wiederbegründeten Lippoldsberger Dichtertagen teil, bei denen man den Nationalsozialismus im Rückblick zu rechtfertigen sucht. Den 1940 vergebenen Namen Kiepenkerlsweg in Fischbek-Neugraben könnte man auf alte Sagen zurückführen, die vom Kiepenkerl und Diebeskuhlen im Falkenberg erzählen. Der Weg ist aber ausdrücklich nach Hermann Claudius Gedicht »Kiepenkerl vom Falkenberg« benannt, das 1909 auf plattdeutsch erscheint: »De Kiepenkerl vun'n Falkenberg«. Wollte man sich auf eine schriftliche Quelle beziehen? Wollte man implizit Hermann Claudius ehren? Der Straßename Claudius war natürlich durch Matthias Claudius, seinen Urgroßvater, besetzt. Oder versteckt hier jemand raffiniert eine Botschaft? Das Gedicht von Claudius erzählt, wie der Kiepenkerl und viele andere Bauern der Umgebung sich auf dem Falkenberg mit dem Teufel einlassen. Der letzte Vers lautet: »haha! – Wat hett de Düvel lacht!«

1986 setzt eine Blankeneser Bürgerinitiative die Umbenennung der Frenssenstraße durch, an seine Werke erinnern drei Straßen weiterhin. Der Erfolg, den Gustav Frenssen (1863–1945), der von 1906–1912 in Blankenese wohnt, mit seinen Heimat- und Bildungsromanen hat, ist heute nicht mehr nachvollziehbar. Nach »Jörn Uhl«, dem ersten großen Erfolg im Jahre 1901 (Jörn-Uhl-Weg 1979 in Blankenese), kann der Pastor seine Stelle aufgeben. Von germanisch-völkischem Lebens- und Schicksalsglauben durchdrungen, bekennt der Schriftsteller, dessen Werke von Anfang an stark politisch-agitatorisch



gefärbt sind, sich offen zum Nationalsozialismus. 1941 und 1942 werden in Blankenese zwei Straßen nach seiner 1911 erschienenen Erzählung »Der Untergang der Anna Hollmann« benannt: der Anna-Hollmann-Weg und der Gultweg nach dem Seemann Jan Gult, den Frenssen in der Kirche über Gott meditieren lässt, der die Menschen verlassen hat. 1947 fügt man die Babendiekstraße nach dem dickleibigen Entwicklungsroman »Otto Babendiek« von 1926 hinzu. Arno Schmidt hat sich bemüht, dieses Werk aus der Versenkung zu holen, und Tilmann Spreckelsen setzt sich in der FAZ vom 16. 3. 2003 dafür ein, indem er den Menschen und sein Werk differenziert betrachtet. Der Artikel endet: »Das Buch macht aus Gustav Frenssen keinen besseren Menschen. Und Frenssen aus ‚Otto Babendiek‘ kein schlechteres Buch.«

Keinen völkisch raunenden, sondern einen lustigen Ton schlägt der plattdeutsche Schriftsteller John Brinckmann (1814–1870) aus Mecklenburg in seiner Lügen- und Spaßgeschichte »Peter Lurenz bi Abukir« und in den Erinnerungen an seine Kindheit »Kaspar-Ohm un ick« an (1943, Peter-Lurenz-Weg in Eißendorf 1950 Kaspar-Ohm-Weg in Wellingsbüttel). Plattdeutsche Heimatliteratur im und nach dem Krieg ist es gleichwohl.

Vergnügt geht es auch in den Volkskomödien des plattdeutschen Dramatikers und Balladendichters Hermann Boßdorf (1877–1921) zu, der ein Jahr nach seinem Tod wie Gorch Fock mit einer Straße in Eimsbüttel geehrt wird. Als Richard Ohnsorg 1920 die »Gesellschaft für dramatische Kunst« in »Niederdeutsche Bühne« verwandelt, braucht er plattdeutsche Stücke, und die gibt er u.a. bei Hermann Boßdorf in Auftrag, dessen erste Komödie im Jahre 1919 ein Erfolg gewesen war. Mit dem Kramer-Kray-Weg (1950) und vier weiteren Straßen im Jahre 1984 – Maike-Harder-Weg, Hartje-Rüter-Weg, Tönns-Wulf-Weg und Krischan-Kreibohm-Weg – ehrt Poppenbüttel den Mitbegründer des plattdeutschen Dramas, dessen Stücke hin und wieder noch aufgeführt werden.

Auch in anderen nordöstlichen Stadtteilen Hamburgs werden im Jahre 1950 Straßen nach literarischen Gestalten benannt, wobei man sich dort auf Schriftsteller der Weltliteratur bezieht. Aber weiterhin sind es heimatliche Autoren, deren Werke zumeist in Norddeutschland angesiedelt sind.

In Bramfeld knüpft man mit dem Havermannstieg aus Reuters (1810–1874) bekanntestem Roman »Ut mine Stromtid« an die seit 1890 bestehende Fritz-Reuter-Straße an. 1951 weist man Karl Havermanns altem Freund Bräsig die größere Straße zu. Er ist die wohl populärste Figur des mecklenburgischen Vertreters des großen realistischen plattdeutschen Romans, ein gutmütiger Gutsverwalter voll Lebensklugheit, dessen Streben nach höherer Bildung zu den komischsten Szenen führt. Bräsig vermittelt Havermann eine Stelle als





Gutsverwalter. Der behäbige Gutspächter Jochen Nüßler bekommt ebenfalls 1951 einige Straßen weiter, auf Abstand den Nüßlerkamp.

Wie die Wahl von Brinckmann, Boßdorf und Reuter auch zeigt, hat man nach dem Krieg ein großes Bedürfnis, sich zu amüsieren und zu lachen.

In Rahlstedt besinnt man sich endlich auf den in Alt-Rahlstedt verstorbenen Detlev von Liliencron (1844–1909) und ehrt ihn 1950 mit der Liliencronstraße. Als Lyriker schuf der Dichter ganz neue impressionistische Gedichte. In Hamburg bezieht man sich aber zunächst auf den Balladendichter und seinen plattdeutsch verfaßten »Pidder Lüng«, dessen Strophen mit dem bekannten Vers enden: »Lewwer duad üs Slaav! (Lieber tot als Sklave). 1950 ein Bekenntnis? Oder die Liebe zum Altvertrauten? Dem Pidder-Lüng-Weg stellt man 1955 das Pogwischrund gegenüber, nach Henny Pogwisch, dem dänischen Gegenspieler von Pidder. Mit dem Wiebkestieg kommt dann 1958 der impressionistische Liliencron zur Geltung. Wiebke ist eine Äbtissin, vor deren Augen eine Nonne von ihrem Liebsten entführt wird. Als sich die Erstarrung löst, laufen alle Nonnen neugierig ans Fenster und: »Schauen in die Frühlingfelder./Hören wie die Lerchen singen./Fern am Waldesrand ein Hufblitz/Sendet letzten Gruß zurück.« Ein heiterer, versöhnlicher Schluss in einem ganz neuen Ton. Eine Feier des unmittelbar Geschauten.

Nachdem die 1950er Jahre in Rahlstedt Liliencron gehörten, wendet man sich in den 1960er Jahren erneut Theodor Storm (1817–1888) zu, der bereits vor 1949 eine Straße erhielt. Mit dem Schimmelreiterweg, der in Hauke-Haien-Weg übergeht, und dem Poppenspärerweg gedenkt man 1964 der zwei vielleicht bekanntesten Novellen des realistischen Erzählers, die damals auch Schullektüre sind. Als der Deichgraf Hauke Haien sich bei einer Jahrhundertsturmflut weigert, seinen nach neuen Methoden gebauten Deich mit Durchstichen des alten zu gefährden, überflutet das Meer das Land. Mit den Worten »Herr Gott, nimm mich; verschon die anderen«, stürzt Hauke Haien sich mit seinem Schimmel ins Meer. Sein Kampf mit den Elementen ist verloren. In der zweiten Novelle gründet Paul, der als Kind vom Puppenspiel fasziniert ist, eine bürgerliche Existenz, heiratet gegen alle Konventionen Lisei, die Tochter des Puppenspielers, (Lisestieg 1971) und wird glücklich mit ihr. Die Zeit des Marionettenspiels scheint vorbei, der alte Puppenspieler stirbt aus Gram. Eine Erzählung über das Thema Künstler und Bürger.

72 Straßennamen sind nach männlichen Figuren benannt, 37 nach weiblichen. Wäre es an der Zeit, den Standpunkt zu wechseln und eine Parität anzustreben und gleichzeitig die Lesekultur zu fördern? Die Dringlichkeit, unser Verhältnis zur Natur zu erneuern, könnte bei der Auswahl der Namen eine Richtung weisen.



## Alphabetische Auflistung der nach Männern benannten Straßen

### A

[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Abbestraße**, Ottensen (1950): Prof. Dr. Ernst Abbe (1840-1905), Physiker, Forscher, Carl-Zeiss- Stiftung, Jenaer Glaswerke

Ernst Abbe führte Ende des 19. Jahrhunderts für die Belegschaft des Zeisswerkes den Neun Stunden Tag ein, ebenso den Mindestlohn, ließ die Mitarbeiter am Gewinn beteiligen, gewährte bezahlten Urlaub, gründete eine Baugenossenschaft, den Lesehallenverein und die Lesehalle Jena.

Verheiratet war Ernst Abbe seit 1871 mit **Else Snel** (1844-1914), der Tochter des Mathematikers und Physikers Karl Snell, eines Lehrers Abbes. Das Paar bekam zwei Töchter (1872 und 1874). Auch Else Abbe war auf sozialfürsorglichem Gebiet tätig. Sie gründete einen Armen- und Suppenküchenverein und die Trinkerfürsorge in Jena. Ihre **Tochter Grete** (1872-1945), verheiratete Unrein wurde in der Weimarer Zeit eine bedeutende Politikerin besonders auf dem Gebiet der Sozialfürsorge. Grete Unrein setzte sich für die Chancengleichheit der Frauen in Ausbildung und Beruf ein und wurde zur Ehrenbürgerin der Stadt Jena ernannt.

- **Abendrothsweg**, Hoheluft-Ost (1864): Dr. August Abendroth (1796-1867), Unternehmer, Mäzen, Bodenspekulant, beteiligt an der Aufschließung der Uhlenhorst; Mitbesitzer der Uhlenhorst

Siehe auch: Theresenstieg, in Bd. 2. und Auguststraße, in Bd. 3 online.

August Abendroth war der Sohn des Bürgermeisters Amandus Augustus Abendroth und seiner Frau Johanna Magdalena von Reck. August Abendroth promovierte zum Dr. jur.

Verheiratet war er mit Conradine, geb. Sievert (1805-1874), Tochter des Präses der Handelskammer Hamburg. Das Paar hatte sechs Töchter, geboren: 1824, 1825, 1827, 1830, 1833, 1837.



„Durch die Mitgift seiner Frau wurde es ihm ermöglicht, den Beruf aufzugeben und sich fortan unternehmerisch zu betätigen. (...) Schon früh beschäftigte sich Abendroth (...) mit Landerschließung und Bodenspekulation. 1837 kaufte er gemeinsam mit Carl Heine und Adolph Jencquel die Uhlenhorst, ein großes brachliegendes Gelände am östlichen Alsterufer. (...)

Nachdem er ab 1838 Mitglied der Hamburger Baudeputation geworden war, wurde er wegen der Verquickung von privaten und öffentlichen Interessen jahrelang angegriffen. In Zeitungsartikeln warf man ihm Gewinnsucht und einen ‚patriotischen Heiligenschein‘ vor.“ 1)

August Abendroth gehörte u. a. zu den Gründungsmitgliedern des Hamburger Kunstvereins, förderte die Stadtmission, war im Verwaltungsrat des Rauhen Hauses und Aufsichtsratsvorsitzender der Berlin-Hamburger-Eisenbahn-Gesellschaft.

Quellen:

Matthias Schmoock: August Abendroth, in: Franklin Kopitzsch, Dirk Brietzke (Hrsg.): Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Bd. 2. Hamburg 2003, S.15f.

- **Abrahamstraße**, *Rahlstedt (1967): Paul Abraham (1892-1960), Operettenkomponist*

Paul Abraham hatte ab 1930 seinen künstlerischen Durchbruch und errang große Erfolge z. B. mit der Operette „Viktoria und ihr Husar“. Er komponierte unzählige Filmmusiken und stand am Dirigentenpult. Gleichzeitig veranstaltete er viele Feste, die er in seinem Berliner Haus in der Fasasenstraße 33 mehrmals wöchentlich abhielt (Gulasch-Parties). Nervlich überlastet bekam er Schlafstörungen, irrte nachts durch Berlin, besuchte Bars und Spielhallen.

Dieses rasante Leben konnte seine Ehefrau **Charlotte (Sarlota) Feszelyi** nicht mehr ertragen und zog zurück nach Budapest.

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten flüchtete Paul Abraham, der jüdischer Herkunft war, 1933 zu seiner Frau nach Budapest, 1939 dann nach Paris, ohne seine Frau, die in Budapest blieb, kam aber in Paris in weiblicher Begleitung an (Yvonne Louise Ulrich, die später die Ehefrau von Robert Stolz wurde). Von Paris flüchtete er weiter nach Havanna, von dort in die USA. Dort machte er keine Karriere mehr, kam in die Psychiatrie. „1956 kehrte er - nachdem die Bundesrepublik mit den USA die finanziellen Fragen geklärt hatte - auf Initiative eines in Hamburg gegründeten Paul-Abraham-Komitees nach Deutschland zurück. Er wurde zunächst in der Psychiatrie der Universitätsklinik Hamburg-Eppendorf behandelt.“ 1) und zwar von Dr. Hans Bürger-



Prinz, ehemaliges NSDAP und SA –Mitglied. Abrahams Ehefrau reiste aus Ungarn an und pflegte ihren Mann in Hamburg, wo sie eine fünf-Zimmer – Wohnung bezogen hatten. Abraham starb 1960 an Krebs.

Quellen:

1) Wikipedia: Paul Abraham (abgerufen: 2.1.2015)

- **Adalbert-Stifter-Weg**, *Rahlstedt (1948): Adalbert Stifter (1805-1868), Schriftsteller*

Adalbert Stifter war der Sohn eines „kleinen“ Flachshändlers, der auch Feldwirtschaft betrieb. Seine Mutter Magdalena, geb. Friepeß war die Tochter eines Fleischhauers. Adalbert hatte noch fünf Geschwister. Seine Kinderjahre wurden u. a. geprägt durch die Liebe der Mutter zu ihrem Kind und durch die Geschichten, die die Großmutter ihrem Enkel erzählte. Stifter wurde Hauslehrer in Wiener Adels- und Patrizierhäusern.

1829 verliebte sich Stifter in Fanny Greipl, die Tochter eines reichen Leinwandhändlers. Gemeinsam mit ihr und ihrem Bruder unternahm er eine Reise nach Bad Hall und Berchtesgaden. Jedoch konnte sich Stifter nicht für Fanny entscheiden, ihn plagten Selbstzweifel. Er trank daraufhin vermehrt Alkohol und musste schließlich sein Studium abbrechen. 1833 drängte Fannys Familie auf Abbruch der Beziehung zu Stifter, da er nur eine ungesicherte Existenz vorweisen konnte und eine „leichtsinnige Lebensauffassung“ habe. Diese Meinung über Stifter hatte sich Fannys Familie gebildet, nachdem Stifter den Termin für die mündliche Prüfung zu einer Lehramtsstelle, auf die er sich beworben hatte, vergessen hatte.

Stifter geriet nach der Trennung von Fanny zwar in eine schwere seelische Krise, lernte aber im selben Jahr der Trennung die Putzmakerin Amalia Mohaupt (1811-1883) kennen. Diese drängte auch auf Heirat. Das Paar verlobte sich 1835. Vorher hatte Stifter nochmals vergeblich um Fanny geworben. In seinem letzten Brief an Fanny gestand er ihr, dass er sich nur aus gekränkter Eitelkeit und aus Trotz mit Amalia Mohaupt verlobt hätte, „so suchte ich, wie es in derlei Fällen immer zu gehen pflegt, in neuer Verbindung das Glück, das die alte erste versagte“.

1836, ein Jahr nach Stifters Verlobung heiratete Fanny einen Finanzbeamten, und Stifter vermählte sich am 15. November 1837 mit Amalia Mohaupt, die nun die Hege und Pflege ihres Ehemannes übernahm.

1839 starb Fanny im Kindbett.



Da das Ehepaar Stifter kinderlos blieb, nahm es eine Nichte - Julia – als Ziehtochter auf. Sie soll öfter von zu Hause ausgerissen sein; eines Tages fand man sie im Winter 1859 tot in der Donau.

Stifter, der mit seiner Ehefrau in materiell nicht gesicherten Verhältnissen lebte, ging es ab den 1850er Jahren gesundheitlich nicht gut. Eine der Ursachen soll sein übermäßiger Appetit gewesen sein. Er verlangte täglich sechs Mahlzeiten, wobei das Mittag- und Abendessen allein aus drei Gängen bestand. Nicht nur, dass solch großer Appetit die Haushaltskasse belastete, als Hausfrau und Köchin der Mahlzeiten hatte Amalia dadurch sehr viel zu tun.

Stifter bekam eine Leberzirrhose und starb durch Selbsttötung.

- **Adalbertstraße**, Osdorf (vor 1934): Prinz Adalbert von Hohenzollern (1884-1948), Sohn von Kaiserin Auguste Victoria und ihrem Ehemann, dem letzten deutschen Kaiser Wilhelm II.

Siehe auch: Augustenpassage, in: Bd. 2.

Adalbert war der dritte Sohn Kaiser Wilhelms II. und seiner Frau, Kaiserin Auguste Victoria. Er erhielt eine streng militärische Erziehung; trat 1894 in die Kaiserliche Marine ein; besuchte die Marineschule in Kiel, um als Marineoffizier ausgebildet zu werden und wohnte am Kieler Hafen in der Villa Seelust.

1914 heiratete Prinz Adalbert von Hohenzollern Prinzessin **Adelheid von Sachsen-Meiningen** (1891-1971). Das Paar bekam drei Kinder.

Während der Prinz im Ersten Weltkrieg u. a. Kommandant des Kleinen Kreuzers SMS Danzig war, übernahm seine Frau sozial-karitative Aufgaben, so z. B. beim Aufbau von zwei Marinegenesungsheimen für die Angehörigen der Seestreitkräfte und des Marinekorps in Berchtesgaden.

Nach der Novemberrevolution im Sommer 1919 zog die Familie nach Bad Homburg. Später verlegte das Paar aus gesundheitlichen Gründen der Prinzessin seinen Wohnsitz in die Schweiz.

Adalbert lebte zurückgezogen, nahm keinen Anteil an der deutschen Politik.

- **Adenauerallee**, St. Georg (1971): Konrad Adenauer (1876-1967), Bundeskanzler

Siehe auch: Louise-Schroeder-Straße, in Bd. 2.



1904 heiratete der damals 30jährige Beigeordnete der Stadt Köln Emma Weyer (1880-1916), Tochter des Direktors der Kölner Rückversicherungsgesellschaft Emmanuel Weyer. Emma Weyer, die als Höhere Tochter französisch und englisch erlernt und Musik- und Handarbeitsunterricht erhalten hatte, öffnete ihrem, aus so genannten einfachen Verhältnissen kommenden, Gatten die Tür zur Kölner Gesellschaft. Das junge Paar hatte sich 1901 im Tennisclub Pudelnass kennen gelernt. Ein Jahr später verlobte es sich und zwei Jahre später wurde geheiratet. Das Paar bekam drei Kinder (1906, 1910, 1912).

1916 starb Emma Adenauer. „Sie hatte sich nach der Geburt des ältesten Sohnes nur schwer erholt und nach der Geburt des dritten Kindes, der Tochter Ria, gar nicht mehr. Konrad, der Älteste erinnert sich: ‚Meine Mutter war viele Jahre leidend, aber ich hatte nie geglaubt, daß sie früh sterben müsse, bis dann eines Tages bei einem Besuch des Lehrers, der mich auf eine höhere Klasse vorbereitete, mein Vater zu dem Herrn sagte: ‚Meine Frau wird sterben.‘“ 1)

Ein Jahr nach dem Tod seiner ersten Frau wurde Konrad Adenauer mit 41 Jahren der jüngste Bürgermeister (Köln) Deutschlands. Doch er war noch voller Trauer um den Tod seiner Frau und auch die Sorge um seine Kinder drückte ihn sehr. Seinem Tagebuch vertraute er an: „Das Jahre 1917 war für mich schwer, sehr schwer. Voll körperlicher Qual und geistigem Elend. Das ganze Jahr ist erfüllt von Schmerz und Leid und Sehnsucht nach meiner teuren Frau. Sehr schwer lastet auch auf mir die Sorge um die Erziehung meiner geliebten Kinder, der ich mich kaum widmen kann. Mutterlose Kinder, das ist etwas unendlich Trauriges. Ein Übermaß von Arbeit brachten mir die ersten Monate dieses Jahres. Die Arbeit war mir wie ein Narkotikum für mein Leid. In jungen Jahren zu einer großen Stellung berufen, bin ich ein viel beneideter Mann und dabei arm, bitter arm.“ 2)

Drei Jahre nach dem Tod seiner Frau heiratete Konrad Adenauer 1919 erneut. Damals war er 43 Jahre alt, seine Frau Gussi Zinsser (1895-1948) aus dem Nachbarhaus 25 Jahre jung. Beide verband die Liebe zur Musik und zur Natur. Konrad Adenauers Söhne aus erster Ehe, Max und Konrad, äußerten sich über Gussi Zinsser: Max Adenauer: „Mit der Gussi Zinsser standen wir sehr familiär, sehr auf Du und Du. Sie war ja vielleicht 14, 15 Jahre älter als ich es gewesen bin. Wir arbeiteten mit ihr auf den Feldern hier (...). Es war ein sehr persönliches freundschaftliches Verhältnis und ich muß sagen, als sie dann die Frau meines Vaters wurde, war das für mich ein Ereignis, das wir sehr positiv akzeptierten. Das einzige, was eben etwas merkwürdig war, daß wir in der Anrede statt ‚Gussi‘ jetzt auf einmal ‚Mutter‘ sagen sollten. (...).“ Konrad Adenauer, Sohn: „Ja, es war nicht einfach für mich, wie es auch für meine Stiefmutter nicht einfach war. Namentlich hatte ich daran auszusetzen, daß die kleinen Geschwister, die dann



in dieser Ehe geboren wurden, dasselbe Gewicht hatten wie ich, obschon die Kinder wirklich Kinder waren und ich fast erwachsen.“ 3)

Das Ehepaar Adenauer bekam fünf Kinder. Das erste Kind, geboren 1920, starb wenige Tage nach der Geburt. Es folgten weitere Kinder in den Jahren 1923, 1925, 1928 und 1931.

„Während der Zeit ihres Mannes als Kölner Oberbürgermeister arbeitete Gussie Adenauer im Katholischen Deutschen Frauenbund und als Kuratoriumsmitglied der katholischen Vereinigung für Kinder- und Jugendhilfe. Ihr soziales und karitatives Engagement war zugleich ein politisches. In einer kleinen Gruppe der Frauenorganisation der Zentrumsparterie kämpfte sie 1933 gegen die Herrschaft Hitlers und erlitt Diffamierungen und Drohungen der Nationalsozialisten. Während der Zeit des Dritten Reiches folgte sie ihrem Mann nach Berlin-Neubabelsberg, wohin die Familie 1934 in die Augustastraße 40 für ein Jahr umzog, bevor Ende April 1935 die Rückkehr ins Rheinland erfolgte. In Rhöndorf, zunächst in der Löwenburgstraße 76, dann ab Dezember 1937 im neugebauten Haus am Zennigsweg 8a fand die Familie Ruhe.

Nachdem Adenauer am 23. August 1944 verhaftet wurde, ihm die Flucht aus dem Gestapo-Gefängnis auf dem Messegelände in Köln gelang und er bei Hachenburg im Westerwald untergetaucht war, wurde Gussie Adenauer von den Nationalsozialisten in der Gestapo-Zentrale in Köln derart unter Druck gesetzt, dass sie den Aufenthaltsort ihres Mannes preisgab. Daraufhin wurde Adenauer am 25. September 1944, dem Tag ihrer Silberhochzeit, verhaftet. Sie erlitt einen seelischen Zusammenbruch und unternahm einen Selbstmordversuch. Von den erlittenen Qualen erholte sie sich nicht mehr. Sie verstarb am 3. März 1948 an den Folgen ihrer Verletzungen.“ 4)

Quellen:

- 1) Rainer Hagen, Karl-Ernst Moring: Adenauer. Das Buchmanuskript zur Fernseh-Biographie des Norddeutschen Rundfunks in sieben Teilen. München 1987, S. 30.
- 2) Rainer Hagen, Karl-Ernst Moring, a. a. O., S. 32.
- 3) Rainer Hagen, Karl-Ernst Moring, a. a. O., S. 40f.
- 4) [www.konrad-adenauer.de/wegbegleiter/138/adenauer-gussie/](http://www.konrad-adenauer.de/wegbegleiter/138/adenauer-gussie/)

- **Adickesstraße, Groß Flottbek (1904): Franz Adickes (1846-1915). Oberbürgermeister von Altona. Ehrenbürger von Altona wegen seiner Verdienste an der Eingliederung der Elbvororte Bahrenfeld, Othmarschen und Övelgönne**

Franz Adickes war der Sohn von der aus einer Hugenottenfamilie stammenden Therese, geb. Chappuzeau und des pietistischen Amtsrichters Wilhelm Adickes.



Verheiratet war Franz Adickes seit 1873 mit **Sophie Therese Lambert** (1848–1922), Tochter des Kasseler Medizinalrats Fritz Lambert und dessen Frau Maria. Das Paar bekam vier Kinder.

- **Admiralitätsstraße**, Neustadt (um 1773): nach dem hier gelegenen Arsenal der Admiralität

- **Adolf-Köster-Damm**, Bergedorf/Allermöhe (1995): Adolf Köster (1883-1930), jüngster Reichsaußenminister (SPD) der Weimarer Republik

Verheiratet mit **Käthe Köster**.

- **Adolf-von-Elm-Hof**, Eißendorf (1925): Adolf von Elm (1857-1916), Sozialpolitiker und Mitbegründer der „Volksfürsorge“ und der „Produktion“ (Pro)

Siehe auch: Helma Steinbach Weg, in Bd. 2.

Der Sozialdemokrat und Gewerkschafter Adolf von Elm war gelernter Zigarrenmacher. Als wegen des Sozialistengesetzes die Sozialdemokraten verfolgt wurden, ging er 1878 nach Amerika, kehrte aber 1882 nach Hamburg zurück, weil seine Mutter schwer erkrankt war. Über 30 Jahre war Adolf von Elm mit **Helma Steinbach** verbunden. Die beiden lebten in einer Lebenspartnerschaft und arbeiteten auch politisch eng miteinander.

- **Adolf-Wagner-Straße**, Eißendorf (1926): Prof. Adolf Wagner (1835-1917), Nationalökonom, Bodenreformer. Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des preußischen Herrenhauses

Adolf Wagner war dreimal verheiratet. Die Malerin und Grafikerin Cornelia Paczka-Wagner war seine Tochter.

- **Adolphsbrücke**, Altstadt (1843), siehe Adolphsplatz.





- **Adolph-Schönfelder-Straße, Barmbek-Süd (1970):** *Adolph Schönfelder (1875-1966), Bürgerschaftsabgeordneter in Hamburg, Senator, Bürgerschaftspräsident, Zweiter Bürgermeister von Hamburg, Vertreter Hamburgs im Parlamentarischen Rat*

Adolph Schönfelders Tochter war Prof. Dr.med. **Thea Louise Schönfelder** (16.2.1925 Hamburg- 25.7.2010 Hamburg), Psychiaterin und Hochschullehrerin in Hamburg. Erste Frau, die in Deutschland auf einen Lehrstuhl für Kinder- und Jugendpsychiatrie berufen wurde (UKE Hamburg Eppendorf). Nach ihr wurde bisher noch keine Straße benannt. Ihr Grab befindet sich im Garten der Frauen auf dem Ohlsdorfer Friedhof. Thea Louise Schönfelder wurde in Hamburg als Tochter des damaligen sozialdemokratischen Innensensors Adolph Schönfelder und seiner Frau Minna geboren. Ihre Jugend stand unter dem Zeichen der Verfolgung ihres Vaters durch das nationalsozialistische Regime; die Erfahrung der Gefährdung ihrer Familie blieb für sie lebensgeschichtlich prägend. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges studierte Thea Louise Schönfelder Medizin und wurde 1957 Fachärztin für Psychiatrie. Ein Jahr später begann sie ihre Tätigkeit am Universitäts- Krankenhaus Hamburg-Eppendorf (UKE). Dort habilitierte sie sich 1966 mit einer Arbeit über die Täter-Opfer-Beziehungen bei Sexualdelikten an Kindern. 1970 wurde sie, als erste Frau in Deutschland, auf den neu geschaffenen Lehrstuhl für Kinder- und Jugendpsychiatrie an der Universitätsklinik Hamburg-Eppendorf berufen, den sie bis zu ihrer Emeritierung im Jahre 1987 innehatte. Dank ihres Einsatzes wurde 1971 zusätzlich zur bestehenden Kinderstation eine Jugendstation am UKE eingerichtet. Schwerpunkte ihrer klinischen Arbeit waren zum einen familientherapeutisch orientierte Behandlungsansätze, zum anderen körper- und symbolbezogene Therapiemethoden (Konzentrierte Bewegungstherapie), mit deren Hilfe es ihr möglich war, Zugang zur inneren Welt auch verschlossenster Patientinnen und Patienten zu finden und Kontakt und Verständigung mit gänzlich verstummten Menschen herzustellen. Ihre Arbeit mit Familienskulpturen bereitete den Weg für die heutige Technik der Familien- und Systemaufstellung. „Von Virginia Satir, die Skulpturarbeit in die Familientherapie integrierte, übernahm Thea Schönfelder den spielerischen Umgang mit Form und Haltung. Als Beispiel nannte sie den Satz ‚Ich häng’ an Dir’, den sie realistisch darstellen ließ. Rasch wurde den Beteiligten deutlich, dass eine derartige Beziehung für beide zur Belastung geworden war. In der Schönfelder’schen Familienskulptur stellt ein Betroffener die anderen Beteiligten derart auf, wie sie seiner Meinung nach zueinander stehen. Jeder bleibt schweigend kurze Zeit in der vorgegebenen Haltung und wird danach befragt, wie es ihm oder ihr in ihrer Position ergangen ist. Das Abfragen der persönlichen Wahrnehmung erfolgt in derselben Art und Weise, wie es später in Familien- und Systemaufstellung üblich geworden ist. Danach können die



Beteiligten spontan bessere Position wählen und werden erneut abgefragt. Letztendlich erfahren alle Familienmitglieder mehr über sich selbst und die anderen Mitglieder des ‚Systems‘, dem sie angehören. (...) Insbesondere für die Einzelarbeit mit psychotischen Jugendlichen erschien diese Form wertvoll: ‚Weil man unter Umständen gar keinen andern Kontakt aufnehmen konnte, als über Berührung, über symbolische Bezüge‘, so Thea Schönfelder.“ Im Alter von 62 Jahren zog sich Thea Louise Schönfelder 1987 aus ihren institutionellen Aufgaben in ein selbstbestimmtes Privatleben zurück. Sie war weiterhin in Fortbildung und Supervision tätig. Zusätzlich entfaltete sie neue Interessen und Tätigkeitsbereiche: Sie beschäftigte sich intensiv mit Kreativem Schreiben, leitete dazu Seminare in der Seniorenakademie, sang im Chor der Seniorekantorei St. Nikolai und wirkte in Altentheater-Projekten am Deutschen Schauspielhaus und am Ernst-Deutsch-Theater mit. Dabei setzte sie sich bewusst und gestalterisch mit ihrer eigenen Generation, dem Prozess des Alterns und dem Tod auseinander. Sie war vielen Menschen eine zuverlässige, warmherzige Freundin und kluge Beraterin. Voll Freude lebte sie ihre Rolle als Großmutter.

Text: Claudia Schönfelder

Quellen:

Siehe auch Thea Schönfelder selbstverfasster Lebensbericht in: Rita Bake: Der Garten der Frauen. Ein Ort der Erinnerung mit historischen Grabsteinen von Gräbern bedeutender Frauen und eine letzte Ruhestätte für Frauen. Hamburg 2013.

- **Adolph-Schomacker-Weg**, Billstedt (1985): *Adolph Schomacker (1851-1915), stellvertretender Amts- und Gemeindevorsteher in Schiffbek*
- **Adolphsplatz**, Altstadt (1821): *Graf Adolph IV. von Holstein (vor 1205-1261), Gründer des am Adolphsplatz gelegenen Maria-Magdalenen-Klosters*

Siehe auch: Heilwigstraße, Heilwigbrücke, Nonnenstieg und Conventstraße, in Bd. 2.

Adolf IV. war der Sohn von Adolf III. von Schauenburg und Holstein (1160-1225) und dessen zweiter Ehefrau Adelheid von Querfurt (1189-1210). Als Adolf IV. 1227 in der Schlacht bei Bornhöved gegen ein dänisches Heer unter König Waldemar II. in Bedrängnis geraten war, hatte er ein Gelübde getan, in dessen Folge er 1239 nach dem Livlandkreuzzug (1238), auf dem ihn seine Frau **Heilwig** begleitet hatte, in das von ihm zum Dank für den Sieg von Bornhöved gestiftete Maria-Magdalenen-Kloster in Hamburg eintrat. Zu diesem Schritt gab Heilwig die



notwendige Einwilligung. Die Vormundschaft über die gemeinsamen minderjährigen Kinder übernahm der Schwiegersohn, Herzog Abel von Schleswig. Später zog der Franziskanermönch Adolf IV. in das von ihm gestiftete Marienkloster in Kiel.

- **Aladinweg, Billstedt (1953): Märchenmotiv**
- **Alardusstraße, Eimsbüttel (1900): Christian Heinrich Alardus (1789-1866), Senator**

Im 18. Jhd. arbeiteten die meisten der Hamburger Manufakturarbeiterinnen in Hamburger Kattundruckereien. Eine davon gehörte Alardus und Hartung auf dem Holländischen Brook. Die Frauen arbeiteten als Schilderinnen, waren mit dem Ausmalen der Stoffmuster auf dem Kattun beschäftigt. Besonders das Indigo konnte nicht mit Druckplatten aufgetragen werden. So malten die Frauen mit Pinseln die Farbe in die vorgezeichneten Muster ein. Allein im Jahre 1790 waren von ca. 6000 in den Hamburger Kattundruckereien beschäftigten Menschen 1000 Schildermädchen. Durch Chemikalien und Säuren war die Arbeit sehr gesundheitsgefährdend. Da die Arbeiterinnen wegen der großen Hitze in den Betrieben, leicht bekleidet arbeiteten, wurden sie in der Gesellschaft als so genannte leichtfertige Mädchen abgestempelt. Die Arbeit des Schilderns galt als Hilfs- bzw. Zuarbeit und wurde deshalb nur gering bezahlt.

Quellen:

Rita Bake: Vorindustrielle Frauenerwerbsarbeit. Arbeits- und Lebensweise von Manufakturarbeiterinnen im Deutschland des 18. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung Hamburgs. Köln 1984.

- **Alberichstieg, Rissen (1951): Gestalt aus der Nibelungensage**

Siehe auch: Kriemhildstraße, Brunhildstraße, Siegrunweg Uteweg, in Bd. 2.

In einigen Versionen des Nibelungenliedes raubt Siegfried den Hort nicht von einem Drachen, sondern durch listiges Verhalten - nachdem er die rechtmäßigen, aber erbittert streitenden Erben und ihre verbündeten Riesen erschlagen hat. Außerdem besiegt er den Hüter des Schatzes, den Zwerg Alberich, der sich mit einem Tarnmantel unsichtbar machen kann und widmet sich anderen Abenteuern. In Richard Wagners „Ring der Nibelungen“ verkörpert der hässliche



Zwerg Alberich die verzweifelte Gier nach Gold und Macht als Ersatz für echte Leidenschaft und Liebe, die letztlich ins Verderben, in die „Götterdämmerung“ führt.

Text: Birgit Kiupel

- **Albershardtweg, Finkenwerder (1972): Adolph Albershardt (1892-1969),**

*Lehrer an der Aueschule von 1912 bis 1957, machte heimatkundliche Studien in Finkenwerder und gründete 1936 zur 700-Jahr-Feier auf Finkenwerder die Speeldeel als Theatergruppe und als Volkstanzgruppe*

Wer mit Flugzeugindustrie zu tun hat, kennt Hamburg-Finkenwerder, zumindest dem Namen nach. Einem breiteren Publikum ist Finkenwerder vielleicht als der Ort bekannt, der bestimmten Schollen-Rezepten seinen Namen gegeben hat. Abgesehen davon ist die Vorstellung von diesem Ort vielfach hauptsächlich durch eine Musik-, Tanz- und Trachten-Gruppe geprägt: die „Finkwarder Speeldeel“.

Seit vielen Jahrzehnten hat sie folkloristisches plattdeutsches Heimatgut im Ort selbst und in der Region, in Hamburg, Deutschland, Europa und schließlich in aller Welt verbreitet. Als 2006 zum 100-jährigen Bestehen eine Chronik erschien, war darin „väl över de Späälbasen to wäten un to sehn, vör al över de Albershardt-Gäng, di bet nu bi de 'Speeldeel' an't Roder sitt. Läsers buten de Stadt Hamborg mööt wäten: Dat Word 'Gäng' is in Hamborg nich beus meent.“ So schrieb damals die Zeitschrift der niederdeutschen Vereinigung „Quickborn“.(1)

Gemeint mit der „Gäng“ waren Christa Albershardt, zu dem Zeitpunkt Leiterin („Speelboos“) der Gruppe, als Nachfolgerin ihres verstorbenen Mannes Adolf („Adi“) Albershardt, der seinerseits die Leitung der „Speeldeel“ von seinem Vater Adolph („Odje“) Albershardt übernommen hatte. Dieser wiederum hatte die anfangs als reine plattdeutsche Theatergruppe konzipierte „Speeldeel“ 1936 erneut auf die Beine gestellt.(2)

Erneut deshalb, weil die „Speeldeel“ ursprünglich schon 1906 von den beiden Finkenwerder Schriftstellern Gorch Fock (Johann Kinau) und Hinrich Wriede gegründet worden war. Ihre Aktivitäten wurden durch den Ersten Weltkrieg beendet – Gorch Fock starb 1916 als Soldat der Marine, Hinrich Wriede war praktisch die gesamte Kriegszeit „im Felde“.

Nach 1918 versuchte Wriede das Theaterspiel der „Speeldeel“ wieder zu beleben, was jedoch letztlich nicht gelang. Mitte der 1920er-Jahre war die „Speeldeel“ „eingeschlafen“(3). So war es Adolph Albershardt, der 1936 zum



dritten Mal ansetzte, von Finkenwerder aus mit der „Speeldeel“ das sogenannte niederdeutsche „Volkstum“ zu stärken und zu propagieren.

Die andauernde Erfolgsgeschichte der „Finkwarder Speeldeel“ war seitdem über drei Jahrzehnte mit dem Namen Adolph Albershardt verbunden – und damit auch zu einem gewissen Teil das Image des Ortes (bzw. „der Insel“). Freilich war es nicht allein Albershardts „Speeldeel“-Arbeit, die ihn zu einem prägenden Mitglied der Finkenwerder Ortsgemeinschaft werden ließ. Seine Präsenz begann dort 1912: Er wurde Lehrer an einer der drei Finkenwerder Volksschulen. Seit 1918 betätigte er sich fortlaufend als Lokaljournalist für Finkenwerder. Ab 1922 leitete er eine kommunalpolitische Vereinigung in Finkenwerder, und von 1936 an war er schließlich Spielleiter der „Speeldeel“. Als Adolph Albershardt 1969 starb, verlautete aus der „Heimatvereinigung“, dies sei „ein Verlust, der unersetzlich ist“.(4)

Verwunderlich ist deshalb, dass nur spärliche Hinweise zum Leben und zur Kontinuität der Karriere Albershardts zugänglich sind. Dieser „Förderer heimatlicher Kulturpflege“ scheint, trotz seines Renommees zu Lebzeiten und trotz demonstrativer Wertschätzung danach – im Ort wurde eine Straße nach ihm benannt(5) -, inzwischen weitgehend dem Vergessen anheim gefallen zu sein. Er selbst hat keinen autobiographischen Bericht veröffentlicht; auch in der heimatgeschichtlichen Literatur des Ortes ist es zu keiner substantziellen Darstellung seines Wirkens gekommen.(6) Die folgende Skizze will und kann keine Biographie ersetzen, ist aber der Versuch, auf einige Aspekte näher hinzuweisen, die bisher kaum benannt worden sind.

## I

Adolph Martin Friedrich Christian Albershardt (der sich immer „Adolf“ schrieb und gelegentlich „Odje“ genannt wurde) wurde am 27. März 1892 in Lübeck als Sohn eines Eisenbahn-Assistenten geboren. (Über seine Familie ist in den allgemein zugänglichen und hier herangezogenen Quellen nichts Weiteres festgehalten.) In Lübeck besuchte er auch zuerst die Knaben-, dann die Mittelschule. Danach absolvierte er dort mit dem Ziel, Volksschullehrer zu werden, Präparandenanstalt und Seminar bis zum 2. März 1912. Am 10. April wurde er als „Vertreter“, ab 1. Januar 1913 als „ordentlicher Hilfslehrer“ an der Aueschule in Finkenwerder angestellt. Der Junglehrer Albershardt scheint sich mit seinen, wie sich schnell zeigte, literarisch-darstellerischen Neigungen gern und dem Zeitgeist gemäß in die Gestaltung des Schul- und Ortslebens eingebracht zu haben. So rezitierte er bei der 100-Jahrfeier der „Völkerschlacht“ (dem Sieg über die französische Armee bei Leipzig 1813) am 18. Oktober 1913 in Finkenwerder folgende Verse(7):



*Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,  
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.  
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen.  
Frisch auf, mein Volk! - Die Flammenzeichen rauchen,  
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!  
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerdte.  
Drück dir den Speer ins treue Herz hinein,  
Der Freiheit eine Gasse! - Wasch' die Erde,  
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!*

...

*Der Himmel hilft, die Hölle muss uns weichen!  
Drauf, wakres Volk! drauf! ruft die Freiheit, drauf!  
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen,  
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen,  
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! -  
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,  
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz,  
Vergiß die treuen Todten nicht und schmücke  
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!*

Albershardt unterrichtete an der Aueschule bis zu seiner Einberufung zu Beginn des Ersten Weltkrieges. Über seine Militärzeit ist belegt, dass er vom 13. Oktober 1914 bis 18. November 1918 Kriegsteilnehmer war, laut offizieller „Speeldeel“-Chronik als „Ulan“ oder, wie es auch hieß, als „Husar“.(8) Seit dem 16. Oktober 1916 war er jedenfalls Leutnant der Reserve.(9)

Auf Nachfrage der Schulbehörde vom 23. Juni 1917, welchem Truppenteil Albershardt zur Zeit angehöre, notierte der Schulleiter: „Minenwerfer-Offiz. Inf. Rgt. 148“(10). Am 26. Januar 1918 hielt der zuständige Landschulinspektor fest, der „Leutnant Albershardt“ vom „Ers. Batl. Res. Inf. Regt. Nr: 75“ erhalte seit dem 1. Juli 1917 eine Kriegsbesoldung von monatlich M 220,-.(11) Im November 1918 wurde Albershardt schließlich vom „Soldatenrat Bremen“ folgende „Bescheinigung“ ausgestellt: „Dem Leutnant d. Res. Albershardt wird bescheinigt, dass er (...) mit dem 18. 11. 18 aus dem Heeresdienst entlassen ist ohne Versorgung. Fahrtschein nach Husum ist ausgestellt.“(12)

Albershardts Entlassung dürfte ihn deshalb nach Husum geführt haben, weil seine zukünftige Frau, Anna Dorothea Voß, aus Husum stammte. Die Heirat erfolgte am 4. Juli 1919.(13)

Seine berufliche Situation war ebenfalls geklärt: Seit dem 1. April 1916 war er, obwohl er zu der Zeit „am Völkerringen teil(nahm)“, wie der Schulleiter, Karl Johns, anmerkte(14), an der Aueschule fest angestellt. Er hatte im März 1916 – mit zwei Tagen Urlaub – die zweite Lehrerprüfung abgelegt.(15) Zum 1. Oktober



1918 wurde ihm auch eine vorher von Aueschullehrer Talg bewohnte Lehrerwohnung im Schulgebäude zugesprochen(16), in der er bis 1953 wohnen blieb. (Die andere Lehrerwohnung in der Schule wurde nach Johns' Pensionierung vom neuen Schulleiter Müller bezogen.(17))

## II

Nahezu unversehrt zurück aus dem Krieg, mit geregelten Rahmenbedingungen des Berufs- und Familienlebens, konnte sich Albershardt, 27 Jahre alt, in unruhigen Zeiten des zusammengebrochenen Kaiserreichs, revolutionärer und republikanischer Umbrüche, Schmach des verlorenen Krieges und alliierter Schuldzuweisungen usw. dem Zentrum seines Interesses zuwenden. Er war, wurde ihm später bescheinigt, mit „der Tradition und Heimatliebe schon in jüngsten Jahren vertraut“. Neben und im Einklang mit seiner Tätigkeit als Lehrer war es demnach die Arbeit für das niederdeutsche „Volkstum“, auf die er sein Augenmerk richtete, und im Fokus war damit nun insbesondere Finkenwerder.

Zunächst hatte er dabei mit dem Volksschullehrer-Kollegen von der Westerschule in Finkenwerder zu tun, Hinrich Wriede, der sich selbst, niederdeutsch bewegt, als Volkskundler und Schriftsteller betätigte.(18) Er wollte nach dem Krieg die „Finkwarder Speeldeel“ ohne den einstigen (1916 gestorbenen) Mitgründer Gorch Fock (Johann Kinau) weiterführen. Mindestens seit 1920 gehörte Albershardt aktiv zum „Speeldeel“-Ensemble, wo er 1921 in einer Aufführung von Wriedes Stück „Kreetslag“ eine Rolle übernahm.(19)

Endlich kam auch zustande, was bei Albershardts anfänglichem Kontakt mit Finkenwerder ab 1912 offenbar nicht geschehen war, nämlich dass er sich dem maßgeblichen Zirkel der Niederdeutschen Bewegung in Hamburg anschloss, der Vereinigung „Quickborn“. Die Vereinszeitschrift meldete seinen Beitritt – und den der „Finkwarder Speeldeel“ - im Sommerheft 1920.(20) (Gorch Fock war Mitglied gewesen, Hinrich Wriede war von Anfang an in der Vereinigung aktiv, seit Ende des Weltkriegs auch Gorch Focks Bruder Rudolf Kinau – und ebenso traten im Lauf der Jahre verschiedene weitere Finkenwerder ein.)(21)

Außer diesen zwei Bereichen – Schule und Niederdeutsches – wurde für Albershardt ein drittes Aktionsfeld wichtig. Es war dies die kommunalpolitische Einflussnahme auf das Finkenwerder Leben. Bis zur Eingemeindung 1919 war Finkenwärdler eine zu Hamburg gehörende Landgemeinde mit eigener kommunaler Vertretung gewesen.(22) Seitdem ein Stadtteil Hamburgs, gab es für Finkenwärdler kein offizielles Gremium mehr, das die Belange des Ortes vertreten konnte. Albershardt gründete deshalb mit einigen Gleichgesinnten am 18. Februar 1922, was sie „Wirtschafts- und Verkehrsvereinigung“ nannten. (Seit der NS-Zeit wurde sie unter der Bezeichnung „Heimatvereinigung Finkenwärdler“ fortgeführt – übrigens erst seit dem 2. März 1983 (!) als ein eingetragener



Verein).(23) Diese Vereinigung verstand sich – obwohl ohne Legitimation durch demokratische Verfahren oder zumindest behördlichen Auftrag – als Ortsvertretung mit umfassender Zuständigkeit:

„Sie erstrebt die Vertretung Finkenwerders und die Förderung des Heimatgedankens. Gegenstände religiöser und parteipolitischer Art sind von der Beratung und Beschlußfassung in der Vereinigung ausgeschlossen. Die Vereinigung verfolgt lediglich gemeinnützige Zwecke (...) Die Vereinigung bildet folgende Ausschüsse: 1. Straßenbau und Unterhaltung, Sielwesen und Schleusen, Post, Zoll und Polizei, Industriegebäude und Geländefragen. 2. Schifffahrt, Wasserstraßen sowie Personen- und Güterbeförderung, Fahrangelegenheiten und Fischereiwesen. 3. Landwirtschaft und Gartenbau, Friedhof und Denkmäler, Wohlfahrt und soziale Einrichtungen, Schule und Kirche.“(24)

Ein rückblickender Bericht gibt 1986 einen Eindruck von dem in der Vereinigung gepflegten Selbstverständnis und der entsprechenden Arbeitsweise: „Heute noch gibt es die 'Heimatvereinigung Finkenwerder', die ebenfalls von Adolph Albershardt mitbegründet wurde. Dieser Kommunalverein – inzwischen über fünfzigjährig – war bis zur Einführung der Kommunalparlamente nach dem zweiten Weltkrieg wichtiges kommunalpolitisches Organ Finkenwerders, das gegenüber 'Hamburg' viele Wünsche der Bürger vertrat und oftmals sogar eine Art 'Exekutive' zu besitzen schien. 'Odje' wußte sich mit den Behörden auseinanderzusetzen und so manchen Wunsch der Finkenwerder – von der Straßenlaterne bis zum Wasseranschluß – ohne große Debatten in irgendwelchen Gremien durchzusetzen“(25)

Die weiteren zwölf Gründungsmitglieder lassen sich als Zusammenstellung nicht unbedeutender Namen des Ortes lesen. Vorsitzender der Vereinigung, die bis 1933 auf beachtliche 330 Mitglieder anwuchs, war jedenfalls Adolf Albershardt. Er leitete(26) sie auch in der Zeit des „Dritten Reichs“; und diese Position behielt er ebenfalls nach 1945. Das Fortbestehen der „Heimatvereinigung“ wurde „durch persönlichen Einsatz“ Albershardts über das Ende des NS-Regimes hinaus gesichert, wird berichtet.(27)

Eine bedeutsame Ergänzung erfuhren seine Finkenwerder-Aktivitäten durch die „Berichterstattung“ über „kommunale Angelegenheiten Finkenwärders“ in den „Norddeutschen Nachrichten“ (bzw. „Finkenwärders Nachrichten“). Von der Schulbehörde hat er sich diese lokaljournalistische Betätigung immer wieder genehmigen lassen. So auch am 24. Juni 1933: „Seit 1918“, schrieb er an die neue NS-Behörde, habe er in dieser Zeitung über Finkenwerder berichtet, und „so bitte ich die Landesunterrichtsbehörde, mir die im Interesse Finkenwärders liegende Mitarbeit (...) zu genehmigen.“(28) Was in der lokalen Nachrichtenquelle über Finkenwerder erschien – auch nach 1933 –, stammte also wohl, da





die Zeitung sonst über keinen eigenen Berichterstatter für den Ort verfügte(29), zum guten Teil, wenn nicht vorwiegend aus Albershardts Feder bzw. Schreibmaschine. Das Heimatblatt war 1879 (anfangs als Wochenzeitung) vom Druck- und Verlagshaus Kröger in Blankenese gegründet worden. Johannes Kröger führte den Betrieb zusammen mit seinem Bruder Walter Kröger – vor 1933, nach 1933 und nach 1945.(30)

1925 gehörte Johannes Kröger auch zu dem Kreis von Hamburger (und Altonaer) Prominenten, deren Unterstützung Adolph Albershardt zusammen mit Hinrich Wriede, Rudolf Kinau und anderen Finkenwerdern für eine besondere Initiative gewonnen hatte. Zugleich war dies ein Beispiel für kommunalpolitische Aktivität im Sinne der „Wirtschafts- und Verkehrsvereinigung“, die immer schon mit der „Förderung des Heimatgedankens“ verbunden war. Es ging, wie den „Mitteilungen aus dem Quickborn“ zu entnehmen war, um ein niederdeutsches Projekt: Eine Gedächtnisstätte für den Dichterhelden Gorch Fock sollte in Finkenwerder errichtet werden. Dafür wurde ein „Arbeits- und Werbeausschuß“ gebildet, in dem der Vorsitzende der „Wirtschafts- und Verkehrsvereinigung“ Albershardt und Hinrich Wriede saßen, zusammen mit weiteren Finkenwerdern(31), und ein „Ehrenausschuss“ von Unterstützern aus Hamburgs Politik, Wirtschaft und Kultur – darunter Johannes Kröger und Rudolf Kinau – sollte dem Anliegen Gewicht verleihen, und die Schirmherrschaft hatte Hamburgs Bürgermeister Petersen übernommen.(32)

Angestrebt wurde die Errichtung eines „Gorch-Fock-Hauses“, das als „Raum für die Geistesbildung und körperliche Erziehung der Jugend“ dienen sollte, aber auch „zur Abhaltung von Tagungen und Wanderversammlungen“ und „als Volksheim für Heimatabende“.(33)

Nach vier weiteren Jahren Lobbyarbeit stellte Hamburg die nötigen Finanzmittel zum Bau einer „Turnhalle“ bereit, und am 6. Dezember 1930 konnten der Architekt, Oberbaudirektor Fritz Schumacher, und der Bruder des Geehrten, Heimatschriftsteller Rudolf Kinau, die Einweihungsreden für die „Gorch-Fock-Halle“ halten.(34)

Im gleichen Jahr, in dem der Bau dieser Halle begann, 1929, war Adolph Albershardt auch mit einem anderen Finkenwerder-Projekt befasst. Da Finkenwerder inzwischen an das Wasserversorgungssystem Hamburgs angeschlossen war, war das Wahrzeichen des Ortes, der Wasserturm, in einen Aussichtsturm umgewandelt worden. Auch Albershardt ergriff das Wort bei der Umwidmung des Turms: „Am Sonnabendnachmittag (11. Mai 1929) wurde er mit einer kleinen Feier eingeweiht. Die Herren Anton Ohst und Adolf Albershardt (Finkenwärder) hielten Ansprachen, in denen sie die Geschichte des Turmes skizzierten und der Hoffnung Ausdruck gaben, daß er in Zukunft auf ein günstig



sich entwickelndes Finkenwärder herabschauen und als Beleber des Fremdenverkehrs wirken möge. (...) Der Pächter des Aussichtsturms, Herr W. Rahmstorf, lud dann die Gäste zu einer Kaffeetafel (...)“ Diese fand, wenn nicht im Turm selbst, sicher im „Finkenwärder Hof“ statt, denn William Rahmstorf war der Besitzer dieser großen, nahe am Turm gelegenen Gaststätte. „Sehr originell“, hieß es damals in dem Bericht von der Veranstaltung außerdem, „ist die Ausschmückung durch den einheimischen Maler Eduard Bargheer, der in packender Realistik Szenen aus dem Fischerleben und Landschaftsbilder al fresco geschaffen hat.“(35) Zwei große Fresken fertigte Bargheer dann auch für die im folgenden Jahr eröffnete Gorch-Fock-Halle an.

### III

Drei Jahre später war eine „neue Zeit“ angebrochen. Hinrich Wriede zum Beispiel wurde nationalsozialistischer Schulleiter in Barmbek und vielbeschäftigter NS-Funktionär. Dennoch fand er Zeit, gegen den Finkenwerder Wasserturm zu polemisieren: Er schrieb in der Zeitung, dieser sei ein architektonisches „Scheusal“. Die Fresken im Turm waren vom NS-Regime zur „entarteten Kunst“ erklärt worden und der Pächter des Turms zeigte kein Interesse mehr.(36) Daraufhin erschien folgende Zeitungsnotiz: „Der Finkenwerder Aussichtsturm mit dem ehemaligen Maschinenhaus des Wasserwerks soll neu an einen Interessenten vergeben werden, da der bisherige Pächter, Herr W. Rahmstorf, zum 30. 9. von seinem Pachtvertrag zurücktritt. Die Wirtschafts- und Verkehrsvereinigung Finkenwerder richtet auf Veranlassung der Finanzdeputation an solche Finkenwerder Einwohner, die eventuell gewillt sind, den Aussichtsturm und das Maschinenhaus zu übernehmen, die Aufforderung, sich baldmöglichst mit schriftlichen Anträgen an den kommissarischen Stellv. Vorsitzenden Albershardt zu wenden.“(37)

Trotz verschiedener Proteststimmen, die sich für den Turm einsetzten(38), erstreckte sich die von der Heimatvereinigung – also auch Adolph Albershardt - angestrebte „Förderung des Heimatgedankens“ offenbar nicht auf dieses Wahrzeichen des Ortes; sie unternahm von sich aus nichts weiter zu seiner Erhaltung. Da sich kein neuer Pächter fand, wurde der Turm 1934 abgerissen. Die Fresken Bargheers wurden damit zerstört. (Seine Bilder in der „Gorch-Fock-Halle“ wurden übertüncht – und erst 1978 wieder restauriert.(39))

Albershardt war zu dieser Zeit offenbar schon mit ganz anderen Plänen beschäftigt, denn aus dem Jahr 1236 war eine Urkunde aufgefunden worden, in der die Insel bzw. der Ort erstmals genannt wurde („Vinkenwerder“). Möglicherweise hätte es ältere Dokumente gegeben, aber das Datum passte: Eine 700-Jahrfeier konnte für 1936 ins Auge gefasst werden.(40) Für Albershardt und die „Heimatvereinigung“ (wie sie nun meist hieß) war eine langfristige Planung



für eine große Jubiläumsfeier angesagt. Zufall oder nicht, ein auch in Finkenwerder gut und einschlägig bekannter niederdeutscher Volkskundler begann zur gleichen Zeit über Finkenwerder zu recherchieren. Ab 1935 begann er – Dr. Ernst Finder(41) -, mit Adolph Albershardts Unterstützung seine Veröffentlichung von 1939/1940 vorzubereiten: „Die Elbinsel Finkenwärder. Ein Beitrag zur Geschichte, Landes- und Volkskunde Niedersachsens“.

Auch Albershardts eigene Pläne für das 700-Jahrfest nahmen Gestalt an: Die NSDAP übernahm die Schirmherrschaft, NSDAP-Ortsgruppenleiter Rudolf Pahl war Vorsitzender des „Arbeitsausschusses“, der für das Gelingen der Feierlichkeiten sorgen sollte. Dessen eigentlicher Motor war aber wohl Albershardt selbst.(42) Dieser ergriff die Gelegenheit, die seit den 1920er-Jahren „eingeschlafene“ „Finkwarder Speeldeel“ unter den neuen Vorzeichen wieder zu beleben. Das Fest wurde zweifellos zu einem großen Erfolg, war aber keineswegs so NS-frei, wie später behauptet wurde.(43) Immerhin trat die Spitze des Hamburger NS-Staats an – Bürgermeister C. V. Krogmann, Gauleiter und Reichsstatthalter Karl Kaufmann, auch Kultursenator v. Allwörden und viele Militärs, vor allem der Marine.(44) Albershardts „Finkwarder Speeldeel“ trat erstmals wieder in großer Öffentlichkeit auf(45) (mit einem eigens für diesen Anlass geschriebenen Stück Rudolf Kinaus, das am Schluss verkündete: „Wir marschieren mit der neuen Zeit“). Aus den Reihen der „Speeldeel“ überreichten Mädchen in Finkenwerder Tracht den Prominenten des Hamburger NS-Staats und der Kriegsmarine ein heimatliches Geschenk.(46)

Passend zu den Feierlichkeiten kam Albershardt in seinem Überblick „Siebenhundert Jahre Finkenwärder“, den er für die „Festausgabe: 700 Jahre Finkenwärder“ des Heimatblattes „Norddeutsche Nachrichten“ verfasste, zur folgenden, nur verhalten niederdeutsch-kulturkritischen, fast schon euphorischen Schlussfolgerung:

„So ist das alte Finkenwärder denn unwiederbringlich dahin. Aber das neue Finkenwärder ist stolz auf seine Vergangenheit und hat die Gegenwartsaufgaben mit fester Hand angepackt. Es geht wieder aufwärts mit Finkenwärder im Dritten Reich! Die Fischerflotte reiht einen Neubau nach dem anderen ein und verjüngt sich. Neuer Wohnraum wurde geschaffen. Die Arbeitslosigkeit ist ständig gesunken. Das wirtschaftliche Leben hat sich wieder normal gestaltet. Mit Zuversicht sieht Finkenwerder seiner künftigen Entwicklung entgegen und so soll es denn auch heute noch heißen: Finkwarder blifft Finkwarder!“(47)

Dem „Speelboos“ und seiner Gruppe war der Dank des NS-Regimes gewiss.(48)

In der Folge waren Albershardt und seine „Speeldeel“ Teil der NS-Kulturpolitik: Ab 1936 gehörten sie zur „NS-Gemeinschaft 'Kraft durch Freude'“ und waren Teil der NS- „Vereinigung Niederdeutsches Hamburg“, welche ab 1935 die



niederdeutsch bewegte „Volkstums“-Arbeit in Hamburg auf NSDAP-Linie zu bringen bestrebt war.(49) Albershardt berichtete im Organ der „Vereinigung“, der „Niederdeutschen Warte“, kontinuierlich von der Arbeit der „Heimatvereinigung“ bzw. der „Speeldeel“.(50)

Als Ende 1939 Ernst Finders Buch über Finkenwerder erschien, konnte dort nachgelesen werden, was Albershardt selbst (Finder hatte ihm dazu Gelegenheit gegeben) über die „Speeldeel“ schrieb:

„Eine Kampfgruppe für die Erhaltung und Sicherung des Volkstums war notwendig.“ (Albershardt sprach hier von 1906, als die „Speeldeel“ erstmals gegründet wurde.) „(...) Als dann Finkenwärder seine 700-Jahrfeier 1936 begehen konnte, gründete Adolf Albershardt (...) die 'Finkwarder Speeldeel' zum dritten Mal. (...) Die 'Finkwarder Speeldeel' fand schon 1936 Anschluß an die NS-Gemeinschaft 'Kraft durch Freude' (Amt Feierabend, Abteilung Volkstum und Brauchtum). Höhepunkt im Dienst von 'Kraft durch Freude' waren eine Fahrt mit der 'Monte Olivia' nach Norwegen (1937), der Tanz vor Frau v. Horthy beim Führerbesuch auf Helgoland (1938), die Teilnahme mehrerer Paare an der Jungfernfahrt des 'Wilhelm Gustloff' nach Italien (1938) und die Mitwirkung auf den KdF-Reichskongressen in der 'Hanseatenhalle' beim 'Volk spielt fürs Volk' (1938 und 1939).“(51)

Eine eingehendere Betrachtung dieser „Höhepunkte“ und der Vielzahl weiterer Veranstaltungen, die durch die „Heimatvereinigung“ und die „Speeldeel“ in Finkenwerder und umliegenden Orten sowie im Hamburger Gebiet stattfanden, erübrigt sich an dieser Stelle. Nur an *einem* Beispiel sei kurz illustriert, wie man sich den „Kampf“ der Gruppe Albershardts für die „Erhaltung und Sicherung des Volkstums“ im „Dienst“ von KdF vorstellen muss.

Der „Tanz vor Frau v. Horthy beim Führerbesuch auf Helgoland“ fand am 23. August 1938 statt. Frau v. Horthy war die Gattin des ungarischen Staatsoberhauptes, Reichsverweser Admiral v. Horthy, der von Hitler zuerst nach Kiel begleitet wurde (Frau v. Horthy wirkte dort am Stapellauf des Schweren Kreuzers „Prinz Eugen“ mit). Danach bekam v. Horthy auf Helgoland Befestigungsanlagen gezeigt. (Am nächsten Tag besichtigten Hitler und sein ungarischer Gast Kriegsschiffneubauten bei Blohm & Voss in Hamburg.) Es ging darum, v. Horthy auf die künftige Rolle Ungarns als Verbündeten des Großdeutschen Reiches bei den Überfällen auf Jugoslawien und die Sowjetunion einzustimmen.(52)

Als Teil des Damenprogramms auf Helgoland überreichte der Reichsverweser-Gattin „auf der Mole ein junges Fischerehepaar“ zunächst „einen prachtvollen Hummer“, und schon „hatten die Trachtengruppen aus den Vierlanden, von Finkenwärder und von der Insel Föhr Aufstellung genommen. (...) Frohe Tanzmusik klang auf, die Vierländer, die Finkenwärder, die Hamburger und die



Führer sangen und tanzten ihre alten Fischer- und Volkstänze zu Blasmusik und Schifferklavier.“(53)

Einige Wochen später sahen sich die Vierländer und Finkenwerder Trachtengruppen wieder, und nach einer volkskundlichen Besichtigung von Neuengamme ging es „an die Kaffeetafeln. Manche Erinnerung an die Helgolandfahrt wurde ausgetauscht. Große Freude herrschte bei den Vierländern, als ihnen ein Bild überreicht wurde, das den Führer und Admiral von Horthy zeigt, wie sie an den Finkenwärdern und Vierländern vorbeigehen.“ Schon Ende des folgenden Monats stattete die „Speeldeel“ bei den Vierländern ihren nächsten Besuch ab. Sie gestaltete einen „Bunten Abend“; um genau zu sein: Gastgeberin war die dortige Ortsgruppe der NSDAP.(54)

Dem Leiter der Finkenwerder Trachten- und Theatergruppe war sehr wohl bewusst, dass es bei solchen KdF-Auftritten um nationalsozialistische Politik ging. Als die „Speeldeel“ für eine der Vorzeige-Unternehmungen der KdF eingeplant wurde, eine der Schiffsreisen mit der „Monte Olivia“ in Richtung Norwegen, beantragte Adolph Albershardt am 9. Juni 1937 Sonderurlaub bei der Schulbehörde: „Die 'Finkwarder Speeldeel', deren Leiter ich bin,“ schrieb er, „hat die ehrenvolle Einladung zur Teilnahme an der K.d.F. Nordlandfahrt vom 15. - 21. Juni erhalten. An dieser Fahrt nimmt auch der Herr Reichsorganisationsleiter (der NSDAP) Dr. Ley (zugleich Leiter der „Deutschen Arbeitsfront“, DAF, und damit von deren Unterabteilung KdF) teil. Die 'Finkwarder Speeldeel' wird als Volkstanz- und Trachtengruppe Deutschlands zu gelten haben, denn andere außerhamburgische Gruppen sind nicht aufgefordert worden, sondern nur die ausländischen Volks- und Tanzgruppen. Die 'Speeldeel' wird im Rahmen der Bordveranstaltungen mitwirken. (...) Heil Hitler! Adolf Albershardt. Lehrer, Norderschule in Finkenwärder.“(55)

Inzwischen hatte Adolph Albershardt auch für sich persönlich die Konsequenz aus dem Bekenntnis des „Quickborn“ von 1933 gezogen: „Wenn irgendwo das neue Reich Helfer am gemeinsamen Werk findet, dann bei uns Plattdeutschen.“(56) Er gehörte nicht zu den „alten Kämpfern“, auch nicht zu den „Märzgefallenen“, die 1933 eiligst in die NSDAP strömten. Wie die meisten Lehrer schloss er sich aber mit Beginn des „Dritten Reichs“ dem „Nationalsozialistischen Lehrerbund“ (NSLB) an - am 1. Mai 1933. Ein Jahr später, ab dem 1. April 1934, war er Presse- und Propaganda-Ortswalter der „Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt“ (NSV). (Seit Mai 1933 zählte diese als Parteiorganisation der NSDAP.) Im Frühjahr 1937 wurde das 1933 ausgesprochene generelle Partei-Eintrittsverbot aufgehoben, und nun war auch Albershardt - ab dem 1. Mai des Jahres - „Parteigenosse“.(57)



Albershardts weiterer Weg „im Dienst“ der KdF hat ihn und seine Folkloregruppe – wie die KdF insgesamt – in die Truppenbetreuung geführt. Nach Kriegsbeginn wurden keine Schiffsreisen mehr veranstaltet, das KdF-Programm wurde eingeschränkt, schließlich, 1943, umstrukturiert: Das einstige „Zugpferd“ der Organisation, das „Amt für Reisen, Wandern und Urlaub“ wurde aufgelöst, und alle verbliebenen Ämter im „Amt für KdF-Truppenbetreuung“ bzw. „Betreuung der Werkschaffenden“ zusammengelegt: „Das ehemalige Freizeitprogramm wurde letztlich zu einer Hilfsorganisation, die den Krieg mit unterstützte und den Durchhaltewillen der deutschen Bevölkerung stärkte.“(58) So trat die „Speeldeel“ bei einer ganzen Reihe solcher kriegsfördernder Veranstaltungen auf (59), war selbst in diesem Rahmen aber noch für besonders herausragende Aufgaben vorgesehen. Als es darum ging, den Bedarf und das Programm der erforderlichen Wehrkraft-Stärkung zu planen, wurden die Finkenwerder in der Ordensburg Crössinsee angefordert, wo sie vor „Wehrbetreuungs-Offizieren“ niederdeutsche Tänze vorführen sollten. Als Dank durften die Mitwirkenden anschließend 1943 (und/oder 1944) in das seit 1940 besetzte Dänemark fahren, wo es vieles zu kaufen (und zu essen) gab, was in Deutschland inzwischen Mangelware war. (60)

#### IV

Die Schwierigkeiten, mit der „Volkstums“-Arbeit wie gewohnt fortzufahren, wurden bereits 1940 in einem Bericht von der „Jahres-Hauptversammlung der Finkenwärder Heimatvereinigung“ deutlich, der unter der Überschrift „Aufgaben für die Heimat Finkenwärder“ im Heimatblatt „Norddeutsche Nachrichten“ erschien: „Die Betätigung auf kulturellem Gebiet“, wird dort referiert, „habe zwar eine Beschränkung erfahren - man brauche dabei nur an die 'Finkenwarder Speeldeel' zu denken -, doch werde schon jetzt alles getan, um nach der siegreichen Beendigung des Krieges die kulturelle Arbeit mit verstärktem Nachdruck wieder aufzunehmen.“(61) Kurz nach Erscheinen dieses Artikels wurde auch Finkenwerder von den ersten Fliegerbomben getroffen.(62)

Ob Adolph Albershardt in dieser Zeit alle oder nur einige Auftritte seiner „Speeldeel“-Spieler(innen) und -Tänzer(innen) begleitet hat, ist in den veröffentlichten Berichten und Übersichten nicht dokumentiert. Angesichts der Kriegsentwicklung ab 1940/1941 – mit den Auswirkungen auf das Leben in Hamburg, beispielsweise das zunehmend beeinträchtigte Schulwesen – war eine stärkere Inanspruchnahme des Lehrers Albershardt durch seine schulischen Aufgaben unvermeidlich.

Ab Oktober 1940 setzte auch in Hamburg – und selbst im stadtfernen Finkenwerder – die zeitweise intensiv propagierte Erweiterte Kinder-Land-Verschickung (KLV) ein, für die Lehrer und Lehrerinnen als Begleitung und KLV-



Lagerleitungen gebraucht wurden (als Aufenthaltsdauer wurde anfangs von 6 Monaten ausgegangen, später dauerten die Aufenthalte länger).

Albershardt war in dieses KLV-Programm von Beginn an eingebunden. (So erklärt sich auch die Lücke in der „Speeldeel“-Auftrittsliste 1940/1941 (63) und die zeitweise veränderte bzw. reduzierte Berichterstattung über Finkenwerder in den „Norddeutschen Nachrichten“.(64)) Die erste KLV-Aktion mit Hamburger Schülerinnen und Schülern begann am 3. Oktober 1940. Das Hamburg zunächst hauptsächlich zugewiesene KLV-Aufnahmegebiet war Bayern (Gau Bayreuth bzw. Bayerische Ostmark) – Ober- und Mittelfranken, Oberpfalz und Niederbayern.

Für Finkenwerder wurde die erste KLV-Verschickung unter der Überschrift „Reise nach dem Süden“ am 19. November 1940 im Heimatblatt gemeldet. Am 3. Dezember erschien der erste Bericht aus der „bayrischen Ostmark“, dem „Oberpfälzer Land“. Ebenfalls im Dezember folgte die Meldung, dass der Nikolaus bei den KLV-Kindern in der Oberpfalz gewesen sei, und pünktlich zu Weihnachten wurde versichert, mit Weihnachtseinkäufen der Lehrer in Regensburg sei das Fest bestens vorbereitet worden. „Lustiges Lagerleben der Finkwarder Jungs“ wurde drei Tage nach dem Heiligen Abend vermeldet, und ein beigefügtes Foto illustrierte, dass sich „29 lebendige Jungs“ in dreistöckigen Metallbetten, „die sonst dem Reichsparteitag dienten“, pudelwohl fühlten. Der Fotograf war angegeben: A. Albershardt.

„Lehrer und Lagerleiter Albershardt“, wie es in der Zeitung mittlerweile eindeutig hieß, sorgte für ungetrübten Lagerspaß, wollte man den weiteren Berichten glauben. „Finkenwerder Jungs auf Skiern. Bericht über Freude und Gesundheit aus der Oberpfalz“, stand am 12. Februar 1941 zu lesen.

Die Handschrift Albershardts bei der Gestaltung des Lagerlebens war unverkennbar; auch und gerade in Bayern war er niederdeutscher „Volkstums-kämpfer“: Er ließ seine „Jungs“ plattdeutsches Theater spielen – und den bayrischen Zuschauern standen gleichsam die Münder offen! So wurde jedenfalls im Januar 1941 berichtet: „Finkwarder Platt in Bayern. Jawohl, da waren allerdings die Gastgeber da unten 'platt!'.“

„Eine Schulklasse war der Schauplatz des Nachmittags (...). Ortsgruppenleiter, Bürgermeister und die Orts-Frauenschaftsleiterin waren erschienen (...). Die Mädels führten ein Märchenspiel (Rumpelstilzchen) – aus dem Stegreif geschaffen – auf. Die Jungen aber fühlten sich bei dem Kasperlspiel so richtig in ihrem Element. Das war eine 'Jung-Speeldeel' im besten Sinne (...). Kasper, Mariechen, Doot und Dübel fehlten natürlich nicht (...).“ Und für einen nächsten Spiel-Nachmittag wurde von dem ungenannten, aber zu erahnenden



Berichterstatter versichert: „'Finkwärdener Platt' wird dabei seinen Platz neben dem Hochdeutschen behaupten.“

Am 18. Februar 1941 erfolgte ein vorläufiges Resümee: „Auf einer kurzen Dienstreise weilte der Lagerleiter der landverschickten Kinder von Finkenwärdener, Adolf Albershardt, einige Tage in Finkenwärdener. (...) So waren denn gestern abend im 'Finkenwärdener Hof' die Eltern restlos erschienen und lauschten den herzlich gehaltenen Schilderungen Albershardts. (...) Es war sein Bestreben, in seinem Lager einzelne Gruppen aufzustellen, die gegenseitig in Wettstreit treten, die Besten und Tüchtigsten zu sein. (...)“ Weiter konnte der Lagerleiter den Eltern mitteilen: „Nichts, aber auch gar nichts merken wir von diesem Krieg (...)“ Wegen der „vortreffliche(n) Leistung der dortigen NSV.-Stellen“ (die NSV hatte u.a. für die finanzielle Seite der KLV-Verschickungen zu sorgen) sei alles in bester Ordnung, - es gebe gutes Essen und Gewichtszunahme der Kinder sei zu vermelden.

Nach solch positivem Bericht konnte Dank und hoffnungsvoller Ausblick nicht ausbleiben: „Im Auftrage der Eltern dankte Frau Remmer (...): 'Nicht Worte können den Dank aussprechen, wie ihn mein Mutterherz in sich trägt.'“ NSDAP-Parteigenosse Jacobi, Ortsgruppenamtsleiter der NSV in Finkenwerder, ergänzte: „Das nächste Wiedersehen soll uns im Frieden nach einem glorreichen Sieg beschieden sein.“(65)

Wie viel von der Berichterstattung in den „Norddeutschen Nachrichten“ für bare Münze zu nehmen war und ist, bleibt ungewiss. Dass die Erwartung eines „glorreichen Sieges“ nicht eintrat, ist bekannt. Fest steht, dass Albershardt auch nach 1941 weiterhin noch als KLV-Leiter tätig war, nach Bayern zumindest noch in Böhmen/Mähren, dem annektierten Sudetenland. Unter dem Datum 24. Januar 1945 hat er als Lagerleiter und Klassenlehrer für eine Reihe Finkenwerder Schüler Entlassungszeugnisse (mit Bestätigung der Volksschulreife) aus dem KLV-Lager (BM/530) – Hotel Manstwl, Kamaik a. d. Moldau - ausgestellt.(66) Er blieb somit ganz bis zum Schluss 1945 mit der KLV befasst.

In den letzten Tagen der NS-Herrschaft überschlugen sich die Ereignisse allerdings auch aus Finkenwerder Sicht. Nach Zeitzeugenberichten zu schließen, war Albershardt zu diesem späten Zeitpunkt wieder in Finkenwerder. Ein damals selbst an der Verschickung teilnehmender Schüler erinnerte sich später, dass „die Eltern der mit ihm KLV-verschickten Kinder über sein (Adolph Albershardts) Verhalten kurz vor Kriegsende sehr empört gewesen seien. Albershardt habe sich mit seinem Sohn und der Lehrerin Fräulein Rickmers nach Westen abgesetzt und die ihm anvertrauten Kinder hilflos zurückgelassen. Daß diese nicht von der Front überrollt wurden und schließlich wieder zuhause ankamen, sei nur deutschen Soldaten zu verdanken, die die Kinder mitnahmen.“ (Bericht 5)





Ein anderer damaliger Schüler, eigentlich von der Oberschule für Jungen in Altona, wurde seiner Erinnerung nach 1945 „in die Aueschule in Finkenwerder umgeschult (...).“ Weiter lautet sein Bericht: „Der Leiter der Schule, Adolf Albershardt sen., organisierte für die verbliebenen Schüler eine KLV, an der auch sein Sohn teilnehmen sollte. Am Vorabend der Abreise Ende Januar 1945 teilte er den Eltern der mitreisenden Schüler mit, daß sein Sohn wegen einer akuten Brechdurchfall-Erkrankung nicht mitfahren könne.

Später erfuhren die Eltern, daß die russische Armee an diesem Tag die 'Mährische Pforte' durchstoßen hatte, was zu einem schnellen Vorstoß in das Zielgebiet der KLV führte. Die besorgten Eltern brachten die Erkrankung von Albershardts Sohn bald mit dem Frontverlauf, der A(lbershardt). als führendes Parteimitglied eher bekannt gewesen sein dürfte, in Verbindung.

(...) Als sie (die KLV-verschickten Kinder) in Jermer-Josefstadt, heute Jaromir (Jaromer-Josefov) (Böhmen und Mähren) ankamen, saßen die dort in einer Schule untergebrachten Finkenwerder Schüler quasi schon auf gepackten Koffern, Trecks aus Schlesien zogen durch den Ort. (...) Die Gruppe bekam schließlich einen Eisenbahnwaggon zugeteilt, der an einen Zug mit Verwundeten angekoppelt wurde. So gelangten sie unbeschadet nach Bayern, wo sie in einem Kloster einquartiert wurden. Die HJ-Führer setzten sich ab, die Lehrer blieben zum großen Teil bei ihnen, waren aber nicht in der Lage, die Schüler zu versorgen. (...) Im August 1945 wurden sie schließlich von einem HHA(Hamburger Hochbahn AG.)-Bus, der holzkohlebefeuert war, abgeholt und nach Hamburg zurückgebracht.“(Bericht 17) (67)

## V

Für den ehemaligen NSDAP-Parteigenossen Albershardt hat sich all dies nach dem Ende des „Dritten Reichs“ nicht wirklich zum Nachteil ausgewirkt. Im obligatorischen Entnazifizierungsverfahren ist er offenbar nicht belastet worden. Er fungierte, als der Schulbetrieb wieder aufgenommen wurde (September 1945), zunächst als stellvertretender Schulleiter der Aueschule (die nun wieder, wie bis 1932, unabhängig von der Norderschule war). Erinnerungen an seine Vergangenheit als NS-aktiver Lehrer und niederdeutsch bewegter „Volkstumskämpfer“ wurden notfalls abgeblockt (68) oder von ihm selbst vertuscht, so etwa in seiner Überarbeitung des Finkenwerder-Buches von Ernst Finder. In dessen von Albershardt selbst bearbeiteten Neuausgabe wurden 1951 NS-Reminiszenzen (z.B. die Darstellung der KdF-Arbeit der „Speeldeel“) umgeschrieben oder gestrichen.(69) Der alte Ton war aber noch da: Noch immer ging es in Albershardts Formulierung um „Volkstum“ (70). Und ein Jahr später wünschte er zum 125. Jubiläum seiner Schule, deren Schülerinnen und Schüler von ihm immer noch „Jungen und Mädels“ genannt wurden, nicht einfach nur eine



gute weitere Entwicklung. Diese möge stattfinden, schloss er, „zum Segen unserer Vaterstadt Hamburg, zum Segen unseres deutschen Vaterlandes!“ (71) Als er etliche Jahre später Finkenwerders jüngere Geschichte skizzierte, war ihm die NS- und Kriegszeit einem (vermeintlichen) Naturereignis gleich – der Sturmflut 1962. Beide Katastrophen seien über Finkenwerder „hinweggebraust“.(72)

Für sein zunehmend zentrales Aktionsfeld, die Auftritte der „Finkwarder Speeldeel“, hatte er schon bald nach dem Systemwechsel 1945 die Richtung vorgegeben: Weitermachen! In einem Brief Ende 1946 an die Mitwirkenden der „Speeldeel“ schrieb er: „Ober ook dat is woahr: wü hebbt ook Krisen to oberstohn hatt. Männigmol müsst een dinken, de ganze 'Speeldeel' heul dat ne ut un güng to Strund. Wü sünd ober ut Krisen jümmers noch stärker rutkommen. Nee ünnerkriegen loten, hebbt wü uns jümmers seggt. (...) So lot uns tohoopstohn, lot uns Kraft för de Heimat un dat scheune Finkwarder Platt hergeben!“ (73)

Am 5. August 1960 wurde ihm von Hamburgs Kultursenator Dr. Biermann-Ratjen das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse überreicht. Albershardt habe sich, so die damalige Begründung, „durch langjähriges Wirken auf kulturellem und kommunalem Gebiet verdient gemacht.“ (74) Nach seinem Tod 1969 wurde – wie erwähnt - in Finkenwerder eine Straße nach ihm benannt, der „Albershardtweg“.

Text: Ralph Busch

#### ANMERKUNGEN

- 1) Hans-Joachim Meyer, „De Krönk un de 'Ehrenspeerboos““, „Quickborn“ 1/2008, S. 26
- 2) Die Geschichte der „Finkwarder Speeldeel“ ist im Auftrag der „Speeldeel“ selbst dargestellt worden, allerdings in verharmlosender Weise, was die NS-Zeit betrifft - siehe dazu Willi-Bredel-Gesellschaft. Geschichtswerkstatt e.V. (Hg), Rundbrief 2007, 18. Jahrgang, (S. 1-38), [www.bredelgesellschaft.de/schoeps/rb2007.html](http://www.bredelgesellschaft.de/schoeps/rb2007.html) (6.7.15) und Meyer, (wie Anm. 1), S. 21-27: Monika Mönkemeier, Frische Bris van de Ilv. 100 Jahre Finkwarder Speeldeel, hrsg. v. d. Finkwarder Speeldeel, Hamburg 2006
- 3) So Paul Wriede in den „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 18/1924, S. 44.
- 4) In einem Zeitungsartikel „Finkenwerder braucht noch mehr Schulen“ wird berichtet: „Die Heimatvereinigung wählte nach über vier Jahrzehnten einen neuen Vorsitzenden: Werner Marquart. Er tritt die Nachfolge Adolf Albershardts an, der, wie berichtet, im Dezember (1969) starb. 'Ein Verlust, der unsersetzlich ist', hieß es.“ (Fotokopie des ungezeichneten, undatierten Artikels – ohne Angabe der Zeitung – im Schularchiv der Westerschule, Zeitungsausschnitt-Sammlung)
- 5) Dem Straßenschild „Albershardtweg“ ist als erklärender Text beigefügt: „Adolph A. (1892-1969) Lehrer in Finkenwerder, Förderer heimatlicher Kulturpflege“.
- 6) Kurze, durchweg unkritische biographische Skizzen liegen vor bei Kurt Wagner/Rudolf Meier/Hinrich Stroh, Finkenwerder. Auf den Spuren der Vergangenheit, Hamburg 1986 (2. Aufl.), S. 164/165 (ohne Verfasserangabe); im „Offiziellen Mitteilungsblatt des Kulturkreises Finkenwerder“, der Zeitschrift „De Kössenbitter“ 3/1992, Nr. 1, S. 1, der Artikel: „Adolf Albershardt sen. Ein Leben für Finkenwerder – zum 100. Geburtstag“; und in Mönkemeier (wie Anm. 2), S. 30.
- 7) Angaben zu Albershardt nach: Schularchiv Aueschule, Ordner: „Lehrer/auf Finkenwerder/an der Aueschule“: „Verzeichnis der Lehrer und Lehrerinnen, die an der Aueschule seit Gründung dieser Schule im Jahre 1827 tätig waren. (bis 1919) (aufgezeichnet von Karl Johns, Leiter der Aueschule von 1888 bis 1919, mit Ergänzungen von A. Albershardt)“, Nr. 63 - Das Programm der „Hundertjahr-Feier auf Finkenwärdar am 18. Oktober 1913“ sah als Punkt 4 vor: „(...) 9 Uhr abends Siegesfeier (...) Gemeinsamer Gesang: 'Flamme empor'. 'Frisch auf, mein Volk', Herr Albershardt. Festrede mit Kaiserhoch. Herr Johns“.(Schularchiv Aueschule, Ordner: „Auszüge/Kopien – Lehrerkonferenzen 1901/1932“) – Albershardt hat bei verschiedenen ähnlichen Gelegenheiten Texte vorgetragen, z.B.



- sah das Programm der Kaisergeburtstagsfeier am 27. Januar 1913 vor: „Ansprache: Herr Albershardt“ und laut Beschluss der Lehrerkonferenz am 9. Juli 1913 wurde im Programm für die „Feier des Regierungs-Jubiläums Sr. Majestät des Kaisers“ vorgesehen: „(...) 2. Deklamation: Herr Albershardt“. (Ebd.) - Bei dem Gedicht zur „Völkerschlacht“-Feier handelt es sich um „Aufruf“, verfasst 1813 von Theodor Körner (hier nur die erste und letzte Strophe, nach der Ausgabe: Theodor Körner, Leyer und Schwerdt. Einzige, rechtmäßige, von dem Vater des Dichters veranstaltete Ausgabe, Berlin 1814, S. 37-39)
- 8) Mönkemeier (wie Anm. 2) spricht von Albershardt als „Ulan“ (S. 30); in Wagner/Meier/Stroh (wie Anm. 6), S. 164, ist er „als Reserveleutnant der Husaren“ aus dem Krieg nach Finkenwerder zurückgekehrt.
  - 9) Schularchiv Aueschule (wie Anm. 7)
  - 10) Schularchiv Aueschule, Ordner: „Schulverwaltung 1899 bis 1919, 3, Schriftwechsel 1917-1919“
  - 11) Ebd.
  - 12) Ebd.
  - 13) Schularchiv Aueschule (wie Anm. 7)
  - 14) Ebd.
  - 15) Hamburger Staatsarchiv, PA 361-3, A 1484; „Hamburger Fremdenblatt“, 14. Dezember 1921 (nach Zweifeln der Oberschulbehörde, ob Albershardt die zweite Lehrerprüfung abgelegt habe, berichtete dieser): „Ein Schriftstück (...) bewies, daß ich tatsächlich die Prüfung bereits im März 1916 abgelegt und bestanden hatte.“
  - 16) Schularchiv Aueschule (wie Anm. 7)
  - 17) Wie vom Hamburger Arbeiter- und Soldatenrat im März 1919 verordnet (und von der Bürgerschaft im April bestätigt), mussten sich die Schulleiter einer Wahl durch das Kollegium stellen; einige lehnten dieses Verfahren ab, so auch Karl Johns. Auf der „Sitzung des Wahlkollegiums für die Aueschule, am 8. Mai 1919“ wurde festgehalten: „Der bisherige Hauptlehrer (d.h. Schulleiter) Johns gibt zu Protokoll: 'Einer Neuwahl will ich mich nicht unterziehen.'“ (Schularchiv Aueschule, Ordner: „Auszüge/Kopien – Lehrerkonferenzen 1901/1932“) Die „Wahlversammlung am 10. Juni 1920 in der Aueschule“ führte dann zur Bestimmung eines neuen, jungen Schulleiters: „(...) Herr Müller ist somit gewählt.“(Ebd.)
  - 18) Das vorangehende Zitat zu Albershardts früher „Heimatliebe“ aus Wagner/Meier/Stroh (wie Anm. 6), S. 164. - Zu Hinrich Wriede siehe auch dessen Vita in der Datenbank [www.hamburg.de/ns-dabeigewesene](http://www.hamburg.de/ns-dabeigewesene).
  - 19) Siehe Mönkemeier (wie Anm. 2), S. 25. - „In der Chronik der Liedertafel 'Harmonie (Finkenwärder von 1865)' heißt es im Jahresbericht 1920: 'Der Schriftführer Albershardt ist wegen Mitwirkens bei der 'Finkwarder Speeldeel' dauernd verhindert mitzusingen. Er legt sein Schriftführeramt nieder ...!'“ (Ebd.)
  - 20) Siehe „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 13/1920, S. 120. - In den „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 9/1915-16, S. 124, wird Adolf Albershardts Beitritt zum ersten Mal gemeldet; möglicherweise kam eine Mitgliedschaft zu dem Zeitpunkt doch nicht zustande, da er sich „z. Zt. Im Felde“ befand und 1916 nur kurz in Hamburg war (siehe Anm. 15) (Zugleich mit Albershardt und der „Speeldeel“ trat übrigens 1920 auch Ernst Bargheer in den „Quickborn“ ein. Er war Finkenwerder Volksschullehrer, niederdeutscher Volkskundler und später, in der Anfangszeit des „Dritten Reichs“, führender nationalsozialistischer Mitarbeiter im NS-Reichserziehungsministerium.)
  - 21) Zu Einzelheiten der Verbindung zwischen dem „Quickborn“ und der Finkenwerder Niederdeutsch-Szene siehe Hinrich Wriedes Vita in der Datenbank [www.hamburg.de/ns-dabeigewesene](http://www.hamburg.de/ns-dabeigewesene).
  - 22) Siehe dazu Adolf Albershardt, „Fünzig Jahre Finkenwärder“, „Norddeutsche Nachrichten“, 5. Januar 1929 (S.37/38), ein Artikel, den später Ernst Finder in seinem Finkenwerder-Buch mehrfach herangezogen hat.
  - 23) Siehe Harald Schloz, Finkenwerder - vom „Fischeridyll“ zum „Industriestandort“?, Hamburg 1996, S. 289.
  - 24) Werner Marquart zum 75-jährigen Bestehen der „Heimatvereinigung“ in: „De Kössenbitter“, August 1997, S. 2, zitiert nach Jens Homann, Die Zeit des „Dritten Reiches“ in Finkenwerder im Spiegel der heimatgeschichtlichen Literatur, unveröffentlichtes Typoskript, Hamburg 2009, Band 1, S. 49
  - 25) Wagner/Meier/Stroh (wie Anm. 6), S. 165
  - 26) Im Laufe der Jahre variierten die Funktionsbezeichnungen: Meist galt Albershardt als „Vorsitzender“, manchmal als „kommisarischer“ oder „stellvertretender Vorsitzender“ (tatsächlich war der NSDAP-Ortsgruppenleiter Rudolf Pahl zeitweilig auch „Vorsitzender“ der Heimatvereinigung), durchweg ist aber davon auszugehen, dass die eigentliche Vereinsarbeit von Albershardt geleitet wurde.
  - 27) Die als Gründungsmitglieder genannten Finkenwerder waren die Herren Oehms, Harms, Rahmstorf, Allgeier, Horstmann, Friedrichs, Steffens, Rabeler, Harms, Tietzel, Schwartau und Fock – laut dem Abschnitt über die Heimatvereinigung (ohne Verfasserangabe) in: Ortsamt Finkenwerder (Hg.) Willkommen in Finkenwerder, Hamburg 1980, S. 37. (Hier auch das Zitat zum „persönlichen Einsatz“ Albershardts.) - Bei einer Einwohnerzahl von damals rund 5000 Personen im nördlichen Teil, also Finkenwärder, abzüglich der für kommunalpolitische Entscheidungen wohl kaum herangezogenen Frauen und Kinder, stellt eine Zahl von 333 Mitgliedern einen erheblichen Prozentsatz dar: Wer



- informiert sein wollte und möglicherweise auch mitreden (entscheiden?) wollte, tat sicher gut daran, sich der „Wirtschafts- und Verkehrsvereinigung“/„Heimatvereinigung“ anzuschließen.
- 28) Staatsarchiv Hamburg, PA 361-3, A 1484 – Brief an die Landesunterrichtsbehörde, 24. Juni 1933; darin erwähnt Albershardt, dass er sich auch schon 1925 seine Betätigung als Finkenwerder Lokaljournalist hat von der Oberschulbehörde genehmigen lassen; am 6. Juli 1934 bittet er in einem weiteren Schreiben an die Landesunterrichtsbehörde um die Bestätigung, „daß die schriftstellerische Betätigung (Artikel über kommunale Fragen, Heimatgeschichte usw.) auch weiterhin genehmigt ist.“ Nach 1945, am 13. Januar 1951, meldet er der neuen Schulbehörde als „nichtgenehmigungspflichtige Nebentätigkeit“ seinen Lokaljournalismus, den er als „freier heimatkundlicher und heimatgeschichtlicher Schriftsteller“ betreiben werde.
- 29) In dem Schreiben vom 24. Juni 1933 (siehe Anm. 28) führte Albershardt aus: „Eine solche Mitarbeit (über kommunale Angelegenheiten Finkenwerders) ist in kleinen Orten allgemein üblich, da sie nur gelegentlich ausgeübt werden kann. Die Anstellung hauptamtlicher Berichterstatter kommt aus diesem Grunde nicht in Frage.“
- 30) Johannes Kröger (1882-1975) war seit 1910 Chefredakteur der „Norddeutschen Nachrichten“, die in Altona bzw. im Hamburger Westen als lokales Heimatblatt erschienen. Zahlreiche Lokalzeitungen („Kopfbblätter“), so auch die „Finkenwärder Nachrichten“, gehörten dazu. Die Zeitung enthielt dann eine feste Rubrik mit lokalen Nachrichten u.a. für und aus „Finkenwärder“. „Zeitung und Verlag (...) blickten auch für die Zeit vor der Machtübernahme der NSDAP keineswegs auf eine blütenreine demokratische Vergangenheit zurück, obwohl sie ihre politische Ausrichtung immer als 'liberal' angegeben hatten. 1930 war das sozialdemokratische 'Hamburger Echo' zu dem Urteil gekommen, die 'Norddeutschen Nachrichten' und ihre zahlreichen Kopfbblätter seien Zeitungen 'ganz nach dem Herzen der Hugenberg- und Hitler-Mannen'; den Journalismus, der in Blankenese betrieben wurde, bewertete das H(amburger) E(cho) sogar als 'kommunalpolitische Brunnenvergiftung' (...). (Karl Christian Führer, Medienmetropole Hamburg. Mediale Öffentlichkeiten 1930-1960 (= Forum Zeitgeschichte 20), München/Hamburg 2008, S. 453) Die Zeitung erschien auch nach 1933 - weiter geleitet von Johannes Kröger – bis zur „kriegswirtschaftlich“ bedingten Einstellung 1943. (1936 wurde die Buchdruckerei „von der NS-Presseholdung Vera aufgekauft“. (Ebd., S. 453)) Als es ab September 1949 keiner Lizenz der britischen Besatzungsbehörden mehr bedurfte, gaben die Krögers das Blatt 1950 wieder heraus und Johannes Kröger blieb Chefredakteur. Diese neuen „Norddeutschen Nachrichten“ „galten den Briten als 'moderately right-wing'; zugleich vermerkten sie 'a clear anti-communist tendency'.“ (Ebd., S. 504) Ganz parteioffiziell wurden die „Norddeutschen Nachrichten“ als „CDU-Zeitung“ bezeichnet. (Siehe Politisches ABC, hrsg. v. Bundesgeschäftsstelle der CDU Deutschlands, Bonn, Argelanderstraße 173, Bonn o. J. (1952), Stichwort „CDU-Zeitungen“, S. 39.) Bei dem Betrieb der Krögers brachte Adolph Albershardt dann seinen Sohn, Adolf „Adi“ Albershardt, unter: „Nach der Schule machte er ein Volontariat bei Krögers Buchdruckerei (...).“ (Mönkemeier (wie Anm. 2), S. 70) „Adi“ Albershardt, der nach eigenem Bekunden gerne Fischer geworden wäre, erinnerte sich später: „Aber mein Vater schob mich auf eine andere berufliche Schiene. Und so wurde ich Redakteur bei den 'Norddeutschen Nachrichten', damals in Blankenese.“ („Hamburger Abendblatt“, 18. Februar 1991) 1957 wurde das Blatt als Tageszeitung eingestellt. (Siehe Führer, Medienmetropole, a.a.O., S 505.)
- 31) Der „Arbeits- und Werbeausschuß“ bestand aus: „Albershardt, Camper, Gagelmann, Gölzer, Jörß, Matthiesen, Schottländer, Wecken, Hinrich Wriede, D. Wulf, H. Wulf.“ („Mitteilungen aus dem Quickborn“ 18/Winter 1924/1925, S. 42/43)
- 32) Im vorliegenden Zusammenhang kann die Liste des „Ehrenausschusses“ nicht näher kommentiert werden; die Prominenz der vertretenen Namen ist auf den ersten Blick ohne Weiteres augenfällig: „Universitätsprofessor Dr. Borchling, Geheimrat Dr. W. Cuno, Franz Ferdinand Eiffe, Hauptpastor D. Horn, Rudolf Kinau, Senator E. Krause, Präsident der See-Berufsgenossenschaft Richard C. Krogmann, Verleger der 'Finkenwärder Nachrichten' Johs. Kröger, Fischereidirektor Lübbert, Felix Graf von Luckner, Bürgermeister D. Dr. W. Von Melle, Ernest Merck i. Fa. H. J. Merck & Co., Schulrat Prof. Dr. W. Meyer (Turnkreis 'Norden'), Dr. A. Obst (Schriftsteller- und Journalistenverein), Präsident der Bürgerschaft R. Roß, Direktor Dr. Wm. Scholz (Deutsche Werft), Bürgermeister Dr. C. A. Schröder, Oberbaudirektor Prof. Dr. ing. Fritz Schumacher, J. C. Stülcken, Max M. Warburg, Direktor E. M. Warnholtz (Hamburg-Amerika Linie), Paul Wriede (Vereinigung 'Quickborn').“ (Ebd.)
- 33) Ebd.
- 34) Siehe dazu Fritz Schumacher, Stufen des Lebens. Erinnerungen eines Baumeisters, Stuttgart/Berlin 1935, S. 422; Rudolf Kinaus Rede: „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 24/1930-1931, S. 2/3. - Der Antrag des Senats (Nr. 189), auf der 22. Sitzung der Bürgerschaft, am 26. Juni 1929, lautete: „Der Senat beantragt, die Bürgerschaft wolle für den Neubau einer Turnhalle für die drei Finkenwärder Volksschulen 181 000 RM bewilligen und genehmigen, daß dieser Betrag den durch Beschluß der Bürgerschaft vom 29. April 1929 in den außerordentlichen Haushalt für Volksschulbauten eingestellten 5 Millionen Reichsmark entnommen wird.“ Der Antrag wurde nach kurzer Diskussion ohne Änderung angenommen. (Stenographische Berichte über die Sitzungen der Bürgerschaft zu Hamburg im Jahr 1929, Hamburg o.J., S. 884-886)



- 35) Zitiert aus dem ungezeichneten Artikel „Vom Wasserturm zum Aussichtsturm“, 14. Mai 1929, ohne Angabe der Zeitung („Norddeutsche Nachrichten“?), Fotokopie im Schularchiv Westerschule.
- 36) Zu „entartet“: Volker Plagemann, Eduard Bargheer, Hamburg 2008, S. 92. - Zum Pächter: Offenbar „hielt der Pächter den Turm vorwiegend verschlossen, sodass sich ein Kunstfreund am 1. März 1932 im *Hamburger Fremdenblatt* bemüßigt fühlte, zu klagen, 'Schätze, (...) schönste Teile unserer engeren Heimat' würden dem Publikum vorbehalten. Rechte Stimmen auf der Insel und in der Behörde polemisierten nach der Machtübernahme gegen die historisch-städtische Architektur des Turms und seine teure Instandhaltung, die durch die Eintrittsgelder nicht gedeckt wurde, auch gegen die in der NS-Zeit verpönte schwarz-rot-goldene Flagge der Weimarer Republik auf Bargheers *Deichszene* (eines der 12 Bilder im Turm).“ (Maike Bruhns, Bauschmuck bei Fritz Schumacher. Ein Kaleidoskop der Künste, München/Hamburg 2013, S. 136) (Laut Kurt Wagner, *Inselleben. Finkenwerder im Wechsel der Gezeiten*, Erfurt 2009, S. 101, sollen es 16 Bilder gewesen sein.) – Zu Hinrich Wriedes Rolle: „As de Woterturm afreten warm schull (...) harr sick een van de Liehers in de Zeitung utloten, he wüür'n Scheusal.“ (Ewald Goltz, *Finkwarder. Hunnert Johr Geschichte un Geschichten*, Hamburg 1985, S. 71); „Der Dichter und Freund Gorch Focks, Hinrich Wriede, hatte ein entsprechendes Gedicht gemacht und in der Lokalzeitung veröffentlicht.“ (Ewald Goltz, *Ein Schiff kehrt heim*, Privatdruck, Hamburg 1978, S. 74)
- 37) Zitiert nach Wagner/Meier/Stroh (wie Anm. 6), S. 81. Kurt Wagner, der für diesen Abschnitt („Das Leben auf der Elbinsel“, S. 59-87) als Verfasser zeichnet, gibt keine genaue Quellenangabe. Im Original dürfte der Ort „Finkenwärder“ geschrieben worden sein.
- 38) Besonders unter Jugendlichen gab es Protest gegen den drohenden Abriss, und ein Lied wurde gesungen, in dem es hieß: „Der Wasserturm so schön,/auf ewig bleibt er stehn./Als ein Scheusal wurde er benannt,/unsere Zierde an der Wasserkant.“ (Ewald Goltz, *Finkwarder* (wie Anm. 36), S. 71)
- 39) Siehe Bruhns, Bauschmuck (wie Anm. 36), S. 317.
- 40) Zur Urkunde und dem problematischen Datum siehe: Kulturkreis Finkenwerder e.V., „Finkenwerder gestern & heute 775 Jahre Finkenwerder. Die großen Jubiläen auf Finkenwerder“ (2011), [http://www.775jahre-finkenwerder.de/die\\_grossen\\_jubilaeen.html](http://www.775jahre-finkenwerder.de/die_grossen_jubilaeen.html) (05. 04. 2015) – Adi Albershardt, *An'n Elwdiek. Vom Leben der Menschen an der Niederelbe*, Hamburg 1985, S. 7, bietet folgende Version: „Erstmals wird Finkenwerder im Jahr 1158, dann wieder im 13. Jahrhundert urkundlich erwähnt“. Heino Rose (in seiner Besprechung dieses Buches in der „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 72/1986, S. 348) spricht dazu von „lückenhafter Sachkenntnis“ und von einer „von falschen bis verwirrenden Bestandteilen geprägte(n) Darstellung zur ersten urkundlichen Erwähnung Finkenwerders“, was besonders bedauerlich sei, weil das Jahr 1236 die „Grundlage“ für Jubiläumsveranstaltungen (z.B. 1986) sei. Wer in dieser Kontroverse welche Interessen vertritt, sei dahingestellt; das Datum 1236 war und ist zu Feierzwecken offensichtlich opportun.
- 41) Zu Finder siehe auch dessen Vita in in der Datenbank [www.hamburg.de/ns-dabeigewesene](http://www.hamburg.de/ns-dabeigewesene).
- 42) Bei Wagner/Meier/Stroh (wie Anm. 6) beispielsweise wird Albershardt „einer der Hauptorganisatoren dieses Ereignisses“ genannt (S. 164); bei Mönkemeier (wie Anm. 2), S. 27, heißt es – mit heruntergespielter NS-Einbindung: „Das Jahr 1936 ist ein besonderes und wichtiges für Finkenwerder: 700 Jahre Inselgeschichte sollen gefeiert werden! Von langer Hand werden Vorbereitungen für ein Riesenfest, ein grandioses Volksfest getroffen; (...). Der Lehrer Adolf Albershardt allerdings hatte nur Eins im Sinn (d.h. keine Politik): die Wiederbelebung der Finkwarder Speeldeel als Forum der 'lebendigen mundartlichen Gestaltung und der betonten Trachtenpflege (...)“
- 43) Aus den gleichen Darstellungen (wie Anm. 42): „Die NSDAP trat als offizieller Schirmherr der Feier auf. Jedoch konnte sie sich hier nicht, wie an anderen Orten Deutschlands, hundertprozentig durchsetzen. Finkenwerder feierte keine Parteifeier, sondern ein ihrer (sic!) althehrwürdigen Tradition entsprechendes Fest.“ (Wagner/Meier Stroh (wie Anm. 6), S. 82. Mönkemeier (wie Anm. 2), S. 27, ergänzt die Erwähnung des „grandiosen Volksfestes“ durch den gewundenen Zusatz: „(...)“; u.a. ist es auch für die Nationalsozialisten ein willkommener Anlass, das Jubiläum als spektakuläre Bühne zur öffentlichen Inszenierung ideologischer Indoktrination und politischer Demonstration zu nutzen. Der Lehrer Adolf Albershardt allerdings (...)“ - siehe Anm. 41. - Bei Wagner, *Inselleben* (wie Anm. 36), S. 102, lautet die Zusammenfassung: „Im Juni 1936 gab es die 'Finkenwerder 700-Joar-Fier'. Diese Feier wurde wie alle Feiern dieser Zeit mit großem Aufwand betrieben. Die NSDAP trat als offizieller Schirmherr auf und nutzte das Ereignis, gestützt durch einige Finkenwerder, zu Propagandazwecken. (...) Finkenwerder zeigte sich von der allerbesten Seite.“
- 44) Dokumentiert u.a. in der Tagespresse vor und während der Feierwoche, z.B. in den „Norddeutschen Nachrichten“ (etwa: 20. Juni 1936, wo auch berichtet wird, daß Ortsgruppenleiter Pahl Vorsitzender des Vorbereitungsausschusses war), aber auch im NSDAP-Organ „Hamburger Tageblatt“. Besonders ausführlich: „Hamburger Tageblatt“, 21. Juni 1936, „Norddeutsche Nachrichten“, 22. Juni 1936
- 45) Die „Speeldeel“ war im Februar 1936 neu gegründet worden, und seitdem hatte es einige Aufführungen in Finkenwerder, auch in Neuenfelde, gegeben, sozusagen zur Probe; dazu Angaben bei Mönkemeier (wie Anm. 2), S. 27 und S. 149.



- 46) Das Geschenk – ein in Leder gebundener Band mit Fotos von Finkenwerder und einem Vorwort von Rudolf Kinau („Finkwarder. Gorch Fock sien Fischerinsel“) - erhielten Reichsstatthalter Kaufmann, Bürgermeister Krogmann sowie Korvettenkapitän Krüder (von der eigens aus Pillau abkommandierten Minensuchflotille) und Oberleutnant Heineke, der die Abordnung des extra in Hamburg gebliebenen Schulschiffs der Kriegsmarine „Gorch Fock“ anführte. (Siehe zur Geschenkübergabe durch die „Speeldeel“-Mädchen „Hamburger Tageblatt“, 21. Juni 1936, und „Norddeutsche Nachrichten“, 22. Juni 1936.)
- 47) „Norddeutsche Nachrichten“, 20. Juni 1936
- 48) Kultursenator v. Allwörden (zuständig auch für alles Niederdeutsche) ließ der „Speeldeel“ ein Schifferklavier zukommen: „Den ersten 'Quetschkasten' hat die Speeldeel von Senator v. Allwörden zur 700-Jahrfeier bekommen (...).“ („Norddeutsche Nachrichten“, 16. November 1936)
- 49) Zur „Vereinigung Niederdeutsches Hamburg“ (und der Mitgliedschaft der „Heimatvereinigung“ und der „Finkwarder Speeldeel“) siehe Ingrid Schröder, „Niederdeutsch in nationalsozialistischer Perspektivierung. Die 'Vereinigung Niederdeutsches Hamburg' als Exempel“, in: Dirk Hempel/Hans-Ulrich Wagner (Hg.), Das literarische Feld in Hamburg 1933-1945 (= Schriften zur Literaturgeschichte 16), Hamburg 2012, S. 64-83; auch: Kay Dohnke/Norbert Hopster/Jan Wirrer (Hg.), Niederdeutsch im Nationalsozialismus. Studien zur Rolle regionaler Kultur im Faschismus, Hildesheim/Zürich/New York 1994, darin besonders: Michael Töteberg, „'Nedderdütsch Volk op'n Weg'. Die Vereinigung Niederdeutsches Hamburg. Ein Dossier“, S. 123-148.
- 50) In „De Kössenbitter“ 8/1997, S. 2, ist über die „Heimatvereinigung“ ausgeführt worden: „Die der Vereinigung zur Verfügung stehenden Geldmittel wurden sehr knapp und aus diesem Grunde hat sie auch ihren Austritt aus der 'Vereinigung Niederdeutsches Hamburg' vollzogen.“ Dies sei eine Folge des Jahres 1939 gewesen - „das Jahr 1939 mit seinen schicksalsreichen Ereignissen“. (Zitiert nach Jens Homann (wie Anm. 24), Band 1, S. 52) Wie dies vonstatten gegangen sein soll, wäre zu klären. Das Ende der NS-Einbindung der „Speeldeel“ bzw. „Heimatvereinigung“ war dies in jedem Fall nicht, wie zahlreiche Auftritte ab/nach 1939 belegen - siehe z.B. die Auflistung im Anhang von Mönkemeier (wie Anm. 2), S. 149-191.
- 51) Ernst Finder, Die Elbinsel Finkenwärder. Ein Beitrag zur Geschichte, Landes- und Volkskunde Niedersachsens (= Veröffentlichung des Vereins für Hamburgische Geschichte 13), Hamburg 1940, S. 284/285
- 52) Siehe zu diesem Staatsbesuch Werner Johe, Hitler in Hamburg. Dokumente zu einem besonderen Verhältnis (= Forum Zeitgeschichte 6), Hamburg 1996, S. 152-155.
- 53) „Norddeutsche Nachrichten“, 24. August 1938
- 54) Zum Besuch in den Vierlanden, mit Foto-Übergabe: „Norddeutsche Nachrichten“, 5. Oktober 1938; zum Auftritt bei der NSDAP-Ortsgruppe: Mönkemeier (wie Anm. 2), in der Auftrittsliste (S. 149-191) die Eintragung zum 26. November 1938.
- 55) Staatsarchiv Hamburg 361-3, A 1484 – Nach der Reise erschien im lokalen Heimatblatt, für das Albershardt ja journalistisch tätig war, der Artikel „Finkenwärder im Jahresspiegel. Ein arbeitsreiches Jahr und gute Aussichten für 1938“, in dem es hieß: „Die Heimatvereinigung Finkenwärder und die 'Finkwarder Speeldeel' setzten ihre bedeutungsvolle Kulturarbeit fort. (...) Eine schöne Anerkennung wurde der Speeldeel dadurch zuteil, daß ihre Volkstanzgruppe im Juni zu einer Nordlandfahrt mit KdF. eingeladen wurde.“ („Norddeutsche Nachrichten“, 31. Dezember 1937, ohne Verfasserangabe)
- 56) Fritz Specht, „Wo stehen wir Plattdeutschen?“, „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 26/Sommer 1933, S. 68
- 57) Angaben zu Albershardts Mitgliedschaften: Hamburger Staatsarchiv 221-11, F 8812 - Zum Eintritt in den NSLB 1933 vgl. die auf unterschiedliche Motivationslagen zurückgehende, gestiegene „Attraktivität des NSLB im April und Mai 1933, mit dem Ergebnis, dass zahlreiche Lehrerinnen und Lehrer Mitglieder werden wollten“, was die Mitteilung des Hamburger NSLB-Landesleiters Wilhelm Schulz nach sich zog, die „Zahl der NSLB-Mitglieder sei im Laufe des Jahres 1933 von 100 auf 7000 gestiegen“. (Uwe Schmidt, Lehrer im Gleichschritt. Der Nationalsozialistische Lehrerbund Hamburg, Hamburg 2006, S. 34 und S. 54)
- 58) Claudia Schneider, „Die NS-Gemeinschaft 'Kraft durch Freude'“ (2004), <http://www.zukunft-braucht-erinnerung.de/die-ns-gemeinschaft-kraft-durch-freude/> (30. 05. 15)
- 59) Mönkemeier (wie Anm. 2), S. 149-191, listet Auftritte auf: für 1939 beim „2. Kom L.-Schtz.-Batl. 497“, für 1942 bei „Soldatenfrauen“ (in Lübeck) und in der „Hindenburgkaserne“ (in Kiel), für 1943 beim „Volksfest der Soldaten“ (26./27. Juni) – diese Angabe ebd., S. 36 -, bei der „Wehrmachtskommandantur“ und beim „Winterhilfswerk“, im Juli/August eine Tournee zur „Wehrbetreuung“ nach Gotenhafen (d.h. Gdingen/Gdynia) /Halbinsel Hela /Oxhöft / Zopot / Danzig / Lauenburg i. Pommern, für 1944 eine weitere Tournee vom 15. bis 31. Juli zur „Wehrbetreuung“ in den Lazaretten in Rotenburg/Jesteburg/Neustadt i. H. sowie als „Wehrbetreuungs-Sondereinsatz“ durch das O.K.M. (Oberkommando der Marine) nach Dänemark (Sonderburg/Kopenhagen). Noch am 15. November 1944 trat die „Speeldeel“ bei der „In-Dienststellung des U-Boots U-2519“ auf - Diese Auflistung muss nicht vollständig sein; in Mönkemeiers Liste fehlen insgesamt mehrere Auftritte, die in



- der Tagespresse angezeigt bzw. genannt sind. Die Angaben sind zudem manchmal unpräzise; so ist von „Reisen nach Sonderburg und Kopenhagen 1943/1944“ (ebd., S. 36) die Rede, ebenso wird aufgeführt (ebd., S. 151): „1943/1944 Crössinsee/Pommern, Ordensburg: Treffen der Wehrbetreuungs-Offiziere.“
- 60) Ebd., S. 36, wird der Bericht einer „Speeldeel“-Mitwirkenden (Bertha Brockmann) zitiert: „Meine nachhaltigste Erinnerung (ist) die Fahrt nach der Ordensburg Crössinsee in Pommern geblieben und die Tournee durch Dänemark. Einmal im Jahr wurden die Tourneen für die Wehrbetreuung zusammengestellt, dazu trafen sich die Experten auf der Ordensburg ... Wir waren angeköndigt worden mit 'Jungs un Dierns von de Waterkant'. Wie sie uns bei der Ankunft sahen und feststellten, dass wir keine Kinder mehr waren, strichen die Herren vom Komitee unser 2-Stundenprogramm, wir bekamen nur eine halbe Stunde zugebilligt ... Wir mussten nun bis zu unserem Auftritt stundenlang üben, es wurden Tänze gekürzt oder schneller getanzt usw. Es entstand ein Programm fürs Auge der Zuschauer. Die halbe Stunde wurde auf die Sekunde eingehalten ... Am nächsten Tag durften wir unser ganzes Programm bringen. Und als Auszeichnung bekamen wir die Tournee durch Dänemark mit Offizierssoll (? -sold?), damit wir uns ordentlich satt essen und vieles kaufen konnten, was es bei uns nicht mehr gab.“ - Zu System und Bedeutung der Ordensburgen, darunter Crössinsee/Krössinsee – siehe u.a. Franz Albert Heinen, „'Des Führers treueste Soldaten und seiner Idee glühendste Prediger'. Das System der NS-Ordensburgen“, in: Albert Moritz (Hg.), 'Fackelträger der Nation'. Elitebildung in den NS-Ordensburgen, Köln/Weimar/Wien 2010, S. 20-46; Franz Albert Heinen, NS-Ordensburgen. Vogelsang, Sonthofen, Krössinsee, Berlin 2011
- 61) „Norddeutsche Nachrichten“, 13. April 1940
- 62) Wagner, Inselleben (wie Anm. 36), S. 107: „Am 11. Mai 1940 wurde Finkenwerder das erste Mal in der Geschichte militärisch angegriffen. Auf dem Gelände der Deutschen Werft wurden etwa 50 Brandbomben abgeworfen.“
- 63) Siehe die erwähnte Auflistung bei Mönkemeier (wie Anm. 2), S. 149-191, die für 1940 und 1941 keinen einzigen Auftritt nennt.
- 64) Es fehlen in der Zeit die regelmäßigen, detaillierten Meldungen aus dem Ortsgeschehen; stattdessen erscheinen Fotos von Häusern und Straßen Finkenwerders und Landschaftsaufnahmen, jeweils begleitet durch allgemein gehaltene, die „Idylle“ des Ortes beschreibende Begleittexte.
- 65) Die Angaben zur KLV in Hamburg allgemein nach: Uwe Schmidt, Hamburger Schulen im „Dritten Reich“ (= Beiträge zur Geschichte Hamburgs 64), 2 Bände, Hamburg 2010, S. 562-604; zum Beginn besonders S. 567-569. Als älteren Überblick siehe auch: Reiner Lehberger, „Kinderlandverschickung“, in: Reiner Lehberger/Hans-Peter de Lorent (Hg.), „Die Fahne hoch“. Schulpolitik und Schulalltag in Hamburg unterm Hakenkreuz, Hamburg 1986, S. 370-381. Die Berichte zur Finkenwerder KLV unter Albershardts Leitung 1940/41 nach „Norddeutsche Nachrichten“, 19. November 1940, 3. Dezember 1940, 10. Dezember 1940, 24. Dezember 1940, 27. Dezember 1940, 13. Januar 1941, 6. Februar 1941, 12. Februar 1941, 19. Februar 1941. - Am 9. April 1941 vermittelten die „Norddeutschen Nachrichten“ von einer Finkenwerder Gruppe von 20 Mädchen aus Passau/Josephs-Heim Grüße in die Heimat. Begleitung dieser KLV-Gruppe war „Lehrerin Fräulein Meyburg“. Albershardts Kollege Hinrich Wulf (von der Westerschule) wurde ab 4. Mai 1944 als Lagerleiter in Groß-Carlowitz/Mähren (Velké Karlovice) eingesetzt, woraufhin er – ab 1933 NSLB- und NSDAP-Mitglied – auf seiner KLV-„Personalkarte für Lehrkräfte“ unter dem Stichwort „Ablösung“ eintrug: „unbekannt, hoffentlich recht bald“, was auf der Karte mit zwei Ausrufezeichen markiert wurde und dem handschriftlichen Vermerk: „Unerhört!“ (Faksimile der Personalkarte in: Gerhard Dabel, KLV. Die erweiterte Kinder-Land-Verschickung. KLV-Lager 1940-45, hrsg. v. Dokumentations-Arbeitsgemeinschaft KLV e.V., Freiburg 1981, S. 176 und S. 251) Im April 1945 war Wulf wieder zurück in Finkenwerder und unterzeichnete mit Datum 2. April 1945 als Standortführer der HJ eine Reihe von „Bescheinigungen“ über den abgelegten „Berufsvorbereitungslehrgang 1944/45“ - Ersatz für den ausgefallenen normalen Unterricht. „Der Schulunterricht konnte in Hamburg aus kriegsbedingten Gründen nicht fortgesetzt und abgeschlossen werden“, heißt es auf den hektographierten Blättern. Ausgefüllt wurde mit Schreibmaschine - auch die „Teilnahme am Unterricht und Hitler-Jugend-Dienst“. Mitunterzeichner war Rektor Albers. Das vorgesehene Schulsiegel war offenbar nicht zur Hand, das der HJ schon. Einen Tag später (3. 4. 1945) füllte Wulf eine weitere „Bescheinigung“ aus, nur noch handschriftlich, ohne HJ-Siegel und allein, also auch anstelle des Rektors: Dokumentiert wird so das endgültige Aus der NS-Strukturen auch in Finkenwerder. (Diese „Bescheinigungen“ sind erhalten in der Mappe „Listen für die laufenden Jahre (19)37/45“ der Westerschule, Finkenwerder (Schularchiv Westerschule).)
- 66) Diese „Entlassungszeugnisse für Volksschulen“ ebd. - Es handelt sich um den tschechischen Ort Kamýk. - Wie lange der dortige KLV-Aufenthalt der Kinder bzw. Albershardts dauerte, ist aus diesen Unterlagen nicht ersichtlich.
- 67) Die Berichte beruhen auf verschiedenen Interviews bzw. Gesprächen, die in den Jahren um 2000 von dem damaligen „Finkenwerder Arbeitskreis Außenstelle Deutsche Werft des KZ Neuengamme“ (heute: Geschichtswerkstatt Finkenwerder) mit Zeitzeugen durchgeführt wurden. Die Gespräche wurden protokolliert und die Richtigkeit von den Beteiligten bestätigt. Es ergab sich so eine Serie



„Zeitzeugenberichte von Frauen und Männern aus Finkenwerder, die Frau Ingeborg Luth bei verschiedenen Anlässen zu Ereignissen in der Nazi-Zeit befragen konnte und dann aufgeschrieben hat.“ Die Texte liegen bei der Geschichtswerkstatt Finkenwerder vor und sind abgedruckt in Homann (wie Anm. 24), Band 2. Die dortige Nummerierung ist übernommen; die sprachliche Form ist unverändert; notwendig scheinende Ergänzungen sind durch eckige Klammern gekennzeichnet.

- Einzelne Angaben – z.B. Zeitangaben - in den Berichten bedürften der Überprüfung bzw. Präzision; hier sei nur darauf hingewiesen, dass formal Adolf Albershardt nie Schulleiter war und dass zu dem angegebenen Zeitraum die Aueschule keine unabhängige Schule, sondern (seit 1932) der Norderschule angegliedert war. Dass Albershardt in diesen chaotischen Wochen als „Schulleiter“ der Aueschule erscheinen mochte, ist dazu kein Widerspruch. Ab April 1944 waren alle drei Schulen in Finkenwerder geschlossen. (Siehe Adolf Albershardt/Heinrich Müller, Chronik der Aueschule Finkenwerder. Zugleich ein Abriß der Schulgeschichte Finkenwerders (Festschrift der Aueschule), Hamburg 1952, (S. 8)) Dasselbe galt zum Beispiel auch für Schulen in Harburg (siehe Uwe Schmidt, Hamburger Schulen (wie Anm. 65), S. 533) wegen der verstärkten Luftangriffe. Es konnte demnach möglicherweise nur noch um die Organisation von „Hausaufgaben“ gehen, vor allem aber um die Unterbringung der Schulkinder in verschiedenen KLV-Aktionen. Statt regulären Unterrichtes wurde 1944/45 auch versucht, wie erwähnt (Anm. 65), einen „Berufsvorbereitungslehrgang“ für die Abschlussjahrgänge durchzuführen, unter Federführung der HJ (zusammen mit dem verbliebenen Schulpersonal). Die Norderschule wurde am 9. April 1945 durch Brandbomben zerstört. (Siehe Albershardt/Müller, „Chronik“, a.a.O.)
- Bericht 5: Zeitzeuge Jan Mewes, 25. Februar 1999, Homann (wie Anm. 24), Band 2, S. 176; Bericht 17: Zeitzeuge Gerhard Bachmann, 22. Juli 1999, ebd., S. 196/197.
- 68) Im Bericht 5 (wie Anm. 67) wird die Schilderung des die Eltern empörenden Endes der KLV-Verschickung mit Adolf Albershardt und „der Lehrerin FrI. Rickmers“ ergänzt: „Ein Mitschüler, H., habe bei einer späteren Jubiläumsfeier der Aueschule diese Angelegenheit anprangern wollen. 'Ich lasse heute abend die Bombe platzen!' so habe er sich beim vorherigen Umtrunk in der Kneipe geäußert. Man habe ihn dann aber gewaltsam am Betreten der Aueschule gehindert.“
- 69) Die aus der Ausgabe von 1940 zitierte Darstellung der „Speeldeel“ lautete nun, 1951: „Eine Gemeinschaft war notwendig für die Erhaltung und Sicherung des Volkstums.. (...) Als dann Finkenwärders seine 700-Jahrfeier 1936 begehen konnte, gründete Adolf Albershardt (...) die 'Finkwarder Speeldeel' zum dritten Mal. (...) Die 'Finkwarder Speeldeel' hat die Kriegszeit überdauert. Ihr Ziel, die plattdeutsche Finkenwärders Mundart vor dem Untergang zu bewahren, und darüber hinaus dem Groß-Hamburger Gebiet als Mittlerin plattdeutschen Gedankenguts zu dienen, hat eine ständig höhere Bedeutung erlangt. Tausenden von Zuhörern hat die 'Speeldeel' nicht nur Freude und Entspannung, sondern auch eine Stärkung des Heimatgefühls, das seinen äußeren Ausdruck in der Pflege und dem Gebrauch der plattdeutschen Muttersprache finden muß, bringen können.“ (Ernst Finder, Die Elbinsel Finkenwärders. Ein Beitrag zur Geschichte, Landes- und Volkskunde Niedersachsens (= Veröffentlichung des Vereins für Hamburgische Geschichte 13), Hamburg 1951, S. 284/285) – Ein detaillierter Vergleich der beiden Fassungen des Buches findet sich bei Jens Homann (wie Anm. 24).
- 70) Siehe den Text in Anm. 69. Zum Begriff „Volkstum“, der auf Friedrich Ludwig Jahn zurückgeht („Deutsches Volkstum“, 1810) und seitdem im nationalistisch-völkischen Sprachgebrauch reüssierte und vom Nationalsozialismus übernommen wurde, siehe Cornelia Schmitz-Berning, Vokabular des Nationalsozialismus, Berlin/New York, 2. Aufl., 2007, S. 675-679.
- 71) So am Ende der zum Schuljubiläum geschriebenen „Chronik“ (wie Anm. 67). Der zusammen mit Albershardt als Autor angegebene Schulleiter Heinrich Müller war vor dem Jubiläum, also auch vor dem Erscheinen der „Chronik“ verstorben. (Der Text ist auch in Wagner/Meier/Stroh (wie Anm. 6) abgedruckt – dort allerdings unter Fortfall der abschließenden „Vaterland“-Formel)
- 72) „Zwei Katastrophen brausten in den letzten zwei Jahrzehnten (sic!) über Finkenwerder hinweg. Der zweite Weltkrieg vernichtete – vor allem im 'Altstadt'-Gebiet der Aue – viele Häuser und forderte eine Reihe von Opfern an Menschenleben durch den Bombenkrieg, denn Finkenwerder lag zu nahe am Petroleumhafen.“ Als zweite Katastrophe wird die Sturmflut 1962 genannt. (Adolf Albershardt, „Finkenwerder 1868-1968“, in: Hamburger Öffentliche Bücherhallen (Hg.), Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der Öffentlichen Bücherhalle Finkenwerder, Hamburg 1968, S. 21-24; das Zitat: S. 23)
- 73) Schreiben von A. Albershardt, Weihnachten 1946 (Logbuch der „Finkwarder Speeldeel“, Bl 81), zitiert nach Mönckemeier (wie Anm. 2), S. 39.
- 74) Artikel „Hohe Auszeichnung für Adolf Albershardt“, „Die Welt“, 6. August 1960, Faksimile in Mönckemeier (wie Anm. 2), S. 56





- **Albers-Schönberg-Stieg**, *Barmbek-Nord* (1960), siehe: *Albers-Schönberg-Weg*.
- **Albers-Schönberg-Weg**, *Barmbek-Nord* (1929): *Prof. Dr. Heinrich Albers-Schönberg (1865-1921), Röntgenologe und Oberarzt am Krankenhaus St. Georg*  
Seit 1936 ehrte die Deutsche Röntgengesellschaft Heinrich Albers-Schönberg mit einem Gedenkstein auf dem Gelände des Allgemeinen Krankenhauses St. Georg in Hamburg. Der Gedenkstein trägt die Namen von Ärzten, Physikern, Technikern, Laboranten und Krankenschwestern aus aller Welt, die bei der Arbeit mit den neuen Strahlen erkrankten und an der Strahleneinwirkung starben.  
Verheiratet mit **Margarethe, geb. Schroeder** (1869-1958).
- **Albert-Einstein-Ring**, *Bahrenfeld* (1990): *Prof. Albert Einstein (1879-1955), Begründer der allgemeinen Relativitätstheorie. Nobelpreisträger für seine Forschungen zur Quantentheorie*

Siehe auch: Lise-Meitner-Park, in Bd. 2.

Verheiratet war Albert Einstein mit **Mileva, geb. Maric** (19.12.1875 Titel/Serbien – 4.8.1948 Zürich). Kennengelernt hatten sich die beiden im Studium an der Züricher Universität. Mileva studierte wie Albert Mathematik und Physik. Ihre schnelle Auffassungsgabe und ihre Begabung, schwierige mathematische Probleme zu lösen, hatten es Albert Einstein angetan. Das Paar heiratete 1903. Und wie das bei Frauen damals üblich war: sie gab ihr Studium auf. „Auf die Frage, weshalb sie nicht eine noch von ihr mitentwickelte Maschine zur Messung elektronischer Schwingungen unter ihrem statt seinem Namen patentieren lassen wolle, antwortete sie: ‚Warum? Wir sind ja nun Ein-Stein!‘ Ein-Stein heißt: Nach der Geburt des ersten Kindes nächtelange Mitarbeit an der Relativitätstheorie, und das nach der Hausarbeit ohne Hilfe und nach der Versorgung von Logierstudenten (das Geld war knapp). Ihren genauen Anteil an der Relativitätstheorie werden wir nie erfahren; die Originale wurden vernichtet. Aber die mathematische Grundlage verdankt Einstein weitgehend ihr. ‚Ich brauche meine Frau‘, hat er immer wieder betont, ‚sie löst mir alle mathematischen Probleme.“<sup>1)</sup>

War es seine Art der Anerkennung ihrer Leistung, indem er ihr das Nobelpreisgeld schenkte?



1910 wurde der zweite Sohn geboren und Mileva Einstein widmete sich immer mehr nur dem Haushalt und den Mutterpflichten. Die wissenschaftliche Zusammenarbeit, die wahrscheinlich das Band zwischen den beiden war, gab es nicht mehr. Als der Erste Weltkrieg begann, lebte das Ehepaar Einstein schon getrennt; 1918 kam es zur Scheidung.

- **Albert-Gebel-Straße, Bergedorf (2009):** *Albert Gebel (1861-1914), Mitbegründer des Bergedorfer Ortsverbandes der SPD. Vorsitzender des Glasarbeiterverbandes. Mitinhaber einer Glasfabrik*
- **Albertiweg, Othmarschen (1952):** *Dr. Eduard Alberti (1827-1898), Herausgeber des Schleswig-Holsteiner Schriftsteller-Lexikons*
- **Albert-Schäfer-Weg, Eißendorf (2003):** *Dr. jur. h.c. Albert Schäfer (1881-1971), Vorstandsvorsitzender der Harburger Phoenix AG von 1933-1949, Präses der Handelskammer von 1946-1956, maßgeblich beteiligt bei der Übergabe Hamburgs an die Engländer zum Kriegsende 1945*

Während der Zeit des Nationalsozialismus war Albert Schäfer Vorstandsvorsitzender der Harburger Phoenix AG. Damals waren rund 1500 Zwangsarbeiter, „bei der Phoenix und der Internationalen Galalith eingesetzt (...). Die großen Lager der Phoenix, mit überwiegend Ukrainern, befanden sich Schützenplatz/ Ecke Lönstraße (heute Kapellenweg; 585 bzw. 100 Plätze) und an der Winsener Straße (100); daneben verfügte die Firma noch über ein Lager am Rande der Haake in der Gaststätte Eißendorfer Schweiz (120) sowie über ein mit anderen Betrieben genutztes Gemeinschaftslager (400) in der Straße Am Radeland, auf Höhe der Hangstraße.“ 1)

Auch war die Phoenix an der Kriegsführung der Nationalsozialisten wirtschaftlich beteiligt. Christian Gotthard schreibt in seiner Abhandlung „Die politische Geschichte der Phoenix“: „So übernahm sie die große Gummifabrik Quadrats in Riga/ Lettland und ‚mietete‘ die ebenfalls ansehnlichen, erst 1933 errichteten Produktionsanlagen des französischen Michelin-Konzerns in Prag. Auch der französische Metallgummispezialist Paulstra, die Danske Galosche in Dänemark und die niederländische Hevea scheinen Zielobjekt der Phoenix gewesen zu sein. Verträge mit Gummikonzernen in den besetzten Ländern, die Phoenix auf



Ersuchen der Reichsregierung abschloss, dienten der Belieferung dieser Betriebe mit Buna und ihrer Umstellung auf dessen Verarbeitung unter der Leitung der Phoenix. Als Gegenleistungen hatten die ausländischen Betriebe pauschale Beratungshonorare, Lizenzgebühren (mal in 1-2,5 % ihres Nettoerlöses, mal in 7-10% des Einkaufswertes Buna) sowie technische Dienstleistungen und Beraterspesen an Phoenix zu bezahlen. Als Gerichtsort bei Streitigkeiten wurde Hamburg bestimmt. Die Verträge enthielten ferner Klauseln über administrative Rechte und Übernahmeoptionen, in denen sich deutlich der Besitzerstatus der deutschen Seite dokumentiert. So formuliert etwa der Vertrag mit der norwegischen AS Gummiwarenfabrik Askim (Hauptwerk südöstlich von Oslo mit ca. 1200 Beschäftigten, Tochtergesellschaften in Stavanger und Mjoendalen) vom März 1941: ‚Artikel 1: Phoenix ist berechtigt, die zweckentsprechende Auswertung der von ihr geleisteten Beratung und Unterstützung bei Askim in jeder ihr geeignet erscheinenden Form, und zwar auch durch eigene Beauftragte an Ort und Stelle, zu überwachen. Askim ist verpflichtet, der Phoenix jederzeit schriftlich und mündlich jede gewünschte Auskunft auf fabrikatorischem Gebiete zu erteilen und Beauftragten der Phoenix Zutritt zu allen Werkstätten zu gewähren.‘ (...) ‚Artikel 10: Askim verpflichtet sich während der Dauer dieses Vertrages und zwei Jahre darüber hinaus sich an keine andere (sic!) Gummiwarenfabrik ohne Zustimmung der Phoenix zu beteiligen. Falls Askim sich während derselben Zeit dafür entscheidet einer anderen Gummiwarenfabrik bei sich eine Beteiligung einzuräumen, ist Askim verpflichtet der Phoenix ein Vorkaufsrecht auf die Beteiligung zu gewähren.‘ Im im Oktober 1941 geschlossenen Vertrag mit der Société Générale des Établissements Bergougnan, Frankreich, finden sich Klauseln, die Phoenix eine Kaufoption für die Hälfte der Bergougnan-Anteile an dessen Tochter Bergougnan Belga Brüssel einräumten. Sollte Phoenix auf diese Option verzichten, würden sich im Gegenzug die von Bergougnan an Phoenix zu zahlenden Lizenzgebühren auf 10 bis 15 % des Buna-Einkaufswertes erhöhen. Lacroix-Riz zitiert eine Ermächtigung der deutschen Finanzverwaltung für das besetzte Frankreich, die Option durchzuführen, vom November 1941. Schäfer gab später, im Januar 1946, gegenüber den Alliierten an, diese Option sei nie gezogen worden. Der Spezialvertrag sei nur abgefasst worden, um die Reichsregierung, die unbedingt auf Beteiligungen drängte, zufriedenzustellen. Im übrigen hätten die Erlöse aus dem Vertragsverhältnis für Phoenix kaum Bedeutung gehabt. Die konsequente Durchsetzung oder zumindest Vorbereitung von Aneignungen genau in jenen Ländern, die innerhalb der Nachkriegsvorstellungen der Reichsregierung zum erweiterten Deutschen Reich gehören sollten (Baltikum, Holland, Belgien, ‚Böhmen und Mähren‘), belegt allerdings eher die vollständige Übereinstimmung der Phoenix mit den faschistischen Kriegszielen. (...)“ 2)



Die Wissenschaftlerin Dr. Brigitta Huhne beschäftigte sich in ihrem, am 8. Mai 2015 in den NachDenkSeiten 3)) veröffentlichten Artikel mit Albert Schäfer. In ihrem Artikel unter der Überschrift „Wie in Hamburger Medien durch fragwürdige Heldenverehrung das Leid von NS-Opfern und deren Nachkommen 70 Jahre nach der Befreiung verdrängt wird“ schreibt sie u. a., dass es bei der Phoenix mindestens acht Zwangsarbeiterlager gab. Wie mit diesen Zwangsarbeitern umzugehen sei, wird aus dem von Schäfer namentlich gezeichneten „Tagesbefehl Nr. 18“ vom 16. Oktober 1942 deutlich, den Brigitta Huhne in ihrem Aufsatz zitiert: *„Ostarbeiter: jeder persönliche Verkehr, jede Schenkung, Verkauf, Tausch usw. ist verboten. Das Werk hat die Auflage, alle Fälle der geheimen Staatspolizei mitzuteilen. Dasselbe gilt für Nachlässigkeiten der mit der Aufsicht betrauten Personen. Über Verstöße und Schwierigkeiten mit den Russen ist sofortige Mitteilung an den Werkschutz (Bergmann oder Fabrikpfortner) notwendig.“* 4)

Weiter schreibt sie: „Bis zu 1000 Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter aus Osteuropa sollen in den letzten Monaten in der Phoenix für die Kriegsproduktion geschunden worden sein.“

Schäfer ist bestens in der Gemeinschaft der Täter vernetzt. Atmosphärisches dazu ist folgendem Artikel aus dem Harburger Anzeiger vom 29. Januar 1943 zu entnehmen: **„Drei Ritterkreuzträger sprachen zu Harburger Bevölkerung. Erlebnisreiche Stunden.** *Der im neuen Verwaltungsgebäude der Phoenix eingerichtete prächtige Gemeinschaftsraum, geschmückt mit der Büste des Führers und Blumen, war bis auf den letzten Platz besetzt, als die drei Ritterkreuzträger, die vorher schon den genannten Betrieb besichtigt hatten, zusammen mit Kreisleiter Drescher, DAF Vogler und dem Stab der Kreisleitung erschienen. Generaldirektor Schäfer hielt die Begrüßungsansprache, in der er betonte, es sei für die Phoenix eine Ehre, die drei Ritterkreuzträger in ihren Räumen begrüßen zu können: Schäfer warf die Frage auf, warum die Ritterkreuzträger zu den Werktätigen sprechen. Die Antwort sei klar. Die Männer von der Front wollen ihren täglichen Einsatz, ständig von Gefahren umlauernt, vor Augen führen, der Heimat zeigen, was der Soldat vollbringe, um sie zu schützen. Und die Heimat erkläre, daß sie ihre ganze Kraft noch mehr als bisher einsetze, um der Front zu helfen.*

*Zur Gefolgschaft sich wendend, betonte Direktor Schäfer, daß unter ihnen viele ihr ganzes Wissen hergeben, um betriebstechnische Verbesserungen herbeizuführen. Im letzten Jahr seien von 56 Arbeitskameraden 79 Verbesserungsvorschläge eingegangen, von denen nur neun abgelehnt werden brauchten. Er freue sich, mitteilen zu können, daß heute 34 Gefolgschaftsmitglieder zusammen 12 Prämien erhalten hätten. 28 Arbeiten seien noch in der Prüfung begriffen. Die prämierten Arbeitskameraden wurden namentlich aufgerufen.*



*Ritterkreuzträger Feldwebel Nürnberg er gab fesselnde Bilder seiner Kriegserlebnisse unter Hervorheben der Leistungen der Infanterie. Er führte daher eine große Anzahl schwerer Kämpfe gegen die Bolschewisten vor Augen, die gewiss zäh und verbissen kämpften, aber immer wieder trotz mehrfacher feindlicher Übernahme sein Ziel fest im Auge hat, restlos jede ihnen aufgetragene Aufgabe erfüllt. Jeder einzelne Soldat sei Idealist, er baue auf die Heimat. Die Ritterkreuzträger hätten bei ihren Vorträgen erlebt, daß die Heimat fest zusammenhalte, und wenn sie wieder an der Front seien, werden sie erzählen können, daß in Deutschland gearbeitet werde, in dem unerschütterlichen Glaube an den Endsieg.*

*Major Briel erklärte, dass gewiss in der Heimat manche Entbehrungen hingenommen werden müßten, doch das alles sei nichts gegenüber dem, was der Soldat im Osten und in Afrika täglich, stündlich, ständig in Lebensgefahr leiste. Niemand in der Heimat könne sich einen Begriff von den ungeheuren Strapazen bei schlimmster Kälte im Osten und bei stärkster Hitze in Afrika machen. Persönlicher Einsatz sei stets die Hauptsache, und er werde auch von der Heimat gefordert. Wir kämpfen für eine große gemeinsame Sache. Totaler Krieg heiße, das Letzte hergeben, unter Einsatz des Leben. Das müsse auch die Heimat beherzigen und alle Kräfte dem Vaterland zur Verfügung stellen. Es gebe nur eine Losung: „Führer befiehl, wir folgen.“ Betriebsobmann Sieman schloß den Appell mit Dank an die Sprecher und dem Gelöbnis der Treue zum Führer.*

*Hier sprechen Taten*

*Zum zweiten Male war der Gemeinschaftssaal der Harburger Gummiwarenfabrik Phoenix voll besetzt, beim Appell der Hitlerjugend. Fanfarenruf, das gemeinsam gesungene Lied 'Ein junges Volk steht auf'. Trommelwirbel, ein Wort des Führers von der deutschen Infanterie und Begrüßungsworte des Bannführers Teising, der hervorhob, daß die Tat spreche, folgten die Darlegungen des Ritterkreuzträgers Hauptmann Klärmann.*

*Er machte die Feldzüge in Polen, im Westen, gegen die Bolschewisten und zuletzt in Afrika mit, wurde dreimal verwundet und konnte somit ein treffendes Bild von dem gewaltigen Kriegsgeschehen geben. Der Sprecher schälte besonders die die ungeheuren Aufgaben heraus, die an die Infanterie gestellt werden, die mit jeder Waffe vertraut sein müßte. Er wisse aus eigener Erfahrung bei vielen Kämpfen, wie die Infanterie immer wieder Schlachten entschied, sie diejenige war, die nach den Vorbereitungen der Artillerie die Stürme unternehmen und in die schwierigsten Kämpfe verwickelt werden. Hauptmann Klärmann pries seinen General von Briesen, den Generalfeldmarschall Rommel, die beide immer in vorderster Linie standen, er wies auf seine tapferen Männer darunter der anwesende Unteroffizier Wodrich hin, denen er zu verdanken habe, daß ihm das*



*Ritterkreuz verliehen wurde. Er trage die Auszeichnung für seine Kameraden. Der Sprecher schloss mit der festen Zuversicht, daß eines Tages der Zeitpunkt kommen würde, an dem England alles heimgezahlt werde. Der Bannführer gelobte namens der Jugend, daß die bestrebt sein werden, auch tüchtige Kämpfer zu werden und daß sie auch jetzt ihre Aufgabe kennen und handeln.'*

Der Artikel umrahmt ein Foto, auf dem Albert Schäfer Major Briel, Kreisleiter Drescher, und Hauptmann Klärmann zu sehen sind. Die Phoenix ist zu dieser Zeit ein wichtiger Betrieb der Kriegswirtschaft.

Schäfer hat auch allerbeste Verbindungen nach Berlin, durch Otto A. Friedrich, seinen jahrelangen Stellvertreter und Ziehsohn, der später auch Direktor der Phoenix wird. Friedrich, eingetreten in den Vorstand der Phoenix 1939, schreibt 1956 sehr offen: Schäfer sei von der Reichsstelle Kautschuk gebeten worden, ihn Friedrich zu beurlauben, *'um als Sachverständiger in der Reichsstelle Kautschuk mitzuwirken'*. 5)

Friedrich schildert den Aufschwung durch die Kriegsproduktion. Die Phoenix sei *'jetzt wieder eines der leistungsfähigsten deutschen Werke'*. Schäfer unterzeichnet Verträge mit Firmen in Norwegen, Belgien, Frankreich und Dänemark. Das genaue Zustandekommen ist bisher kaum erforscht. Und wie Schäfer später eingestehen wird, hat er *'Lizenzverträge auf Verarbeitung von Buna'* 6) abgeschlossen.

Über das Konzentrationslager Buna – Monowitz, auch Auschwitz III genannt, informiert das Wollheim-Memorial folgendermaßen: *'Ende Oktober 1942 eröffnete die I.G. Farben ihr firmeneigenes Konzentrationslager Buna/Monowitz zur Unterbringung der zumeist jüdischen Häftlinge, die auf dem Werksgelände der I.G. Auschwitz Zwangsarbeit leisten mussten. Das Lager entstand an der Stelle des polnischen Dorfes Monowice, dessen Einwohner vertrieben worden waren. Die ersten 2.100 Häftlinge kamen im Oktober und November 1942 aus den KZ Buchenwald, Sachsenhausen und Dachau sowie aus den Niederlanden. In den folgenden zwei Jahren wurden von der SS aus den nach Auschwitz deportierten Juden ganz Europas zehntausende Männer zur Zwangsarbeit in Buna/Monowitz selektiert; ihre Angehörigen, Eltern, Frauen und Kinder, wurden zumeist direkt nach der Ankunft in Auschwitz ermordet. Die meisten Häftlinge des KZ Buna/Monowitz, etwa 25–30.000, gingen an der miserablen Ernährung und Kleidung und durch die harten Arbeitsbedingungen zugrunde, wurden auf der Baustelle ermordet oder bei einer Selektion in die Gaskammern nach Birkenau geschickt.'* (zitiert nach: [www.wollheim-memorial.de/de/kz\\_bunamonowitz\\_2](http://www.wollheim-memorial.de/de/kz_bunamonowitz_2))

Otto A. Friedrich wird 1943 (kommissarischer) Reichsleiter für Kautschuk und in der Eigenschaft war er auch in Buna/Monowitz vor Ort. Doch Jahre später, in einem Gespräch mit seinem Sohn, will er von den Vorgängen in Auschwitz



überhaupt nichts gewusst haben. Die Hölle von Monowitz hat am eindringlichsten Primo Levi beschrieben, in seinem kurz nach dem Krieg niedergelegten Zeugnis ‚Ist das ein Mensch?‘, das aber erst Jahrzehnte später weltweit zur Kenntnis genommen wurde. Im Archiv der Gedenkstätte Auschwitz finden sich einige Aussagen Überlebender von Monowitz. Zu diesem Lager, erbaut zur Ausnutzung von Häftlingen für Buna-IG Farben, gehörte auch das sogenannte ‚Erziehungslager Monowitz‘. Hier wurden die Häftlinge besonders grausam misshandelt, viele starben unter der Folter und infolge der Sklavenarbeit.

Der Pole Jozef Jakubik berichtet 1947 über die Gewalt und auch über die Gegenwärtigkeit des Todes 7): *‚Von den 74 Mann in unserem Erziehungshäftlings Kommando waren jeden Tag 7-8 Mann tot. Dieser Ausfall wurde aber immer wieder ergänzt durch neue Häftlinge. Die auf dem IG Werksgelände verstorbenen Kameraden trugen wir abends durch das Bunawerk nach Monowitz, wo wir mit den Toten auf dem Appellplatz antreten mussten. Nach dem Appell wurden sie in ein Magazin gebracht, wo sie meist eine Woche gestapelt wurden, um dann – wenn es etwa 300 waren – mit dem Lastauto nach Birkenau zur Verbrennung gebracht zu werden.‘*

Friedrichs Sohn, Paul J. Schäfer, gibt sich damit zufrieden, sein Vater sei zwar in Monowitz gewesen, aber habe nichts gesehen. Stattdessen schreibt er, der Vater habe sich zum ‚Kassiberschmuggel bereit erklärt‘. Wo er das in diesem ‚psychotischen Kosmos‘ Monowitz/ Auschwitz III, von dem er nichts gemerkt haben will, getan haben soll, wird nicht klar. Zur NSDAP - Mitgliedschaft seines Vaters weiß Paul J. Friedrich zu berichten: *‚Man mag vermuten, daß er zu jenem Zeitpunkt (1943) innerlich kein Anhänger des Nationalsozialismus mehr war. Andererseits war er seit Juli 1941 Mitglied der NSDAP.‘* 8)

Schäfer, so schreibt der Sohn von Otto A. Friedrich, habe den Vater 1940/1941 zum Parteieintritt überredet, das habe dieser 1945 aufgeschrieben: *‚der [Schäfer] meinte, wenn er gebeten worden wäre, oder wenn er noch jung wäre, würde er auch eintreten. Junge Leute wie ich müßten in die Partei hineingehen, um in ihr zum Besseren zu wirken; auch verlange es die Sache des Werkes [d.h. Der Phoenix].‘* 9)

Ein weiterer Befehl Schäfers, mit dem Vermerk ‚G e h e i m !‘, datiert vom 11. März 1944, gibt *‚Anweisung an die Lagerführer der Ausländerlager für das Verhalten bei schweren Schadensfällen (S-Fälle)‘*. Generell verfügt Schäfer darin: *‚Das selbstständige Verlassen des Lagers durch Ausländer ist verboten. Nähere Anweisungen von mir oder meinen Beauftragten sind abzuwarten.‘* 10) (...).“ 11)

2015 – 70 Jahre nach der Befreiung vom Nationalsozialismus – strahlte der NDR am 23. April 2015 das Dokumentarspiel „Unsere Geschichte: Hamburg 1945 –



Wie die Stadt gerettet wurde“ und kündigte es wie folgt an: *„Das Dokumentarspiel von Autor Jobst Thomas schaut zurück auf die Schicksalstage, die der Kapitulation Hamburgs am 3.Mai 1945 vorausgegangen sind, und stellt deren dramatische Ereignisse in aufwendig inszenierten Spielsequenzen (Regie Torsten Wacker) nach. Im Mittelpunkt stehen dabei drei Männer, die damals wesentlich – auch unter Einsatz ihres Lebens – zur unblutigen Beendigung des Krieges beigetragen haben. In den Geschichtsbüchern kommen sie jedoch, wenn überhaupt, nur als Randfiguren vor. ‚Hamburg 1945 – wie die Stadt gerettet wurde‘ erzählt die Geschichte hinter der Geschichte. In den letzten Apriltagen haben die britischen Truppen Hamburgs südlichen Stadtrand erreicht. Ihre Artillerie eröffnet das Feuer auf den Stadtteil Harburg. Dabei werden die Phoenix-Werke, ein kriegswichtiger Reifenhersteller, mehrfach getroffen. Seit einem Bombenangriff wenige Monate zuvor sind bereits alle umliegenden Krankenhäuser vollkommen zerstört. Deshalb ist in den Kellern der Phoenix-Werke ein Reservelazarett eingerichtet worden, nicht nur für deutsche Verwundete, sondern auch für verletzte, in Gefangenschaft geratene britische Soldaten. Um das Lazarett vor weiteren Zerstörungen zu schützen, hat Stabsarzt Hermann Burchard eigenmächtig angeordnet, auf dem Werksdach ein weit sichtbares Rotes Kreuz anzubringen. Werksleiter Albert Schäfer, ein angesehener Hamburger Kaufmann, fühlt sich übergangen und stellt Burchard zur Rede. Er sieht in dem Roten Kreuz auf dem Werksdach einen Verstoß gegen die Genfer Konvention, weil in einigen Hallen noch gearbeitet wird. Burchard seinerseits wirft Schäfer vor, die Reifenproduktion trotz des eingerichteten Lazaretts nicht eingestellt zu haben. Der Streit endet unversöhnlich. Dennoch raufen sich die beiden zusammen, denn plötzlich verbindet sie ein verwegener Plan. Zu Fuß wollen sie sich an die Frontlinie heranwagen und die britischen Kommandeure um Verschonung des Lazaretts bitten. Als sie sich am 29. April morgens zu den britischen Stellungen aufmachen, beginnen ereignisreiche Tage voller Dramatik. Bevor am 3. Mai für die Hansestadt der Krieg – anders als befohlen – kampflös zu Ende geht, ist Hamburgs Schicksal gänzlich ungewiss.“*

An diesem Dokumentarspiel und dem von dem Journalisten und der Hamburger Handelskammer herausgegeben Buch „Hanseaten unter dem Hakenkreuz. Die Handelskammer Hamburg und die Kaufmannschaft im Dritten Reich“, erschienen im März 2015, welches u. a. bezüglich der Aktivitäten Schäfers als Grundlage für das Dokumentarspiel genutzt wurde, entzündete sich in der Öffentlichkeit eine kontrovers geführte Diskussion hinsichtlich u.a. auch der Rolle Schäfers zum Ende des Zweiten Weltkriegs, als er mit einer weißen Fahne sich zu den Alliierten durchschlug, um sie zu bitten, Hamburg vor weiteren Bombardements zu verschonen. Durch diese Tat wurde Schäfer 70 Jahre nach Kriegsende in vielen Medien als „Retter Hamburgs“ betrachtet. Dies wurde von anderen kritisch





gesehen und es begann daraufhin in einigen Medien eine kritische Betrachtung. So veröffentlichte einen Monat nach Dr. Brigitta Huhnkes Artikel in den NachDenkseiten die Journalistin Petra Schellen am 16.6.2015 in der taz den Artikel: „Handelskammer im Nationalsozialismus. Verbrechen hanseatisch verschleiert. Der Band ‚Hamburgs Handelskammer im Dritten Reich‘ stilisiert Hamburgs im Nationalsozialismus stark korrumpierte Kaufleute zu Helden.“ ( siehe den Artikel unter: [www.zeitgeschichte-hamburg.de/index.php/die-fzh-in-den-medien.html](http://www.zeitgeschichte-hamburg.de/index.php/die-fzh-in-den-medien.html)). Kurz darauf beschäftigten sich am 28.6.2015 der Direktor der Forschungsstelle für Zeitgeschichte Hamburg Prof. Dr. Axel Schildt und der Leiter der KZ-Gedenkstätte Neuengamme Dr. Detlef Garbe im Hamburg Teil der Wochenzeitschrift DIE ZEIT ebenfalls kritisch mit diesem Thema unter dem Titel „Nationalsozialismus. Schöne Geschichte! Hamburg hübscht seine Vergangenheit auf: 70 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs dominiert die Mär von der aufrechten Wirtschaftselite, die den Nazis die Stirn bot. Detlef Garbe und Axel Schildt, zwei der angesehensten Historiker der Stadt, fordern mehr Ehrlichkeit. Ein Gastbeitrag von Axel Schildt und Detlef Garbe“ ([www.zeit.de/2015/24/nationalsozialismus-vergangenheit-geschichte-hamburg](http://www.zeit.de/2015/24/nationalsozialismus-vergangenheit-geschichte-hamburg))

Am 5.7.2015 antwortete der Journalist und Autor Uwe Bahnsen ebenfalls in der Hamburg-Beilage der ZEIT auf den Artikel von Axel Schildt und Detlef Garbe mit einer Entgegnung: „Nationalsozialismus Mislungene Geschichte! Hamburg hübscht seine NS-Vergangenheit auf, hieß es unlängst in der ZEIT. Eine Entgegnung

Ein Gastbeitrag von Uwe Bahnsen“ ([www.zeit.de/2015/25/nationalsozialismus-vergangenheit-geschichte-hamburg](http://www.zeit.de/2015/25/nationalsozialismus-vergangenheit-geschichte-hamburg))

Und am 29.7.2015 hieß es weiter in der Hamburg-Beilage der ZEIT „Nationalsozialismus Ganz schön konstruktiv. Historiker sagen, das Buch ‚Hanseaten unter dem Hakenkreuz schöne die Geschichte‘. Nun liegt der ZEIT der Autorenvertrag vor. Er wirft neue Fragen auf. von Hanna Grabbe und Oliver Hollenstein.“ ([www.zeit.de/2015/30/nationalsozialismus-geschichte-schoenung-handelskammer-hanseaten](http://www.zeit.de/2015/30/nationalsozialismus-geschichte-schoenung-handelskammer-hanseaten))

#### Quellen:

Siehe zu Albert Schäfer auch in der Datenbank: [www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/](http://www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/)

- 1) Christian Gotthard: Die politische Geschichte der Phoenix, April 2015, unter: [www.harburg.de/index.php/frische-themen-artikel/de-politische-geschichte-der-phoenix.html](http://www.harburg.de/index.php/frische-themen-artikel/de-politische-geschichte-der-phoenix.html)
- 2) Ebenda\_
- 3) Brigitta Huhnke: Wie in Hamburger Medien durch fragwürdige Heldenverehrung das Leid von NS-Opfern und deren Nachkommen 70 Jahre nach der Befreiung verdrängt wird, in: NachDenkSeiten (<http://www.nachdenkseiten.de/wp-print.php?p=26010>)
- 4) Zit, nach Brigitta Huhnke, a. a. O. Das Dokument befindet sich im Hamburger Museum der Arbeit/Phoenix-Archiv. Den wertvollen Hinweis und Kenntnisnahme der Quelle verdanke



- ich Jürgen Ellermeyer, langjähriger Kunsthistoriker des Museums.
- 5) Zit. nach Brigitta Huhnke, a. a. O.: Otto A. Friedrich: Ein Werk im Spiegel der Weltwirtschaft. Zum 100jährigen Gründungstag der Phoenix Gummiwerke AG 1856-1956, S. 35f.
  - 6) Vgl. Brigitta Huhnke: Die Dabeigewesenen. Im Erscheinen 2015.
  - 7) Zit. Nach Brigitta Huhnke, a. a. O.: Das Zeugnis von Jozef Jakubik findet sich im Archiv des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau als Dokument No. NI-9818, unter der Signatur D-AIII Monowitz, Nr. inw. 151234.
  - 8) Zit. nach Brigitta Huhnke, a. a. O.: Volker Berghahn, Paul J. Friedrich: Otto A. Friedrich, ein politischer Unternehmer. Frankfurt a. M. 1993, S. 20f.
  - 9) Zit. nach Brigitta Huhnke, a. a. O.: Berghahn, a. a. O., S. 21.
  - 10) Zit. nach: Brigitta Huhnke, a. a. O.: Das Dokument befindet sich im Museum der Arbeit/Phoenix-Archiv.
  - 11) Brigitta Huhnke, a. a. O.

- **Albert-Schweitzer-Ring, Tonndorf (1975):** *Albert Schweitzer (1875-1965), Arzt, ev. Theologe, Musiker, Kulturphilosoph. Friedenspreis des deutschen Buchhandels, 1952 Friedensnobelpreis*

Siehe auch: Elly-Heuss-Knapp-Ring, Erna-Stahl-Ring, Paula-Westendorf-Weg, Zassenhausweg, in Bd. 2.

Nachdem Albert Schweitzer nach seiner Habilitation in Evangelischer Theologie 1902 Privatdozent in Straßburg geworden war, schloss er sich dort einem Freundeskreis junger Menschen an, die ihre Freizeit gemeinsam gestalteten. Zu diesem Kreis gehörte auch Elly Knapp.

Am 11. April 1908 traute Schweitzer, der zwischen 1905 und 1913 in Straßburg Medizin studierte, Elly Knapp und Theodor Heuss in der Straßburger Kirche St. Nicolai. Elly Heuss-Knapp und Albert Schweitzer, der 1913 in Gabun das Urwaldhospital Lambaréné gegründet hatte, führten über viele Jahre hinweg eine Briefkorrespondenz. In seinen Briefen redete er sie mit „Liebes Ellychen“ an. Auch mit Theodor Heuss führte Schweitzer einen Briefwechsel. Als Schweitzer 1950 erfuhr, dass er für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen werden sollte, schrieb er am 16. Januar 1950 an den Schweizer Otto Fischer, dem Geschäftsführer der Firma Bosch: „ Ich will, dass die Idee der Ehrfurcht (...) [Schweitzer hatte eine Ethik der Ehrfurcht entwickelt – die die Ehrfurcht vor dem Leben in den Mittelpunkt stellte] nicht mit einem Preis behangen [wird]. Ich bitte im Namen meiner Freunde, es zu verhüten, dass ich je für den Friedensnobelpreis in Betracht komme, und ihr wollt nicht auf meine Bitte hören, nichts zu unternehmen, dass ich dafür in Betracht komme. Und die Elly Heuss, dieses brave Frauenzimmer, soll entscheiden, ob man gegen meinen Willen weiter dafür agiert, dass mir der Friedenspreis verliehen wird. Sie soll das entscheiden und nicht ich!“<sup>1)</sup>



1954 nahm er den Friedensnobelpreis, der ihm für das Jahr 1952 zuerkannt worden war, dann doch entgegen.

Auch Schweitzer trat wie Elly Heuss-Knapp gegen die atomare Rüstung ein. (Siehe Kritik an Albert Schweitzer u.a. in wikipedia.)

Schweitzer war seit 1912 mit der Lehrerin und späteren Waisenhausinspektorin in Straßburg, Helene Bresslau (1879-1957), verheiratet, Tochter des jüdischen Historikers Harry Bresslau und dessen Ehefrau Caroline, geb. Isay. 1919 bekam das Paar eine Tochter (Rhena Schweitzer-Miller, 1919-2009). Sie führte die Stiftung ihres Vaters bis 1970 weiter.

Helene Schweitzer-Bresslau gründete mit Schweitzer zusammen das Urwaldhospital. Um dort mit ihm tätig zu werden, absolvierte sie eine Krankenschwesterausbildung.

Bereits in der Zeit ihrer Bekanntschaft korrigierte sie Schweitzers Buchmanuskripte.

Die ersten Jahre ihrer Ehe verbrachte das Paar auf der Missionsstation Andende, wo Schweitzer sein erstes Spital errichten ließ. Gesundheitlich war das Ehepaar Schweitzer durch das Klima in Andende stark angegriffen. Dann kam der Erste Weltkrieg und Helene und Albert Schweitzer wurden 1917 als deutsche Staatsangehörige von den französischen Kolonialbehörden arrestiert und nach Frankreich in Kriegsgefangenschaft gebracht. Als Schweitzer 1924 sowohl gesundheitlich als auch finanziell wieder in der Lage war, nach Afrika zu gehen, konnte Helene ihn wegen ihres schlechten Gesundheitszustandes nicht begleiten. Sie unterstützte ihn aus der Ferne, hielt 1937/38 Vorträge in Amerika und sammelte einen Freundeskreis zusammen, der das Werk Schweitzers finanziell unterstützte.

Während des Zweiten Weltkriegs floh sie mit ihrer Tochter nach Frankreich und gelangte 1941 nach Lambaréné, wo sie ihrem Mann bis 1946 in der Pflege der Kranken zur Seite stand. Auch nach ihrer Rückkehr nach Europa unterstützte sie weiterhin das Werk ihres Mannes, begleitete ihn auf Auslandsreisen und verbrachte immer mal wieder eine Zeit bei ihm in Afrika.

Quellen:

Vgl.: Theologischer und philosophischer Briefwechsel 1900-1965. Werke aus dem Nachlass von Albert Schweitzer. Hrsg. v. Werner Zager. Bd. 7. München 2006, S. 393f.

- **Albertstraße, Hammerbrook (1858): Prinz Albert von Sachsen-Coburg (1819-1861), Prinzgemahl von Königin Victoria von England**

In erster Linie waren es die adligen Damen, die seit Jahrhunderten ihr privates Glück dem Wohl des Staates opferten, indem sie Opfer adliger Heiratspolitik



wurden, damit adlige Dynastien mehr Macht und Einfluss erringen konnten. In diesem Fall wurde jedoch ein adliger Mann verheiratet. Die englische **Königin Victoria** (1819-1901) wählte ihn zum Gemahl. „Ihr gleichaltriger Vetter mütterlicherseits, Prinz Albert von Sachsen-Coburg und Gotha (1819-1861) durfte anreisen, um sich begutachten zu lassen. Der belgische König Leopold I. hatte diese Verbindung seiner Nichte mit seinem Neffen von langer Hand geplant (...). Bereits bei seinem ersten Besuch in London im Jahre 1836 hatte der gutaussehende und intelligente Albert, der zweite Sohn des regierenden Herzogs Ernst I. von Sachsen-Coburg und Gotha, auf Victoria großen Eindruck gemacht“, 1) schreibt Barbara Beck in ihrem Buch: *Glanz, Pomp und Tränen*. Und so kam es, wie es kommen musste: Victoria, als die Ranghöhere, machte Albert einen Heiratsantrag. Barbara Beck schreibt dazu: „Für die junge Monarchin war es die große Liebe. Ob es bei dem Auserwählten ebenfalls eine Entscheidung aus Liebe war, darf bezweifelt werden. Für ihn stellte die Ehe mit seiner königlichen Cousine wohl eher eine Lebensaufgabe und Pflichterfüllung dar.“ 2)

Wie sehr Victoria darauf bedacht war, ihrem Mann nicht ihre größere Macht und höhere Stellung zu zeigen, wird in der Auswahl ihrer Hochzeitsrobe deutlich. Sie verzichtete auf die: „purpurrote samtene Staatsrobe, die ihr als Monarchin zustand, da sie ihr Ehegelöbnis als künftige Ehefrau ihres angebeteten Albert und nicht als Herrscherin ablegen wollte. Sie wählte stattdessen ein Kleid aus weißem Seidensatin und Spitze, das dem damaligen Modegeschmack folgte.“ 3)

Trotz dieser netten Geste: ein Prinzgemahl hatte einen ebenso schweren Stand in den adligen Kreisen wie eine „eingehatete“ adlige Dame, die mit einem Herrscher verheiratet worden war. Die adlige englische Gesellschaft lehnte den nicht gerade vermögenden Albert ab. Er selbst fühlte sich am Hofe fremd. Sein Bruder Ernst äußerte sich über die schwierige Position Alberts: „Als Königin schwebt sie in anderen Regionen, Albert wird übersehen. Wünscht er etwas zu wissen und, nach langem Überlegen, eine unschuldige Bemerkung zu machen, so erhält er eine spitze, ausweichende, ja oft gar keine Antwort. Sie springt vom Thema ab, und die Konversation zwischen den Ehegatten ruht wieder für einige Tage auf den Hunden, Kleidern, Miniaturgemälden und Musikalien,“ 4) so Barbara Beck in ihrem sehr lesenswerten Buch, in dem sie über die Rolle des Prinzgemahls Albert weiter schreibt: „In der Kindererziehung durfte Albert anfangs ebenfalls nicht mitreden. Frustriert schrieb der gelangweilte Prinz im Mai 1840: ‚Die Schwierigkeit, meinen Platz mit voller Würde auszufüllen, liegt darin, dass ich nur der Mann, aber nicht der Herr im Hause bin.‘“

Doch bald, so Barbara Beck, wurde Albert der wichtigste Berater seiner Frau. Er wurde, wie er selbst formulierte: „das natürliche Familienoberhaupt, Oberinspektor des königlichen Haushalts, Manager der Privatangelegenheiten der Königin, einziger vertrauter Berater in politischen Fragen, einziger Gehilfe in ihren



Beziehungen zu den Mitgliedern der Regierung, außerdem ihr Ehemann, Erzieher der Kinder, Privatsekretär der Königin und ihr ständiger Minister.“ 5)

Nach dem Tod von Albert verliebte sich Victoria in ihren Diener John Brown (1826-1883), der auf Schloss Balmoral, dem Sommersitz der Königin, arbeitete. Er wurde ihr persönlicher Leibdiener. „Lange Zeit verkroch sich die Königin in ihrer Trauer um den verstorbenen Gemahl, Brown gab ihr ein Stück Lebensfreude zurück. Ab 1864 unternahm die beiden tägliche Ausritte. Brown war der Einzige, der morgens unangemeldet das Schlafzimmer der Queen betreten durfte – und er verbrachte ungestört viele Stunden bei ihr. (...) Häufig fand man den Schotten ‚sturzbetrunken‘, schlafend auf dem Boden vor dem Privatgemach der Queen. Das alles reizte natürlich die zahlreichen Kinder Victorias, die teilweise auch eifersüchtig reagierten.“ 6)

Queen Victoria machte Brown Geschenke, erhöhte sein Gehalt, und als er starb, war sie untröstlich. In ihren Sarg ließ sie sich eine Haarsträhne, sein Portraitphoto und einen Ring von ihm mit hineinlegen.

Quellen:

- 1) Barbara Beck: Glanz, Pomp und Tränen. Von der dynastischen Ehe zur Liebesheirat in Europas Herrscherhäusern. Regensburg 20012, S. 79f.
- 2) Barbara Beck, a. a. O., S. 80.
- 3) Barbara Beck, a. a. O., S. 130f.
- 4) Barbara Beck, a. a. O., S. 168f.
- 5) Ebenda.
- 6) Anna Eunike Röhrig: Mätressen und Favoriten. Ein biographisches Handbuch. Göttingen 2010, S.48f.

- **Albrechtstraße, Eidelstedt (1930):** *Paul Albrecht (geb. –gest ?), Leiter der Zweigstelle der Hamburg-Altonaer Wohnungsbaugesellschaft „Heimstätten“. Verdient um den sozialen Wohnungsbau*
  
- **Aldenrathsweg, Barmbek-Nord (1922):** *Heinrich Jacob Aldenrath (1775-1844), Miniaturenmaler und Lithograph*

Aldenrath war verheiratet. Einer seiner Söhne war Matthias Daniel Aldenrath, geb, 1745.



- **Alexanderstraße, St. Georg (1864):** *Alexander Bentalon Tornquist (1813-1889), Grundeigentümer. Spediteur*

Siehe auch: Charlottenstraße, Emilienstraße und Henriettenstraße, in Bd. 2.

- **Alexander-Zinn-Straße, Groß Flottbek (1950):** *Alexander Zinn (1880-1941), Leiter der Senatspressestelle von 1922 bis 1933*

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde Alexander Zinn des Amtes enthoben.

- **Alfred-Beit-Weg, Harvestehude (1962):** *Alfred Beit (1853-1906), Geländebesitzer, verdient im gemeinnützigen Bereich*

Siehe auch: Wohlwillstraße, in Bd. 2. Hier zu Laura Beit.

Alfred Beits Mutter war Laura, geb. Hahn (1824-1912), sein Vater Siegfried Beit, Tuchhändler. Diese traten 1851 vom jüdischen zum protestantischen Glauben über. Alfred Beit hatte sieben Geschwister. Er blieb unverheiratet und ohne Kinder. Sein Geld machte er mit Diamantenminen. Siehe im Internet über koloniale Spuren *im öffentlichen Straßenraum-Personen, Orte*

**Laura Beit** lebte in ihrer Villa am Harvestehuder Weg 13 (die Villa steht noch). Der Architekt Martin Haller hatte sie 1890/91 für sie erbaut.

- **Alfred-Jahncke-Ring, Poppenbüttel (1977):** *Alfred Jahncke (1901-1962), Fraktionsvorsitzender im Ortsausschuss Alstertal*

- **Alfred-Johann-Levy-Straße, Barmbek-Nord (2010):** *Alfred Johann Levy (1901-1987), Rundfunkmechanikermeister, Elektroingenieur, Kreisvorsitzender in Barmbek, Mitglied der DDP (Deutschen demokratischen Partei), Widerstandskämpfer, nach 1945 Mitbegründer der FDP, Bürgerschaftsabgeordneter, Ehrenmeister des Hamburger Handwerks*

„Obwohl von den Nationalsozialisten als ‚Vierteljude‘ selbst bedrängt (..), engagierte er sich zugunsten verfolgter Mitbürger (...). Außerdem gehörte Levy



zur ‚Gruppe Q‘, einer Gruppe ehemaliger Mitglieder der DDP, die sich als Kabarettgruppe tarnte und sich im Lokal ‚Bronzekeller‘ in der Neustadt trafen, um einerseits den Kontakt untereinander und zu anderen illegalen Gruppen (Freimaurer, Sozialdemokraten, Kommunisten) aufrechtzuerhalten und andererseits auch bedrängten Gesinnungsfreunden durch Kontakte zu Liberalen in anderen Städten einen Ortswechsel zu ermöglichen und damit dem Zugriff der lokalen Gestapo zu entziehen. Obwohl das Lokal 1943 von der Gestapo geschlossen wurde, engagierte sich Levy weiter in der Gruppe Freies Hamburg von Friedrich Ablast geleiteten und aus der Gruppe Q hervorgegangenen Widerstandsgruppe. Levy war Freimaurer. (...) Ab Ende 1949 beteiligte Levy sich innerhalb der Hamburger FDP am Demokratischen Zirkel, in der sich der linke Flügel der Landespartei zusammenfand. (...) Mit seinen insgesamt 32 Jahren als Kreisvorsitzender von DDP und FDP in Barmbek ist er bis heute der liberale Politiker in Hamburg mit der längsten Amtszeit als Kreisvorsitzender. Für seine Verdienste wählte ihn der Landesparteitag der Hamburger FDP am 12. Januar 1980 zum Ehrenmitglied.“ 1)

Quellen:

wikipedia, Stand 10.9.013.

- **Alfred-Mahlau-Weg**, *Steilshoop (1972): Prof. Alfred Mahlau (1894-1967 Hamburg), Maler und Graphiker.*

Nach Ernst Klee: „ der wichtigste Gebrauchsgraphiker und Entwurfzeichner des NS-Staates“. 1)

Quelle:

1) Ernst Klee: Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. Frankfurt a. M. 2007.

- **Alfredstraße**, *Hohenfelde (1866) : Alfred Härder, Sohn des Kaufmanns Hermann Härder, der in der Gegend Grundbesitz hatte*

- **Alfredstraßenbrücke**, *Hohenfelde (1901), siehe: Alfredstraße*



- **Alfred-Wegener-Weg**, *Neustadt (1935): Prof. Dr. Alfred Wegener (1880-1930), Meteorologe, Polarforscher*

Alfred Wegener war verheiratet mit **Else Wegener** (1892-1992), Tochter von Wladimir Köppen, Meteorologe und früherer Lehrer von Alfred Wegener.

Else Köppen lernte Alfred Wegener im Hause ihres Vaters kennen, als sie sechzehn Jahre alt war. Das Paar heiratete 1913. Drei Töchter wurden geboren: 1914, 1918, 1920. Nach dem Ersten Weltkrieg zog die Familie von Marburg nach Hamburg, wo Wegener als Meteorologe an der Deutschen Seewarte tätig wurde. 1924 zog die Familie nach Graz.

Else Wegener arbeitete als Lehrerin und Sachbuchautorin. „Schon als junge Frau hatte sie Wegeners und Kochs ‚Durch die weiße Wüste‘, das Dokument der Grönlandfahrt 1912/13 fein säuberlich abgeschrieben, um es ihren Schwiegereltern vor der Veröffentlichung der deutschen Übersetzung zu Weihnachten zu schenken.“ 1) Nach dem Tod ihres Ehemannes „sollte die Arbeit an den Quellen eine noch wesentlich größere Rolle spielen. Else Wegener übertrug die Tagebücher in Reinschrift, sammelte dazu die Aufzeichnungen der anderen Expeditionsteilnehmer und gab so gemeinsam mit Fritz Loewe (...) das populäre Buch zur Expedition heraus: ‚Alfred Wegeners letzte Grönlandfahrt‘. Durch dieses Buch, das in mehreren Auflagen und auch Übersetzungen erschien, erfuhr die Kenntnis der Deutschen Grönlandexpedition Alfred Wegener eine weite Verbreitung, auch über wissenschaftliche Kreise hinaus.

Ein anderes Erbe hat Else Wegener zunächst still gehütet. Es war die Theorie ihres Mannes von der Drift der Kontinente, die in der geowissenschaftlichen Fachwelt lange Jahre abgelehnt wurde. Aber sie erlebte, im Gegensatz zu ihrem Mann, die Genugtuung noch zu ihren Lebzeiten. Stolz kann sie im Vorwort zur Biographie ihres Mannes, die 1960 erschien, darauf hinweisen, daß dieser ‚die Wissenschaft zu ganz neuen Erkenntnissen der Geschichte unserer Erde geführt habe‘. Alfred Wegener Symposien werden durchgeführt, zu denen sie eingeladen wird (...).“ 2)

In dem Buch: Alfred Wegener: Tagebücher, Briefe, Erinnerungen (1960) schreibt Else Wegener im Vorwort: „Vor Jahren habe ich begonnen, meine Erinnerungen an meinen Mann für die Kinder und Enkel niederzuschreiben, um das Gedächtnis an ihren Vater und Großvater lebendig zu erhalten. (...) Die vielen unrichtigen und ungenauen Angaben über sein Leben und Wirken ließen in mir den Wunsch aufkommen, eine zuverlässige Beschreibung seines Lebens und seiner Arbeit auch der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.“

Else Wegener ist die Bewahrung des Lebenswerkes Alfred Wegeners zu verdanken.





Quellen:

- 1) Jutta Voß: In memoriam Else Wegener, in: Polarforschung 61 (2/3); 1962 S. 183-184.
- 2) Ebenda.

- **Algermisenstraße, Wilhelmsburg (1972): Franz Algermisen (1876-1943), Pfarrer an der kath. Bonifatiuskirche**

- **Allende-Platz, Rotherbaum (1983), Dr. Salvador Allende (1908-1973), Präsident Chiles, durch Militärputsch gestürzt und getötet**

Salvador Allende heiratete 1940 **Hortensia Bussi** (1914-2009), Tochter aus „guten Haus“, genannt „La Tencha“. Das Paar hatte sich nach dem Erdbeben in Chile ein Jahr zuvor kennengelernt. Damals kümmerte sich Hortensia, die Geschichte und Geografie studiert hatte, um die durch das Erdbeben obdachlos gewordenen Menschen und Allende arbeitete als Gesundheitsminister.

Nach der Hochzeit bekam das Paar drei Töchter. Eine von ihnen -Isabel Allende- (nicht zu verwechseln mit der Schriftstellerin Isabel Allende, einer Tochter eines Cousins von Salvatore Allende) war von 2003 bis 2004 Präsidentin des chilenischen Unterhauses (Parlamentskammer).

Hortensia Allende unterstützte in den 1950-er und 1960-er Jahren ihren Mann bei den Präsidentschaftswahlen. Als der Sozialist Allende 1970 zum Präsidenten gewählt wurde, wurde Hortensia die first Lady.

Neben seiner Ehefrau wurde Allende unterstützt von seiner Privatsekretärin und Geliebten **Miria Contreras** (genannt „La Payita“, 1928-2002). Kennengelernt hatte er sie, als sie mit ihrem Ehemann und den drei Kindern in den 1950er Jahren Hausnachbarn der Allendes waren. 1960 wurde Miria Allendes Privatsekretärin. Er verbrachte bei Miria Contreras, die sich von ihrem Ehemann getrennt hatte, die halbe Woche. Am Tag des Putsches war sie mit ihm im Regierungsgebäude gewesen.

Nach dem Putsch ging Hortensia ins Exil nach Mexiko. Sie wurde zur Symbolfigur des chilenischen Widerstandes gegen das Pinochet-Regime, reiste um die ganze Welt und wurde damit eine Aktivistin der weltweiten Chile-Solidaritätsbewegung. 1988 kehrte sie nach Chile zurück.



Miria Contreras floh nach dem Putsch nach Kuba und hielt weiterhin engen Kontakt zur Familie Allende. Später kehrte auch sie nach Chile zurück und verstarb 2002 an Krebs.

- **Allerskehre, Steilshoop (1958): Wilhelm Allers (1857 Hamburg-1915), Zeichner; Lithograph**

Wilhelm Allers war ein bekannter Zeichner des wilhelminischen deutschen Zeitalters. Er ließ sich auf Capri eine große Villa bauen, wo er viele Jahre lebte. Die Villa wurde zu einem Mittelpunkt des dortigen künstlerischen Lebens. Auch kamen viele Künstler, Schriftsteller etc. aus ganz Europa in Allers Villa.

1902 wurde Allers im Zuge der Bezichtigung des Industriellen Krupps als Homosexuellen in der Schrift „Krupp auf Capri“ ebenfalls der Homosexualität beschuldigt. Nicht nur in Krupps Villa auf Capri – so die Anschuldigungen -, sondern auch in Allers Villa sollen wilde homosexuelle Orgien gefeiert worden sein.

Allers wurde, weil rund zehn Klagen von Eltern wegen sexueller Angriffe auf ihre Kinder vorlagen – die meisten von ihnen wurden wieder zurückgenommen – von dem italienischen Gericht wegen Päderastie zu 4 1/2 Jahren Gefängnis verurteilt. Allers floh und reiste seitdem um die Welt. Unter einem anderen Künstlernamen – W. Andresen – verdiente er fortan sein Geld mit dem Zeichnen von Portraits. Kurz vor seinem Tod kehrte er nach Deutschland zurück.

- **Alphonsstraße, Marienthal (1850/78), frei gewählter männlicher Vorname**
- **Alte Königstraße, Altona-Altstadt (1971), siehe: Königstraße**

**Alter Wandrahm, Hafencity (17. Jhd.): nach den dortigen arbeitenden Tuchhändlern**



- **Altmannbrücke, St. Georg (1942):** *Isaak Hermann Albert Altmann (1777-1837), Landschaftsgärtner, schuf die Bremer Wallanlagen*
- **Alversloweg, Volksdorf (1936):** *nach dem Knappen Brunnecke von Alverslohe*
- **Alwin-Lippert-Weg, Niendorf(1950):** *Alwin Lippert (1846-1902), früherer Besitzer des anliegenden Hofes*
- **Amandus-Stubbe-Straße, Moorfleet (1999):** *Amandus Stubbe (1859-1933), Domänenpächter, Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft, Gründer und 30 Jahre lang Vorsitzender des Heimatvereins in Moorfleet*
- **Am Ballinkai, Altenwerder (2002):** *Albert Ballin (1857-1918), Reeder*

In den umfangreichen Reederbiografien wurden bisher den Reederfrauen nur wenige Seiten gewidmet. Reederfrauen werden in der Literatur als tüchtig, energisch und als fähige Steuerfrauen eines großen Haushaltes charakterisiert. Solche weiblichen Attribute schienen für das Fortbestehen eines Unternehmens unerlässlich zu sein. Während der Ehemann die großen Geschäfte erledigte, der „Kapitän auf großer Fahrt“ für sein Unternehmen war, hatte die Ehefrau zu Hause das Ruder in der Hand.

Die dafür nötige Ausbildung hatten die jungen Frauen durch die übliche höhere Töchterbildung erfahren, die sich sehr von der Jungenerziehung unterschied. Von einer intensiven, viele Wissenschaftsbereiche umfassenden Ausbildung konnte keine Rede sein.

Der Lebensstil der Reederfamilien war hierarchisch, korrekt und englisch beeinflusst. Mancher Matrose hätte seine Seemannsordnung gern mit der Hausordnung der Ballins in deren Landhaus in Hamfelde bei Hamburg getauscht: „Unsere verehrten Gäste bitten wir, sich in ihren Bewegungen und Verfügungen



nicht durch Rücksichten auf uns beschränken zu lassen. Indem wir es vermeiden, sie mit mütterlicher Fürsorge und Bevormundung zu verfolgen, werden wir uns bemühen, unseren Freunden den Aufenthalt in unserem Hause heimatlich zu gestalten. Wir erwarten weder von unseren verehrten Gästen, dass sie uns ‚schön‘ tun, noch muten wir ihnen zu, unsere Gesellschaft öfter aufzusuchen, als ihnen lieb ist. (...) Die Zeit für das erste Frühstück, bitten wir selbst zu bestimmen und der Dienerschaft alle darauf bezüglichen Befehle zu geben. Das zweite Frühstück wird in der Regel gemeinsam um 1 Uhr eingenommen. Nachmittags-Thee 4 ½ Uhr.“ 1)

Reedersfrauen lebten mit ihren Familien in großen vornehmen Häusern – wie die Ballins in ihrem Stadthaus in der Feldbrunnenstraße 58 – und waren die Chefinnen über eine große Anzahl von DienstbotInnen.

Gleichberechtigte Partnerinnen im Geschäftsleben waren sie nicht. In der Arbeitswelt des Mannes spielten sie keine Rolle.

Bedingt durch den Beruf ihrer Ehemänner hatten die Frauen öfter die Gelegenheit, auf Schiffsreisen zu gehen. **Marianne Ballin, geb. Rauert**, (1854-1936) begleitete im Jahre 1900 z. B. ihren Mann auf einer Reise nach China, wo Ballin Möglichkeiten erkunden wollte, die HAPAG-Interesen weiter auszubauen. Sie übernahm dort die Repräsentationspflichten, wie sie von Reedersfrauen erwartet wurden.

Diese Aufgabe war nicht zu unterschätzen. Auch die großen Empfänge auf den Dampfern der HAPAG während der Regatten und der Kieler Woche waren wichtige geschäftliche Veranstaltungen, auf denen neue Geschäftsverbindungen geknüpft und Kunden durch den gesellschaftlichen Rahmen enger an die Reederei gebunden werden sollten. In diesem Rahmen hatte die Reedersfrau die Aufgabe, durch ihre Anwesenheit, ihr Auftreten, ihre Unterhaltungskunst ein Ambiente zu schaffen, in dem sich die Gäste wohlfühlten. Diese Kunst hatte sie, die seit 1883 mit Albert Ballin verheiratet war, perfekt zu beherrschen. Der Ausspruch „a napkin-folder rather than an inspired hostess“ „mehr eine Serviettenfalterin als eine geistvolle Gastgeberin“, den Geschäftsfreunde über Marianne Ballin prägten, belegt vielleicht weniger, dass Frau Ballin keine perfekte Gastgeberin war, als vielmehr, dass die Ansprüche auch an die geistigen Fähigkeiten der Reedersfrauen nicht gerade niedrig waren; abgesehen davon, dass das Zitat in englischer Sprache etwas über das englisch-deutsche Konkurrenzverhältnis aussagt.

Standesgemäß war außerdem ein Engagement im Bereich der Wohltätigkeit. Damit konnte das Ansehen der Familie und das der Firma verbessert oder gar gesteigert werden.



Klassische repräsentative Ereignisse im Leben von Reedersfrauen und –töchtern waren ihre Geburtstage, wenn diese an Bord gefeiert wurden. Und jede empfand es als Höhepunkt, wenn sie Schiffstufen vornehmen durfte und die Schiffe gar nach ihr benannt wurden.

Die Reedersgattinnen kannten keine materiellen Sorgen. Ihr glitzernder öffentlicher Lebensrahmen verdeckte aber offenbar eine private Schattenseite – die Langeweile. Luxuriöse Geschäftigkeit sollte Abhilfe schaffen. So bekam Marianne Ballin von ihrem Mann einen Dogcart und ein sanftes Pony geschenkt, mit dem sie nachmittags durch die Straßen Pöseldorfs kutscherte.

Das Ehepaar blieb kinderlos. 1893 adoptierte es ein Waisenkind aus der Marianne Ballin entfernter Verwandtschaft, dessen Eltern bei der Cholera-epidemie 1892 verstorben waren.

Verheiratet waren die Ballins seit 1883. „Sein Judentum hat Ballin nie verleugnet, aber auch nie hervorgekehrt. Er heiratete (...) ein Christin (...). Aber er ließ sich nicht taufen. Und er änderte auch nicht seinen Namen, wie so viele Juden damals; wer das tut, sagte er, ‚beschimpft seinen Vater‘. An seiner Familie, insbesondere an seiner Mutter [Amalie, geb. Meyer, 1825-1909, sie war die zweite Ehefrau von Ballins Vater und hatte mit ihm neun Kinder, dazu noch zwei Totgeburten. Der jüngste Sohn war Alfred Ballin. Als Ballin sen. 1874 starb, hinterließ er nicht mehr als einen Anteil an der Firma Morris & Co. Diesen Anteil bekam seine Witwe Amalie. Sie machte ihren beiden Söhne Joseph und Alfred, der damals erst achtzehn Jahre alt war, zu Prokuristen. Später kaufte ihr Albert Ballin von seinem ersten Gewinn eine Villa bei Teufelsbrück ], hing Ballin mit inniger Zuneigung; er unterstützte seine Geschwister, wann immer es nötig war.“ 2)

Quellen:

1) Hans Leip: Des Kaisers Reeder. Eine Albert Ballin Biographie. München 1956, S. 261f.

2) Renate Hauschild-Thiessen: Albert Ballin, in: Gerhard Ahrens, Renate Hauschild-Thiessen: Die Reeder Laeisz Ballin. Hamburg 1989, S. 42 (Hamburgische Lebensbilder in Darstellungen und Selbstzeugnissen. Herg. Vom Verein für Hamburgische Geschichte, Bd. 2.

- **Am Beckerkamp**, *Bergedorf, Lohbrügge (1860), nach dem Kaufmann Becker, der hier einen Kalkhof betrieb*
- **Am Brabandkanal**, 1949): *Dr. Carl Braband (1870-1914), Rechtsanwalt, Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft, Reichstagsabgeordneter*



„Braband war in seinen Ansichten sehr von seinem Vormund, dem liberalen Bürgerschaftsmitglied und Rechtsanwalt Albert Wolffson beeinflusst. Bei einer seiner Wahlveranstaltungen 1903 durfte auch der Gegenkandidat von der SPD sprechen, was damals absolut ungewöhnlich war. Die politische Position, die Sozialdemokraten in der Bürgerschaft mit einzubeziehen, schuf ihm viele Feinde im bürgerlichen Lager und einige berufliche Nachteile. (...) Bei der Bürgerschaftswahl 1904 wurde Braband erstmals in die Hamburgische Bürgerschaft gewählt und schloss sich dort der Fraktion der Rechten an. In der Bürgerschaft gehörte er zu den schärfsten Gegnern der Wahlrechtsänderungen von 1906, mit der die ärmeren Schichten der Bevölkerung geringer als bisher im Parlament repräsentiert werden sollten. Er verließ daher (...) die Fraktion der Rechten, um einem Fraktionsausschluss zuvorzukommen.“ 1)

Zusammen mit noch drei weiteren Parteimitgliedern „(...) begründete [er] zusammen mit Abgeordneten aus der Fraktion der Linken (...) dann die Fraktion der Vereinigten Liberalen, die erste explizit politische bürgerliche Fraktion (eine SPD-Fraktion gab es bereits).“ 1)

Braband hatte auch mit der Kolonialpolitik zu tun. „(...) hinsichtlich des Problems, wie die deutsche Kolonialverwaltung in Kamerun mit der autochthonen Bevölkerung umging, vertrat Braband eine nach damaliger Auffassung ‚patriotische‘ Position und lehnte jegliche Kritik an der deutschen Kolonialpolitik ab.“ 2)

Quellen:

- 1) Wikipedia, Stand: 10.9.013.
- 2) Helmut Stubbe da Luz: Braband, in: Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Hrsg. von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke. Bd. 5. Göttingen, 2010, S. 61.

- **Am Dalmannkai**, HafenCity (1995), siehe Dalmannkai

- **Ameisweg, Bergedorf (1979): Otto Ameis (1881-1958), Architekt.**

Seit 1.5.1933 Mitglied der NSDAP. Siehe unter: [www.hamburg.de/ns-dabeigewesene](http://www.hamburg.de/ns-dabeigewesene)



- **Amelungstraße, Neustadt (1825):** *Martin Ernst Amelung ( ? -?), Vorbesitzer des Geländes*
  
- **Amerigo-Vespucci-Platz, HafenCity (2013):** *Amerigo Vespucci (1451-1512), italienischer Kaufmann, Seefahrer, Entdecker. Namensgeber des amerikanischen Kontinents*  
Verheiratet mit **Maria Cerezo** (gest. 1512).
  
- **Am Exerzierplatz, Eißendorf (1906):** *nach dem Exerzierplatz der Harburger Garnison*
  
- **Am Holthusenkai, Kleiner Grasbrook (1967):** *Gottfried Holthusen (1848-1920), Senator und Präses der Baudeputation*  
1872 Heirat mit Maria Henriette Wehber (1852-1873). Sie starb am 16. Mai 1873 im Wochenbett, ein Tag nach der Geburt des gemeinsamen Kindes. 1883 heiratete er ein zweites Mal. Als dieser Ehe stammte der Sohn Hermann Holthusen (1886-1971), der 1919 Agnes, geb. Weizsäcker (24.10.1896 Frankfurt a. M. – 10.8.1990 Hamburg) heiratete.  
Die Kunstmäzenin Agnes Holthusen war somit die Schwiegertochter von Gottfried Holthusen. Die Tochter des Direktors des Städelschen Kunstinstituts in Frankfurt am Main, Prof. Dr. Heinrich Weizsäcker wurde durch ihren Vater schon früh an die Künste herangeführt. Nach dem Abitur 1916 begann sie ein Studium der Kunstgeschichte, Philosophie und der Klassischen Sprachen in Heidelberg. 1919 heiratete sie den Arzt Hermann Holthusen (1886-1971). Das Paar bekam drei Kinder. Es zog nach Hamburg, wo Hermann Holthusen die Leitung des Strahleninstituts des Allgemeinen Krankenhauses St. Georg übernahm. Agnes Holthusen engagierte sich in Hamburg von 1928 bis 1937 in diversen Frauenverbänden und war dort auch in die Vorstände gewählt.  
Agnes Holthusen war freundschaftlich mit Aby Warburg und der Kunsthistorikerin Rosa Schapire, aber auch mit anderen Künstlerinnen und Künstlern verbunden. Sie engagierte sich stark in der Künstlernothilfe, eine Stiftung des Hamburger Bankiers Max Warburg (siehe: Warburgstraße, in Bd. 3 online).



1946 wurde sie in den Denkmalrat des Denkmalschutzamtes gewählt und 1948 in den Verwaltungsrat der Hamburger Kunsthalle berufen, dem Agnes Holthusen bis 1985 angehörte.

In der Hamburger Kunsthalle befindet sich eine Bronzestatue von Agnes Holthusen, geschaffen von dem Bildhauer Gustav Heinrich Wolff.

- **Am Husarendenkmal, Marienthal (1938):** nach dem Denkmal des früheren Husarenregiments Nr. 15
- **Am Kaiserkai, HafenCity (2004),** siehe. Kaiserkai.
- **Am Lohsepark, HafenCity (2013),** siehe: Loheseplatz.
- **Am Martensgehölz, Niendorf (1951):** Carl Dietrich Martens (1852-1936), Bäcker, Land- und Gastwirt. Er schenkte der Gemeinde sein dort sich befindendes abgeholztes Parkgelände
- **Am Ohlendorffturm, Rahlstedt (1948):** Hermann Ohlendorff (? -?), Gemeindevorsteher von Altrahlstedt von 1893-1906
- **Am Pfeilshof, Bramfeld (1950),** nach Herrn Pfeil, der den Pfeilshof besaß
- **Am Rathenaupark, Ottensen (1945):** Walther Rathenau (1867-1922), ermordeter deutscher Außenminister  
Rathenau war unverheiratet und kinderlos.





„Rathenau erlebt die sozialen Widersprüche seiner Epoche über einen sehr individuellen Konflikt. Eine Schlüsselrolle spielt dabei seine homoerotische Neigung. Es ist nicht bekannt, ob sich Rathenau jemals tatsächlich homosexuell betätigt hat. Die biographischen Einzelheiten lassen aber keinen Zweifel an der entsprechenden Veranlagung. Im ohnehin prüden Klima des wilhelminischen Kaiserreichs bedeutete manifeste Homosexualität das gesellschaftliche Todesurteil. Dem steht nicht entgegen, daß latente Homoerotik weit verbreitet war. Kaiser Wilhelm II. wies selbst homoerotische Züge auf. Die allgemeine Sexualunterdrückung und -heuchelei galt jedoch für homosexuelle Impulse in ganz besonderer Weise. Wie es einem Homosexuellen bei Bekanntwerden seiner Veranlagung ergehen konnte, illustriert der Fall des Fürsten von Eulenburg und Hertefeld, eines engen Vertrauten des Kaisers, dessen tiefer Sturz nur knapp an einer gerichtlichen Verurteilung vorbeiführte. Das kompromittierende Material gegen Eulenburg wurde von dem Publizisten Maximilian Harden in dessen Zeitschrift ‚Die Zukunft‘ veröffentlicht, für die auch Rathenau Beiträge verfaßte. Rathenau hat somit allen Grund, seine Veranlagung zu verbergen und zu verdrängen. Der verschwiegene Konflikt larviert sich in ideologischer Form. Als zeitgemäßer Ausdruck verdrängter homosexueller Impulse bietet sich ihm der Kult um die germanische Rasse an, wie er im Dunstkreis der ‚Deutsch-Völkischen‘ und des Wandervogels gedeiht. So erklärt es sich, daß der Jude Rathenau nach 1914 sogar in intim-freundschaftlichen Kontakt mit Wilhelm Schwaner gerät, dem deutschvölkischen ‚Obmann des Bundes deutscher Volkserzieher‘, der seine Briefköpfe mit Hakenkreuzen und Runen zu verzieren pflegt. Er lädt auch führende Vertreter der Jugendbewegung zu Diskussionen in seine Villa ein. Einem Gerücht zufolge soll sich darunter sogar sein späterer Mörder Kern befunden haben, dem Rathenau, einer Bemerkung seines Biographen Harry Graf Kessler zufolge, ‚unbedingt vertraute‘.“ 1)

Quellen:

Udo Leuschen: Zur Geschichte des deutschen Liberalismus, unter: [www.udo-leuschen.de/liberalismus.4htm](http://www.udo-leuschen.de/liberalismus.4htm)

- **Am Schießstand, Jenfeld (vor 1933):** am früheren Schießstand der Wandsbeker Garnison
- **Amsinckstraße, Hammerbrook (1842):** Dr. Wilhelm Amsinck (1793-1874), Senatssyndikus, verdient gemacht um die Erschließung des Hammerbrooks



Amsinck besaß einen Bauernhof in Hamburg Stellingen und war verheiratet mit **Maria (Mary), geb. von Schwartz** (1805 Hamburg -1877 Hamburg). Das Paar hatte dreizehn Kinder. Das erste Kind gebar Maria Amsinck 1826, das letzte 1849.

- **Amsinckufer**, Kleiner Grasbrook (1976): Martin Garlieb Amsinck (1831-1905), Reeder Segelschiffswerft

Martin Garlieb Amsinck wohnte am Harvestehuder Weg 20. Verheiratet war er seit 1857 – im selben Jahr eröffnete er seine Werft – mit **Susanne Katharina, geb. Goßler** (1835-1901). Das Paar hatte acht Kinder. Das erste wurde 1858, das letzte 1875 geboren.

- **Am Soldatenfriedhof**, Harburg (1950): *nach dem Friedhof der Harburger Garnison*
- **Amundsenstraße**, Altona-Altstadt (1950): *Roald Amundsen (1872-1928), Polarforscher, Entdecker des Südpols*

Roald Amundsen entstammte einer begüterten Familie. Nach dem Tod seines Vaters 1886 kümmerte sich die Mutter Gustava Amundsen um die Familie. Sie wollte, dass ihr Sohn Medizin studierte, doch Roal hatte schon seit seiner Kindheit den Traum, Polarforscher zu werden. Er folgte zwar dem Wunsch seiner Mutter und begann ein Medizinstudium, ging aber kaum zu den Vorlesungen. Und als seine Mutter 1893 starb, brach er das Studium ab und widmete sich ganz seinen Neigungen. Später schrieb er dazu: „Mit großer Erleichterung verließ ich kurz darauf [nach dem Tod seiner Mutter] die Universität, um mich mit ganzer Seele in den Traum meines Lebens zu stürzen.“

Roal Amundsen wurde zu einem norwegischen Nationalhelden. Spätere Biografien haben am Glanzbild des Entdeckers Korrekturen vorgenommen. „Amundsen war eine ausgeprägte Führungsfigur, aber auch ein Despot, der keine andere Meinung gelten ließ und seine Gefährten unterdrückte. Er überwarf sich im Streit um die Finanzen mit der eigenen Familie. Er hatte Angst, sich zu binden, hatte Verhältnisse mit verheirateten Frauen und zog sich zurück, wenn diese begannen, von Scheidung zu sprechen. Er hatte zwei Adoptivkinder aus



Sibirien, die er wieder heimschickte, als ihm das Geld ausging. Das ‚Experiment‘ sei beendet, erklärte er.“ 1) Und die Welt schreibt: „Zu Menschen und Tieren hatte der unter den Besatzungsmitgliedern wegen seiner Unberechenbarkeit gefürchtete ‚Chef‘ durchaus ein ‚funktionales Verhältnis‘. Zur Zerstreuung nahm er Eskimofrauen an Bord auf und verspeiste auch schon mal seine Schlittenhunde.“ 2)

Quellen:

- 1) Badische Zeitung vom 14.12.2011.
- 2) Die Welt vom 10.4.2011.

- **Am Veringhof**, *Wilhelmsburg (1999): Dr. h.c. Hermann Vering (1846-1922), Ingenieur. Pionier des deutschen Verkehrswegebbaus im 19. Jhd. Siehe auch: Veringstraße und Veringweg*

Siehe auch im Internet unter *Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum-Personen, Orte* .

Verheiratet seit 1878 mit **Marie, geb., von Münstermann**. Das Paar bekam vier Kinder (das erste 1879, das letzte 1886).

- **Am Wesselhoeftpark**, *Nienstedten (1960): Carl Johannes Wesselhoeft (1816-1903), Vorbesitzer des Geländes*

Carl Johannes Wesselhoeft war verheiratet mit **Maria Theresia Charmont**, Tochter des Frankfurter Kaufmanns George Ernst Charmont. Die Wesselhoefts lebten in einem Landhaus an der Elbchaussee 352.

- **Anderheitsallee**, *Bramfeld (1950): Eduard Anderheit (1844-1915), früherer Grundeigentümer*

- **Andersenstraße**, *Iserbrook (1930): Hans Christian Andersen (1805-1875), Märchendichter*



Hans Christian Andersens Mutter Anne Marie, geb. Andersdatter war eine Wäscherin, sein Vater Hans Andersen ein Schumacher. Die Familie lebte in Armut. Bereits als Kind spielte Hans Christian Andersen mit dem Puppentheater, nähte Kostüme und mochte es gern, wenn der Vater ihm Märchen vorlas.

Nach dem Tod des Vaters musste Hans Christian bereits mit elf Jahren zum Lebensunterhalt der Restfamilie beitragen, denn das Geld, welches seine Mutter als Wäscherin verdiente, reichte nicht aus. So begann Hans Christian in einer Odenser Tuchfabrik zu arbeiten. Doch dort blieb er nur wenige Tage, denn die Arbeiter hatten ihn als „Mädchen“ gehänselt und ihm die Hosen heruntergezogen.

Nach vergeblichen Bemühungen, Schauspieler und Tänzer zu werden, bekam er mit seiner Schriftstellerei Erfolg.

Über Hans Christian Andersens Liebeleben wird berichtet und interpretiert, dass er sowohl Frauen als auch Männer liebte – meist jedoch unglücklich. „Wir verstellen uns [aber] nur den Blick auf sein extrovertiertes Wesen und die damals erheblich nuanciertere Auffassung von der Rolle des Mannes, wenn wir ihn in eine Schublade mit der Aufschrift ‚homosexuell‘, ‚heterosexuell‘, ‚bisexuell‘ oder ‚asexuell‘ stecken wollten. Andersens Art, sich in viele Männer und nur relativ wenige Frauen zu verlieben, seine Neigung zu Männerfreundschaften, muss aus den Voraussetzungen seiner Zeit verstanden werden. Zum Menschenbild der Romantik gehörte auch die platonische Liebe.

In der Idee der empfindsamen Freundschaft unter Männern lag immer die Möglichkeit der Entscheidung zwischen einem ‚Gefühl der Liebe‘ und dem direkten sexuellen Akt. Ein Mann wie Hans Christian Andersen bevorzugte den platonischen Aspekt, den Voltaire als ‚Metaphysik der Liebe‘ bezeichnete. Für jenen waren seelische Eigenschaften anziehender als die körperlichen, den größten Teil seines Lebens verhielt er sich asketisch gegenüber der sexuellen Seite des Lebens, berichtet Christoph Bartmann in seinen Radiobeitrag für den Deutschlandfunk, der am 3.4.2005 ausgestrahlt wurde. 1)

Quellen

1) [www.deutschlandfunk.de/mehr-asketisch-als-sexuell.700.de...](http://www.deutschlandfunk.de/mehr-asketisch-als-sexuell.700.de...)

- **Andreas-Knack-Ring**, *Barmbek-Nord (2010): Prof. Dr. Andreas Knack (1886-1956), Sozialdemokrat, Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft von 1919-1933, ab 1923 bis zu seiner Entlassung 1933 Direktor des Barmbeker Krankenhauses*



Andreas Knack war Mitbegründer der Hamburger Gesellschaft für Sexualforschung, einer homosexuellen Selbsthilfegruppe, außerdem Leiter der wissenschaftlichen Gruppe des Bundes für Menschenrechte-Hamburg (BfM). Er war aktiv in der Homosexuellenbewegung der Weimarer Republik. „Die wesentliche Aufgabe des BfM bestand (...) darin, eine Streichung des § 175 zu erwirken. Ein weiteres Feld war der Kampf gegen die ‚Sensationspresse‘, um die gesellschaftliche Ächtung homosexueller Frauen und Männer zu beenden.“ 1)

Andreas Knack war auch Vorstandsmitglied des Wissenschaftlich-humanitären Komitees (WhK). Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurden Andreas Knack fristlos entlassen. Er emigrierte mit seiner zweiten Ehefrau nach China und wurde beratender Arzt am belgischen Missionshospital in Kweisui, praktischer Arzt in Peking und Mukden und in Shanghai ärztlicher Berater des „International Relief-Committee of China“.

1948 kehrte er nach Hamburg zurück. Zwischen 1949 und 1952 war er Präsident der Hamburger Gesundheitsbehörde. Dann zog er sich von seinen Aktivitäten zurück und fand, wie es in seinem Nachruf heißt: „einsam von den vielseitigen körperlichen und seelischen Belastungen, die das Leben ihm auferlegte, Ruhe.“

2008 setzte sich die Initiative „Gemeinsam gegen das Vergessen- Stolpersteine für homosexuelle NS-Opfer“ für eine Benennung einer Straße nach Andreas Knack auf dem Gelände des alten Barmbeker Krankenhauses ein.

In erster Ehe war Andreas Knack seit 1920 mit **Olga Brandt-Knack**, geb. Brandt (1885-1978) verheiratet. Sie arbeitete als Ballettmeisterin, Bürgerchaftsabgeordnete (SPD), kulturpolitische Referentin der „Genossenschaft für Bühnengehörige“ und Frauenreferentin der Gewerkschaft „Kunst“. Ihr Grabstein befindet sich Garten der Frauen auf dem Ohlsdorfer Friedhof.

Im Alter von zehn Jahren begann sie in der Kindertanzschule des Hamburger Stadttheaters mit der Ballettausbildung in klassischem- und Ausdruckstanz. Sie gehörte dem Theater von 1900 bis 1932 an. Von 1901 bis 1922 tanzte sie dort im Corps de Ballet, avancierte 1907 zur Solotänzerin und 1922 zur Leiterin der Tanzgruppe des Hamburger Stadttheaters. Sie ging mit ihrer Gruppe auf Gastspielreisen, so nach Stockholm, Kopenhagen, Den Haag, Scheveningen und Lille.

Neben ihrer tänzerischen Arbeit engagierte sich Olga Brandt-Knack auch auf standespolitischem Gebiet. Sie gründete 1908 den „Deutschen Tänzerbund“ und setzte sich als seine Sprecherin für die Belange ihrer Berufskolleginnen und -kollegen ein.



Als Olga Brandt-Knack die Leitung des Balletts des Stadttheaters - unter ihrer Regie Tanzgruppe genannt - übernahm, wurde sie die Nachfolgerin von Alfred Oehlschläger. Unter ihm hatte sich das Ballett auf Tanzeinlagen in Opern und Weihnachtsmärchen beschränkt - von Reformbestrebungen im Tanz war noch nichts zu spüren. Aber auch unter der Leitung Olga Brandt-Knacks blieb es fast ausschließlich bei tänzerischen Einlagen in Operninszenierungen. Sie durfte nicht anders agieren. Rudolf Maack schreibt dazu: „Wer in den 20er Jahren in Hamburg Tanz sehen wollte, mußte ins Curiohaus oder zu Labans Vorstellungen gehen. Denn an der Dammtorstraße [dort stand das Stadttheater] führte Tanz nur ein Aschenbrödel-Dasein. Dafür sorgte Leopold Sachse [Intendant des Stadttheaters]. Olga Brandt (...) durfte ihre kleine Mädchenschar regelmäßig in Operneinlagen und allenfalls auf seltenen Matineen vorzeigen. Dabei hatte sie sich in Dolly Haas, Carmen Holtz und Lotte Krause aus ihrer Kindertanzgruppe einen tüchtigen Nachwuchs erzogen." 2)

Ihr einziges selbständiges Ballett war „Der Gaukler und das Klingelspiel“, welches 1929 im Stadttheater aufgeführt wurde. Und auch nur einmal durfte sie in einer Abendveranstaltung nach „Don Pasquale“ mit ihrer Tanzgruppe eine Pantomime aufführen.

Olga Brandt-Knack hielt aber mit ihren Reformideen nicht hinter dem Berg, sondern lieferte sich eine heftige Kontroverse mit ihrem Intendanten Leopold Sachse. Sie stritten sich besonders über die Bedeutung der Musik beim Tanz. Für Leopold Sachse, der von Haus aus Musiker war, stand natürlich die Musik im Vordergrund und nicht der Tanz - und so machte er 1930 - als er als Gastgeber des Internationalen Theaterkongresses in Hamburger Stadttheater fungierte, deutlich, dass er nicht der Ansicht sei, dass die Musik beim Tanz die Zubringerrolle spielen dürfe: „Wenn die Tänzer sich nicht scheuten, Beethoven zu vertanzen, dürften sie sich über die Ablehnung der Musiker nicht wundern. Er selbst als Musiker könne seiner großen Liebe zum Tanz naturgemäß nur in bescheidenem Maße nachgehen. „Ich sollte mir wohl von meiner Ballettmeisterin für den Tanz in der Oper die Regie vorschreiben lassen? Das wäre ja noch schöner!“ 2) Olga Brandt-Knack, die gemeint war: „saß dabei, und ihre Miene sagte: Da hört ihr es“ 2).

Olga Brandt-Knack stand dem modernen Ausdruckstanz sehr aufgeschlossen gegenüber. Er stellte den überlieferten Formen der Tanzkunst eine Bewegung gegenüber, die sich aus dem Eigenrhythmus des Körpers rekrutierte. In einem von Olga Brandt-Knack 1926 im Bühnenalmanach verfassten Artikel über „die Umgestaltung des Opernballetts“ gab sie einen Blick auf die Entwicklung der neuen Tanzform: „Es ist fast als eine Selbstverständlichkeit zu bezeichnen, dass die neue Tanzform auch auf dem Theater Kräfte wachrief, die das innige



Bedürfnis hatten, die im Schematismus erstarrte Ballettkunst neu zu gestalten. Der Tanz war im Laufe der Zeit zur schablonenmäßigen Einlage in der Oper herabgewürdigt. Gelegentlich gegebene selbstständige Ballette oder Pantomimen werden ihrer Einförmigkeit halber vom Publikum meist abgelehnt. Erst als der Siegeszug der Russen einsetzte, begann man zu ahnen, dass der Tanz nicht nur ein geist- und seelenloses Gehüpfle und einen Triumph der Beinmuskeln über den übrigen Körper bedeutet, sondern dass Ernsteres, Höheres die Triebfeder des Tanzes ist.(...)." 3) Um ihre Ideen der neuen Tanzform zu verwirklichen, zog sie in den 20er Jahren mit der Tanzschule des Stadttheaters ins Vogt'sche Konservatorium im Curio-Haus. Hier war auch schon Mary Wigmann mit ihren musiklosen Tänzen aufgetreten. Auch nahm sie Kontakt mit dem Tänzer und Choreographen des Bewegungstanzes Rudolf von Laban auf.

Es war Olga Brandt-Knack jedoch bewusst, dass es immer einen Unterschied zwischen dem Tanz im Konzertsaal und dem auf der Opernbühne geben wird. Denn: „Beim Tanz im Theater kommt es nicht nur darauf an, Musik zu tanzen, sondern der Inhalt des Tanzes muss sich auch dem gegebenen Milieu anpassen. Es wird deshalb die Tanzform im Theater immer eine andere sein und bleiben müssen, als der jetzt in den Konzertsälen gebrauchte Stil, der allerdings schon anfängt, bei einigen seiner besten Vertreterinnen stereotyp zu wirken.(...). Der Tanz im Theater will als Teil der Gesamtwirkung der Oper beurteilt sein. Es darf nicht, wie das bei früheren Balletts die Regel war, aus dem Gesamtbild besonders hervortreten, Rhythmus ist das oberste Gesetz, in dem sich Musik, Bewegung und Farbe zu vereinen haben. Dieses Ziel wird erst dann voll erreicht werden, wenn der tänzerische Nachwuchs unserer Opernbühnen in diesem Geiste erzogen ist. Die von mir gewollte Umgestaltung des Opern-Balletts bedarf eines Neuaufbaues von unten herauf. Erfreuliche Erfolge sehen wir bereits an manchem größeren Theater.(...) Auch am Hamburger Stadttheater wird die Tanzschule nach den von mir angedeuteten Richtlinien geleitet. Und ich darf wohl sagen mit zunächst bescheidenen, aber offensichtlichen Erfolgen" 3).

Angesichts der unterschiedlichen Aufgaben, die der Tanz in der Oper und im Konzertsaal hatte, versuchte Olga Brandt-Knack eine Synthese von klassischem Ballett und Ausdruckstanz herzustellen. Dazu bekam sie 1930 mit ihrer Choreographie der Bewegungsszenen der Gluckschen Oper „Orpheus und Eurydike“, die im Stadttheater zur Aufführung kam, Gelegenheit.

Olga Brandt-Knack hatte mit ihrer neuen Tanzform Erfolg. Hans Wölffer lobte Olga Brandt-Knacks Tanzgruppe 1926 im Bühnenalmanach: „Diese Gruppe ist nicht nur Tanzgruppe, nicht nur ‚Ballett‘, sie ist darüber hinaus in stilistischer Hinsicht ein durchaus selbständiger Faktor im modernen Kunstleben. Diese



Eigenschaft hebt sie aus der Masse der heutigen Tanzgruppen von vornherein heraus. Sie erfordert als Leiterin eine tiefgründliche stilistische Kapazität; nicht nur Olga Brandt sein, sondern jeweils etwa Mozart und Brandt; Verdi und Brandt oder Strauß und Brandt zu einer Schöpfung von eigenem Werte zu verbinden, wird ihre Aufgabe sein.(...) In der grundsätzlichen Tendenz ihres Schaffens teilt Olga Brandt die Bestrebungen des modernen Ausdrucksballetts. Doch wird man bei dieser Tanzgruppe nie den Eindruck uferlosen Experimentierens erhalten haben; den Blick unbeirrbar auf das Neue gerichtet, verliert sie nicht den Kontakt mit den überlieferten Werten klassischer Tanzkunst. Die ewige Antithese Oper und Drama, Ballett und Ausdruckstanz wird hier zur Synthese zwischen der Technik des klassischen Balletts als Mittel und dem Ausdrucksvermögen des modernen Tanzes als Zweck" 4).

Als Olga Brandt-Knack 1918 Mitglied der SPD wurde, verband sie Politik und Tanz miteinander. Häufig trat sie mit ihrer Tanzgruppe auf der Bühne des Gewerkschaftshauses am Besenbinderhof auf, und nach dem Ende des Ersten Weltkrieges gründete sie zusammen mit dem Schauspieler Adolf Johannsson den Arbeiter-Sprech- und Bewegungschor, der dann Ende der 20er Jahre von Lola Rogge übernommen wurde.

1932 gründete sie mit zusammen mit Lola Rogge und anderen die Vereinigung „Tanz in Hamburg e.V.“, um „das am künstlerischen Tanz interessierte Publikum zu sammeln, ihm den Genuss regelmäßiger Tanzveranstaltungen zu verschaffen und wenn irgend möglich, ein eigenes Tänzerhaus zu errichten, das als eine Heimstätte für den Tanz und die Tänzerschaft gedacht ist.“ Im Januar 1933 veranstaltete „Tanz in Hamburg e.V.“ seine erste Matinee mit Hamburger Tanzkomponisten. Aber noch im selben Jahr wurde die Vereinigung in den „Kampfbund für Deutsche Kultur“ gleichgeschaltet. Dieser „Bund“ wurde von den Nationalsozialisten errichtet, um sich den Tanz dienstbar zu machen. Nach nationalsozialistischer Auffassung bestand die Aufgabe des Tanzes darin, „als ein guter Treuhänder echter deutscher Kulturentwicklung zu wirken, und dabei einerseits alle wirklich gesunden künstlerischen Strömungen zu unterstützen und zu fördern, andererseits aber auch strengstens darüber zu wachen, dass alle ungesunden Auswüchse vermieden werden und dass die deutsche Tanzkunst vor allem nicht durch das geschäftige Hintertreppenwirken artfremder Elemente verwässert und vergiftet werde (...), denn es geht nicht an, dass ausgerechnet ein kulturell so hochstehendes Volk wie das deutsche, seinen künstlerischen Weg von rassenfeindlichen Elementen vorgeschrieben erhält und auf tänzerischem Gebiet Prinzipien zu huldigen gezwungen wird, die alles andere als deutsch sind" 2).





1932 wurde Olga Brandt-Knack wegen „politischer Unverträglichkeit“ vom Stadttheater entlassen, auch musste sie ihre Tanzschule aufgeben. Sie wurde unter Gestapo-Aufsicht gestellt und vorübergehend verhaftet. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie bis zum Jahre 1942 zusammen mit ihrer Schwester als Sprechstundenhilfe. Dann zog sie bis Kriegsende zu Freunden aufs Land.

Olga Brandt-Knack trat gleich nach dem Krieg wieder der SPD bei, war als deren Referentin tätig und begründete die Jugendorganisation „Die Falken“ mit. Seit 1948 arbeitete sie als Frauenreferentin der Gewerkschaft „Kunst“. Neben ihren gewerkschaftlichen Aktivitäten betätigte sich Olga Brandt-Knack vom 30.10.1946 bis 1953 als Abgeordnete in der Hamburgischen Bürgerschaft mit dem Schwerpunkt „Soziales“. Außerdem war sie bis 1961 Deputierte der Polizeibehörde. 1962 legte sie alle Ämter nieder. Sie starb als Witwe und wohnte zuletzt an der Finkenau 19 im Stadtteil Uhlenhorst.

**Andreas Knacks zweite Ehefrau hieß: Edith Hommes-Knack, geb. Stillmann (1891-1935?).**

Nach dem Besuch der Mädchen-Mittelschule und der staatlichen Handelsschule, arbeitete Edith Stillmann als Kontoristin.

Nach einem eineinhalbjährigen Studienaufenthalt in Amerika machte sie ihr Sprachlehrerinnenexamen, danach folgte ein Studium an der Handelshochschule in Berlin, welches sie mit der Diplom-Handelslehrerinnen-Prüfung abschloss.

Nach dem Ersten Weltkrieg ging sie nach Hamburg. Dort heiratete sie Gerhard Hommes. Ab 1919 übernahm sie die Leitung der weiblichen Abteilung der Berufsberatung des Arbeitsamtes in Hamburg. Ein Jahr zuvor war sie der USPD beigetreten, von wo aus sie 1920 mit dem linken Flügel in die KPD eintrat.

Zwischen 1921 und 1927 vertrat sie die KPD als Bürgerschaftsabgeordnete im Hamburger Parlament. Da sie dem oppositionellen linken Flügel der KPD angehörte, wurde sie als Bürgerschaftskandidatin nicht mehr aufgestellt. 1927 wechselte sie zur SPD, für deren Frauenorganisation sie seit Ende der zwanziger Jahre tätig war.

Nach ihrer Scheidung heiratete Edith Hommes-Knack 1928 den Krankenhausarzt Andreas Knack. 1933 wurde das Ehepaar aus dem Staatsdienst entlassen und emigrierte nach China, wo Andreas Knack Direktor des Zentralkrankenhauses Nanking und 1935 Leiter des belgischen Missionshospitals in Kweisu wurde. Dort soll Edith Hommes-Knack gestorben sein. Andere Quellen



berichten, dass das Ehepaar 1948 nach Hamburg zurückkehrte, wo Andreas Knack bis 1952 Präsident der hamburgischen Gesundheitsbehörde wurde. 5)

Quellen:

- 1) Bernhard Rosenkranz, Gottfried Lorenz: Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens der Hansestadt. Hamburg 2006, S.18.
- 2) Maack, Rudolf: Tanz in Hamburg. Hamburg 1975.
- 3) Brandt-Knack: Die Umgestaltung des Opernballetts. In: Bühnenalmanach. Hamburg und Altona 1926, S. 29-31.
- 4) Wölffer, Hans: Tanzgruppe Olga Brandt-Knack. In: Bühnenalmanach. Hamburg und Altona 1926, S. 32-34.
- 5) Lit: siehe auch: Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, 2011. Handbuch der Deutschen Kommunisten, Dietz-Verlag.

- **Andreas-Meyer-Brücke**, Billbrook (1967); siehe Andreas-Meyer-Straße
  
- **Andreas-Meyer-Straße**, Billbrook (1924): *Andreas Meyer (1837-1901), Oberingenieur, Leiter des Ingenieurwesens in Hamburg. Schöpfer der Speicherstadt*

Andreas Meyer bereitete z.B. den Wettbewerb um das Bismarckdenkmal vor und bestimmte maßgeblich den Standort des Denkmals: die Elbhöhe, denn diese wäre ein Ausblick in den „Weltverkehr“.

„Zu Meyers Tragik gehörte, dass die katastrophale Choleraepidemie von 1892, die 8500 Menschenleben forderte, wohl nicht eingetreten wäre, wenn die von ihm schon in den siebziger Jahren konzipierte und anhaltend geforderte Modernisierung der Stadtwasserkunst zügig durchgeführt worden wäre. Aber erst 1891 hatte die Bürgerschaft der kostspieligen Maßnahme zugestimmt, die seit 1893 zur Wirkung kam.“ 1)

Andreas Meyer war verheiratet **Mathilde, geb. Gossler** (1848-1920).

Quellen:

- 1) Hermann Hipp: Franz Andeas Meyer, in: Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Hrsg. von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke. Bd. 5. Göttingen 2010, S. 258.

- **Andreasstraße**, Winterhude (1866), *Andreas Meyer ( ?-?)*, benannt nach dem *Freund und Helfer des Grundstücksbesitzers Herrn Sierich*



Siehe auch: Sierichstraße, Winterhude (1863): Adolph Sierich (1826-1889), Grundeigentümer, in Bd. 3 online.

Siehe auch: Agnesstraße, Dorotheenstraße, Klärchenbrücke, Klärchenstraße, Maria-Louisen-Brücke, Maria-Louisen-Stieg, Maria-Louisen-Straße, in Bd. 2.

- **Andreasweg**, Farmsen-Berne (1919): *Andreas Langbein (1830-1906), Besitzer des dortigen Bauernhofes*
- **Ansgarweg**, Lokstedt (1962): *Ansgar (801-865), Erzbischof von Bremen und Hamburg.*
- **Ansorgestraße**, Othmarschen (1951): *Carl Ansorge (1849-1915), Gärtner und Baumschulenbesitzer*
- **Antonistraße**, St. Pauli (1800), *frei gewählter Name*
- **Anton-Rée-Weg**, Hammerbrook (1948): *Dr. Anton Rée (1815-1891), Reichstagsabgeordneter, Reformpädagoge, Kämpfer für die Gleichberechtigung der Juden*

Anton Rée trat auch für die Emanzipation der Frauen ein und unterstützte Emilie Wüstenfeld in ihrem Vorhaben der Gründung einer Hochschule für Frauen in Hamburg.

Verheiratet war Anton Rée seit 1841 in erster Ehe mit **Henriette geb. Löwenthal** (1810-1860), in zweiter Ehe mit **Emma, geb. Howard** (1828-1911).



- **Anzengruberstraße, Wilstorf (1928): Ludwig Anzengruber (1839-1889), österreichischer Buchhändler und Schriftsteller**

Anzengrubers Vater war ein Hofbuchhalter und schrieb selbst Gedichte und Theaterstücke – allerdings erfolglos.

Ludwig Anzengruber war fünf Jahre alt, als sein Vater starb. Seine **Mutter Maria, geb. Herbich** konnte sich und ihren Sohn mit der Witwenrente kaum ernähren. Unterstützung kam von der Großmutter. Doch als diese 1854 starb, sah es finanziell sehr prekär aus. Dennoch unterstützte Maria Anzengruber ihren Sohn, gab ihm die Bibliothek des Vaters, so dass er sich literarisch weiterbilden konnte und ermöglichte ihm eine schulische Ausbildung, die er allerdings aus finanziellen Gründen 1855 in der ersten Klasse der Oberrealschule abbrechen musste. Die Mutter stand ihrem Sohn auch in den folgenden Jahren zur Seite, als er versuchte, Schauspieler zu werden. Zehn Jahre lang zog sie mit ihm und den Wandertruppen, bei denen er engagiert war, durch Deutschland. Damals war Anzengruber zwischen 19 und 29 Jahre alt.

Doch auch seine Schauspielerlaufbahn war nicht vom Erfolg gekrönt. So begann er zu schreiben, womit er 1870 endlich seinen Durchbruch erlebte.

Drei Jahre später heiratete er, gegen den Willen seiner Mutter, die 16-jährige Adeline Lipka (1857–1914). Doch die Verbindung verlief unglücklich. Die finanziellen Probleme und hohen Schulden führten zu Ehekrisen. Aber auch die weiterhin sehr enge Bindung zwischen Mutter und Sohn war für die Ehe nicht gedeihlich. Anzengrubers Mutter starb zwei Jahre nach seiner Hochzeit. Die Ehe Anzengrubers wurde vier Jahre nach dem Tod der Mutter geschieden.

- **Apostelweg, Rahlstedt (1951), nach den Aposteln, besonders nach Apostel Johannes**

Zwölf heute vorhandene Straßen und Brücken sind nach weiblichen Heiligen benannt und erinnern dabei an vier weibliche Heilige: an die Heilige Maria, Heilige Katharina, Heilige Gertrud und Heilige Anna.

Bei den männlichen Heiligen und Aposteln ist die Vielfalt größer: 41 Straßen sind nach ihnen benannt. So z. B. nach den Heiligen und Aposteln: Ansgar (dem Apostel des Nordens), Bonifatius, Christus, Georg, Jakobus, Johannes, Immanuel, Martin, Matthäus, Michael, Nikolaus, Paulus, Petrus, Sebastian, Vizilin, Winfrid Bonifatius (dem Apostel der Deutschen) sowie nach den Aposteln schlechthin.



Straßenbenennungen nach Apostelinnen suchen wir vergebens. Das ist kein Wunder, denn wegen einer männerzentrierten Sprache „verschwanden“ sie in den Bibeltexten. Junia beispielsweise, „die von den ersten Kirchenvätern noch als berühmte Apostelin gepriesen [wurde]. Als ‘Apostel’ galten diejenigen, die die Auferstehung Jesu bezeugen konnten und die sich von Jesus dazu beauftragt fühlten. Auch Frauen waren unter den apostoloi. Im Brief an die Gemeinde in Rom 16,7 lässt Paulus zwei Personen grüßen. Sie heißen in der Lutherrevision 1984 Andronikus und Junias und werden als ‘berühmt unter den Aposteln’ bezeichnet. (...) Der frühen Christenheit war es selbstverständlich, dass es sich bei Junia um eine Frau handelte, zumal es den Männernamen Junias nicht gab.“ 1)

Doch im 13. Jahrhundert erfuhr Junia „eine folgenschwere Geschlechtsumwandlung. Unter der Feder des Bibelkommentators Ägidius von Rom wird aus Junia ein Apostel namens Junias. Das Versehen eines unausgeschlafenen Augustiners? Oder Ergebnis eines männerorientierten Weltbildes?“, heißt es in der ZDF-Dokumentation „Die verschwundenen Frauen. Jesus und die vergessenen Säulen des Christentums“ vom 1. 4. 2013.

Im „Nestle-Aland, der maßgeblichen wissenschaftlichen Textausgabe des Neuen Testaments,“ 2) fand diese sprachliche Geschlechtsumwandlung durch die Fehlinterpretation des Namens erst ab der 13. Ausgabe 1927 statt, d. h., „erst zu dem Zeitpunkt, als Frauen erstmals zum Theologiestudium zugelassen wurden und Pfarrerinnen werden wollten (...)“ 3), wogegen viele Kirchenvertreter Sturm liefen, die weder Kolleginnen noch Apostolinnen duldeten. „Erst 1998 im fünften korrigierten Druck der 27. Auflage wurde dieser Texteingriff korrigiert. Endlich steht im Griechischen wieder der Frauename *Junia*.“ 4)

Da die römisch-katholische und die griechisch-orthodoxe Kirche Frauen bis heute vom Bischofs- und Priesteramt ausschließen, weil Jesus Christus für das Kollegium der Apostel angeblich nur Männer bestimmt habe, könnte die Tatsache, dass bereits in der Frühzeit des Christentums Apostelinnen anerkannt wirkten, Emanzipationsprozesse beschleunigen. Ein Weg zur Verbreitung dieses Faktenwissens könnten auch entsprechende Straßenbenennungen sein. (Die evangelischen Landeskirchen ordinieren immerhin seit 1991 Frauen und übertragen ihnen auch das Bischofsamt.)

Quellen:

- 1) <http://www.bibel-in-gerechter-sprache.de/fragen-und-antworten/gab-es-apostelinnen>
- 2) Ebenda.
- 3) Ebenda.
- 4) Ebenda.



- **Appuhnstraße, Nienstedten (1953): Johannes Appuhn (1853-1934), Gemeindevorsteher in Klein Flottbek von 1887 bis 1922**
- **Archenholzstraße, Billstedt (vor 1938): J. Wilhelm von Archenholz (1741-1812), Hofbesitzer in Öjendorf, preußischer Hauptmann.**  
Archenholz heiratete 1786 Sophie Friederike von Roksch. Das Paar hatte vier Kinder.
- **Arensweg, Winterhude (1926): Johann-August Arens (1757-1806), Baumeister**  
Verheiratet seit 1793 mit Caecilia Elisabeth, geb. Liebrecht.
- **Armbruststraße, Eimsbüttel (1902): Georg und Carl Armbrust (1849-1896), Musiklehrer, Organisten zu St. Petri**
- **Armin-Clasen-Stieg, Eppendorf (1982): Armin Clasen (1890-1980), Heimatforscher**  
Siehe zu dessen NS-Belastung in Hans-Peter de Lorents Publikation: „Täterprofile. Biografien der Verantwortlichen in Hamburger Bildungsverein unterm Hakenkreuz.“  
Erscheint 2015 bei der Landeszentrale für politische Bildung.
- **Arminiusstraße, Stellingen (1928): Arminius/Hermann der Cherusker (um 17 v. u. Z. -21 nach Chr.), altgermanischer Fürst**  
Siehe auch: Thusneldastraße, in Bd.2.
- **Arndesstieg, Billstedt (1948): Stephan Arndes, Buchdrucker (geboren um 1450 in Hamburg, gestorben vor dem 14. August 1519 in Lübeck), Inkunabel-Buchdrucker. Sein Sohn Hans Arndes führte das Geschäft weiter.**



- **Arndtstraße**, Uhlenhorst (1860): Ernst Moritz Arndt (1769-1860), Freiheitsdichter  
Nachdem sich Ernst Moritz Arndt 1800 habilitiert hatte und Privatdozent für Geschichte an der Universität in Greifswald geworden war, heiratete er **Charlotte Marie Quistorp**, die Tochter eines Professors für Naturgeschichte. Ein Jahr später starb sie nach der Geburt des ersten Kindes an Kindbettfieber.

17 Jahre später verlobte sich Arndt mit **Anna Maria Schleiermacher**, Schwester des Theologen Friedrich Schleiermacher. Noch im selben Jahr heiratete das Paar. Ein Jahr später wurde er Professor der Geschichte an der Bonner Universität. Finanziell ging es Arndt nun gut, gleichzeitig hatte er durch die Heirat die so lange entbehrte Häuslichkeit wieder. So gestärkt mit einer ihn liebenden Ehefrau im Hintergrund, die ihm den Rücken frei hielt und stärkte, schaffte er beruflich viel: redigierte seine Gedichte und gab „Märchen und Jugenderinnerungen“ heraus.

„2009 wurden an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität 1400 Unterschriften für eine Umbenennung der Universität gesammelt. Als Grund wurden seine anti-semitischen Äußerungen genannt. In einer Urabstimmung vom 11. bis 15. Januar 2010 sprach sich die Mehrheit der Abstimmenden jedoch gegen die Umbenennung aus.“ 1) Und Jörg Schmidt schreibt im Juli 2009 in der „DIE ZEIT“ in seinem Artikel „Fataler Patron. Noch immer tragen deutsche Schulen, Kasernen und eine Universität den Namen des völkischen Ideologen und Antisemiten Ernst Moritz Arndt“: „(...) Die Grabenkämpfe zur Inanspruchnahme des Deutschen aller Deutschen wurden von links und rechts geführt. Betonten die einen den streitbaren Patrioten und Kämpfer für soziale Gerechtigkeit, feierten ihn die anderen als Überwinder Napoleons, als Erwecker der deutschen Nation und nicht zuletzt als unermüdlichen Kämpfer gegen den französischen Erbfeind. (...) Bis vor fünfzig Jahren galt Ernst Moritz Arndt als einer der berühmtesten Deutschen. (...) Neben Luther habe es ‚keinen gewaltigeren Warner‘ und ‚geisterfüllteren Kritiker‘ gegeben. Dies würde zwar heute niemand mehr von dem kleinen knorrigen Vorpommern behaupten wollen. Dennoch ist Ernst Moritz Arndt überall in Deutschland präsent: Straßen, Schulen, Kasernen tragen seinen Namen - und, nach wie vor, die Universität in Greifswald. Die Frage ist nur: Können sich Institutionen einer Demokratie, kann sich die Republik wirklich guten Gewissens auf ihn berufen? (...) Die zentralen Momente von Arndts Denken (...): Kampf gegen das nationale Unterlegenheitsgefühl, besonders gegenüber der politischen und kulturellen Leitnation Frankreich, und seine Völkerpsychologie. (...)“ Sein „Appell an die Deutschen: Bewahrt euren Nationalcharakter! Verliert euch nicht in kosmopolitischen Träumereien (...) Napoleons Siegeszug durch Europa wandelt den schwedischpommerschen Royalisten Arndt zum deutschen Patrioten. (...) In unzähligen Flugschriften fordert er Mut und Opferbereitschaft von den Deutschen. (...) Arndts Flugschriften predigen und hämmern die neue



nationale Ideologie in das Bewußtsein seiner Zeitgenossen. (...) Nach 1815 ändert sich die Situation. Die Restauration hält Einzug. Arndts massive Fürstenschelte im vierten Teil seines Geistes der Zeit (1818) führt zu einem Eklat. Der Held der Freiheitskriege wird 1820 in Folge der Karlsbader Beschlüsse von seiner Professur für Geschichte an der Universität Bonn suspendiert. Erst im Juli 1840 begnadigt ihn Friedrich Wilhelm IV. Und ein letztes Mal noch steht Arndt - mittlerweile 79jährig - auf der politischen Bühne. Vom ‚stählernen‘ Kreis Solingen gewählt, zieht er 1848 in die Frankfurter Nationalversammlung ein. Ihm zu Ehren erheben sich die Abgeordneten und singen sein zum Volkslied avanciertes Was ist des deutschen Vaterland? Republikanische Ideen wird Arndt jedoch als rechter Liberaler weiterhin verschmähen. Enttäuscht verläßt er das Parlament nach der Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. (...) Bei allem Respekt für den mutigen und zuweilen kauzigen Publizisten - die Basis seines Denkens bildet eine rassistische, in Ansätzen biologistische Völkerpsychologie: Klima und Sprachen grenzen für ihn die Völker naturgesetzlich voneinander ab, die durch göttliche Weisung an ihren Platz auf der Erde gestellt wurden. (...) Eine Mischung – ‚Verbastardung der Nationen‘ - muß verhindert werden. Vor allem die mit französischem Blut, das ‚wie ein betäubendes Gift den edelsten Keim angreift‘. So wundert es nicht, daß Arndt auch vor einer Mischung mit jüdischem Blut warnt. (...) Zudem orakelt er von einer jüdisch-intellektuellen Verschwörung, ‚denn Juden oder getaufte und (...) eingesalbte Judengenossen habe sich der Literatur, der fliegenden Tagesblätter wohl zur guten Hälfte bemächtigt und schreien ihr freches und wüstes Gelärm, wodurch sie (...) jede heilige und menschliche Staatsordnung als Lüge und Albernheit in die Luft blasen möchten.‘ Zeitlebens arbeitet Arndt vehement am deutschen Überlegenheitsmythos und an deutscher Mission. (...)“ Arndt „werkelt und meißelt (..) fleißig am Mythos des nationalen Erlösers. ‚Es wird ja hoffentlich einmal eine glückliche deutsche Stunde für die Welt kommen und auch ein gottgeborener Held, (...) der mit scharfem Eisen und mit dem schweren Stock, Scepter genannt‘, das Reich ‚zu einem großen würdigen Ganzen zusammenschlagen kann‘. Nun wahrlich, Arndts Traum sollte in Erfüllung gehen, dieser Führer kam! Und wenn heute die Universität Greifswald in einem Prospekt davon spricht, daß ‚seine‘ Universität (...) in der Tradition auch seiner Ideen‘ stehe, so stellt sich die Frage, ob man in Greifswald (und andernorts, in den Kultusministerien und bei der Bundeswehr) überhaupt weiß, was es mit den ‚Ideen‘ des Ernst Moritz Arndt so auf sich hat.“

Quellen:

Wikipedia (Stand: 8.4.2015)





- **Arndtstraßenbrücke**, Uhlenhorst (1904), siehe: Arndtstraße.
- **Arndtweg**, Bergedorf (1927), siehe: Arndtstraße.
- **Arnemannstraße**, Ottensen (1892): Karl Theodor Arnemann (1804-1866), Geländebesitzer, Kaufmann, Bankier, Konsul. Siehe auch Karl-Theodor-Straße  
Siehe auch: Arnemannweg, in Bd.2.

Arnemann richtete 1827 gemeinsam mit dem Arzt und Religionslehrer Salomon Ludwig Steinheim die erste Flussbadeanstalt in Altona ein, die kostenlos genutzt werden konnte. Sein Reichtum gründete sich hauptsächlich auf den Handel mit Norwegen. Dort hatte er enorme Besitzungen. Er machte sich verdient um das Zustandekommen der Altona-Kieler Eisenbahn und gab 1845 einen Vorschuss zum Bau der ersten Altonaer Turnhalle. Arnemann wurde 1828 vom Kaiser von Brasilien zum brasilianischen Vizekonsul für Altona bestellt.

Zu seiner Ehefrau, siehe Arnemannweg, in Bd. 2.

- **Arnimstraße**, Osdorf (1941): *Achim von Arnim (1781-1831), Dichter*  
Siehe auch: Bettinastieg, Reichardtstraße und Rudolphplatz, in Bd. 2.

Ludwig Achim von Arnim wurde am 26.1.1781 als zweiter Sohn des preußischen Diplomaten und späteren Intendanten der Berliner Hofoper, Joachim Erdmann von Arnim, und seiner Ehefrau Amalie Karoline, geborene von Labes, in Berlin geboren. Er wuchs, nachdem seine Mutter bei seiner Geburt gestorben war, gemeinsam mit seinem älteren Bruder bei seiner Großmutter Elisabeth, Baronin von Labes, in Zernikow und Berlin auf. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Berlin begann er 1798 ein Jurastudium in Halle, zugleich betrieb er mathematische und physikalische Studien. 1800 wechselte er zur Universität Göttingen und studierte Mathematik. Zugleich erblühten im Kreise seiner zur Romantik zählenden Freunde seine literarischen Neigungen und erstarkten ab 1801, dem Jahr der ersten Begegnung mit Goethe (siehe: Goethealle, Goethestraße, in Bd. 3 online) und dem Beginn der Freundschaft mit Clemens Brentano (siehe: Brentanostraße, in Bd. 3 online).



1802 lernte er **Bettine Brentano**, die jüngere Schwester seines Freundes, kennen. Es entwickelte sich eine Freundschaft zwischen den beiden, die, nachdem andere Versuche beider, einen Liebes- und Ehepartner zu finden, gescheitert waren, 1811 zur Heirat führte.

1801 bis 1804 reiste Achim von Arnim mit seinem Bruder durch Europa, eine seinerzeit für adelige junge Männer übliche Bildungsreise, Frauen waren davon ausgeschlossen. Achim von Arnim ließ sich dann in Berlin nieder. Ab 1804 sammelte er mit Clemens Brentano Volkslieder, die die beiden ergänzten, umdichteten, veränderten und mit eigenen Gedichten erweiterten. Die Sammlung gaben sie als dreibändiges Werk „Des Knaben Wunderhorn“ von 1805 bis 1808 heraus. Mit dieser Sammlung wird noch heute der Name von Achim von Arnim verbunden, während er zahlreiche andere Werke veröffentlichte, die heute vergessen sind: Gedichte, Prosa und politische Artikel, die zum Teil die Gesellschaftsordnung umwerfende Vorschläge enthielten. Er ist neben seinem Freund und Schwager Clemens Brentano einer der großen Köpfe unter den romantischen Dichtern. Eine politische Karriere blieb ihm versagt.

Das Ehepaar Bettine und Achim von Arnim bekam sieben Kinder: Freimund 1812, Siegmund 1813, Friedmund 1815, Kühnemund 1817, Maximiliane 1818, Armgart 1821 und Gisela 1827. Die Familie lebte in Berlin und auf dem ca. 80 Kilometer entfernten Gut Wiepersdorf, das nebst Ländereien von Achim von Arnim selbst bewirtschaftet wurde. Das von Bettine ererbte Vermögen reichte für den Lebensunterhalt der Familie nicht aus. Sie war deshalb auch auf die Erträge des Gutes angewiesen. So zog sich Achim von Arnim ganz auf das Gut zurück und lebte nur noch zeitweilig bei seiner Familie in Berlin oder war auf Reisen. Bettine von Arnim blieb mit den Kindern in Berlin und war im Wesentlichen alleine für deren Erziehung zuständig. Bedingt durch die räumliche Trennung schrieben sich Bettina und Achim von Arnim Briefe; 541 sind erhalten und veröffentlicht. Sie geben Einblick in das Eheleben, in Entfernung und Nähe, Erziehungsprobleme, tägliche Schwierigkeiten und die enge innere Verbindung der beiden. Achim von Arnim verstarb in Wiepersdorf am 21. Januar 1831 an einem Gehirnschlag. Dort ist er auch begraben.

Text: Beate Backhaus

Quellen:

Helene M. Kastinger Riley: Achim von Arnim in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek bei Hamburg 1994. Achim und Bettina in ihren Briefen, Briefwechsel Achim von Arnim und Bettina Brentano, herausgegeben von Werner Vordtriede mit einer Einleitung von Rudolf A. Schröder. Band 1 und 2. Frankfurt a. M. 1981.



- **Arningkai, Steinwerder (1954):** *Dr. Joh. Carl Arning (1786-1862), Senator (?-?), Landherr, Verdienst um Steinwerder*

Verheiratet mit **Wilhelmina Oppenheimer** (1800-1884). Das Paar hatte drei Kinder.

- **Arno-Holz-Weg, Wilstorf (1966):** *Arno Holz (1863-1929), Schriftsteller*

1893 heiratete Arno Holz **Emilie Wittenberg** (geb. 1867). Das Paar bekam drei Söhne. 1926 ließ er sich von seiner Ehefrau scheiden und heiratete im selben Jahr **Anita Gewelke** (geb. 1886 in Buenos Aires). Die beiden hatten sich schon 1910 kennen gelernt.

Für Arno Holz bedeutete diese Heirat ein finanzielles Glück, denn mit seinen Werken erzielt er kaum Einkünfte. Die 24 Jahre jüngere Anita kam aus einer wohlhabenden deutsch-argentinischen Familie und gab Arno Holz' Werke und Briefe heraus.

- **Arnold-Heise-Straße, Eppendorf (1948):** *Johann Arnold Heise (1747-1834), Jurist, Präses des Niedergerichts, Ratsherr, Amtmann zu Ritzebüttel, Bürgermeister von Hamburg (1807-1810 und 1814-1821)*

Siehe auch: Auguste-Baur-Straße, in Bd. 2. Arnold Heises Tochter Marianne war mit Georg Friedrich Baur verheiratet.

Johann Arnold Heise war dreimal verheiratet. Aus seinem Eheleben gibt es viele Anekdoten. Als er Vater von Drillingen wurde, war er gerade im Rathaus. Der Bote meldete ihm, dass seine Frau ein Kind bekommen habe. „Gut“, sagte er und setzte seine Arbeit fort. Später am Tag wurde ihm gemeldet, daß noch ein Kind gekommen wäre. „Gut“, sagte er wieder; aber als ihm die Geburt eines dritten Kindes gemeldet wurde, fuhr er auf und rief: „Nein, nun muß ich nach Haus, sonst nimmt das kein Ende.“ 1)

In erster Ehe war Johann Arnold Heise mit **Catharina Lucia, geb. Droop** (1747-1790) verheiratet. Das Ehepaar bekam neun Kinder, darunter 1796 die Drillinge. Die schnell aufeinander folgenden Geburten schwächten Catharina Lucia. Als sie dann an Schwindsucht erkrankte, verstarb sie.

Zwei Jahre später ging Johann Arnold Heise, um der Einsamkeit zu entkommen, seine zweite Ehe ein und zwar mit **Catharina Magdalena Hudtwalcker** (1752-1806) (siehe: Hudtwalckerstraße, in Bd. 3 online), Witwe von Johann Wybrandt.



Sie brachte aus ihrer ersten Ehe drei Kinder in die neue Ehe. Selbst blieb das Ehepaar kinderlos.

Nach dem Tod seiner zweiten Ehefrau, ging Herr Heise, weil er an das Eheleben gewohnt war, ein Jahr nach dem Tod seiner zweiten Ehefrau 1807 noch eine dritte Ehe ein. Diese führte er mit **Margaretha Maria von Behren** (1760-1811), Witwe von Hieronymus Färber. Margaretha war sein Mündel gewesen, die Tochter seines Onkels Otto von Behren. Auch diese Ehe blieb kinderlos. Seine Gattin aber brachte vier Kinder aus ihrer ersten Ehe mit. Doch auch diese Ehe weilte nicht lange. Vier Jahre nach der Hochzeit verstarb Heises dritte Frau 1811.

Nun zog Heise mit seiner unverheirateten Tochter Margarethe Amalie zu seiner ältesten Tochter Helene Maria Lucia und deren Ehemann. Dort lebte er gut 1 ½ Jahre und wurde umhegt von seinen beiden Töchtern.

Dann zog er mit seiner unverheirateten Tochter in ein eigenes Domizil und wurde bis zu seinem Tod von seiner Tochter gepflegt.

Quellen:

1) Julie Grüner: Erinnerungen an das Haus meiner Grosseltern Baur im dänischen Altona. Hamburg 1965, S. 35f.

- **Arnoldstieg, Bergedorf (1949):** *Nach der Familie Arnoldi, die sich in Bergedorf verdient gemacht hat. Nach: Joachim Arnoldi, Stifter des in der Nähe noch belegenen Stifts Joachimstal*

Joachim Arnoldi (gest. 1694) war Amtsschreiber in Bergedorf. In seinem Testament verfügte er ein Legat für Bergedorfer Kirchenmusiker. Auch sollte nach seinem Tod sein Hof verkauft werden und der Erlös an die Armen gehen. So wurde das Armenhaus "Jochimsthal" erbaut.

- **Arnoldstraße, Ottensen (vor 1856):** *Vorbesitzer des Geländes*

- **Arno-Schmidt-Platz, Hammerbrook (2004):** *Arno Schmidt (1914-1979), Schriftsteller*

Arno Schmidt entstammte so genannten „kleinen“ Verhältnissen: der Vater arbeitete im Polizeidienst. Doch er muss mehr verdient haben, als er jemals seine



Ehefrau wissen ließ. Denn nachdem er gestorben war – damals war sein Sohn Arno vierzehn Jahre alt – musste seine Witwe Clara Gertrud Schmidt, geb. Ehrentraut (1894–1973) feststellen, dass die Witwenpension höher ausfiel als das Geld, das ihr Mann zu seinen Lebzeiten als Gehalt mit nach Hause gebracht hatte. Clara Schmidt zog mit ihren beiden Kindern zu ihren Eltern zurück nach Lauban. Sie verheiratete sich nicht erneut, um ihre Witwenrente nicht zu verlieren. Doch auf Liebesverhältnisse wollte sie nicht verzichten und nahm sich die damals „verwegene“ Freiheit, Liebhaber zu haben. Solches wurde einer Frau übel nachgesehen. Und auch der Sohn Arno billigte nicht das Verhalten seiner Mutter und hatte Schwierigkeiten damit, dass sie sich die Freiheit nahm, neue erotische Beziehungen zu pflegen. Außerdem hatte sie keine große Freude am Hausfrauendasein.

Arno Schmidt gab seiner Mutter die Schuld an seinen persönlichen Problemen und so schrieb er in einer Notiz 1955: „Meine Eltern waren mein Fluch! Aber meine Mutter am meisten!!“

1937 wurde Arno Schmidt Lagerbuchhalter in den Greiff-Werken. Dort lernte er die zwei Jahre jüngere **Alice Murawski** (1916-1983] kennen. Das Paar heiratete im August 1937, und Arno Schmidt übernahm die Ehemannrolle so, wie es auch sein Vater getan hatte: Er verbot seiner Frau weiter erwerbstätig zu sein, denn er wollte, dass sie ihm den Haushalt führe und darüber hinaus seine Sekretärin wurde. „ Schmidt wählte seine Frau nicht zufällig aus. Sie passt perfekt in seine Strategie zum Aufbau eines schriftstellerischen Produktionsprozesses. Sie steckt voller Bewunderung für sein Wissen und ist selbst intelligent genug, seine herausragende Intelligenz goutieren zu können. (...). Alice ist ihm Sekretärin und Hausfrau in einem. Sie erfüllt damit zwei Positionen im Schmidtkosmos: Zum einen eignet sie sich zumindest teilweise als Schablone für manche fiktiven Frauenfiguren, zum anderen ist sie ihm ideales Bindeglied, um Leben und Arbeit zu verknüpfen. Auffallend oft sind Schmidts Frauenfiguren Sekretärinnen. (...) Die literarisch ambitionierten Erzähler bemühen sich in nahezu allen seinen Texten, die jeweilige Geliebte als Mitarbeiterin nutzbar machen zu können. (...) Für Schmidt steht das Werk unumstößlich im Vordergrund. Er ordnet seine Ansprüche bedingungslos dem Schreibprozess unter und verlangt ganz selbstverständlich von seiner Frau die gleiche asketische Entsagungshaltung. Selbst Ausflüge unternehmen die Schmidts nur, sofern es dem Werk dienlich ist.“ 1)

Das Ehepaar, das kinderlos blieb, lebte zuletzt seit 1958 in Bargfeld in Niedersachsen. Nach Schmidts Tod gründete Alice Schmidt gemeinsam mit Jan Philipp Reemtsma die Arno Schmidt Stiftung.

Quellen:



1) Marcus Simon: zwischen Abgrenzung und Anverwandlung. Massenmediale Strategien im Leben und Werk Arno Schmidts. Saarbrücken 2006., S. 80 und 84. (Beiträge zur Literaturwissenschaft. Hrsg. von Anke-Marie Lohmeier, Karl Richter und Gerhard Sauder.)

- **Arp-Schnitger-Stieg**, *Neuenfelde (1948): Arp Schnitger (1648-1719), Orgelbauer*

1684 heiratete Arp Schnitger **Gertrud Otte** (1665-1707), eine wohlhabende Kaufmannstochter aus Hamburg mit entsprechend guter Mitgift. Das Paar bekam sechs Kinder und lebte ab ca. 1705 auf dem Hof von Gertruds Vaters in Neuenfelde. Arp Schnitger hatte den Hof 1693 gekauft. Vier seiner Söhne wurden ebenfalls Orgelbauer, aber nur zwei überlebten den Vater. Von den beiden Töchtern wurde die eine nur sieben Monate alt, die andere wohnte bis zu ihrem Tod auf dem väterlichen Hof und war dreimal verheiratet.

Nach dem Tod seine Frau Gertrud heiratete Arp Schnitger fünf bzw. sechs Jahre später die Organistenwitwe **Anna Elisabeth Koch**, geb. Dieckmann aus Abbehausen.

- **Asbeckstraße**, *Harburg\_(1950): Julius Robert Asbeck, Harburg (1836-1912), Ölmühlenbesitzer, erste Dampfmühle in Harburg*

Siehe auch im Internet unter *Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum – Personen, Orte*.

- **Ascherring**, *Bergedorf (1979): Felix Ascher (1883-1952), Architekt*

Verheiratet mit **Anna Karoline von Gizycki** (1887–1949), verw. Hinrichsen. Das Paar hatte keine Kinder. Anna brachte aus ihrer ersten Ehe drei Kinder mit in die neue Partnerschaft.

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurden die Aschers, weil sie jüdischer Herkunft waren, verfolgt. Das Ehepaar Ascher emigrierte 1938 nach London. Felix Aschers Mutter und seine Schwester Alice und deren Lebensgefährtin Margot Doctor wurden deportiert. Für sie liegen Stolpersteine vor dem Haus Braamkamp 36.



- **Asmusweg, Marienthal (1950): Matthias Claudius, Dichter, der auch unter dem Pseudonym Asmus schrieb.** Siehe unter: Claudiusstieg, Claudiusstraße. Siehe auch: Rebeccaweg und Rudolphiplatz, in Bd. 2.

- **Asserstieg, Jenfeld (1947): Tobias Michael Cord Asser (1838-1913), Jurist, Staatsmann, Friedensnobelpreis**

Der niederländische Jurist war seit 1864 verheiratet mit seiner Cousine **Johanna Ernestine Asser** (1839-1917). Das Paar hatte vier Kinder, die zwischen 1866 bis 1882 geboren wurden. Johanna Ernestine Asser litt an einer chronischen Erkrankung, die sowohl das Augenlicht als auch das Gehör beeinträchtigte. Tobias Asser gab ihr all seine Fürsorge, die der vielbeschäftigte Jurist erübrigen konnte.

- **Audorfring, Horn (1960): Jacob Audorf (1835-1898), Politiker, Schriftsteller der „Arbeiter-Marseillaise“, Redakteur der sozialdemokratischen Zeitung „Hamburger Echo“**

Verheiratet mit **Anastasia Djakow**, Tochter eines russischen Gutsbesitzers.

- **Auerbachstraße, Iserbrook (1952): Berthold Auerbach (1812-1882), Schriftsteller**

Auerbach wurde als neuntes Kind eines jüdischen Kaufmannes geboren.

Über das Eheleben von Berthold Auerbach heißt es in wikipedia: „1847 heiratete Auerbach in Breslau **Auguste Schreiber**. (...) Am 4. März 1848 wurde Sohn August geboren. (...) Das Milchfieber bei Auerbachs Frau zog sich den Monat März über hin, zwischen 16. und 20. März hoffte Auerbach auf Besserung. Am 3. April 1848 nahm er noch an den letzten Verhandlungen des Vorparlaments teil. Am folgenden Tag starb Auguste Auerbach. (...).“

Auerbach litt unter dem Tod seiner Frau. Im November 1848 schrieb er: „Ich habe seit dem Tod meiner Auguste noch keine einzige Stunde mich dem Daseinsgefühl hingegen. Mein liebster Wunsch ist jeden Morgen und jeden Abend, dass ich sterben möge, und wenn mein Kind nicht wäre, so wäre ich auf den Wiener Barrikaden gewiss gefallen.“ „ 1)



Dann ließ er doch sein Kind in Breslau und fuhr nach Wien.“In den Wirren der Wiener Revolution suchte er einen neuen Lebenssinn. Obgleich er nicht auf den Barrikaden kämpfte, begab er sich in Lebensgefahr. Er fieberte mit den Revolutionären und verteidigte speziell die Frauen.“ 1)

Quellen:

1) Wikipedia (Stand: 4.4.205).

- **Auersreihe**, Horn (1929/1945): *Ignaz Auer (1846-1907), Reichstagsabgeordneter, Mitinhaber der Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co. Aktiv in der Arbeiterbewegung*

Der Sozialdemokrat Ignaz Auer und Vater von Anna Auer bezeichnete seine Mitkampfgenossin in der Arbeiterbewegung, Rosa Luxemburg, als „gescheite Giftnudel“, gleichzeitig zollte er ihr aber auch Respekt. „Rosa Luxemburg hatte 1894 das Amt als Chefredakteurin der ‚Sozialistischen Arbeiterzeitung‘ nach internen Kämpfen niedergelegt. Ignaz Auer sagte dazu, außer ‚daß sie, wie alle Weiber, eitel und rechthaberisch sei. Sie keift, kann aber nicht vertragen, dass ihr geantwortet wird‘. Die Erfahrung, einer Frau in der politischen Diskussion unterlegen zu sein, bewirkte bei den Genossen Rosa Luxemburgs offenbar den Rückgriff auf abwertende Bezeichnungen sowie auf abwertende, vermeintlich weibliche Attribute.“ 1)

Ignaz Auer verteidigte die seit 1890 geltende Regelung bei den SozialdemokratInnen, dass Frauen eigene Delegierte zu den Parteitagern entsenden konnten. „Wir müssen der sozialdemokratischen Frauenbewegung Gelegenheit zur Vertretung auf Parteitagern geben, ohne dass sie von der Gnade der Männer abhängig ist. Diese Abhängigkeit hat sich nicht bewährt.“

Quellen:

1) Wolfgang Liedtke: Rosa Luxemburg. „Ein zänkisches Frauenzimmer“. In: Monique Jacquois-Delpierre (Hrsg.): *Femal figures. Frauenfiguren. Figures de femmes in art and media*, in Kunst und Medien, dans l'art et les médias. Frankfurt a. M. 2010, S. 321.

- **Auf dem Königslande**, *Wandsbek (1951): nach dem König von Dänemark, der von dem Grafen Schimmelmann dieses Stück Land erwarb: Im Volksmund „Königsland“ genannt*

Graf Heinrich Carl von Schimmelmann (1724-1782) wurde 1768 von Christian VII. von Dänemark und Norwegen (1749-1808) zum königlichen Schatzmeister ernannt. Im Alter von siebzehn Jahren wurde Christian VI. mit der damals





fünfzehnjährigen **Caroline Mathilde** (1751-1775) Tochter des vor ihrer Geburt verstorbenen Prinzen of Wales, Friedrich Ludwig von Hannover verheiratet, um das Verhältnis zwischen England und Dänemark zu festigen. „Niemand hatte ihr gesagt, daß Christian VII. unter einer Geisteskrankheit litt, die sich in Schüben von Jähzorn, Brutalität, exzessiven Ausschweifungen oder schweren Depressionen manifestierte. (...) Niemand konnte ihrer Anmut widerstehen, nur der Ehemann verkündete, er werde eine Ehe ‚a la mode‘ führen, das heißt von seiner Frau kaum Notiz nehmen.

Von einer monatelangen Reise brachte der König den berühmten deutschen Arzt Friedrich Struensee mit [siehe:Struenseestraße, in Bd. 3 online] mit. Der neue Leibarzt behandelte auch Mathilde, die einen schweren lebensbedrohlichen Zusammenbruch erlitten hatte. (...) Mathilde genas nicht nur schnell – sie wurde auch selbstbewußter und konnte ihre Position dem König gegenüber stärken. (...). Ob [Struensee] der Vater der 1771 geborenen Tochter Luise Augusta“ war, ist umstritten 1)

Struensee verwirklichte im Namen des Königs viele Reformen, so u. a. die Pressefreiheit, die Gleichstellung unehelicher Kinder, die Abschaffung der Leibeigenschaft.

Neider und Gegner traten auf den Plan, Verschwörer bekamen König Christian in ihre Gewalt und Caroline Mathilde sowie Struensee kamen ins Gefängnis. Königin Mathilde wurde wegen ihrer Liebesaffäre mit Struensee von ihrem Gatten geschieden und sollte lebenslang auf die Festung Aalborg verbannt werden. Doch ihr Bruder Georg III. von England schritt ein und drohte, wenn seine Schwester nicht freigelassen werde, würde er Kopenhagen beschießen lassen. Mathilde wurde freigelassen; doch ihr Bruder verbannte sie auf das Schloß in Celle. Ihre beiden Kinder Luise Augusta und Fredrik (geb. 1768) mussten in Dänemark bleiben. Den Verlust ihrer Kinder verschmerzte Caroline Mathilde nie. Sie nahm in Celle zwei Pflegekinder auf, um sich so ein wenig zu trösten. Caroline Mathilde, deren Liebesbeziehung zu Struensee posthum Stoff für eine Vielzahl von Romanen bot, starb im Alter von 24 Jahren, wahrscheinlich an Scharlach.

Christian VII. begeisterte sich für sado-masochistische Praktiken und verehrte deshalb die dänische Prostituierte und Domina **Anna Cathrine Benthagen** (1745-1805), uneheliche Tochter des Prinzen Georg Ludwig Friedrich von Braunschweig-Bevern (1721-1747) und Anna Marie Schröder (gest. 1771). Anna Cathrine erhielt schon bald den Spitznamen „Stiefeletten-Cathrine“, denn ihr Stiefvater, den ihre Mutter nach dem Tod von Cathrines Vaters, geheiratet hatte, stellte mit seiner Familie Stiefeletten für das Militär her. Cathrine musste als Kind die fertigen Stiefeletten an die Soldaten ausliefern. Später arbeitete sie, um Geld



zum Leben zu verdienen, zeitweise als Komparsin beim Theater und als Prostituierte. König Christian VII. wurde ihr bester Kunde.

Christian VII., dessen Mutter starb, als er noch ein Kleinkind war, hatte von seiner Stiefmutter Juliane Marie von Braunschweig-Wolfenbüttel keine Zuneigung empfangen. „Der ungeliebte Stiefsohn wurde dem sadistischen Erzieher Graf Reventlow überantwortet. Dessen Umgang mit dem Jungen trug entschieden dazu bei, dass der schüchterne, an Epilepsie leidende Prinz, geisteskrank wurde. (...) Während seine Gemahlin auf die Geburt des nachmaligen Königs Frederik VI. wartete (...), überlegte [Christian VII.], wie er Stiefelthen-Cathrine zu seiner offiziellen Mätresse machen und bei Hof einführen könne. Diese hatte bereits munter in politischen Intrigen mitgemischt (...). Um den Jahreswechsel 1767/68 griffen Christians Minister ein. Heinrich Schimmelmann ließ am 5.1.1768 Anna Cathrine Benthagen in eine Kutsche verfrachten und aus Kopenhagen entfernen. Im Arbeitshaus zu Hamburg wurde sie eingesperrt.“ 2) Sie konnte sich befreien, versuchte als Mann verkleidet wieder an den Hof zu kommen, doch dieses Unterfangen flog auf und sie kam nach Neumünster ins Gefängnis. Dort musste sie bleiben, bis das Königspaar sie 1770 begnadigte. Cathrine erhielt nun von der dänischen Regierung eine Rente und heiratete daraufhin einen Rechtsanwalt. Doch die Ehe hielt nur drei Jahre; 1773 kam es zur Scheidung. Cathrine siedelte nach Wandsbek über, wo Schimmelmann sie aber ein Jahr später, 1774, auswies. Cathrine zog wieder nach Hamburg, dann nach Bahrenfeld, schließlich nach Kiel. Aber überall war sie nicht gern gesehen. Schimmelmann war ihr größter Verfolger. Als sie in Kiel wohnen wollte, verhinderte er dies mit seiner Befürchtung, dass dies für die dortigen Studenten nicht gut sei. Man bot Cathrine nun eine Wohnstatt in Plön an. Dort heiratete die nun 40-Jährige einen 25-jährigen Musiker – auch diese Ehe hielt nicht. 1792 zog Cathrine zurück in ihre Heimat Kopenhagen und später wieder nach Plön, wo sie 60-jährig verstarb.

Quellen:

- 1) Susanne Gretter, Luise F. Pusch (Hrsg.): *Berühmte Frauen 2*. Frankfurt a. M. 2001, S. 61.
- 2) Anna Eunike Röhrig: *Mätressen und Favoriten. Ein biographisches Handbuch*. Göttingen, 2010, S. 386.

- **Auf dem Sülzbrack, Kirchwerder (1925):** *wahrscheinlich nach dem Sülzmeister Lüdke Töbing, der hier wohnte*
  
- **Auf der Bojewiese, Bergedorf/Lohbrügge (1921),** *nach Ludwig Boy, dem Vorbesitzer des Geländes*



- **Auf der Brandshofer Schleuse**, *Hammerbrook (1865)*; zusammengesetzt aus dem Namen der dortigen Schleuse und dem Namen des Bürgermeisters Johann Brand (1585-1652), der hier seinen Hof hatte
- **Auf der Jahnhöhe**, *Heimfeld (2008)*: in Anlehnung an den Sportplatz Jahnhöhe benannt nach Friedrich Ludwig Jahn, siehe: Friedrich-Ludwig-Jahn-Straße.

In wikipedia heißt es u. a. über Friedrich Ludwig Jahn: „In seiner 1808 verfassten Schrift *Deutsches Volksthum*, 1810 in Lübeck publiziert, skizzierte er erstmals seinen entschiedenen völkischen Nationalismus, zu dem er während der französischen Besatzung gekommen war und den er mit scharfen Angriffen auf die ‚Ausländerei‘ und die ‚Verwelschung‘ verband. Hier vertrat Jahn die Ansicht, Deutschland solle eine größere Rolle in Europa einnehmen; dies sei auch möglich, wenn man sich auf die Einheit der Deutschen besinne. Als Ziel nannte er ein ‚Großdeutschland‘, zu dem auch die Schweiz, Holland und Dänemark gehören würden. Hauptstadt solle die neue Stadt „Teutonia“ werden, die in Thüringen gegründet werden solle, wo sich die Fernstraßen aus den dann deutschen Grenzstädten Genf, Memel, Fiume, Kopenhagen, Dünkirchen und Sandomir treffen würden. (...) Kritiker lehnen die Ehrungen auf Grund der nationalistischen und antisemitischen Einstellung Jahns ab. Für ein von Gegnern immer wieder kolportiertes angebliches Zitat (‚Polen, Franzosen, Pfaffen, Junker und Juden sind Deutschlands Unglück‘) existiert allerdings kein Beleg. Dennoch wird es immer wieder in Literatur und Presse aufgegriffen. In mehreren Städten gibt es Initiativen, nach Jahn benannte Plätze umzubenennen. So gibt es in Graz (Steiermark) seit 2006 immer wieder Aktionen zur Umbenennung der Jahngasse bei der Landessportanstalt, wo auch ein Jahn-Denkmal steht. Auch in Berlin gibt es die Initiative „Sport ohne Turnväter“, die für die Umbenennung des Jahnsporthparks in Prenzlauer Berg eintritt. Als Gegenargument wird jedoch angeführt, dass Jahn auch als „Kind seiner Zeit“ gesehen werden müsse, dessen Ideen vom preußisch-deutschen Kaiserreich, dem Nationalsozialismus und der DDR vereinnahmt wurden.“

Und auf der Website des Jahn Museums steht: „Jahns Leben und Wirken verlief widersprüchlich. Unbestritten sind heute seine Verdienste für die Entwicklung des Turnwesens und sein Engagement im Rahmen der Befreiung von der Napoleonischen Fremdherrschaft. Die Überspitzung seiner national orientierten Gedanken führte in seinen Reden, Briefen und Schriften zu Fremdenhass und übersteigertem Nationalismus. Eingeschlossen in sein nationalistisches Gedankengut waren auch judenfeindliche Äußerungen.

Friedrich Ludwig Jahn ehren wir heute als den Schöpfer der nationalen Turnbewegung, die zur Gründung unübersehbar vieler Turnvereine, des Deutschen



Turner-Bundes und letztlich zur Herausbildung des Gerätturnens als Weltsportart führte. Der Vorwurf, dass seine Motivation allein auf der Grundlage seines deutschnationalen und militärischen Anliegens beruhte, ist in gewisser Weise zwar zutreffend, aber auch insofern zu relativieren, als das Jahnsche Gedankengut und sein Wirken im Zusammenhang mit den historischen Gegebenheiten beurteilt werden müssen. Sein politisch widersprüchliches Verhalten im Laufe seines Lebens bot Spielraum dafür, dass die späteren unterschiedlichen politischen Systeme in Deutschland sein Gedankengut in unterschiedlicher Weise bewerteten.“ ([www.jahn-museum.de](http://www.jahn-museum.de))

Die Historikerin Karen Hagemann schreibt in der „DIE ZEIT“ vom Oktober 2002 in ihrem Artikel „Deutschheit, Mannheit, Freiheit“ über Friedrich Ludwig Jahn: „Nach seinem Tod wurde sein Erbe zunächst von nationalliberalen Kreisen vereinnahmt, später dann von konservativ-nationalistischen und schließlich von nationalsozialistischen. Sahen die ‚Turnfreunde‘ in ihm 1861 noch einen ‚Werber für Freiheit und Einheit‘, einen ‚Mann des Volkes, der den Gedanken der Einigung Deutschlands ... zuerst in's Volk warf‘, so reduzierte sich die öffentliche Erinnerung zunehmend auf den ‚Vorkämpfer‘ der ‚deutschen Einheit‘. Diese Tendenz deutete sich schon in den Reden an, die im August 1872 - ein Jahr nach der Reichsgründung - bei der Enthüllung des Berliner Jahn-Denkmal gehalten wurden. Sie verstärkte sich in den nächsten Jahrzehnten, zusätzlich aufgeladen durch völkische und rassistische Ideen. (...) Durch Nationalerziehung zur Wehrhaftigkeit 1928, zu seinem 150. Geburtstag, erreichte der nationalistische Kult um Jahn seinen Höhepunkt. Die Deutsche Turnerschaft versuchte, mit Jahn-Ehrungen, (...) dafür zu sorgen, dass der ‚Turnvater ... bei allen Deutschen zu den größten und führenden Geistern des deutschen Volkes gerechnet wird‘. Man setzte die Taufe von Jahn-Schulen, Jahn-Straßen und Jahn-Plätzen durch, (...). In der Deutschen Turnzeitung wurde er nun zum ‚ersten Großdeutschen im modernen Sinne‘ stilisiert. Sein Wirken in ‚schwerer Zeit‘ müsse Vorbild für eine neue ‚nationale Erhebung‘ sein. An diese Interpretation konnten die Nationalsozialisten nahtlos anknüpfen. Die ideologische Vereinnahmung Jahns durch das nationalistische und nationalsozialistische Lager führte bei den politischen Gegnern zu einer fast reflexartigen Ablehnung. Zwar hatte der 1893 gegründete Arbeiter-Turnerbund zunächst noch eine progressive Deutung durchzusetzen versucht und Jahn 1902 in der Arbeiter-Turnzeitung zum ‚Martyrer der freien, volkstümlichen Turnsache‘ stilisiert, doch änderte sich das nach 1919 grundlegend. ‚Wenn er heute lebte, wäre er wahrscheinlich Nationalsozialist‘, hieß es 1928 im selben Blatt. Vor diesem Hintergrund ist der Versuch der DDR umso bemerkenswerter, Jahn erneut zu einem rebellischen Vorkämpfer für „Einheit und Freiheit“ zu stilisieren. (...)



Während seines Studiums der Theologie hatte sich der Pfarrerssohn Jahn dem geheimen Studentenorden der Unitisten angeschlossen. „Dieser Orden war eine der vielen überregionalen Jungmännerverbindungen, die nicht nur die ‚männliche‘ Sozialisation ihrer Mitglieder befördern wollten, sondern in denen auch langjährige Freundschaften entstanden - Netzwerke, die der individuellen und kollektiven Selbstfindung dienten und die zugleich wichtig waren für das berufliche und literarische ‚Avancement‘. In der Zeit der Antinapoleonischen Kriege zwischen 1806 und 1815 bildeten sie zudem die soziale Basis für das patriotisch-nationale Engagement mit Feder und Degen. Dies zeigt sich deutlich auch in der Lebensgeschichte Jahns, der die Verbindung zu den alten Freunden nie abreißen ließ, die er an seinen Studienorten, vor allem in Halle, Jena und Greifswald, zwischen 1796 und 1803 kennen gelernt hatte. (...) Bis 1805 verdiente er sich wie viele andere stellungslose Jungakademiker sein Brot als Hauslehrer. Der Krieg gegen Napoleon hatte begonnen, und die Hoffnung, das Examen in Göttingen nachholen und dann eine akademische Laufbahn antreten zu können, zerschlug sich nach dem preußisch-sächsischen Debakel von 1806/07 jäh. Alle Versuche, in den folgenden Jahren mithilfe von Vorstellungstouren, von ‚Konnektionen‘ und ‚Empfehlungen‘ eine Anstellung zu erlangen, scheiterten. Zu den vielen nachhaltigen Folgen der Niederlage und der Okkupation gehörte es, dass der halbierte preußische Staat zwischen 1807 und 1815 ständig vor dem Bankrott stand und niemanden mehr einstellte. (...) Eine ganze Generation gebildeter junger Männer sah sich um die schönsten Berufshoffnungen gebracht - und damit um ihre Heiratschancen. Auch Jahn konnte seine Geliebte **Helene Kollhof** erst 1814 nach einer neunjährigen Verlobungszeit heiraten. Auf diese Weise wirkten sich die politischen und militärischen Einbrüche unmittelbar auf das persönliche Schicksal dieser Männergruppe aus und trugen nicht unwesentlich zu ihrer Politisierung und Nationalisierung bei. (...)“

Mit Helene Kollhof bekam Jahn zwischen 1815 und 1819 drei Kinder. Zwei von ihnen starben 1919. Helene starb 1823. Zwei Jahre später heiratete Jahn Emilie Hentsch, mit der er ein Kind bekam.

Zu seinem Männerbild schreibt Karen Hagemann in ihrem oben genannten Artikel in der „DIE ZEIT“: „Jahn selbst gab bereits im Frühjahr 1813 eine Sammlung Deutscher Wehrlieder für das Königlich-Preußische Frei-Corps heraus. Hauptziel der intensiven Propaganda, die von Kriegsbeginn an wie eine Flutwelle über das Land ging, war eine ‚wehrhafte Ermannung‘: Männer seien nur dann ‚wahrhaft männlich‘ und ‚ehrhaf‘, wenn sie ‚wehrhaft‘ Familie, Heimat und Vaterland verteidigten. ‚Kein Wesen, männlichen Geschlechts, so nicht Wehr ist‘, heißt es etwa in der Vorrede zu den Wehrliedern, ‚kann als Mann gelten, nur als Mannsbild und Mannspuppe. Wehrlos! Ehrlos!‘ An die Pflicht zur Vaterlandsverteidigung wurde zugleich der Anspruch auf mehr Bürgerrechte geknüpft.



Zum Leidwesen Jahns und seiner Lützower Mitkämpfer entsprach ihr Kriegseinsatz nicht den eigenen heroischen Erwartungen. Zudem rieben sich ihre Vorstellungen von einem ‚abentheuerlichen‘ Zusammenleben in der ‚brüderlichen‘ Männergemeinschaft des Freikorps an dem grauen Alltag im Militär, das gebieterisch Disziplin und Gehorsam forderte. (...).“

- **August-Bebel-Park, St. Georg (2006): August Bebel (1840-1913), Reichstagsabgeordneter (SPD)**

Siehe auch: Lily-Braun-Straße, Ottilie-Baader-Straße, in Bd. 2.

„Bebel gehörte im Oktober 1898 zu den Erstunterzeichnern der Petition des Wissenschaftlich-humanitären Komitees von Magnus-Hirschfeld an das Preußische Justizministerium zur Liberalisierung der Strafbestimmungen gegen Homosexuelle.“ 1)

August Bebel war verheiratet mit **Julie, geb. Otto** (1843-1910). Das Paar heiratete 1866 und bekam eine Tochter. Kennengelernt hatten sie sich 1863 auf dem Stiftungsfest des Gewerblichen Bildungsvereins zu Leipzig. Zu dieser Zeit arbeitete August Bebel bei einem Drechslermeister und Julie Otto als Arbeiterin in einem Putzwarengeschäft. „Drei Jahre vergingen, bis sie heirateten. August Bebel musste erst das nötige Geld beschaffen, um das Leipziger Bürgerrecht zu erwerben und damit seine Drechslerei, die er 1864 unter dem Namen eines Freundes eröffnet hatte, selbst führen zu können. Es war wohl bei beiden eine Liebesheirat. Sie wußten, daß viele Entbehungen auf sie warteten. Aber diese waren sie von Kindheit an gewöhnt. (...)

Ein knappes Jahr nach der Hochzeit begann August Bebels rascher politischer Aufstieg. (...) Bebels Wirken im Reichstag, Gefängniszeiten und Festungshaft brachten beiden Ehepartnern Trennungen und Sorgen, Bitternisse und Entbehungen. Es war eine große Belastungsprobe für ihre Ehe. Aber Julie besaß genug Charakterstärke, um solche Situationen zu meistern. Die Putzmacherei, der sie nach der Hochzeit weiter nachgegangen war, gab sie auf. Sie kümmerte sich um die Drechslerwerkstatt, in der geschmackvolle Tür- und Fenstergriffe aus Horn hergestellt wurden. (...)

Julie wurde durch ihre Ehe in die Politik hineingezogen. Mit dem Streben ihres Mannes sympatisierte sie von Beginn ihrer Bekanntschaft an. Seit 1870/1871 aber stand er im Mittelpunkt zugespitzter politischer Auseinandersetzungen. (...) Julie musste dazu ihren eigenen Standpunkt finden. Und sie entschied sich nun erst recht für die Ideale ihres Ehegatten, für die Ziele der Sozialdemokratie. (...) Der Sozialdemokratie als Mitglied beizutreten, erlaubten ihr die Vereinsgesetze



nicht, die bis 1908 Frauen die Mitgliedschaft in politischen Vereinen untersagten. Zum Kristallisierungspunkt ihrer Ehe wurde ihr einziges Kind, die Tochter Bertha Friederike (16. Januar 1869 – 28. Juni 1948), das Friedchen. Um ihr Wohlergehen und ihre möglichst allseitige Ausbildung kreisten die Gedanken von August und Julie in den meisten Briefen. (...) Aber für Frieda erwiesen sich die Verfolgungen ihres Vaters als verhängnisvoll. Vom 3. bis zum 18. Lebensjahr war sie rund die Hälfte der Zeit wegen politischer Verfolgungen ihres Vaters von ihm getrennt. (...)

Sie identifizierte sich völlig mit ihrem Vater. Körperlich klein und zart, nervlich äußerst sensibel, zeigte sie sich nach außen tapfer. Sie trug jedoch tiefgehende psychische Schäden aus den Verfolgungen ihres Vaters davon, die ihr die eigenen Lebenspläne zerstörten. “ 2)

August Bebels Buch „Die Frau und der Sozialismus“, erschienen 1879 „kurz nach Erlaß des Sozialistengesetzes (..) wurde sofort verboten. Zumeist unter dem Decknamen ‚Frau Julie‘ bestellt, vertrieb es die Sozialdemokratie bis 1890 illegal. Mehrfach erweitert und umgearbeitet, erlangte das Buch mit der 50. Auflage im Jahre 1910 seine heutige Gestalt. Bebels theoretisches Hauptwerk wurde bis 1913 in 20 Sprachen übersetzt. Sein Anliegen, schrieb Bebel, war die ‚Bekämpfung der Vorurteile, die der vollen Gleichberechtigung der Frau entgegenstehen, sowie die Propaganda für die sozialistischen Ideen, deren Verwirklichung allein der Frau ihre soziale Befreiung verbürgen‘. (...)

Die Befreiung der Frau verstand Bebel in erster Linie als eine soziale Frage. Nicht nur durch Gesetze müsse die Frau dem Mann gleichgestellt sein, sie müsse auch ‚ökonomisch frei und unabhängig von ihm und in geistiger Ausbildung ihm möglichst ebenbürtig‘ sein. (...)

Die Ehe von August und Julie Bebel basierte auf echter Partnerschaft, auf Gleichrangigkeit. (...) Zu ihrer Partnerschaft trug wesentlich bei, daß Julie in die beruflichen Probleme und das politische Wirken ihres Ehegatten voll einbezogen war. (...) Aus Werdegang, Zeitläuften und Lebensumständen erwuchs Julie Bebels innere Bereitschaft, sich den Anforderungen, die an ihren Mann gestellt waren, anzupassen und auf eine unabhängige Lebensgestaltung, ohne ihn oder gar gegen ihn, zu verzichten. Sie ermöglichte ihm in der Familie Ruhe, Geborgenheit, die er, ‚mit der Welt im Kampfe‘ liegend, brauchte. August Bebels Neigung zu einer gewissen Bevormundung und Rechthaberei, die in den Briefen hin und wieder hervortritt, empfand sie nicht als kränkend. Jedenfalls konnte sie durch diese Ehe ihre Persönlichkeit in viel höherem Maße entfalten, als es für eine Arbeiterin damals im allgemeinen möglich war“, schreibt Ursula Herrmann in ihrem Buch „August und Julie Bebel. Briefe einer Ehe“. 3)



August Bebel und Julie Bebel waren sehr oft getrennt, durch Haftzeiten und durch berufliche Abwesenheiten August Bebels. Das Paar schrieb sich viele Briefe, aus denen die Beziehung der beiden deutlich wird. Ausschnitte aus Briefen Bebels an seine Frau:

Hubertusburg, 18. 10. 1872: „Meine liebe gute Julie! Wenn Du den Sonntag kommst, nehme ich an, Du kommst gern und nicht moralisch durch mich gezwungen.“ 4)

Stuttgart, 25.8.1881: „Aus welchem Blatt ist denn der gemeine Artikel, den Du mir schicktest? Die Demonstration war sehr gelungen. (...) Die beiden Frauen zwischen denen ich saß und die Dich sicher am meisten interessieren, waren Frau Grillenberger und eine Freundin von ihr, eine junge, hübsche, jüdische Witwe. Beide hatten zusammen nach München einen Ausflug gemacht, und da Frau Grillenbeger wußte, daß ich dort war, so wurde ich natürlich von ihnen aufgesucht, und als galanter Ritter habe ich sie dann den Sonntag spazieren geführt und auch nach jenem Keller mitgenommen. Unrichtig ist, wenn gesagt wurde, ich hätte ein Beefsteak gegessen, es war saurer Rinderbraten mit Klößen, echt münchenerisch zubereitet. Wenn ich *eine* Frau mit mir hatte, dann wär es vielleicht gefährlich, aber zwei – das wär des Guten zuviel.“ 5)

Zürich, 17.6.1883: „Meine liebe gute Julie (...) Deine Aufregung und Sorge kann ich mir sehr leicht vorstellen (...) ich weiß, daß, wenn ich einige Wochen von Dir weg bin, ich auf einen solchen Brief rechnen kann. Ich werde künftig gar nicht mehr schreiben dürfen, was ich tue und treibe, weil Dich das stets aufregt und zu bitteren Vergleichen herausfordert. Das Merkwürdige ist nur, daß Frauen, die das ganze Jahr ihren Mann um sich haben, sich in derselben bitteren Weise ergehen. Als ich M[otterls] s von Deiner Stimmung erzählte, brach Frau M[otteler] los, was sie denn von ihrem Manne habe; sie sitze da wie ein Opferstock, und das einzige Bewußtsein sei, daß er neben ihr sitze. So und ähnlich höre ich die Frauen *überall* klagen, daß ich mich oft frage, wo in aller Welt die sog. Glücklichen Ehen sind.“ 6)

Und Julie Bebel schrieb in einem Brief an ihren Mann am 9. 3. 1887: „Zu Deiner Beruhigung will ich Dir schreiben, daß ich davon überzeugt bin, wie gut ich es habe, und sehr zufrieden wäre, wenn Du uns nur nicht immer so oft verließest. Aber deshalb sind wir uns auch Deines Wertes bewußt. Frieda [die Tochter] nun gar, die philosophiert immer: Von allen Männern, die ich bis jetzt habe kennenlernen, gleicht doch keiner unserem Papa. Das macht mir oft Spaß, und muß ich ihr immer beistimmen.“ 7)

Quellen:

- 1) Bernhard Rosenkranz, Gottfried Lorenz: Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens der Hansestadt. Hamburg 2006, S. 337f.
- 2) Ursula Herrmann (Hrsg.): August und Julie Bebel. Briefe einer Ehe. Bonn 1997, S. 11ff.





- 3) Ursula Hermann (Hrsg.); a. a. O., S. 20f.
- 4) Ursula Hermann (Hrsg.); a. a. O, S. 53.
- 5) Ursula Hermann (Hrsg.); a. a. O, S. 85.
- 6) Ursula Hermann (Hrsg.); a. a. O, S. 173.
- 7) Ursula Hermann (Hrsg.); a. a. O, S. 398.

- **August-Bebel-Straße, Bergedorf (1927)**, siehe August-Bebel-Park.
  
- **August-Bolten-Weg, Blankenese (1949): August Bolten (1812-1887), Reeder, Mitbegründer der HAPAG und der Hamburg-Süd**  
Sein Vater war der Domherr und Rittergutbesitzer Johann Joachim (1752–1835), seine Mutter: Anna Marg. (1771–1844), geb. Rentzel.  
Verheiratet war August Bolten seit 1860 mit **Mathilde Büsch** (1815–99), Tochter des Pastors Johann Andreas Heinrich Büsch und der Henr. Elisabeth Krebs. Das Paar blieb kinderlos.
  
- **August-Kirch-Straße, Bahrenfeld (1974): August Kirch (1879-1959), Senator, Ortsamtsleiter, Bezirksamtsleiter**  
August Kirch entstammte einer Zigarrenarbeiterfamilie, gehörte der Arbeiterbewegung an, war SPD Mitglied, Schriftsetzer, Gewerkschafter, Altonaer Stadtverordneter, Senator von Altona, zuständig für Kultur und Soziales, befreundet mit Max Brauer (siehe: Max-Brauer-Alle, in Bd. 3 online). Die Ehepaare Kirch und Brauer verkehrten privat eng miteinander. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde Kirch seines Amtes enthoben, kurz darauf zu anderthalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach seiner Entlassung war er in einer Kohlenhandlung tätig. 1944 erfolgte eine erneute Verhaftung – Kirch wurde für 14 Tage inhaftiert. Nach der Befreiung vom Nationalsozialismus wurde er Ortsamtsleiter Altona, dann Bezirksamtsleiter von Altona (1949-1954).  
1954 erhielt die Stadt Hamburg eine Zuwendung von 26.312.33 DM. Diese Summe hatte die in die USA emigrierte Altonaerin **Amanda Doering** testamentarisch für „bedürftige Kinder und alte Leute in Altona“ bestimmt. Die Stiftung, die zu diesem Zweck eingerichtet wurde, wurde Senator-Kirch-Stiftung genannt.



- **August-Krogmann-Straße**, Farmsen-Berne (1926): August Krogmann (1865-1924), Gemeindevorsteher in Farmsen von 1904 bis 1919
- **August-Macke-Weg**, Billstedt (1971): August Macke (1887-1914), Maler

1903 lernte der damals 16jährige August Macke in Bonn auf dem gemeinsamen Schulweg seine spätere Frau, die damals 15jährige **Elisabeth Gerhardt** (1888-1978) kennen. Sie war die Tochter des Bonner Fabrikanten Carl Gerhardt. Die Familie war künstlerisch sehr aufgeschlossen und akzeptierte Macke als Schwiegersohn. Durch diese Familie bekam Macke finanzielle Förderung. Besonders der Onkel Bernhard Koehler, ein Berliner Industrielle und Kunstsammler, gab finanzielle Unterstützung.

Thomas Kliemann schreibt im Bonner General Anzeiger in seinem Artikel „Ehefrau von August Macke: Vor 125 Jahren wurde Elisabeth Erdmann-Macke geboren“: „Streng genommen dauerte es noch etwas mit der Romanze: Ein Jahr lang nimmt man einander wahr, ohne dass wir etwas Näheres voneinander wussten“, notiert Elisabeth später, die ‚von dem Tage unseres ersten Kennens‘ an aufschreibt, wie ihr Leben mit August verlief.

„Es war, als seien wir Marionetten, und das Schicksal führe uns in zufällig scheinenden und doch so unvermeidlichem Spiel immer wieder zueinander“, erinnert sich Elisabeth Gerhardt, (...).“ Sie wurde Mackes wichtigstes Modell. Mehr als zweihundert Mal porträtierte er sie. „Am 5. Oktober 1909 heirateten August Macke und Elisabeth Gerhardt, keine fünf Jahre später war die heitere, unbeschwerte Zeit der gemeinsamen Reisen und Eindrücke vorbei: Am 26. September 1914, wenige Wochen nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs, wird Macke bei Perthes-lès-Hurlus tödlich von einer Kugel getroffen. Er wird nur 27 Jahre alt.

Elisabeth Mackes Biografie zerfällt in zwei Hälften: die glückliche, reiche Zeit vor 1914 und die mitunter schweren Jahre danach. Elisabeth Macke stand als junge Witwe mit zwei Söhnen alleine da, hatte auch noch die Verantwortung für ein gerade in Mackes letzten Jahren immens angewachsenes Oeuvre. 1916 heiratete sie Augusts Freund Lothar Erdmann, der 1939 von den Nazis verhaftet wurde und nach Misshandlungen im KZ Sachsenhausen starb.

1927 war Elisabeths Sohn Walter 17-jährig nach einer Scharlachinfektion gestorben. Bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs gelang es ihr, Mackes Werke vor der drohenden Zerstörung zu retten.



Bis 1925 hatte Elisabeth Erdmann-Macke im Haus an der Bornheimer Straße gelebt, zog dann nach Berlin. 1948 kehrte sie zurück nach Bonn, richtete sich im Dachgeschoss des heutigen Macke Hauses eine kleine Wohnung ein. (...) Bis 1976 lebte sie im Macke Haus, [Das Haus in der heutigen Bornheimer Straße 96 hatte Elisabeths Mutter Sophie Gerhardt dem jungen Ehepaar 1910 als Wohnhaus zur Verfügung gestellt und im obersten Stockwerk ein Atelier nach den Wünschen Mackes einrichten lassen] verbrachte ihre beiden letzten Lebensjahre bei ihren Kindern aus der Ehe mit Lothar Erdmann in Berlin. 1978 starb sie fast 90-jährig.

Ihre Verdienste um das Werk August Mackes sind unschätzbar, nicht nur, dass sie so weitsichtig war, sofort nach Kriegsausbruch das Oeuvre aus dem Haus in Berlin-Tempelhof auszulagern - 1943 wurde das Haus bei einem Bombardement weitgehend zerstört -, ist hier hervorzuheben, sondern auch, dass sie schon früh Kopien von Mackes Briefen anfertigen ließ. Fast alle Originale gingen nach dem Bombardement ‚bei den ‚Aufräumarbeiten‘ durch die Hitler-Jugend verloren‘, wie sich Elisabeths Sohn Dietrich Erdmann erinnert.

Elisabeth Erdmann-Macke hat schon früh ihre Erinnerungen aufgeschrieben, verfasste Porträts über Menschen, die Macke begegnet waren, Ausstellungsberichte und Schilderungen über das kulturell und gesellschaftlich sehr interessante Zeitgeschehen insbesondere der Jahre 1909 bis 1914.

(...) Über ihre Motivation als Chronistin hat sie auch Auskunft gegeben. Es gehe ihr darum, ihren Söhnen, die zur Zeit von Mackes Tod Babys beziehungsweise Kleinkinder waren, ein Bild ihres Vaters zu bewahren“.

- **August-Schlicka-Weg**, Hausbruch (1981): August Schlicka (1897-1977), 1972 Vorsitzender des Ortsausschusses Süderelbe geworden. Mitglied der SPD
- **August-Somann-Weg**, Hausbruch (1948): August Somann (?-?), Gemeindevorsteher in Hausbruch, Bürgermeister von Neugraben von 1910 bis 1925
- **Auguststraße, Uhlenhorst (1845)**, siehe: Abendrothsweg.



- **Avenariusstraße**, Blankenese (1949): Ferdinand Avenarius (1856-1923), Schriftsteller, Herausgeber, Verleger und Gründer des „Dürerbundes“ sowie Mitbegründer der Zeitschrift „Der Kunstwart“ (1887)

Avenarius wollte eine Kunst für alle. 1903 ließ er in Kampen auf Sylt das Haus Uhlenkamp bauen, das zu einem Treffpunkt zahlreicher Maler und anderer Künstler wurde. Avenarius setzte sich auch für den Naturschutz auf Sylt ein.

1894 hatte er für sich und seinen Freund Paul Theodor Schumann, mit dem er die Zeitschrift „der Kunstwart“ herausgab, in Dresden eine Villa bauen lassen. Im selben Jahr heiratete Avenarius **Else Schumann**, die bisher mit Paul Theodor Schumann verheiratet gewesen war. Das Paar lebte in der Villa mit Paul Theodor Schumann und dem gemeinsamen Kind Wolfgang aus der Schumannhehe zusammen. Als Paul Theodor Schumann später ebenfalls erneut heiratete, überließ Avenarius ihm die Villa.

Else Avenarius (1859 St. Louis-30.1.1932 Leisnig) war die Tochter des Dresdner Schriftstellers Rudolf Doehn, der nach der bürgerlichen Revolution von 1848 in die USA emigriert war. 1866 kehrte die Familie nach Deutschland und nach Dresden zurück.

Else Avenarius gehörte der Literarischen Gesellschaft in Dresden an. In ihrem Nachruf in der Zeitschrift „Der Kunstwart“ heißt es: „Ein unbestechlicher Blick für Echtes und Großes, besonders der Dichtung hat sie befähigt, die Helferin ihres Mannes und Mitarbeiterin an seinem Lebenswerk zu sein. Alle Freunde des damaligen Dresdner Kreise haben ihre stille, immer auf die Sache bedachte Tätigkeit zu schätzen gewußt, und es ist vielleicht der schönste Ruhm der seltenen, norddeutsch herben Frau, daß ohne sie der Kunstwart nicht geworden wäre, was er vielen Besten bedeutet hat.“

Zu Lebzeiten hatte Else Avenarius versucht, der Zeitschrift in Frauenfragen eine konservative Richtung zu verleihen. Dies scheiterte aber an den Autorinnen der Zeitschrift wie z. B. Gertrud Bäumer (siehe auch: Gertrud-Bäumer-Stieg, in Bd. 2).

- **Averhoffstraße**, Uhlenhorst (1899): *Johann Peter Averhoff (1723-1809), Wohltäter, Stifter*

Averhoffs Vater Peter war Gastwirt in Altona gewesen, seine Mutter hieß Gesche, verwitwete Steffens, geborene Mohr.



Johann Peter Averhoff gründete 1750 eine kleine Handlung für Geld- und Wechselgeschäfte. 1760 ging er mit Ernst Friedrich van Scheven eine Geschäftsverbindung ein: Firma „A. & van Scheven“. Nach dem Tod von van Scheven führte Averhoff die Bank allein weiter. Sein Hauptkunde war der schwedische Hof. Averhoff machte mit dem Bankgeschäft ein großes Vermögen, das er für nach seinem Tod mildtätigen Zwecken bestimmte. Die Zinsen sollten zur Hälfte zur Unterstützung bedürftiger Familienangehöriger, zur Hälfte für Witwen, Waisen, verschämte Arme und für Studierende verwandt werden.

Averhoff war ledig. Beerdigt wurde er auf dem Grabplatz seines Freundes und Kompagnon Ernst Friedrich van Scheven. Auf der Grabplatte, die heute im Heckengarten Museum auf dem Ohlsdorfer Friedhof liegt, steht: „bis zum Tage der Auferstehung für Herren Johann Peter Averhoff und Ernst Friedrich von Scheven

Wie im Leben im ausgebreitetsten Handel als auch hier im Tode wie ewig in der Freundschaft ungetrennt Sanft ruhen ihre Gebeine bis zum seligsten Erwachen erbauet? im Jahr 1798“

- **Axel-Springer-Platz**, Neustadt (1990): Axel Springer (1912-1985), Verleger

In erster Ehe verheiratet mit **Martha Else Meyer** (1913-2007). Das Paar heiratete 1933, einen Monat nach der Geburt des gemeinsamen Kindes. „Im Dezember 2005 schreibt Dicky Funke [so nannte sie sich später] in einem Brief: ‚Bin 1938 auf Befehl Joseph Goebbels im Amtsgericht Altona geschieden worden. Ein Schriftleiter darf nicht mit einer Halbarierin verheiratet sein.‘ Die Affäre mit der anderen Frau auf dem Foto, dem Mannequin Erna Frieda Bertha Küster, die 1939 Axel Springers zweite Ehefrau werden sollte, habe für die Entscheidung zu diesem Zeitpunkt keine Rolle gespielt, sagt Dicky Funke. ‚Wir wären bestimmt auseinandergegangen. Aber erst später.‘ Axel Springer hätte ohne die Scheidung von ihr womöglich Berufsverbot gedroht. Dicky drohte nun die Verfolgung durch die Nationalsozialisten. (...) Dicky stand ohne den Schutz, den ihr die Ehe mit dem nichtjüdischen Ehemann geboten hatte, (...). Dicky Funke blieb von der Deportation verschont - nicht aber ihre Mutter. (...) Nach dem Krieg heiratete Dicky den Kaufmann Fred Funke, den sie 1939 kennengelernt hatte - unter den Nazis war ihr eine neuerliche Eheschließung verboten gewesen -, und lebte mit ihm in Hamburg. Zu Axel Springer, der danach noch viermal heiratete, behielt sie ein freundschaftliches Verhältnis. Sie hat ihn niemals dafür verantwortlich gemacht, dass er sie allein ließ, hat das, was ihr hätte passieren können, nie mit ihm thematisiert. (...) Axel Springer habe den Kontakt zu ihr in den folgenden Jahrzehnten immer gesucht, sagt sie, ihr Geld und eine Wohnung geschenkt, ihr



einen Job als Korrektorin beim *Hamburger Abendblatt* besorgt, sie in sein Haus in der Schweiz eingeladen, ihr Briefe geschickt. (...) 1)

In zweiter Ehe war Axel Springer dann ab 1939 mit dem Mannequin **Erna Frieda Berta Holm** verheiratet. Das Paar bekam 1941 einen Sohn, genannt Axel Junior, der später unter dem Namen Sven Simon als Photograph arbeitete. Die dritte Ehe ging Axel Springer 1953 ein. Er heiratete **Rosemarie, geborene Lorenz**, verheiratet in erster Ehe mit dem Hamburger Zementhersteller Horst-Herbert Alsen, der mit Axel Springer befreundet war. Rosemarie Alsen trennte sich von ihrem ersten Mann, um Axel Springer zu heiraten. Das Paar blieb kinderlos. Rosemarie Springer war Tunierreiterin. 1960 gewann sie erstmals die Deutsche Meisterschaft im Dressurreiten. 1961 wurde die Ehe geschieden, denn Axel Springer hatte eine neue Frau kennen- und lieben gelernt: **Helga, geborene Ludewig**, ebenfalls geschiedene Alsen. Auch Helga Springer war vorher mit Horst-Herbert Alsen verheiratet gewesen. Das Paar bekam ein Kind und stellte 1965 als Kindermädchen Friede Riewerts (geb. 1942) ein. Axel Springer verliebte sich in die junge Frau und trennte sich ein Jahr später von seiner vierten Frau. Ein Jahr später wurde **Friede Riewerts** die Lebensgefährtin von Axel Springer. Das Paar heiratete 1978. Durch den Tod Axel Springers im Jahre 1985 endete die Ehe. Über Friede Springer siehe u. a. auch die Artikelserie in der DIE WELT am Sonntag vom 6.2.2005 unter [www.welt.de/print-wams/article\\_122803/Die-Frau-von-der-Insel-und-ihre-grosse-Liebe.html](http://www.welt.de/print-wams/article_122803/Die-Frau-von-der-Insel-und-ihre-grosse-Liebe.html).

Quellen:

- 1) Katja Strube: Axel Springer. Mensch mit dem größten Herzen., in: taz vom 14.7.2007. Unter: [www.taz.de/1879](http://www.taz.de/1879)



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Babendiekstraße, Blankenese (1947): Otto Babendiek. Romanfigur von Gustav Frenssen**

Mit seiner Romanfigur der Gräfin Einsiedel setzte Gustav Frenssen Helene Donner ein Denkmal, siehe: Helenenstraße, in Bd. 2.

Siehe weitere Romanfiguren von Gustav Frenssen: Guldtweg; Jörn-Uhl-Weg und in Band 2: Anna-Hollmann-Weg.



Zur Person von Gustav Frenssen, siehe in Bd.1. im Kapitel: Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit und siehe in Band 2 bei Emmy-Beckmann-Weg.

Tilman Spreckelsen schrieb am 16.3. im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen über Gustav Frenssen und seinen Roman Otto Babendiek: „Fast sein gesamtes Leben lang war ihm Chaos unheimlich, erst im Alter warf er sich vor, seine animalische Natur immer allzu ängstlich unterdrückt zu haben. Da blickte er schon auf eine ganze Reihe von gründlich mißlungenen Büchern zurück, die im günstigsten Fall nur trivial, im ungünstigsten völkisch schwer verwirrt sind. Von den Nationalsozialisten ließ sich der Bestsellerautor denn auch feiern, pries munter Blut, Boden und alles Germanische, und wer wollte, konnte derlei leicht schon im ersten Erfolgsbuch des Autors entdecken, im ‚Jörn Uhl‘ von 1901. Da war Gustav Frenssen schon fast vierzig und ließ, nachdem er wenig später sein Amt als Pfarrer niedergelegt hatte, fortan Buch auf Buch erscheinen, das meiste davon in so ungesund hoher Auflage verbreitet, daß Antiquare die Bände allenfalls in der Wühlkiste dulden. Einen Roman aber wird man lange suchen müssen: ‚Otto Babendiek‘, 1926 erschienen, ist Frenssens einziges gutes Buch und gleich so außergewöhnlich gelungen, daß man den Autor so vieler trivialer Romane gar nicht wiedererkennt - ein dickleibiger Entwicklungsroman, deutlich nach dem Muster des ‚David Copperfield‘ gearbeitet, aber erheblich realistischer und düsterer, ein Buch, das den Leidensweg eines frühverwaisten dithmarscher Handwerkersohns durch Schulen und Elendsquartiere beschreibt, bis er sich schließlich als Schriftsteller etablieren kann.“

- **Bachstraße, Uhlenhorst (1860):** ursprünglich nach altem Weg im Tal der Osterbek. Benennungsmotiv geändert 1965. Seitdem heißt die Straße nach Johann Sebastian Bach (1685-1750)

Siehe auch: Reichardtstraße, in Bd. 2.

Die Familie Bach war eine Art musikalisches Familienunternehmen und hat in acht Generationen vom 16. Jahrhundert bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts Musiker hervorgebracht, doch werden in der Regel nur die Männer gezählt und hervorgehoben. Ein Beispiel für die Mitwirkung von Frauen am wirtschaftlichen Erfolg der Bach-Familie ist Johann Sebastian Bach selbst: Er hatte zwanzig Kinder aus zwei Ehen. Nach dem Tod seiner ersten Ehefrau, seine Cousine zweiten Grades, **Maria Barbara Bach** (1684-1720) heiratete er die Musiker-tochter und fürstliche und hochbezahlte Hofsängerin **Anna Magdalena Wilcke** (1701-760). Sie gebar dreizehn Kinder und hatte noch vier Kinder ihres Mannes zu versorgen. Während Johann Sebastian seit 1723 als Thomaskantor arbeitete,



versorgte Anna Magdalena den großen Haushalt und sang gelegentlich in privaten oder halböffentlichen Konzerten in Bürgerhäusern oder in Köthen zu Ehren ihrer ehemaligen Dienstherrn.

Die Kinder der Bachs wurden von Vater und Mutter unterrichtet. Johann Sebastian schreibt 1730 an einen alten Schulfreund über die Hausmusik bei Familie Bach, die älteste Tochter Catharina Dorothea ist da fast 22 Jahre alt: „(...) die älteste Tochter ist (...) noch unverheuratet (...) Insgesamt aber sind sie gebohrne Musici, u. kann versichern, daß schon ein Concert Vocaliter u. Instrumentaliter mit meiner Familie formieren kann, zumahl da meine itzige Frau gar einen sauberen Sopranao singet, auch meine älteste Tochter nicht schlimm einschläget.“

Intensiven Unterricht an einem Instrument oder in Komposition werden die Mädchen und jungen Frauen jedoch nicht erhalten haben, denn ihre Pflichten galten Haushalt und Familie, und Ziel war die Verheiratung. Dabei hat nur eine der überlebenden Bach-Töchter geheiratet, Elisabeth Juliana Friederica Altnickol (1726-1781). Anna Magdalena, deren Handschrift auch in einigen Notenkopien nachweisbar ist, gerät nach Johann Sebastian Bachs Tod mit ihren unverheirateten Töchtern in Armut und stirbt als „Almosenfrau“, angewiesen auf Unterstützung wohlhabender Bürger Leipzigs.

Text: Birgit Kiupel

Quellen:

Maria Hübner: Anna Magdalena Bach. Ein Leben in Dokumenten und Bildern. Leipzig 2004; Birgit Kiupel, Maria Rothfuchs: „Krach bei Bach“. Ein transhistorischer Musik-Dia-Clip. In: Beyer, Kathrin und Kreuziger-Herr, Annette: Musik.Frau.Sprache. Interdisziplinäre Frauen- und Genderforschung an der Hochschule für Musik und Theater Hannover. Herbolzheim 2003. S. 255-262.)

- **Badestraße, Rotherbaum (1858): Johannes Bade, Grundstückbesitzer**

Bade war ursprünglich Goldschmied gewesen, dann Kaufmann und Bauunternehmer.

Er erneuerte und erweiterte die von seinen Vorfahren übernommene Badesche Stiftung von 1489 „zur Aussteuer für zwei arme Jungfrauen“.

Verheiratet war Johannes Bade (1810-1877) mit **Emilie Henriette geb. Ebeling** (1816-1867).

- **Bäckerbrücke, Poppenbüttel (1823): Der Weg zum Bäcker**





- **Bäckerstieg, Sasel (1951): Weg zum Bäcker**
- **Baedekerbogen, Bergedorf/Allermöhe (1979): Walter Baedeker (1880-1959), Architekt**
- **Bärenhäuterweg, Billstedt (1952): Romanfigur aus dem Schelmenroman von Gimmelshausen „Simplicissimus“**
- **Baererstraße, Harburg (1950): Heinrich Baerer (1842-1913), Verleger des „Volksblattes“ in Hamburg Harburg.**

Von 1890 bis 1910 war Baerer Vorsitzender der Wahlkreisorganisation, zeitweilig auch Vorsitzender des Harburger Ortsvereins der SPD. Die 1894 erfolgte Gründung des „Volksblatt für Harburg, Wilhelmsburg und Umgebung“ „als Reaktion auf die nationalliberale und antisozialdemokratische Ausrichtung der ‚Harburger Anzeigen und Nachrichten‘ war von Baerer maßgeblich betrieben worden. Der Erfolg der sozialdemokratischen Zeitung führte im Jahr 1913 zu einer Zahl von 12000 Abonnenten und war neben dem Konsumverein und der Sport- und Spielplatz Volkswohl GmbH prägend dafür, wie die Arbeiterbewegung in allen Lebensbereichen wirkte. Bei den Wahlen zum Reichstag erzielte die SPD mit ihrem Kandidaten Heinrich Baerer von 1890 bis 1912 im städtischen Teil des Wahlkreises Ergebnisse von 57,9 % (1890) bis 67,8% (1912). Harburg war damit unter Heinrich Baerer zu einer ‚roten‘ Stadt geworden wie es nur wenige in Deutschland gab.“ 1)

Verheiratet war Baerer mit **Henriette** (1846-1928).

Quellen:

SPD Kreis Hamburg-Harburg unter [www.basisharburg.de/wordpress/?p140](http://www.basisharburg.de/wordpress/?p140)

- **Baggesenstieg, Poppenbüttel (1947): Jens Baggesen (1764-1826), Dichter**  
Verheiratet war Jens Baggesen seit 1790 mit **Sophie von Haller** (1767-1797). Das Paar bekam zwei Söhne.



In seinem Werk „Parthenäis“ sollen Baggesens Hauptfiguren Nordfrank und Myris an Baggesen selbst und Sophie von Haller angelehnt sein. Adrian Aebi schreibt darüber und über das Liebesverhältnis zwischen Baggesen und Sophie von Haller in der Online-Zeitschrift der SAGG 1/2002.

Über den Beginn dieser Liebe zitiert er Baggesen: ‚In dieser Lage [scil. verzweifelt über seinen Gesundheitszustand] sah' ich Fräulein Sophie von Haller, eine Enkelin von den [sic!] unsterblichen Haller, eine junge unschuldige überaus liebenswürdige Dame, mit ungewöhnlichen Talenten, die durch die vortrefflichste Erziehung in der besten Schweizerischen Familie zu vollkommener Blüthe gereift sind. Wir wurden auf einer Reise auf den [sic!] Thuner See, wo sie in Begleitung des Herrn Schultheiss von Sinner mich [sic!] begegnete, bekannt. Ich wurde nachher in Ihrer vortrefflichen Familie mit unbeschreiblicher Artigkeit aufgenommen, so wie überhaupt in ganz Bern - und lernte sie dadurch näher kennen. Ich entdeckte bald die Harmonie unserer Denkungsart. Ich fühlte dass ich ohne Ihr [sic!] nimmer glücklich werden könnte - ich fühlte zum erstenmal die wahre, vernünftige, moralische Liebe, die nicht in der Phantasie, sondern in gesunden Köpfen und reinen Herzen keimt - und wurde todkrank.‘ (Schulz 1910, 5f.). Seine Heiratspläne eröffnend, fährt er dann fort: ‚Ich fühlte was ich war, und was ich werden könnte - ich fasste die ziemlich kühne Idee, fremd, ohne Titel und Character, ohne Vermögen, in dem vielleicht stolzesten Staate Europens, mich um eine freie Republicanerin, die ohnedem der Stolz ihrer Familie ist, zu bewerben.

Ich war schon ziemlich bekannt in Bern - man schätzte mich überall mehr als ich verdiente – (...) man fand mich in keinem wissenschaftlichen Gespräche ganz fremd - ernsthafter in meinem Betragen als ein Jüngling von meinem Alter zu seyn pfllegt. (...) Kurz ich wurde - ich begreife nicht zu gut warum - in den ersten Familien Berns sehr geachtet und geliebt. Indessen war der Hrr. Landvogt von Haller ein alter sehr strenger Republicaner, und überhaupt alle Berner sehr strenge im Capitel von [sic!] Heiraten, weil selbige Vehikeln der Ehrenstellen, und der Rathsitzen sind. Ich entdeckte meinen Zustand und Gesinnung der Obristin v. Brown, Tochter von den [sic!] grossen Haller, und Gemahlin des Englischen Ministers hier, eine Tante von dem Fräulein - und eine äusserst vortreffliche Dame. Sie kannte mich - und nach und nach wurden alle Hindernisse überwunden - die ganze Familie einwilligte, wenn nur der alte Vater zu überreden wäre.‘ (Schulz 1910, 6f.) Ja, wenn nur der alte Vater zu überreden wäre. Damit gelangt Baggesen zum Anliegen seines Briefes. Denn der strenge Republikaner verlangt finanzielle Sicherheiten für seine Tochter, insbesondere die Vorsorge in einer Witwenkasse (vgl. Schulz 1910, 7). Es handelt sich also um einen Bittbrief, was bei der Beurteilung des Inhalts nicht unbeachtet bleiben darf. Aber auch bei Berücksichtigung dieses Faktums: Zeichen einer stürmischen Verliebtheit sind



den Zeilen jedenfalls nicht zu entnehmen. Vielmehr spricht Baggesen von ‚moralischer Liebe‘, deren Ideal später auch die ‚Parthenäis‘ beschwören wird. Das Nebeneinander von Mut und Verlangen nach männlichem Beistand und Schutz, welches die drei ‚Parthenäis‘-Schwestern charakterisiert, findet sich bereits im Bild, das Baggesen in der Korrespondenz von seiner Sophie zeichnet. Als eigenständige, mutige Frau wird sie in einem Brief an Reinhold dargestellt (datiert: Nürnberg, den 3. August 1793). Baggesen schildert hier einen Kutschenunfall im Thüringer Wald: ‚Der Kutscher verlor den Kopf, nur Sophie und ich nicht. Lotte, Juliane und der kleine zahnende Ernst weinten. Ich munterte sie auf, brachte Sophie mit vieler Noth aus dem Wagen; denn die Thüren liessen sich nicht öffnen. Sie zog Stiefeln an, gürtete sich ruhig, und entschloss sich mit beispiellosem Heldenmuth, allein den wilden, kothigen, unbekanntem Waldbergweg voranzugehen bis zum nächsten Dorf, um Hülfe zu suchen; denn ich durfte den Wagen und die lieben Wesen darin nicht verlassen. Den Fichtenwald hinauf und in diesen Berghöhen ist's schrecklich düster - sie verschwand bald aus unseren Augen - mein Herz bebte vor Angst und Bewunderung.‘ (Baggesen 1831, I, 275) Eine ganz andere Seite von Baggesens Sophie-von-Haller-Bild erscheint in Briefen an die Gattin. Vom oben beschriebenen Mut zur Handlung ist dort nicht mehr viel zu spüren. In einem Brief, den Baggesen am 22. Dezember 1793 aus München an die kränkelnde Gattin in Bern richtet, herrscht ein bedeutend weniger heroischer Ton: ‚Sehne Dich also nicht mehr so traurig zurück nach Kopenhagen! Es ist wahr! Man kennt Deinen Werth dort ein wenig besser, man liebt Dich dort mehr ohne Rücksicht auf Ceremonien: aber - süsse Sophie! Auch ich kann urtheilen; und auch ich bin unpartheiisch: Die Schweizerliebe ist rauh; aber sie hält; sie ist eigentlich nicht Liebe, sondern Treue. (...) Vergesse nicht, lieber Engel, dass Kopenhagen auch, besonders in meiner Abwesenheit, seine Unannehmlichkeiten hat. (...) Halte Dich, wo Du bist, an Menschen, Die nichts nationales haben, die man sich eben so gut in Dänemark und Frankreich als in Bern oder Appenzell denken kann. Solche sind Deine Mutter, Deine Tante Zeerleder, Deine Grossmutter, alle Deine jungen Freundinnen, besonders Gritli und ihre Schwestern, Lotte Wieland, Stapfer, Salchi, Tralles und Rengger. Um Dich vollends über Deinen Aufenthalt zu erfreuen, so denke an die dort ganz einzige, unaussprechlich schöne, erhabene, lebendige Natur, die selbst im Winter schöner ist, als jede andre im Sommer – (...).‘ (Baggesen 1843-1856, II, Tilloeg, 34f.) Diese Zeilen zeichnen das Bild einer eher unselbstständigen, unsicheren, dafür aber sanften, engelhaften Frau, welcher der Gatte die Kommodität ihres Daseins - Natur, Freunde - vordozieren zu müssen glaubt. Ein Brief aus St. Urban vom 17. Mai 1790 rückt auch noch das Kindliche in den Rahmen dieser Charakterisierung ein: ‚Mache Dir also niemals ein gelehrtes Professorin-Gewissen darüber, wenn Du Dich bisweilen über Dinge, die, wie der Philosoph sagt, nicht eine Pfeife Tabak werth sind, bis zur Ausgelassenheit



freuest! Wie zum Beispiel, wenn Du Pleyls Sonate fertig spielen kannst, oder wenn Du an einem kleinen Strümpfchen die letzte Masche strickest, oder wenn Du mich Dir eine Weile näher erfährst [sic!], oder wenn Du einen Blumenstrauss von Deiner Freundin bekommst, oder wenn Du ein neues französisches Wort auf able findest.' (Baggesen 1843-1856, I, Tilloeg, 108). Was Sophie von Haller aber, und damit kehre ich zurück zum Brief vom 22. Dezember 1793, noch mehr als die bevorstehenden Naturerlebnisse glücklich stimmen sollte, ist die Vorstellung, wie ihr Ehemann dann im März über die Alpen zu ihr zurückkehren wird. Baggesen schliesst mit einer emphatischen Beschwörung des ehelichen Glücks, die indessen unentschieden lässt, ob es eher seine Gattin oder sich selbst davon zu überzeugen gilt: ‚Wir sind glücklich, Sophie! unaussprechlich glücklich! ewig glücklich! denn wir lieben uns, wie nur wenige Selige lieben.‘ (Baggesen 1843-1856, II, Tilloeg, 37) Welcher Art diese seltene Liebe ist, bleibt hier offen. Eine Antwort lässt sich vielleicht in der ‚Parthenäis‘ finden.“ 1)

Nach dem Tod seiner Frau 1797 zog Baggesen nach Paris, wo er 1799 erneut heiratete. 1811 ging es dann an die Universität Kiel, lehrte dort bis 1813 als Professor für dänische Sprache und Literatur und kehrte 1813 nach Kopenhagen zurück.

1820 starb seine zweite Ehefrau. Baggesen war verarmt und kam wegen Schulden ins Gefängnis. Er litt an Depression, die er versuchte in Kurbädern zu lindern.

Quellen:

Adrian Aebi: Jens Immanuel Baggesen: „Pathenäis“ oder Die „Alpenseite“: eine vergessene Berner-Idylle, in: Germanistik in der Schweiz. Online-Zeitschrift der SAGG 1/2002, unter: [www.germanistik.unib.ch/SAGG-Zeitschrift/1\\_02/aebi.html](http://www.germanistik.unib.ch/SAGG-Zeitschrift/1_02/aebi.html)

- **Bahrstraße, Eißendorf (1955): Johann Friedrich August Bahr (1801-1855), Bürgermeister von Harburg**
- **Balduinstraße, St. Pauli (1899), frei gewählter Männername**
- **Balduintreppe, St. Pauli (1969), frei gewählter Männername**



- **Ballerstaedtweg, Ohlsdorf (1956):** *Richard Ballerstaedt (1873-1953), Oberschulrat; Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft, Deputierter der Schulbehörde*

Ballerstaedt war ein engagierter Pädagoge. Er war Mitglied der Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens, dort auch im Vorstand aktiv. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde er aus dem Amt entlassen. Nach dem Krieg Mitglied der Ernannten Bürgerschaft, danach Deputierter der Schulbehörde.

- **Ballindamm, Altstadt (1842);**, siehe: Am Ballinkai

Siehe auch im Internet unter: *Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum*

- **Ballinkai, Moorburg (2002),** siehe: Am Ballinkai

- **BallinPark, Veddel(2007);** siehe: Am Ballinkai

- **Balthasarweg, Altona-Altstadt/Altona-Nord (1950):** *Balthasar Denner (1685-1749), Maler, siehe: Dennerstraße*

- **Bandelstraße, Eißendorf (1950):** *Ernst von Bandel (1800-1876), Bildhauer*

1827 heiratete Bandel *Karolina von Kohlhagen* (1802 - April 1894). Das Paar hatte zwei Töchter und fünf Söhne. Bandel hatte die Idee, ein deutsches Nationaldenkmal zu schaffen. Und so schuf er zwischen 1836 und 1878 das Denkmal Hermanns des Cheruskerfürsten auf der Grotenburg im Teutoburger Wald.



- **Bandwirkerstraße**, Wandsbek (1950): *nach der dortigen Tuch- und Bandwirkerindustrie*
  
- **Banksstraße**, Hammerbrook (1842): *Dr. Edward Banks (1795-1851), Senatsyndikus, verdient gemacht um die Erschließung und Bebauung Hammerbrooks*  
Verheiratet war Edward Banks seit 1822 mit **Caecilia Beata**, die Tochter des hamburgischen Bürgermeisters Dr. Johann Heinrich Bartels und seiner Ehefrau Marietta Elisabeth von Reck aus Venedig.  
Das Paar bekam drei Kinder.
  
- **Bannwarthstraße**, Bramfeld (1962): *Dr. Ing. e.h. Albert Bannwarth (1872-1947), Generaldirektor der Hamburger Elektrizitätswerke. Aufsichtsratsmitglied der HEW*

Nachdem Bannwarth 1933 als Generaldirektor der Hamburger Elektrizitätswerke in den Ruhestand gegangen war, wurde er Aufsichtsratsmitglied der HEW. Zwölf Jahre lang war er Aufsichtsrat der „gleichgeschalteten“ HEW und wurde nach der Befreiung vom Nationalsozialismus Vorstandsvorsitzender der HEW.

In der NS-Zeit war die HEW ein nationalsozialistischer Musterbetrieb. Für den Bau eines Kohlekraftwerkes wurden die Arbeiten 1941 in Alt-Garge begonnen. Als Arbeiter wurden Kriegsgefangene genommen, ca. 1000 kroatische, serbische und slowenische Kriegsgefangene im Lager A.

„Im August 1944 wurde ein zweites Lager, das ‚Lager B‘, als Außenkommando des KZ Neuengamme eröffnet. Am 25. August 1944 kam ein erster Transport mit 500 polnischen Widerstandskämpfern an, die am Warschauer Aufstand teilgenommen hatten. Unzureichend gepflegt und bekleidet, mußten sie schwerste körperliche Arbeiten leisten, wobei mindestens 50 Häftlinge durch Entkräftung, Mißhandlungen und Arbeitsunfälle ums Leben kamen. Ein Häftling berichtet über diese Mißhandlungen: ‚Dezember 1944 lag der Kamerad Majewicz nach einer Rippenfellentzündung mit starkem Fieber und Geschwüren im Revier. Eines Morgens wurde er von seiner Pritsche gejagt und - obschon es über seine Kräfte ging - an den Arbeitsplatz im Freien geschleppt. Da lag er bis zum Arbeitsschluß um 18 Uhr. Dann wurde er von seinen Kameraden wieder ins Lager und ins Revier transportiert.‘ (s. John Hopp) Als Ersatz kamen Häftlinge verschiedener Nationalität, darunter etwa 20 norwegische und 70 dänische Widerstandskämpfer. Als Generalunternehmer des Bauvorhabens Alt-Garge war die HEW für



das Schicksal der Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge unmittelbar verantwortlich. Die Leitung der HEW-Kraftwerksbausstelle rechnete den ‚Arbeitseinsatz‘ der KZ-Häftlinge direkt mit der Lagerkasse des KZ Neuengamme ab. Noch im Januar 1945 berichtete der ‚Werksbeauftragte Osthannover‘, Heinemann, an das Rüstungsministerium, daß ‚das SS-Wirtschaftsverwaltungs-Hauptamt, Amtsgruppe D, (...) beabsichtigt, die etwa 350 in Osthannover eingesetzten Sträflinge zur anderweitigen Verwendung abzuziehen. Die HEW haben sofort schriftlich bei dieser Stelle Einspruch erhoben und gebeten, die Häftlinge bis zum 15.3.1945 im Einsatz zu lassen. Sie werden sich inzwischen bemühen, Polen oder Italiener als Ersatz zu bekommen. Ich bitte Sie, die Bemühungen der HEW dadurch zu unterstützen, daß Sie sich mit dem zuständigen Herrn der Amtsgruppe D, Standartenführer Maurer, in Verbindung setzen und Verlängerung des Einsatzes befürworten.‘ (...) .“1)

Quellen:

- 1) 1894 -1933 -1994. 100 Jahre HEW – ein alternativer Bericht. Hrsg. vom Aktionskreis Stillegen Brunsbüttel, Anti Atom Büro, Gewaltfreies Aktionsbündnis, BI Umweltschutz Geesthacht, BI Umweltschutz Lüchow Dannenberg, Eltern für unbelastete Nahrung e.V., Energiewendekomitee Hamburg, LBU Niedersachsen, Robin Wood Hamburg, Tschernobyl Gruppe Hamm/Horn. Hamburg 1994. Unter: [www.umweltfairaendern.de/wp-content/uploads/2012/07/100-Jahre-HEW.pdf](http://www.umweltfairaendern.de/wp-content/uploads/2012/07/100-Jahre-HEW.pdf)
- **Bansenstraße, Heimfeld (1890): Hermann Bansen (1813-1890), Stadtbaumeister**
  - **Bantschowstraße, Wellingsbüttel (1951): Domherr, Probst, päpstlicher Absolut, bekam von Erzbischof Herzog Christoph von Braunschweig 1522 das Dorf Wellingsbüttel**
  - **Barcastraße, St. Georg (1862): Theodor Friedrich Barca (1827-1889), Vorbesitzer des Geländes**
  - **Barckhusendamm, Billstedt (1948): Hermann Barckhusen, Buchdrucker**



- **Bargfredesstraße, Blankenese (1950):** *Heinrich Bargfrede (1684-1726), Vogt in Dockenhusen*
- **Bargstedgasse, Rothenburgsort (1929):** *Jacob Bargsted (1797-1885), Vogt im Billwerder Ausschlag*
- **Barkhausenweg, Hummelsbüttel (1965):** *Prof. Dr. Heinrich Barkhausen (1881-1956), Begründer der wissenschaftlichen Schwachstrom- und Hochfrequenztechnik*

Barkhausen unterzeichnete 1933 das Bekenntnis der Professoren an den deutschen Universitäten und Hochschulen zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat. Er „integrierte sich zunehmend in die deutsche Wehrwissenschaft und -wirtschaft: Das von ihm geleitete Institut für Schwachstromtechnik erfüllte Wehrmichtsaufträge, Barkhausen selbst beriet die Luftwaffe und kam Aufträgen des Heeres nach. Sein Beitrag zur deutschen Kriegsführung ist insbesondere in der Weiterentwicklung der Funktechnologie zu sehen, welche die Kommunikation zwischen unterschiedlichen Frontabschnitten verbessern helfen sollte. Zudem wirkte er beim ‚Vorhaben Peenemünde‘ [Entwicklung der V2-Rakete] mit. Beredter Ausdruck seiner Systemnähe sind die engen Kontakte, die Barkhausen zu den ‚Achsenmächten‘ Japan und Rumänien unterhielt und mit denen er wissenschaftlichen Austausch organisierte. Zwar beschwerte sich Barkhausen nachweislich über die Lehrsituation und das fehlende Personal, teils gar mit öffentlichen Anschlägen in seinem Institut an der Th Dresden. Das ihm nach 1945 zugeschriebene, widerständige Verhalten lässt sich damit aber kaum belegen, bei Barkhausen überwog die Anpassung deutlich die Resistenz. Seiner weiteren Karriere an der Th Dresden in der DDR tat dies indes keinen Abbruch. Da sein Institut den Bombenangriffen vom Februar 1945 zum Opfer gefallen war, durfte er dieses nach dem Krieg erneut aufbauen. Die Technische Hochschule ehrte den Dresdner Wissenschaftler nach seinem Tod durch die Benennung des 1954 fertig gestellten Barkhausenbaus.“ 1)

Verheiratet war Barkhausen seit 1909 mit Hilde Mollier I(1876-1967). Das Paar hatte einen Sohn (geb. 1914) und eine Tochter (geb. 1917). Hilde Millier war die erste Studentin der TH München und die erste Assistentin dieser Hochschule. Sie arbeitete vier Jahre am Laboratorium für Technische Physik und veröffentlichte mehrere Arbeiten. So sind die thermischen Eigenschaften





wässriger Amoniaklösungen durch Hilde Mollieres Untersuchungen sehr gut bekannt geworden.

Dadurch, dass Hilde Mollier während des Studiums einen Mann an ihrer Seite hatte, nämlich ihren Bruder Richard Mollier (1863-1935), der mit ihr gemeinsam studierte, war sie als studierende Frau eines so genannten Männerfaches akzeptiert.

Da Hilde Mollier kein Abitur hatte – erst ab ca. 1892 wurden die ersten Gymnasialklassen für Mädchen eingerichtet – führte dieser Tatbestand ihr wissenschaftliches Können in die berufliche Sackgasse. Ihr Bruder hingegen wurde Professor für Angewandte Physik und Mechanik und ein Pionier der experimentellen Forschung der Thermodynamik.

Nach der Heirat versuchte Hilde Barkhausen weiterhin wissenschaftlich tätig zu sein. „Trotzdem darf ihre berufliche Laufbahn mit der Geburt ihrer jüngsten Tochter 1917 als beendet betrachtet werden.“ 2)

#### Quellen:

- 1) Uwe Fraunholz, Swen Steinberg, Stefan Beckert, Florian Eichkorn, Ulrike Marlow, Stefan Weise: [Mit]GeMacht? Technik- und Naturwissenschaftler der TH Dresden im Nationalsozialismus. Dresden 2012. Unter: [tu-dresden.de/die\\_tu\\_dresden/fakultaeten/philosophische\\_fakultaet/ig/tge/dateien/mitgemacht\\_web](http://tu-dresden.de/die_tu_dresden/fakultaeten/philosophische_fakultaet/ig/tge/dateien/mitgemacht_web)
- 2) Margot Fuchs: frauenleben für Männertechnik. Lebensentwürfe der ersten Studentinnen der Technischen Hochschule München konstruiert und rekonstruiert. In: Wilhelm Füßl, Stefan Ittner (Hrsg.): Biographie und Technikgeschichte. Wiesbaden 1998.

- **Barlachstraße, Harburg (1947): Ernst Barlach (1870-1938), Bildhauer, Graphiker und Dichter**

Siehe auch: Kollwitzring, in Bd. 2.

Über Barlach und die Frauen zeigte das Museum Behnhaus Drägerhaus in Lübeck 2011 eine bemerkenswerte Ausstellung. Dazu schrieb Christel Busch in ihrem Artikel „Ausstellung im Museum Behnhaus Drägerhaus: Ernst Barlach und die Frauen: ein schwieriges Verhältnis“ am 15.2. 2011: Ernst Barlachs „Mutter [war] mit dem Haushalt und den vier Söhnen völlig überfordert, flüchtete in Depressionen und Psychosen. Sie musste oft ‚verreisen‘, sprich in eine Anstalt eingewiesen werden. Barlach war 14 Jahre alt, als der Vater 1884 plötzlich starb. Zurück blieb eine labile, lebensuntüchtige Frau mit vier unmündigen Knaben, die unter die Vormundschaft männlicher Verwandter gestellt wurden. Der älteste Sohn Ernst übernahm in den kommenden Jahren die Verantwortung und Versorgung der Mutter. Ende der 1880er Jahre lernt Barlach **Anna Spiekermann**, eine Cousine seines Freundes Friedrich Düsel kennen. Barlach



verliebt sich unsterblich in die hübsche junge Frau. Doch sie wird die erste Enttäuschung seines Lebens. Es dauerte Jahre, bis Barlach diese unglückliche Liebe verarbeitet hat. (...) In Russland erfährt er von der Geburt eines Sohnes, hervorgegangen aus einer Beziehung zu einem ehemaligen Modell, **Rosa Limona Schwab**. Da Barlach die Mutter für erziehungsunfähig hält, beantragt er die Vormundschaft des Kindes. Nach lang andauerndem Rechtsstreit erhält er das Sorgerecht für das Kind. Der Sohn Klaus sollte einen Wendepunkt in seinem unruhigen Bohème-Leben bedeuten. Barlach, der schon in Dresden und Hamburg die Wohnung mit seiner Mutter geteilt hatte, zieht mit Sohn und Mutter nach Güstrow in Mecklenburg. (...) Der Selbstmord von Louise Barlach im Jahr 1920 sollte die komplizierte Mutter-Sohn-Bindung endgültig beenden. Doch wie sahen Barlachs andere Frauenbeziehungen aus, die in dieser Ausstellung thematisiert werden? Viele Frauen kreuzten seinen Weg, mal harmlose Flirts mal amouröse, intime Beziehungen. Häufig sind es Frauen, die gebunden waren oder nicht seinem intellektuellen Niveau entsprachen. Die Ausübung des Berufes sei wichtiger und dem Umgang mit dem Weibervolk vorzuziehen; die Geliebte des Künstlers sei die Kunst, rechtfertigt er seine Einstellung zum weiblichen Geschlecht. ‚Man liebt sie und findet zugleich ihre Ansprüche unerträglich. Man kann die Konsequenzen nicht erkennen, die mit dem ‚zu eigen sein‘ verbunden sind‘, schreibt Barlach an seinen Freund Dietel. Salopp gesagt, er kniff vor jeder Verantwortung und jeder festen Beziehung. Barlachs negatives Frauenbild sollte sich erst ändern, als er 58jährig die Bildhauerin **Marga Böhmer** kennen und lieben lernt. Böhmer, verheiratet, verließ ihren Ehemann, zog nach Güstrow und sollte bis zu Barlachs Tod 1938 seine Geliebte und Weggefährtin sein. Sie brachte Stabilität in das chaotische Bohème-Leben des Künstlers. ‚Frau Böhmer und ich leben einig miteinander und sind ruhig in einer schönen Gegenseitigkeit. Ich fühle, daß in mir eine Lücke geschlossen wird, daß mein Leben runder und völliger geworden ist‘, schreibt Barlach an seinen Bruder Karl.

Barlach und die Frauen? Ein schwieriges Thema, dem die Ausstellung im Behnhaus Drägerhaus versucht gerecht zu werden. Dass Barlach nicht nur platonische oder sexuelle Beziehungen zu Frauen pflegte, zeigt seine freundschaftliche Beziehung zu Käthe Kollwitz. Denn beide Künstler waren Seelenverwandte im Geiste und in ihrer Kunst. Erwähnt wird, dass der schwebende Güstrower Engel ihre Züge trägt. Dass Kollwitz nach dem Tode Barlachs aber aufrichtig um den Freund trauerte, zeigt ihr Bronzerelief *Klage* von 1938.“ 1)

**Marga Böhmer**, geb. Graeber, (1887 Stolberg (Harz) -1969 in Güstrow) war nicht nur die Lebensgefährtin von Ernst Barlach, sondern selbst auch Künstlerin. An der Handwerker- und Kunstgewerbeschule Bielefeld studierte sie ab 1908



Bildhauerei und lernte ihren späteren Ehemann Bernhard A. Böhmer kennen. Das Paar heiratete 1917.

1924 lernte sie Ernst Barlach kennen und ließ sich drei Jahre später von Bernhard Böhmer scheiden. Das Paar Böhmer/Barlach lebte in Böhmers Haus in Güstrow. Bernhard A. Böhmer zog mit seiner zweiten Frau in Barlachs Haus. Marga Böhmer kümmerte sich fortan um Barlach, arbeitete für ihn als Vorbildnerin.

Nach dem Tod von Barlach kümmerte sie sich weiter um ihn: diesmal um die Bewahrung seines Werkes. Ihre eigene künstlerische Leistung stellte sie vollends in den Hintergrund. So wird auf der Gedenktafel für Marga Böhmer an der Gertrudenskapelle, ihrem letzten Wohnort, sie auch ausschließlich als Lebensgefährtin Ernst Barlachs bezeichnet.

Quellen:

1) Siehe unter: [www.unser-luebeck.de/content/view/2879/289/](http://www.unser-luebeck.de/content/view/2879/289/)

- **Barnerstraße, Ottensen (1893):** Hans Barner, Drost in Pinneberg im 16. Jhd.
- **Baron-Voght-Straße, Groß Flottbek (1928):** Baron Caspar Voght (1752-1839), Kaufmann, machte seinen Besitz in Flottbek zu einem landwirtschaftlichen Musterbetrieb. Siehe: Caspar-Voght-Straße  
Siehe auch: Reimarusstraße, in Bd. 2.  
Siehe auch: Schimmelmanstraße, in Bd. 3 online.
- **Bartelsstraße, Sternschanze (1844):** Dr. Heinrich Bartels (1761-1850), Bürgermeister seit 1820, Senator 1798.  
1792 heiratete er **Marietta von Reck**. Das Paar hatte zwei Söhne und zwei Töchter.
- **Bartholomäusstraße, Barmbek-Süd (um 1843):** John Bull (1791-1857), Geländebesitzer



- **Bartmanns Treppe**, *Blankenese (um 1927): Bartmann (1823-1867), Grundeigentümer und Kapitän*
- **Basedowstraße**, *Hammerbrook (1895): Prof. Johann Bernhard Basedow (1723-1790), Schulreformer und Philantroph.*

1752 heiratete er **Anna Emilie** (1730–1753). Das Paar bekam zwei Söhne. Anna Emilie starb im Kindbett.

Seine zweite Ehe ging Basedow ein Jahr nach dem Tod seiner ersten Frau ein und vermählte sich mit **Gertrud Elisabeth, geb. Hammer**. Das Paar bekam die Tochter Emilie. Diese erhielt von ihrem Vater eine genauso gute Bildung wie ihre Brüder. Und so konnte Emilie bereits im Alter von sechs Jahren auf lateinische Fragen auch lateinisch antworten. Auch konnte sie französisch sprechen und hatte in diesem Alter schon Kenntnisse über die Weltgeschichte und Geografie.
- **Baubürgerweg**, *Borgfelde (1906): nach dem Namen der Mitglieder der Baudeputation*

Damals, bei der Benennung dieser Straße, gab es noch keine Frauen in einer Deputation.
- **Bauernvogtkoppel**, *Sasel (1950): Flurname, Bauernvogt ist ein Gemeindevorsteher*
- **Baumanns Treppe**, *Altona-Nord (um 1800): Baumann, Vorbesitzer des Geländes*
- **Baumeisterstraße**, *St. Georg (1874): Dr. Hermann Baumeister (1806-1877), Bürgerschaftspräsident und Präsident des Obergerichtes*

Verheiratet mit **Wilhelmine, geb. Woltmann** (1811-1902), 1 Kind.



- **Baur's Park, Blankenese (1922): Georg Friedrich Baur (1768-1865), Grundstückeigentümer, Kaufmann**

Siehe auch: Auguste-Baur-Straße, in Bd. 2.

Siehe auch: Baur's Weg, in Bd. 3 online.

Georg Friedrich entstammte einer Altonaer Bürgermeister- und Senatorenfamilie. Er absolvierte ein Jurastudium in Göttingen und wurde Kaufmann. Gemeinsam mit seinem Bruder Johann Heinrich Baur (siehe: Baurstraße, in Bd. 3 online) übernahm er die Leitung des von dem Großvater errichteten Unternehmens für Geld- und Warenhandel. Später führte Georg Friedrich Baur das Unternehmen allein bzw. mit zwei seiner Söhne als Handels-, Bank- und Reedereiunternehmer weiter.

Georg Friedrich Baur erlangte zu großem Reichtum. Seine Enkelin schrieb über ihn: „Mein Großvater und seine nächsten sahen sich als die erste Familie der Welt an und waren unzugänglich, verschlossen und ängstlich bemüht, nicht mit dem niederen Stande in Berührung zu kommen. Eins der Merkmale der Familie war übrigens tiefe Melancholie, die auch teilweise wohl die Ursache gewesen war, daß man nie mit Fremden zu tun haben wollte, sondern sich selbst genug war.“

(...) Mein Großvater (...) hatte angeborenen Geschmack und Kunstsinn (...). Er war eigen und schwierig, und seine Kinder lebten in ewiger Furcht vor ihm. Er liebte diese seine Kinder aus Pflicht und gab ihnen die beste Erziehung. Für die Töchter hielt er Gouvernanten für verschiedene Sprachen und Hofmeister für die Söhne (...). Aber seine Kinder liebte er – das tat er nie (...). Man konnte meinen Großvater keinen Tyrannen oder Despoten nennen, er war nur aus der alten Schule; wo der Vater alles bestimmte und wo die Kinder, ohne zu rasonnieren, zu gehorchen hatten.“ 1)

Baur wollte 1782 gemeinsam mit Heinrich Sieveking in Guinea 700 Sklavinnen und Sklaven kaufen. Von Bordeaux sollte ein Schiff neutrale Waren nach Guinea und von dort Sklaven nach S. Domingo bringen. Von dort sollte es zurück nach Hamburg wieder mit neutralen Waren gehen. Sieveking und Baur fanden, wegen der zu erwartenden hohen Krankheits- und Todesrate unter den Sklaven, keine Versicherung, die das Vorhaben zu einem vernünftigen Preis versichern wollte. Gleichzeitig nahte das Ende des Unabhängigkeitskrieges, was wiederum für die dänische Schifffahrt das Ende ihrer „goldenen Jahre“ bedeutete. Deshalb nahmen Sieveking und Baur Abstand von ihrem Vorhaben. Heinrich Sieveking schreibt selbst dazu in seinem Bericht über das Handelshaus Voght (Caspar Voght, siehe: Baron-Voght-Straße, in Bd. 3 online) und Sieveking: „Baur hat eine schöne zweigedeckte Fregatte von 150 Last, er fordert dafür 4500 Banco per



Monat. Dann kann das Schiff hingehen, wohin es soll. Von anderer Seite war am 29.3. ein Schiff von 120 Last zu 3500 Mark Banco per Monat angeboten ohne die inwendige Ausrüstung, die Bretter, eisernen Schlösser [für Sklavenschiffe wichtig] und was mehr dazu gehörte. Es handelte sich darum, neutrale Waren von Bordeaux nach Guinea zu bringen, von da mit Negern nach Santo Domingo zu fahren und mit neutralen Waren zurück nach Hamburg.“ 2) Dafür sollte ein französisches Schiff mit neutraler dänischer Flagge segeln. Sinapius, der Agent des Handelshauses in Ostende bekam letztendlich Skrupel und schrieb: „ich hasse diesen Handel von ganzem Herzen.“ 3)

Verheiratet war Georg Friedrich Baur seit 1797 mit seiner Cousine **Marianne Heise** (1781-1851), Tochter des Hamburger Senators und späteren Bürgermeisters Arnold Heise (1747-1834) (siehe: Arnold-Heise-Straße, in Bd. 3 online). Zum Zeitpunkt der Eheschließung war Marianne knapp sechzehn Jahre alt und soll davor schon einmal verlobt gewesen sein. Das Paar bekam elf Kinder. Ihre Enkelin erinnert sich: „Sie [die Großmutter] hatte sich – mit einigen Ausnahmen – nicht so viel aus ihren Kindern gemacht, aber sie erfüllte ihre Pflicht ihnen gegenüber. Im Alter von etwa vierzig Jahren wurde sie schon gichtkrank (...). Sie saß immer in einem samtene Rollstuhl, und zwei Personen mußten sie in einem Klappstuhl die Treppen hinauf- und hinuntertragen. Meine Großmutter ist eine tüchtige Hausmutter gewesen, und bei all ihrer Kränklichkeit hat sie den Haushalt doch selbst geleitet und wollte über alles Bescheid wissen, führte selbst die Rechnung und bestimmte das Essen. Aber sie lebte in ständiger Angst, daß ihre Anordnungen nicht pünktlich ausgeführt würden, (...).“ 4)

Über das Vermögen ihres Mannes wusste die Ehefrau nicht Bescheid. „Sie selbst hatte nie eine größere Summe zu ihrer Verfügung. Mein Großvater ließ jeden Sonnabend alle Rechnungen des Hauses bezahlen und schenkte ab und zu seiner Frau ein paar hundert Mark zum Verschwenden.“ 4)

Anlässlich der Goldenen Hochzeit des Paares wurde er zum Konferenzrat ernannt.

Die Familie lebte an der Palmaille. Dort hatte Baur von dem Baumeister C. F. Hansen zehn große Häuser bauen lassen.

Das Haus an der Palmaille wurde im Winter ständig bewohnt. Im Sommer lebte die Familie von Dienstag bis Sonnabend in einem Landhaus in Blankenese (heute Baur' Park).

Quellen:

- 1) Julie Grüner geb. Raeder: Erinnerungen an das Haus meiner Grosseltern Baur im Dänischen Altona. Hamburg 1965, S. 23f.



- 2) Heinrich Sieveking [agora.sub.uni-hamburg.de/subhh/cntmng;jsessionid=49348191EA3381401E927B9FF4FE8297.jvm1?type=pd&did=c1:25292](http://agora.sub.uni-hamburg.de/subhh/cntmng;jsessionid=49348191EA3381401E927B9FF4FE8297.jvm1?type=pd&did=c1:25292)
  - 3) Susanne Woelk: Der Fremde unter den Freunden. Biographische Studien zu Caspar von Voght., S. 114.
  - 4) Julie Grüner, a. a. O., S. 35.
- **Baurstraße, Bahrenfeld** (1950), besonders nach den Bürgermeistern: J. D. Baur (1700-1774); J. D. Baur (1730-1819); J. D. Baur (1760-1813)
  
  - **Baur Weg, Blankenese** (vor 1903): Georg Friedrich Baur (1768-1865), siehe: Baur Park  
Siehe auch: Auguste-Baur-Straße, in Bd. 2.
  
  - **Bausenhof, Finkenwerder** (1960): vermutlich nach dem Hofbesitzer Barkhusen, abgeschliffene Form des Namens Barkhusen
  
  - **Baxmannstraße, Billstedt** (1948): Henning Baxmann (1730-1796), Ingenieur-Kapitän, Wasserbauer und Zeichner von Elbkarten
  
  - **Baxmannweg, Billstedt** (1971), siehe: Baxmannstraße.
  
  - **Beatles-Platz, St. Pauli** (2006): Musikgruppe The Beatles
  
  - **Bebelallee, Alsterdorf** (1945): August Bebel (1840-1913), siehe: August-Bebel-Park



- **Bechsteinweg, Iserbrook (1939):** *Ludwig Bechstein (1801-1860), Schriftsteller und Märchensammler*  
1832 heiratete er **Caroline Wiskemann** (1808-1834). Das Paar bekam einen Sohn. Zwei Jahre nach der Hochzeit starb Caroline. Zwei Jahre später heiratete Bechstein 1836 **Therese Schulz** (1806-1876). Das Paar bekam sieben Kinder.
- **Beckermannweg, Langenhorn (1981):** *Prof. Franz Beckermann (1903-1976), ärztlicher Direktor des Heidbergkrankenhauses*  
Sturmbannarzt der SA, Mitglied der SA 1933-1934, Mitglied der NSV seit 1937, Mitglied des Kolonialbundes 1940-1943; Mitglied der NSDAP ab 1940.  
Siehe seine Vita unter [www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/](http://www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/)
- **Beckers Treppe, Blankenese (vor 1903):** *Karl Heinrich Becker (1807-1888), Grundeigentümer, Uhrmacher und Kirchenältester*
- **Beckmannstraße, Groß Flottbek (1928/30):** *Dr. Hermann Detlef Beckmann (1861-1908), Arzt, Mäzen der Groß Gemeinde Flottbek*
- **Beckstedtweg, Niendorf (1948):** *Johannes Joachim Beckstedt (1764-1816), Hofbesitzer, Vogt bis 1816, Goldschmied*
- **Beckstraße, Sternschanze (1869):** *J. C. H. Beck, Vorbesitzer*
- **Beethovenallee, Lokstedt (vor 1934):** *Ludwig von Beethoven (1770-1827), Komponist*  
Siehe auch: Bettinastieg in Bd. 2.





Ludwig van Beethoven ist als mehrfach verliebter Junggeselle in die Musikgeschichte eingegangen. Es soll für ihn dennoch eine „unsterbliche Geliebte“ gegeben haben, über deren Identität lange gerätselt wurde.

Heute scheint festzustehen, dass es sich um die Gräfin **Josephine Brunsvik de Korompa**, ab 1799 Josephine Gräfin Deym von Stritz (1779 in Preßburg-1821 in Wien) handelte. Beethoven hatte ihr 1804 Klavierunterricht erteilt, aus dem sich eine intensive Beziehung entwickelte. So widmete er ihr das Andante favori in F-Dur (WoO 57), das ursprünglich den Mittelsatz der Waldstein-Sonate bildete. „Beethoven schickte es ihr mit den Worten: ‚Hier-Ihr-Ihr- Andante.‘“ 1)

Beethoven soll ihr in den Jahren 1804 bis 1810/11 mindestens vierzehn Liebesbriefe geschrieben haben, in denen er sie unter anderem als „Engel“, „mein Alles“ und als seine „einzig Geliebte“ bezeichnete und ihr „ewige Treue“ schwor. Josephine könnte deshalb auch die Adressatin des berühmten dreiteiligen Briefes an die „Unsterbliche Geliebte“ vom 6./7. Juli 1812 gewesen sein.

Bis heute wird das Bild des einsamen, ruhelosen und launischen Genies, das seine göttliche Schaffenskraft nicht in einer Ehe, „Familie und Gedöns“ vergeudetete, beschworen. Dabei blieben die vielen Frauen, die sein Werk förderten und ihn unterstützten, vielfach im Dunkeln, als hübsches Beiwerk. Oder sie wurden milde belächelt, wie etwa **Bettina von Arnim** (siehe: Bettinastraße, in Bd. 2). „Beide Lieder von Beethoven sind hier beigelegt, die beiden andern sind von mir, Beethoven hat sie gesehen und mir viel Schönes darüber gesagt, daß wenn ich mich dieser Kunst gewidmet hätte, ich große Hoffnungen darauf bauen könnte; ich aber streife sie nur im Flug; denn meine Kunst ist Lachen und Seufzen in einem Säckelchen, und über die ist mir keine.“ 2)

Die Musik spielte in ihrem Leben schon früh eine große Rolle. Ihre erste musikalische Ausbildung erhielt sie in Fritzlar, wo sie im Chor des Klosters mitwirkte. In Offenbach wurde sie von Philipp Carl Hoffmann (1789–1842) in Klavier und Musiktheorie unterrichtet und besuchte häufig das Theater im nahen Frankfurt am Main.

Ihr eigenständiger, schöpferischer Umgang mit Musik hat keinen Geringeren als Beethoven zutiefst beeindruckt. Zu der Begegnung kam es im Frühjahr 1810, als Savigny eine Berufung an die neu gegründete Berliner Universität erhielt und mit seiner Familie in die preußische Metropole übersiedelte. Die Gelegenheit wurde zu einem Besuch in Wien genutzt, wo Bettina Brentano mit den Savignys vom 8. Mai bis zum 3. Juni bei ihrer Schwägerin **Antonie Brentano** in deren Villa in der Erdberggasse wohnte. Antonie war es auch, die sie zu Beethovens damaliger Wohnung ins Pasqualati-Haus auf der Mülkerbastei begleitete. Unter den zahlreichen Berichten, die Bettina Brentano über diese denkwürdige Begegnung



verfasste, ist der früheste ein Brief, den sie am 8. Juni 1810 an ihren zurückgebliebenen Freund Max Prokop von Freyberg (1789–1851) in Landshut richtete. Darin schreibt sie: „ (...) da ich bei ihm eintrat ging er auf mich los sah mich starr an, drückte mir die Hand, spielte auf mein Verlangen was er seit Jahren nicht gethan hatte ging mit, und blieb bis Abends 10 Uhr bei dem Abschied drückte er mich wie jemand den man lange lieb hat ans Herz, noch 2 Abende kam er, es waren die letzten die ich in Wien war“. 3) Beethoven schenkte Bettina Brentano zum Abschied eine Abschrift seiner Goethe-Vertonung „Neue Liebe, neues Leben“ op. 75 Nr. 2.

In Folge dieser Begegnung entwickelte sich eine enge Freundschaft zwischen Beethoven und Antonie Brentano, die am 11. März 1811 an Bettina schreibt: „Er besucht mich oft, beinahe täglich, und spielt dann aus eigenem Antrieb, weil es ihm Bedürfnis ist Leiden zu mildern, und er fühlt daß er es mit seinen himmlischen Tönen vermag, in solchen Augenblicken muß ich dich oft lebhaft herbei wünschen liebe Bettine, das solche Macht in den Tönen liegt habe ich noch nicht gewußt wie es mir Beethoven sagt.“ 4)

Ende Juli 1812 kam es im böhmischen Badeort Teplitz zu einer zweiten Begegnung Bettina von Arnims mit Beethoven, die anscheinend etwas nüchterner ausfiel – möglicherweise, weil sie im Vorjahr geheiratet hatte und bereits Mutter eines Kindes war. Zudem hatte sie sich mit Goethe (siehe: Goethestraße, in Bd. 3 online) überworfen, der sich in diesen Tagen ebenfalls in Teplitz aufhielt. Achim von Arnim (siehe: Arnimstraße, in Bd. 3 online) schreibt um den 26. Juli 1812 an Savigny: „Denk Dir Göthe und Beethoven hier und meine Frau doch nicht sonderlich amusirt, der erste will aber gar nichts von ihr wissen und der letzte kann gar nichts von ihr hören, der arme Teufel wird immer tauber und sein freundliches Lächeln dazu ist wirklich schmerzlich.“ 5) In einem späteren Brief an den befreundeten Fürsten Hermann von Pückler-Muskau (1785–1871) verfasste Bettina von Arnim über diese Teplitzer Begegnung eine Schilderung, die wohl nur teilweise authentisch ist. Sie kulminiert in der Beschreibung einer Szene, in der Beethoven großlos durch eine Gruppe um Goethe und Kaiserin Maria Ludovica von Österreich schreitet. 6)

Bettina von Arnim scheint zeitlebens eine gewisse Eifersucht auf Antonie Brentano empfunden zu haben, denn in ihren zahlreichen Äußerungen über Beethoven wird diese nie erwähnt. Dass das keine „Vergesslichkeit“ war, lässt sich daran ablesen, dass sie zwei Briefe Beethovens an sich selbst „erfunden“ hat, die suggerieren, Beethoven sei von 1810 bis 1812 ihr Freund gewesen. 7) Darüber hinaus hat sie eine Stelle in dem einzigen authentischen Brief Beethovens an sich „geändert“. Beethoven schreibt darin am 10. Februar 1811: „Liebe, liebe Bettine! Ich habe schon zwei Briefe von ihnen und sehe aus ihrem Briefe an die Tonie, daß sie sich immer meiner und zwar viel zu Vortheilhaft



erinnern“. 8) Im Erstdruck des Briefes ersetzt Bettina Beethovens Worte „an die Tonie“ [Antonie] durch „an Ihren Bruder“ [Clemens]. 9)

Insgesamt wird man Bettina von Arnims Beethoven-Begeisterung und deren Einfluss auf die Zeitgenossen kaum überschätzen können. Speziell das Beethoven-Bild, das sie in ihrem Briefroman „Goethe’s Briefwechsel mit einem Kinde“ (1835) entwarf, hat die Beethoven-Rezeption des 19. Jahrhunderts nachhaltig geprägt.“ 10)

Text: Birgit Kiupel

Quellen:

- 1) Carl Dahlhaus: Ludwig van Beethoven und seine Zeit. Laaber 1987.
- 2) Bettina von Arnim an Goethe in ihrem Briefroman „Goethe’s Briefwechsel mit einem Kinde“, Berlin 1835, S. 252.
- 3) Beethoven aus der Sicht seiner Zeitgenossen, hrsg. von Klaus Martin Kopitz und Rainer Cadenbach unter Mitarbeit von Oliver Korte und Nancy Tanneberger. Band 1. München 2009, S. 17.
- 4) Beethoven aus der Sicht seiner Zeitgenossen, a. a. O., S. 99f.
- 5) Beethoven aus der Sicht seiner Zeitgenossen, a. a. O., S. 23.
- 6) vgl: Beethoven aus der Sicht seiner Zeitgenossen, a. a. O., S. 26f.
- 7) Zu den Brieftäuschungen vgl.: Renate Moering: Bettine von Arnims literarische Umsetzung ihres Beethoven-Erlebnisses, in: Der „männliche“ und der „weibliche“ Beethoven. Bericht über den Internationalen musikwissenschaftlichen Kongress vom 31. Oktober bis 4. November 2001 an der Universität der Künste Berlin, hrsg. von Cornelia Bartsch, Beatrix Borchard und Rainer Cadenbach, Bonn 2003, S. 251–277.
- 8) Ludwig van Beethoven: Briefwechsel. Gesamtausgabe, hrsg. von Sieghard Brandenburg. Band 2. München 1996, S. 177f.
- 9) Drei Briefe von Beethoven an Bettina, in: Athenäum für Wissenschaft, Kunst und Leben, Januar-Heft 1839, S. 1–7, hier S. 3.
- 10) Klaus Martin Kopitz für MUGI, Musik und Gender im Internet, herausgegeben von Beatrix Borchard. [http://mugi.hfmt-hamburg.de/Artikel/Bettina\\_von\\_Arnim](http://mugi.hfmt-hamburg.de/Artikel/Bettina_von_Arnim)

- **Beethovenstraße; Barmbek-Süd (1863), siehe: Beethovenallee**
  
- **Behaimweg, Billstedt (1948): Martin Behaim (1459-1507), Kosmograph**  
Er war verheiratet mit **Joana de Macedo**, Tochter des Gouverneurs der Azoreninseln Fayal und Pico. Das Paar hatte wohl ein Kind.
  
- **Behnstraße, Altona-Altstadt/Altona-Nord (1859): Carl Heinrich Caspar Behn (1799-1853), Bürgermeister in Altona**



Er war Vater von zehn Kindern.

- **Behrensstraße, Marienthal (1878):** nach der Familie Behrens, besonders nach *Albert Balzer Behrens, von 1645-1679 Gutsherr in Wandsbek*
- **Behringstraße, Ottensen (1950):** Prof. Dr. Emil von Behring (1854-1917), Arzt, Forscher, Nobelpreisträger, entdeckte das Diphtherie- und Tetanus- Antioxin.  
Emil von Behring heiratete 1896 im Alter von 41 Jahren und zu einem Zeitpunkt, wo er sich endlich finanziell in der Lage sah, eine Familie zu ernähren, die zwanzigjährige **Else Spinola** (1876–1936), Tochter des Verwaltungsdirektors der Charité und seiner Frau jüdischer Herkunft. Damit war Behring der „gehobenen“ Gesellschaft angekommen. Das Paar bekam sechs Söhne. Behring litt wegen Überarbeitung unter Depressionen und befand sich drei Jahre lang (1907-1910) in einem Sanatorium.  
*1934 erklärte Adolf Hitler Else Behring und die sechs Söhne zu „Edelariern“, nachdem zuvor Behring wegen „Verunreinigung germanischen Bluts“ diskreditiert worden war.*
- **Behrmannplatz, Lokstedt (1948):** nach den Lokstedter Vögten im 18. Jhd. der Bauersfamilie Behrmann
- **Beidenfletweg, Rahlstedt (1950):** Lange Beidenflet, Vogt in Trittau um 1340
- **Bei den St. Pauli-Landungsbrücken, Neustadt (1911),** Der Stadtteil „Hamburger Berg“ wurde ab 1833 „St. Pauli“ genannt nach der 1682 erbauten und später zerstörten St.-Pauli-Kirche auf dem Pinnasberg, die dem Heiligen Paulus geweiht war

„Der heilige Paulus beurteilte die Frau als minderwertig und verbot ihr bei Versammlungen das Wort (1. Kor 14,33-34): ‚Wie in allen Gemeinden der



Heiligen sollen die Frauen schweigen in der Gemeindeversammlung; denn es ist ihnen nicht gestattet zu reden, sondern sie sollen sich unterordnen, wie auch das Gesetz sagt.‘ Er wollte sich nicht einmal dazu herablassen, ihre Fragen zu beantworten (1. Kor 14,35): ‚Wollen sie aber etwas lernen, so sollen sie daheim ihre Männer fragen. Es steht der Frau schlecht an, in der Gemeinde zu reden.‘ Seine Wertvorstellungen waren unmissverständlich (1. Kor 11,3): ‚Ich lasse euch aber wissen, dass Christus das Haupt eines jeden Mannes ist; der Mann aber ist das Haupt der Frau.‘ (1. Tim 2,11-12): ‚Eine Frau lerne in der Stille mit aller Unterordnung. Einer Frau gestatte ich nicht, dass sie lehre, auch nicht, dass sie über den Mann Herr sei, sondern sie sei still.‘ (...).“ 1)

Paulus gab eine geschlechtsneutrale Darstellung der menschlichen Existenz. Die Sünde kam bei Paulus „nicht durch die Verfehlung Evas in die Welt, sondern durch die Übertretung Adams (Röm 5, 12-14). Adam wird dort nicht als (...) Mann – charakterisiert, sondern als (...) Mensch.“ 2)

Quellen:

- 1) [www.bibelkritik.ch/kirchenkritik/e\\_15,htm](http://www.bibelkritik.ch/kirchenkritik/e_15.htm)
- 2) Petra von Gmünden: Affekt und Glaube. Studien zur Historischen Psychologie des Frühjudentums und Urchristentums. Göttingen 2009, S. 157.

- **Bei der Apostelkirche, Eimsbüttel (1895): nach der gleichnamigen Kirche, Namensherleitung nach den Aposteln**

Siehe: Apostelweg, in Bd. 3 online.

- **Bei der Christuskirche, Eimsbüttel (1890): nach der dortigen Kirche, Namensherleitung Christus**

- **Bei der Johanniskirche, Altona-Altstadt/Altona-Nord (1876), nach der Lage bei der Kirche: St. Johannis, Namensherleitung Heiliger Johannis**

„Der heilige Johannes hat in seiner göttlichen Offenbarung angekündigt, dass nur 144.000 Männer in den Himmel kommen werden. Diese tun sich vor allem dadurch hervor, dass sie sich nie mit Frauen ‚befleckt‘ haben (Offb 14,3-5): ‚Und sie sangen ein neues Lied vor dem Thron (...) und niemand konnte das Lied lernen außer den Hundert- vierundvierzigtausend, die erkaufte sind von der Erde.



Diese sind's, die sich mit Frauen nicht befleckt haben, denn sie sind jungfräulich.' „. 1)

Quellen:

1) [www.bibelkritik.ch/kirchenkritik/e\\_15.htm](http://www.bibelkritik.ch/kirchenkritik/e_15.htm)

- **Bei der Lutherbuche, Lokstedt (1950), nach der Buche, die vor dem Pastorat stand, Namensherleitung Martin Luther**

Siehe: Luthergrund, in Bd. 3 online.

- **Bei der Martinskirche, Horn (1929), nach der Lage zur Kirche, Namensherleitung Heiliger Martin**

- **Bei der Matthäuskirche, Winterhude (1926), nach der Lage zur Kirche, Namensherleitung Heiliger Matthäus**

- **Bei der Paul-Gerhardt-Kirche, Bahrenfeld (1976): Paul Gerhardt (1607-1676), Dichter geistlicher Lieder und Gedichte**

1655 Heirat mit **Anna Maria Berthold** (1622-1668), die Tochter seines ehemaligen Dienstherrn, bei dem er Hauslehrer war. Als das Paar heiratete, war Paul Gerhard Probst in Mittenwalde. Das Paar bekam fünf Kinder. Vier von ihnen starben im Kindesalter.

- **Bei der Pauluskirche, Altona-Altstadt/Altona-Nord (1975), nach der Lage zur Kirche, Namensherleitung Heiliger Paulus**

Siehe: Bei den St-Pauli-Landungsbrücken.



- **Bei der Petrikirche, Altstadt (1843), nach der Lage zur Kirche, Namensherleitung Heiliger Petrus.**  
Es wird vermutet, das Petrus verheiratet war. Sie soll Perpetua geheißen haben und schon vor ihm als Martyrin gestorben sein. Das Paar soll eine Tochter gehabt haben, die hl. Petronilla, die auch als Martyrin starb.
- **Bei der Rolandsmühle, Ottensen (1924): eigentlich Rulandsmühle: Günstling des Grafen von Schauenburg, der die Mühle 1615 erbauen ließ.**
- **Bei der Schmiede, Wilhelmsburg (1935): Hinweis auf das Schmiedehandwerk, Männerarbeit**
- **Beim Alten Schützenhof, Barmbek-Süd (1913): nach dem Schützenhof, der von der Hamburger Schützengesellschaft betrieben wurde.**
- **Beim Amsinckpark, Lokstedt (1957): Wilhelm Amsinck (1821-1909), Kaufmann**  
Heirat 1857 mit **Emily Henriette Willink** (1840 - 1858). Sie starb nach der Geburt ihres ersten Kindes 1858.  
Zweite Heirat 1863 mit der Schwester seiner verstorben Frau **Laetitia Sophie Willink** (1845-1923). Das Paar bekam zwei Kinder.
- **Beim Andreasbrunnen, Eppendorf (1906): Nach Andreas Knauer, der hier einen Gesundbrunnen ausschenkte**
- **Beim Bieberhof, Tatenberg (1955): Nach dem ehemaligen Bieberhof, der nach seinem Besitzer Bieber so genannt wurde**  
Henry Bieber (1811-1882) war Vogt von Tatenberg.



1850 heiratete er **Julie Heymann** (1819–1890). Das Paar hatte zwei Söhne.

- **Beim Brinckmannschen Park, Rönneburg (2005):** *Nach dem dortigen Park, der wahrscheinlich benannt ist nach Max Brinckmann*

Es gab drei Brüder Brinckmann: Adolf, Franz und Max, die alle aus Harburg stammten.

Max Brinckmann erwarb 1906 das dortige Anwesen von dem Privatier Theodor Gleichmann aus Altona, der dort das Anwesen für seinen Gärtner und Kutscher verwendet hatte. Max Brinckmann besaß eine Holzhandlung, die später in eine Leinölfabrik umgewandelt wurde.

Zusammen mit dem Harburger Ratsapotheker Arnold Mergell und dem Ölkaufmann Carl Klaue gründete Max Brinckmann 1896 die „Harburger Leinöl- und Firnisfabrik Brinckmann & Co GmbH“, die später in die „Harburger Ölmühlenbetriebe Brinckmann & Mergell“ umbenannt wurde.

- **Beim Jacobstift, Winterhude (1929):** *Johann-Carl Jacoby-Stift, Oberalter*
- **Beim Rauhen Hause, Horn (1929),** *nach der Erziehungsanstalt von Hinrich Wichern (1808-1881). Der Name weist auf den früheren Besitzer Rüge hin. Niederdeutsch: rüg, hochdeutsch: rauh*

Siehe zu Wichern und dem Rauhen Haus: Wichersweg, in Bd. 2.

- **Bei Schuldts Stift, Neustadt (1896):** *nach der in der Nähe gelegenen Abraham-Philipp-Schuldt-Stiftung*  
Abraham Philipp Schuldt (1807-1892)
- **Beisserstraße, Ohlsdorf (1949):** *Georg Michael Beisser (1856-1926), Grund-eigentümer, Schlachter*





- **Bei St. Ansgar**, Niendorf (1988), nach der Lage der Kirche, Namensherleitung Heiliger Ansgar
- **Bei St. Johannis**, Rotherbaum (1882), nach der Lage der Kirche, Namensherleitung Heiliger Johannis
- **Beim Hirtenkaten**, Horn (1929): Nach dem Katen der Hirten
- **Beim Kugelwechsel**, Poppenbüttel (1956). Hier sollen sich 1698 zwei Militärs duelliert haben
- **Beim Schäferhof**, Langenhorn (1903): nach dem dortigen Schäferhof
- **Belemannweg**, Langenhorn (1952): Hans Belemann, war 1580 der erste Schmied in Langenhorn
- **Bellmannstraße**, Groß Flottbek (1928): Carl Gottlieb Bellmann (1772-1861), Organist, Komponist  
Verheiratet mit **Friederica Christina Krause** (1775-1860). Das Paar hatte Kinder.
- **Beltgens Garten**, Hamm (1948): Ottavio Beltgen (1679-1716), Grundeigentümer
- **Benatzkyweg**, Rahlstedt (1972): Ralph Benatzky (1884-1957), Operettenkomponist



In erster Ehe von 1909 bis 1914 verheiratet mit der Sängerin und Schauspielerin **Fédi Féraud** (eigentlich Eugenie *Ninon* Decloux).

1914 lernte Benatzky **Josma Selim** (1887-1929) kennen, eine Chansonnière. Sie hatte sich von dem Komponisten ein Lied gewünscht. Doch Benatzky war zunächst nicht darauf eingegangen. Aus diesem Gepränkel entwickelte sich später ein Liebesverhältnis. Beide traten fortan fast nur noch gemeinsam auf. Später kam es jedoch zwischen den beiden zu einer tiefen Ehekrise. 1929 starb Josma Selim, „wie es offiziell heißt - an den Folgen einer Lungenentzündung, die sie sich bei einer Bootspartie auf dem Wannensee zugezogen hatte. In einem ergreifenden Tagebuch-Eintrag vom 11. November des gleichen Jahres gibt Ralph Benatzky Rechenschaft über die ‚heikle Intensität‘ und die dunklen Seiten einer Künstlerehe, die zum Schluss zusätzlich durch eine intensive Beziehung zu der Staatsopern-Tänzerin Mela Hoffmann gefährdet wurde. Im März 1930 heiratet Benatzky [die Tänzerin] **Mela Hoffmann** [1905-1983] - 'Kirschi', wie er sie ihrer dunklen Augen wegen nennt - und dokumentiert mit der Wahl seiner Partnerin auch für sich selbst, dass es im Künstlerischen so wie im Privaten keine Fortsetzung des Bisherigen geben wird. Der Komponist und Poet wendet sich anderen Formen zu: Der Operette und dem musikalischen Lustspiel, einer Gattung, in der er mit **MEINE SCHWESTER UND ICH** oder **BEZAUBERNDEN FRÄULEIN** Triumphe feiert. Hier, in einer kabarettistisch gefärbten Musik-Story findet er am leichtesten den eigenen Ton. Doch der Schaffensprozess wird zeitlebens als mühsam empfunden – ‚Ich glaube, man ringt sich nur über die große Anstrengung zur Leichtigkeit durch‘ (Tagebuch 16. März 1930).“ 1)

Schon 1932 verließ das Ehepaar Benatzky Deutschland und zog in die Schweiz. „Die Okkupation der Tschechoslowakei im Frühjahr 1939, die ihm die deutsche Staatsbürgerschaft aufoktroziert und damit vor allem seine jüdische Frau unmittelbar gefährdet, zwingt ihn, die endgültige Flucht aus Europa zu erwägen. Nach wochenlanger Orakelbefragung - seinem Aberglauben in glückbringende Zahlenkombinationen und zukunftsweisende Worte - bricht das Ehepaar zum zweiten Mal in die USA auf. Diesmal bleibt es in New York. Der Emigrant versucht, alte Verbindungen wiederherzustellen und neue zu knüpfen: Grete Mosheim, Max Reinhardt, Erwin Piscator, Erich Wolfgang Korngold, Marlene Dietrich...an alten Freunden ist dank Hitler kein Mangel auf dem neuen Kontinent. Aber trotz aller Anstrengungen - Benatzky komponiert, adaptiert, übersetzt - sieht er keinen Erfolg: Neue Arbeitsmöglichkeiten erschließen sich nicht, das Fremde bleibt unzugänglich. Die Vergeblichkeit der Bemühungen steigert die lebenslängliche Furcht vor Armut zu einer Existenzangst, die in keinem Verhältnis zu den realen Lebensbedingungen steht. Die früh angelegte Neigung zu Melancholie und Depression bricht wieder auf, das Heimweh erstickt jeden Arbeitseifer.“1 )



Quellen:

- 1) Inge Jens Vorwort zu Benatzky unter: [www.ralph-benatzky.com/main.php?cat=58sub\\_cat=3&task=3&art\\_id=000046](http://www.ralph-benatzky.com/main.php?cat=58sub_cat=3&task=3&art_id=000046)

- **Bendixensweg, Barmbek-Nord (1914): Siegfried Bendixen (1784-1865), Maler**  
Bendixen hatte eine vielköpfige Familie zu ernähren. Deshalb arbeitete er auch als Kunsthändler.
- **Bengelsdorfstieg, Bramfeld (1972): Henry Bengelsdorf (1901-1955), Handlungsgehilfe, Inspektor bei der AOK**

Während der Zeit des Nationalsozialismus war Bengelsdorf über elf Monate im Gefängnis Fuhlsbüttel, Vorwurf: Vorbereitung zum Hochverrat. „Trotz der persönlichen Inhaftierung und Verfolgung durch das Nazi-Regime stellte er 1939 einen Antrag, um in die NSDAP aufgenommen zu werden. Dieser Antrag wurde 1940 abgelehnt.“ 1)

Nach dem Zweiten Weltkrieg Distriktvorsitzender der SPD, Mitglied der ersten frei gewählten Bürgerschaft 1946-1949.

Quellen:

- 1) wikipedia, 10.9.013

- **Bengelsdorfstraße, Bramfeld (1972), siehe: Bengelsdorfstieg.**
- **Bennigsenstraße, Harburg (1927): Rudolf von Bennigsen (1824-1902), Oberpräsident der Provinz Hannover**  
Siehe auch: [www.freedom-roads.de](http://www.freedom-roads.de) zur Wanderausstellung „Freedom roads! Koloniale Straßennamen



- **Benselweg**, *Bergedorf/Allermöhe (1979): Carl Bensel (1878-1949), Architekt*  
Siehe in der Datenbank [www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/](http://www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/)

- **Benzenbergweg**, *Barmbek-Nord (1930): Joh. Friedrich Benzenberg (1777-1845), Physiker*

Siehe auch: Caroline Rudolphi, in Band 2.

Benzenberg heiratete 1807 **Charlotte Platzhoff** (1789-1809). Sie verstarb mit zwanzig Jahren an einem Brustleiden.

1814 zog Benzenburg mit seiner Mutter zusammen. Diese starb 1841.

Als 70-Jähriger verwirklichte er einen Plan, den er beim Tode seiner Frau gefasst hatte: 1843 kaufte er Land in Buk und errichtete dort eine Sternwarte, die er nach seiner verstorbenen Frau Charlottenruhe benannte.

- **Benzstraße**, *Bramfeld (1957): Carl Friedrich Benz (1844-1929), Ingenieur, Autokonstrukteur. Erfinder des Automobils*

Verheiratet seit 1872 mit **Bertha Ringer** (1849-1944). Das Paar bekam zwischen 1873 und 1890 fünf Kinder. Nicht nur Carl Benz, sondern auch Bertha Benz kann man als Pionierin des Automobils bezeichnen. Allein nur durch ihren finanziellen Einsatz – sie ließ sich 1871, noch vor ihrer Heirat, ihre Mitgift auszahlen - war es möglich, dass ihr damaliger Verlobter Carl Friedrich Benz seine Firma weiter ausbauen konnte. Damit schuf Bertha Benz die Voraussetzung für die Erfindung des Benz-Patent-Motorwagens.

Bertha Benz besaß auch technisches Verständnis. Carl Benz bezog sie in seinen technischen Planungen mit ein und trug mit eigenen Ideen zur weiteren Entwicklung des Automobils bei.

Als Carl Benz' dreirädriger Patent-Motorwagen Nummer 3 nicht auf die erhoffte Resonanz beim zahlenden Publikum stieß, unternahm Bertha Benz 1888 mit ihren beiden fünfzehn und dreizehn Jahre alten Söhnen Eugen und Richard und ohne Wissen ihres Mannes eine erfolgreiche ca. 106 Kilometer lange erste Automobilfernfahrt von Mannheim nach Pforzheim. Heute gibt es in Erinnerung an diese Fahrt die Bertha-Benz-Memorial-Route. Mit dieser Fahrt bewies Bertha Benz die Eignung des neuen Verkehrsmittels. „So hab ich als erste gezeigt, dass dem ‚Papa Benz‘ sein Automobil auch für weite Fahrten gut ist. Und auf meinen Vorschlag hat er dann noch einen dritten Gang eingebaut für Bergfahrten.



Und den haben heute alle Autos auf der Welt. Da bin ich sehr stolz drauf', erzählt Bertha Benz Jahrzehnte später in einem Interview mit der Zeitschrift ‚Berliner Hausfrau‘. (...) Werbewirksam ist diese Fahrt trotz allem Aufsehen nicht gewesen. Denn den Zeitgenossen sei diese spektakuläre, gewissermaßen ‚männliche‘ Pioniertat einer Frau so wenig geheuer gewesen, dass sie die – vorwiegend männlichen – Käufer vom Nutzen des Motorwagens nicht hätte überzeugen können, meint Biografin Barbara Leisner. Aber dem Erfinder selbst hat Bertha die Tauglichkeit seiner Erfindung demonstriert. (...). In den 1920er Jahren empfängt Carl Benz eine Ehrung nach der anderen, und vergisst nie, den Anteil seiner Frau am Erfolg zu würdigen – keine Selbstverständlichkeit für einen berühmten Mann. So bekommt auch ‚Mutter Benz‘ einen Teil des Ruhmes ab. Erst jetzt wird Berthas gewagte Fernfahrt der breiten Öffentlichkeit bekannt.“ 1)

Quellen:

- 1) Dorothea Keuler: Bertha Benz, in FemBio, unter: [www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/bertha-benz/](http://www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/bertha-benz/)

- **Berchtungweg, Lokstedt (1956): Lehrmeister Wolfdietrichs Sagenfigur**  
Siehe: Hildburgweg, in Bd. 2.
- **Bergdoltweg, Poppenbüttel (1952): Mitbesitzer**
- **Bergiusstraße, Ottensen (1950): Friedrich Bergius (1884-1949), Chemiker, 1931 Nobelpreis für Chemie**

Verheiratet war Bergius in erster Ehe zwischen 1908 und 1922 mit **Margarete Therese, geb. Sachs** (1885-1961). Die Scheidung erfolgte 1922. Mit seiner ersten Frau hatte Bergius zwei Kinder. In zweiter Ehe – wahrscheinlich ab 1923 – war er mit **Ottilie, geb. Kratzert** (1896-1972) verheiratet. Das Paar bekam ein Kind.

„Bergius Einstellung gegenüber dem Dritten Reich war sehr positiv. Dazu trugen seine nationalistisch-konservativen Anschauungen bei, aber auch das Interesse des NS-Staats an der weiteren Entwicklung der Bergius-Verfahren im Rahmen der Autarkiepolitik, so dass er Staatsgelder für sein Unternehmen bekommen konnte. Bergius wurde Mitglied der NSDAP und lernte deren führende



Repräsentanten persönlich kennen. Am 10. April 1935, so eine Zeitung, wurde z. B. Hermann Göring von der Firma Bergin AG durch Dr. Bergius eine Marzipantorte überreicht, die unter Verwendung von Holzzucker, welcher in den Bergin-Werken aus Holz gewonnen wurde, hergestellt war. Im März 1939 hielt Bergius einen zusammenfassenden Vortrag über Holzverzuckerung vor dem X. Internationalen Chemischen Congress in Rom, den er als seinen letzten wissenschaftlichen Aufsatz veröffentlichte,“ schreibt Alexander Kipnis in seiner Kurzbiografie über Bergius in der „Landeskunde entdecken online Baden-Württemberg“. 1)

„Seine Leistung hatte in der Erfindung der Kohle- und Holzhydrierung, d. h. der Gewinnung von Kraftstoffen auf dem Weg der Verflüssigung, bestanden. Sie hatte das Naziregime in die Lage versetzt, auch nach dem Verlust der rumänischen Ölfelder 1944 den Krieg fortzusetzen.“ 2)

„Der II. Weltkrieg und der Zusammenbruch des Dritten Reiches wurden auch für Bergius fatal. Nach dem Krieg versuchte er sein Verfahren als Mittel zur Lösung des Nahrungsproblems im Ausland anzubieten, zuerst in Österreich, zuletzt 1947 in Argentinien.“ 1) Dort arbeitete er als Berater der Regierung Peróns für den Aufbau einer eigenen chemischen Industrie. Doch er konnte sein Projekt nicht mehr verwirklichen, denn er starb 1949 an Diabetes.

Quellen:

- 1) Alexander Kipnis: bergius, unter: [leo-bw.de/detail/-/Detail/details/PERSON/kg\\_biographien/118509500/Bergius+Friedrich+Carl+Rudolf](http://leo-bw.de/detail/-/Detail/details/PERSON/kg_biographien/118509500/Bergius+Friedrich+Carl+Rudolf)
- 2) Bernd Wulffen: Deutsche Spuren in Argentinien. Berlin 2010, S. 132.

- **Bergmannring**, Horn (1964): Paul Bergmann (1881-1951), Fleischer, Bürgerschafts- und Reichstagsabgeordneter (SPD), Redakteur

Nach dem Ersten Weltkrieg Mitglied der USPD, Reichstagsabgeordneter. In der Zeit des Nationalsozialismus zweimal gefangen genommen. Nach dem Zweiten Weltkrieg Mitglied der Bürgerschaft.

- **Bergmannstraße**, Langenhorn (1945): Ernst von Bergmann (1836-1907), Chirurg, verdient gemacht um Asepsis und Kriegschirurgie

Bergmann war in erster Ehe verheiratet seit 1866 mit **Hildegard Adelman** (1846 - 1868). In zweiter Ehe heiratete 1871 **Pauline Asbrand** genannt von Porbeck (1842 – 1917). Das Paar hatte einen Sohn.



- **Berkefeldweg**, Heimfeld (1957): *Johann Georg Heinrich Berkefeld (1783-1857), Stadtkämmerer aus Harburg*
  - **Berlepschweg**, Wilstorf ( (1950): *Wahrscheinlich benannt nach dem Sozialreformer und Handelsminister Freiherr Hans Hermann von Berlepsch (1843-1926)*
- Verheiratet seit 1876 mit **Franziska Freiin von Tiele-Winckler** (1857–1927). Das Paar hatte sieben Kinder.
- **Bernadottestraße**, Ottensen (1948): *Folke Bernadotte, Graf von Wisborg (1896-1948 ermordet), Präsident des schwedischen Roten Kreuzes, Vermittler der Vereinten Nationen in Palästina*

Siehe auch: Zassenhausweg, in Bd. 2.

Graf Folke Bernadotte, verheiratet mit der in der internationalen Friedensbewegung engagierten **Estelle, geb. Manville** (1904 USA-1984 Schweden), Vater von vier Kindern, von denen zwei 1934 und 1936 bereits im Kindesalter starben, und Vizepräsident des Schwedischen Roten Kreuzes, führte Anfang 1945 Verhandlungen mit dem Reichsführer SS, Heinrich Himmler, und setzte durch, dass alle norwegischen und dänischen Häftlinge noch vor Kriegsende aus den deutschen Konzentrationslagern ins neutrale Schweden gebracht werden konnten. Diese Aktion wurde mit so genannten weißen Bussen durchgeführt. 1)

Auch **Estelle Bernadotte** beteiligte sich an der Arbeit ihres Mannes beim Internationalen Roten Kreuz und bei der Planung der Rettungsaktion mit den „Weißen Bussen“. Nach der Ermordung ihres Mannes 1948, der als Vermittler in Palästina eingesetzt war, „um zwischen Israelis und Palästinensern zu verhandeln (...), übernahm Estelle Bernadotte die Vermittlung von Ralph Bunche als dessen Nachfolger und organisierte die Friedensbemühungen im Sinne ihres Gatten bis zum Eintreffen Bunches. Anschließend widmete sie sich von 1949 bis 1957 der Führung der schwedischen Pfadfinderinnen. Auf Bitten von Trygve Lie saß sie im Kriegsgefangenenausschuss der Vereinten Nationen. Sie engagierte sich für das Internationale Rote Kreuz und unterstützte UNICEF. Unter dem Namen ihres Mannes richtete sie eine Stiftung für gelähmte Kinder ein, welche sie später für weitere Behinderungen im Kindesalter ausweitete.“ 2)



Quellen:

- 1) Siehe dazu z. B. : [wikipedia.org/wiki/Rettungsaktion\\_der\\_Weißen\\_Busse](https://de.wikipedia.org/wiki/Rettungsaktion_der_Weißen_Busse) und Claudia Lenz: *Vom Heldentum zum moralischen Dilemma – Die ‚Weißen Busse‘ und ihre Deutungen nach 1945*, in: *Hilfe oder Handel? Rettungsbemühungen für NS-Verfolgte*. Bremen 2007, S. 68-80.
- 2) ([wikipedia.org/wiki/Estelle\\_Maville](https://de.wikipedia.org/wiki/Estelle_Maville) (Stand: 22.10.2014))

- **Bernhard-Nocht-Straße, St. Pauli (1928): Prof. Dr. Bernhard Nocht (1857-1943), Direktor des Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hafendarzt**

Siehe auch: Datenbank: [www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/](http://www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/)

Verheiratet seit 1897 mit **Wilhelmine Maria (Marie) Luise Dencker** (1871–1945). Das Paar hatte drei Kinder.

Bernhard-Nocht gehörte im November 1933 zu den Unterzeichnern des Bekenntnisses der Professoren an den deutschen Universitäten und Hochschulen zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat.<sup>1</sup>

Er war „Anhänger der Kolonialbewegung. Von 1922 bis 1925 war er Mitglied der rechtsliberalen Deutschen Volkspartei, die über einen starken kolonialrevisionistischen Flügel verfügte. Im ‚Dritten Reich‘ gehörte er dem Reichskolonialbund an.“<sup>1</sup>)

Bernhard Nocht und seine Frau nahmen sich 1945 das Leben. In ihrem Abschiedsbrief an ihre Kinder erklärten sie, sie fühlten sich dem Wiederaufbau nicht mehr gewachsen.

Quellen:

- 1) Wulf, Stefan: "Nocht, Bernhard" in: *Neue Deutsche Biographie* 19 (1999), S. 305-307 [Onlinefassung]; URL: <http://www.deutsche-biographie.de/ppn117586226.html>

- **Bernstorffstraße, St. Pauli (1948): Hartwig Ernst Graf von Bernstorff (1712-1772), dänischer Staatsminister und nach Andreas Peter Graf von Bernstorff (1735-1797), Staatsminister**

Hartwig Ernst war seit 1751 verheiratet mit **Charitas Emilie von Buchwald** (1733–1820). Die Heirat kam hauptsächlich wegen der Mitgift von Charitas Emilie. Das Paar hatte keine Kinder. Charitas Emilie war befreundet mit dem Dichter Klopstock (siehe: Klopstockstraße, in Bd. 2.)

Andreas Peter war seit 1763 verheiratet mit Henriette Katharina zu Stolberg-Stolberg (-1782). Das Paar hatte elf Kinder. Nach dem Tod seiner Frau heiratete





Andreas Peter B. ein Jahr später deren Schwester Augusta Louise zu Stolberg-Stolberg (1753-1835). Das Paar bekam ein Kind, welches mit drei Jahren verstarb. Der Nachwelt bekannt wurde Auguste Louise wegen ihres Briefwechsels mit Goethe (siehe: Goetheallee und Goethestraße, in Bd. 3 online). Sie ging als *Goethes Gustchen* in die Literaturgeschichte ein.

Vor ihrer Ehe mit Andreas Peter Graf von Bernstorff hatte sie seit ihrem 17. Lebensjahr im adeligen Kloster Uetersen, einem Stift für unverheiratete höhere Töchter gelebt.

Nachdem Augusta Louise Goethes *Die Leiden des jungen Werther* gelesen hatte und davon begeistert gewesen war, begann sie einen Briefwechsel mit Goethe. Er dauerte an bis 1782 . Persönlich lernten sie sich niemals kennen.

Nach dem Tod ihres Gatten wohnte Augusta hauptsächlich bei Verwandten, hielt aber regen Kontakt zu Verwandten und Freunden, so zu Lavater und Matthias Claudius (siehe: Claudiusstraße, Claudiusstieg, in Bd. 3 online).

- **Bernwardkoppel**, *Niendorf (1948): Bernward von Hildesheim (um 960-1022), Bischof*
- **Berthold-Schwarz-Straße**, *Rahlstedt (vor 1940): Berthold Schwarz (14. Jhd.), Erfinder des Schießpulvers*
- **Bert-Kaempfert-Platz**, *Barmbek-Nord (2008): Berthold Heinrich Kämpfert (1923-1980), Orchesterchef, Komponist, Produzent*

„(...) wäre Berthold, Sohn eines Malergesellen aus Barmbek, als sechsjähriger Buttjer nicht von einem Taxi angefahren worden, hätte seine Mutter niemals die 1929 immens hohe Versicherungsleistung von 500 Mark erhalten. Für diese Summe kaufte die gute Frau, felsenfest von der Musikalität ihres Sohnes überzeugt, ein Klavier. Nach intensiver Förderung kam Bert Kaempfert 1937 auf die Hamburger Musikhochschule. Dort studierte er Klavier, Klarinette, Saxophon und Akkordeon. Mit dem ‚Hans-Busch-Orchester‘ ging der 16-Jährige erstmals auf Tournee. Als jüngstes Orchestermitglied hatte er den Spitznamen ‚Fips‘. Die restlichen Stationen auf dem Weg vom bescheidenen Barmbeker Bürgermilieu zu Weltruhm sind Musikgeschichte.“ 1)



Als er während des Zweiten Weltkrieges bei einem Musikzug in Dänemark stationiert war, lernte er eine junge Dänin kennen. Aus dieser Verbindung bekam Kaempfert eine Tochter.

Nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft in Dänemark tingelte er mit seiner Big Band Pik Ass, die er in Gefangenschaft gegründet hatte, durch britische Offizierclubs in Hamburg und andere norddeutsche Städte.

1945 lernte er **Hannelore Winkler** ( gest. 1988) kennen. Da sie gut englisch sprach, übernahm sie die Moderation bei den Auftritten. Ein Jahr später heiratete das Paar. Bert und Hanne Kaempfert bekamen zwei Töchter.

Quellen:

1) Jens Meyer-Odewald: Ein Barmbeker Jung, in: Hamburger Abendblatt vom 16.10.2002.

- **Bertrand-Russell-Straße**, *Bahrenfeld* ( (1991): *Bertrand Russell (1872-1970), Mathematiker, Philosoph, Nobelpreisträger*

Bertrand Russell entstammte der englischen Aristokratie. Nach dem Tod der Eltern - die Mutter starb, als Bertrand Russell 1 ½ Jahre alt war, der Vater, als Bertrand Russell drei Jahre alt war - wurde er von seinen viktorianischen Großeltern aufgezogen, in erster Linie von seiner Großmutter (Großvater starb 1878), d. h. die Großmutter, religiös aber fortschrittlich in ihren Ansichten hinsichtlich der Wissenschaft und sozialer Gerechtigkeit, prägte den Jungen.

Während seines Mathematikstudiums lernte er **Alys Pearsall Smith** (1867-1951) kennen. Sie entstammte einer Quäkerfamilie. 1894 heirateten sie gegen den Willen von Russells Familie. 1902 trennte sich das Ehepaar. Russell ließ sich aber erst 1921 scheiden, weil er berufliche Nachteile durch die Scheidung befürchtete.

Als seine spätere zweite Frau **Dora Black** (1894-1986) schwanger wurde, reichte er die Scheidung ein und machte Dora einen Heiratsantrag. Doch die Autorin und Feministin Dora, die in der Ehe die sexuelle Freiheit beschränkt sah und außerdem die Ehe als Unterwerfungsinstrument der Frau unter den Mann betrachtete, wollte gar nicht heiraten und lehnte zuerst einmal Russells Heiratsantrag ab. Doch Russell, der Doras Einstellung zwar akzeptierte, wollte ein gemeinsames Kind und eine Familie. Das Paar bekam zwei Kinder. Für diese gründeten Dora und Bertrand Russell 1927 – das Paar war bis 1935 verheiratet - die libertäre Beacon Hill School. Nach der Trennung von ihrem Mann leitete Dora die Schule bis 1943 allein weiter.



Dora war politisch aktiv, setzte sich für die Rechte der Frauen ein, informierte Frauen über Empfängnisverhütung, war auch aktiv in der Friedensbewegung. Dora propagierte eine polygame Lebensweise und bekam, während sie noch mit Russell verheiratete war, mit dem Journalisten Griffin Barry noch zwei weitere Kinder (1930 und 1932).

Russell und Dora trennten sich 1932. Später arbeitete Dora von 1943 bis 1950 für das britische Informationsministerium.

1936 heiratete Russell das Kindermädchen seiner Kinder, Patricia Spence (1910-2004), die auch „Peter“ genannt wurde, weil ihre Eltern gerne einen Sohn gehabt hätten. Als Studentin an der Oxford Universität war sie von Russells zweiter Ehefrau Dora als Gouvernante angeheuert worden. Das Paar bekam einen Sohn, trennte sich 1949.

1952 heiratete Russell ein viertes Mal, dieses Mal die Literaturwissenschaftlerin **Edith Finch** (1900-1978). Diese Ehe hielt bis zu seinem Tod im Jahre 1970.

Politisch setzte sich Russell u. a. für Frauenrechte ein, so z. B. für das Frauenwahlrecht. Dazu merkt Rudolf Walter Leonhardt in der „DIE ZEIT“ vom 27.11.1992 kritisch an: „Er sieht die Welt der Moral in den Geschlechterbeziehungen von einem unverkennbar männlichen Standpunkt aus. Natürlich war Russell für die Frauenemanzipation, und das schon zu einer Zeit, als es noch lange nicht zum guten Ton gehörte. Im Jahr 1907 ließ er sich im Wahlkreis Wimbledon aufstellen als Parlamentskandidat einer Nationalen Union der Gesellschaften für das Frauenwahlrecht. Später sagte er einmal, sein Auftreten gegen den Kriegsdienst sei auf weniger erbitterten Widerstand gestoßen als sein Eintreten für die Rechte der Frauen. Seine Unfähigkeit, die Welt mit den Nerven einer Frau zu erleben, ist Ausdruck einer bei ihm sonst eher ungewöhnlichen Phantasielosigkeit. Anders gesehen: Es fiel ihm wohl schwer, die Welt anders als mit dem überdimensionalen Verstand und den heftigen, wenn auch gebändigten Gefühlen eines Bertrand Russell zu verstehen, und der hatte ausschließlich männliche Hormone. Darüber hinaus ist freilich der liebende Umgang mit emanzipierten Frauen für viele Männer noch heute ein ungelöstes Problem. Bertrand Russell kann ihnen kein Vorbild sein, aber ein Beispiel geben, zuweilen abschreckend, zuweilen ermutigend.“ 1)

Quellen:

- 1) Rudolf Walter Leonhardt: betrand Russell: zwischen Mathematik und dem Atomtod. Sie Sehnsucht nach Liebe, in: DIE ZEIT vom 27.11.1992. unter: [www.zeit.de/1992/49/die-sehnsucht-nach-liebe](http://www.zeit.de/1992/49/die-sehnsucht-nach-liebe)



- **Berzeliusstraße**, *Billbrook (1914): Jöns Jakob Freiherr von Berzelius (1779-1848), Chemiker*
- **Beselerplatz**, *Groß Flottbek (1897): Wilhelm Hartwig Beseler (1806-1884), Politiker, Präsident der provisorischen Regierung in Schleswig-Holstein, Mitglied der Nationalversammlung in Frankfurt*
- **Beselerstraße**, *Groß Flottbek (1897), siehe: Beselerplatz.*
- **Besselstraße**, *Wilstorf (1914): Heinrich von Bessel (1603-1671), Kanzler, fürstlicher Beamter in Harburg*
- **Bessemerweg**, *Bahrenfeld (1950): Sir Henry Bessemer (1813-1898), Ingenieur. Erfinder der Bessemerbirne*
- **Bieberstraße**, *Rotherbaum (1893): Johann Bieber (1799-1856), Oberspritzenmeister, verdienstvoll beim Großen Brand 1842 in Hamburg gewirkt*
- **Biedermannplatz**, *Barmbek-Süd (1947): Adolf Biedermann (1881-1933), Bürgerschaftsabgeordneter, sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter*  
„Bei der Reichstagsabstimmung über das Ermächtigungsgesetz am 25.3.1933 stimmte er mit seiner Fraktion mit ‚Nein‘. Am 11. Mai 1933 wurde er tot neben der Bahnstrecke bei Recklinghausen aufgefunden; er hatte am Abend zuvor die Reise mit dem Zug von Köln nach Hamburg angetreten. Auch wenn die genaue Todesursache unklar blieb, wurde sein Tod von der Hamburger Sozialdemokratie und Kommunisten den Nationalsozialisten angelastet. (...) Eine Obduktion wurde nicht durchgeführt und seine Witwe plädierte aus wirtschaftlichen Gründen auf



einen Unglückfall. Selbstmord oder Mord konnten oder sollten nicht nachgewiesen werden, so wurde seiner Witwe eine Entschädigung zugesprochen.“ (wikipedia, Stand: 8.9.2013).

- **Biehlweg, Wandsbek (1965):** *Wilhelm Biehl (1875-1962), Stadtverordneter in Wandsbek von 1919-1933*
- **Bielfeldtstraße, Ottensen (1951):** *August Bielfeldt (1874-1948), Rektor, Stadtverordneter in Altona*  
1933 Vorsitzender der Kreislehrerkammer Altona.
- **Biesterfeldweg, Nienstedten (1950):** *Wilhelm Ernst Biesterfeld (1880-1964), Grundeigentümer, Kaufmann*
- **Billrothstraße, Altona-Altstadt/Altona Nord (1950):** *Prof. Dr. Theodor Billroth (1829-1894), Chirurg*  
Verheiratet seit 1858 mit **Christine (Christel), geb. Michaelis**. Das Paar hatte drei Töchter.
- **Binderstraße, Rotherbaum (1892):** *Dr. Nicolaus Binder (1785-1865), Bürgermeister (1855-1861), Senator (1823)*
- **Birckholtzweg, Farmsen-Berne (1967):** *Jonny Birckholtz (1877-1937), Gemeindevorsteher in Farmsen (SPD)*  
1946 eröffnete die Arbeiterwohlfahrt in Farmsen das Jonni-Birckholtz-Heim.



- **Birrenkovenallee**, *Rahlstedt (vor 1949): Willy Birrenkoven (1865-1955), Opernsänger*

Willy Birrenkoven war in erster Ehe von 1892 bis zu ihrem Tode 1903 mit der Sopranistin Anna Slach verheiratet. Sie war in Düsseldorf und Köln aufgetreten. Gemeinsam mit ihrem Mann ging sie auf Nordamerika-Tournee und trat an der Metropolitan Oper New York auf.

- **Birtstraße**, *Wandsbek (1947): Prof. Theodor Birt (1852-1933), Altertumsforscher, Rektor der Universität Marburg*

Theodor Birt schrieb 1932 das Buch „Frauen in der Antike“. Darin heißt es in der Einleitung: „Die Auslese wird freilich nur spärlich sein. Denn die Schriftsteller jener alten Zeiten liefern fast nur Männergeschichte mit Strategen und Demagogen, Senatsherren, Königen und Kaisern. Auch das Mittelalter macht es noch nicht anders; da kommen die Prälaten und Ordensstifter und Scholastiker hinzu. Die Frauen tauchen in all den Händeln nur wie ein flüchtiges Wetterleuchten auf, das den Wolkenhimmel lichtet, oder wie wenn ein Scheinwerfer, sich verirrend, einmal in eine Frauenstube leuchtet.

Mit den Römerinnen steht es nicht ganz so ungünstig; denn sie waren Okzidentalinnen wie unsere deutschen Frauen, und von den Agrippinen und Messalinen Roms trägt wohl mancher ein Erinnerungsbild in sich, oder doch ihr Name klingt in uns an, als wüßten wir von ihnen. Auch für die Historiker Tacitus und Sueton ist die Geschichte freilich nur Männerwerk; aber als wirksames Intermezzo machen sie uns gleichwohl jene Kaiserinnen schreckhaft lebendig.

Aber es sind doch nur sie, und es sind doch nur die Ausgearteten ihrer Rasse.

„Biographien“ antiker Frauen gibt es überhaupt nicht. Die Schriftgattung der Biographie war im Altertum nur ein jüngerer Ableger der Geschichtsschreibung, und daraus erklärt sich alles. So war es bei den Griechen; so blieb es auch in Rom. Die Königinnen und Kaiserinnen hätten es im Grunde so leicht gehabt, durch Drohung oder durch gutes Geld Schriftsteller zu gewinnen oder zu nötigen, [Fußnote] ihr Lebensbild für die Zukunft zu verewigen. Es wäre damals im Buchhandel reißen abgegangen, und auch noch heute stünde es nicht anders. Warum taten sie es nicht? War es Bescheidenheit? oder hatten sie zu viel zu verbergen? Die Kaiserin Agrippina, die ich nannte, Neros Mutter, hat in der Tat selbst Memoiren geschrieben, und sie gingen um. Sie gab da wirklich ihren Lebenslauf, aber nur als Rahmen für den Klatsch aus der hohen Gesellschaft der Kaiserstadt, wie es die russische Kaiserin Katharina auch zu tun liebte, und sich selbst zu konterfeien, lag ihr fern.



Für die Griechinnen aber – und wir fragen jetzt zunächst nach den Griechinnen der sogenannten Idealzeit des klassischen Griechentums, jener Zeit, als die republikanischen Staatsverfassungen noch alle Schichten der Bevölkerung in Bewegung setzten – für diese Griechinnen ist das betrübende Wort bezeichnend, das von Perikles stammt: ‚Die beste Frau ist, von der man nicht redet.‘ Nichts charakteristischer als das; die Frauen soll das Geheimnis umgeben. Warum? Waren sie zu kostbar für die triviale Welt? Oder hatten auch sie schon Sünden zu verbergen?

Wer aber hat uns das Perikleswort erhalten? Thukydides ist es, der griechische Historiker führenden Charakters, der bis heute das Muster und Vorbild wissenschaftlicher Geschichtsschreibung im Sinne Leopold Rankes gewesen ist. Und siehe da, wer die acht Bücher des Thukydides durchliest, findet auf keiner Seite eine Frau erwähnt, auch wo wir ihre Nennung erwarten, mit der einzigen Ausnahme, daß einmal in der Stadt Argos ein Tempel in Brand geriet. Die Kränze, die man der Gottheit dargebracht hatte, waren mutmaßlich der Opferflamme zu nahe gekommen, und daran trug die Priesterin, die Verwalterin des Heiligtums, schuld.

Nur als Priesterinnen sind Frauen damals Staatsbeamtinnen gewesen; so auch in Rom die Vestalinnen, die Roms Lebenslicht, die Herdflamme der Göttin Vesta, hüteten. Auch als Priesterinnen der Liebesgöttin Aphrodite waren solche griechischen Frauen ehrwürdige Personen, [Fußnote] makellos auch die junge Hero, die in der Poesie weiterlebt und zu der in der romantischen Legende Leander, der Liebende, das wilde Meer durchschwamm. Sein Tod war ihr Tod; sie hatte, ihres Amtes vergessend, ihr Herz an ihn verloren.

Eifrig waren die Griechen seit Aristoteles bemüht, so wie man es auch heute versucht, aus der Körperbildung den Charakter der Menschen zu erklären. Man nannte das ‚Physiognomonik‘, und Reste dieser alten Studien liegen uns in zwei Bänden noch vor. [Fußnote] Aber auch sie enttäuschen uns schwer; denn auch da wird fast nur auf Männer acht gegeben, und wir hören, daß, wer frauenhaft weiche Haare hat, furchtsam ist; der Mann mit großen Ohren ist dumm und unverschämt, aber lebt lange; die aufgestülpte Nase deutet auf Rührseligkeit. Alle Körperteile werden so durchgenommen, vor allem aber der Ausdruck des Auges, wo wir erfahren, daß fröhlich blickende, graublaue Augen den Tapferen verraten; wer rein-blaue Augen hat mit feuchtem Glanz, ist ein guter Mensch. Steht einer vor dir mit weißem Teint, schwarzem Haar und dazu verquollenen, schwachen Augen, so wisse, das ist ein Wollüstling. Rollende Augen hat der Wüterich usw.

Nur einmal wird uns auch der Körper der Frau genau beschrieben. [Fußnote] Jeder lebenswürdige Ton fehlt da; aber wir hören doch, daß ihr Fleisch zarter



und weicher, ihre Füße schöner als beim Mann, daß ihr Teint durchgängig weiß, mitunter auch blaßdunkel zu sein pflegte, ihr Auge schwarz, tiefschwarz oder annähernd schwarz. Übrigens soll, wie es da heißt, auch manches, was vom Manne gilt, für sie mit gelten. Dies also dürfen wir im Sinn behalten, wenn im Verfolg meiner Erzählung bedeutende Frauen vor uns treten. Wenn die junge Königstochter Kleopatra, die, aus der Heimat vertrieben, durch List zu Julius Cäsar in den Palast gelangte, diesen großen Weltüberwinder beim ersten Anblick bis zur Unterjochung gewann, – wir dürfen uns denken: aus tiefschwarzem Auge hat ihn ihr Blick da getroffen, aber aus glitzernd lachendem Auge, wie es die Augen der siegreich werbenden Frauen sind. Rollende Augen aber sind die Augen der Wut? Die also standen der Furie Pheretime im Angesicht, als sie die Stadt Barka eingenommen, die Rebellen besiegt hatte und an deren Frauen die furchtbarste sadistische Rache nahm.

Sonst hören wir in jenen Schriften beiläufig noch, und zwar unter des Aristoteles Namen, daß die Frauen, obschon das schwächere Geschlecht, vordringlicher im Wesen seien. [Fußnote] Dies wird sich uns gelegentlich bestätigen. Heißt es jedoch zugleich, daß sie von Natur bösertiger als wir Männer, so scheint da ein beklagenswerter Misogyn zu sprechen, und keinesfalls soll uns weder er abschrecken, noch was wir von jener Pheretime gehört haben und noch hören werden.

Kommen wir zur Sache. Es handelt sich um Südländerinnen, deren Temperament anders als unseres ist – das ist vorauszuschicken – und um ein Volk, das, den Asiaten nächstbenachbart, ja selbst zum Teil auf der Küste Kleinasiens ansässig, unmittelbar und durch regsten Verkehr den Einflüssen des Orients ausgesetzt war.

Kulturvölker waren, wie die Griechen, auch die Lyder, die Perser und die Ägypter, die man mit zu den Asiaten zählte. Schon seit Urzeiten hatten sie alle nichts mehr mit den Primitiven gemein, den Negervölkern, die man im Innern Afrikas sah, bei denen die Frau nur wie ein Werkzeug verknechtet das Wasser schleppte, das Vieh hütete, den Acker pflügte, während der Mann umschweifend und herrenhaft auf Krieg und Raub ausging, auch jagte und fischte. Wo Städte, Großstädte und Königreiche im Stil der Pharaonen entstehen, ändert sich alles; die Klassen teilen sich; ein dienender Stand entsteht, und der Frau erwachsen andere Pflichten, die höher greifen. Das zeigt uns schon Homer, wenn er ins häusliche Leben der Kleinkönige im griechischen Lande uns Einblick gewährt.

Aber der vornehme Perser hatte seinen Harem, und auch bei den ägyptischen Großen ist die Vielweiberei, die sie bei den Negerhäuptlingen sahen, unanständig gewesen. Wie anders stand die griechische Ehefrau da! Für den Griechen war die Monogamie Gesetz, ob geschrieben, ob ungeschrieben, wie für den Römer





und Germanen. Nur selten wird die Kebse im Haus geduldet; aber es geht ihr schlecht, und sie ist rechtlos. Der Gatte hat die Gattin neben sich als Herrin im Haus, wie Odysseus die Penelope. Macht er sonst noch auf Weiber Jagd, muß er die Hetäre draußen suchen; ihr ist die Tür verschlossen; die Hausfrau hat den Schlüssel. Die Kebse aber wird zur Dienerin im Haus, im Ersatz des Sklaven. Sonst hat der Mann nur männliche Bedienung. [Fußnote]

Nun aber erhebt sich die Frauenfrage. Die Frage war ernst damals wie heut. Auch in Griechenland war das weibliche Geschlecht in beängstigender Überzahl; denn zu viele Männer starben weg, schon im Jünglingsalter. Das machten die Kriege, die jeder Sommer brachte, aber auch der Handel über See; auch er war Kampf; denn die Schiffe waren nicht so seetüchtig wie heute, und auch das Mittelmeer im Sturm griff nach dem Leben und verlangte seine Opfer. Die Frauen dagegen blieben daheim und starben nicht, wenn sie nicht an ihren Kindern starben. Das war Frauenlos. Die Göttin Artemis gab zwar acht; sie war die Hüterin und Helferin der Gebärenden. Nicht immer half sie, aber sie half doch oft, wenn sie gnädig gesonnen. Man mußte nur richtig beten. (...)

Vor etwa zwei Generationen war bei uns in Deutschland die Frauenfrage noch nicht laut geworden; es war fast noch so wie in Goethes Zeit; die ledigen Töchter machten sich im Elternhaus nützlich, soweit dies nötig, trieben sonst ihre Liebhabereien, wurden zu lieben Tanten, wenn sie alterten, und zeigten sich da in Rat und Tat oft doppelt nützlich. Erst die Not hat heut die Frauenberufe geschaffen. Die Frauenemanzipation setzte ein; die Suffragetten kamen mit dem Frauenstimmrecht, und unsere Töchter suchen nun ihr Brot als Diakonissen, in der Schreibstube und Apotheke, studieren und wachsen mit oder ohne Dokortitel hinein in den Ärzteberuf, sind juristischer Beirat oder Fabrikinspektorin oder sitzen als gewählte Volksvertreter in den Parlamenten.

Dies alles lag der Antike ganz fern. Man dachte radikaler oder barbarischer, faßte das Übel an der Wurzel, und nach des Vaters Entscheidung wurden, wie die Mißgeborenen, so auch die überflüssigen Töchter nach der Geburt ausgesetzt, mochte aus ihnen werden, was da wollte. Viele fielen so den Mädchenhändlern in die Hände und füllten die Bordelle. Man verkaufte die Töchter auch geradezu an die Besitzer solcher Frauenhäuser. Es kam auch vor, daß die Oheime in der Familie, die Hagestolz geblieben, unter Zwang die ledig gebliebene arme Nichte heiraten mußten. [Fußnote] Das alles war Herkommen; wir hören kaum von Tadel, und von einem Notzustand berufsloser Frauen wissen uns die betreffenden Instanzen, die im Altertum von Staat und Gesellschaft handeln, nichts mitzuteilen.“



- **Bismarckstein**, *Blankenese (1890): Fürst Otto von Bismarck (1815-1898), Reichskanzler*

Siehe auch: Augustenpassage, in Bd. 2.

Das Deutsch-Ostafrika-Denkmal am Sachsenwald auf dem Privatgelände der Familie von Bismarck zeigt einen weißen Soldaten und einen Askari, der ihm dient. „Bismarck selbst hatte wenig Freude an den deutschen Kolonialerwerbungen. Noch 1889, kurz vor seiner Abdankung, versuchte er den Hamburger Senat zu bewegen, sich an der Verwaltung des deutschen Kolonialbesitzes zu beteiligen. Doch davon wollten die Hanseaten nichts wissen. Die hohen Kosten für die Verwaltung der Kolonien, die Errichtung einer Infrastruktur für den Handel und den Unterhalt einer kolonialen ‚Schutztruppe‘, die dem Handel militärisch den Weg ins Innere Afrikas bahnte, das überließ man lieber dem Reich. Die Lasten des Kolonialsystems wurden vom Staat und von den Steuerzahler(inne)n getragen – vor allem aber von der afrikanischen Bevölkerung in den Kolonien, die mit ihrem Land, ihrer Arbeitskraft und ihrer Freiheit bezahlte. (...)“, schreibt Heiko Möhle in seinem Kolonial-Spaziergang, veröffentlicht in: Hamburg: 20 thematische Spaziergänge. Hamburg 2009, S. 187f. (Siehe auch im Internet unter: „ Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum – Personen“.)

An Bismarcks Leben hatten verschiedene Frauen Anteil. In ihrer Studienarbeit „Bismarck und die Frauen“ gehen Maxi Pöttsch und Maria Palaschewsky der Frage nach, welchen Einfluss Frauen auf Bismarcks Leben hatten. Beginnen wir mit der **Mutter Louise Wilhelmine Mencken**. Sie „gab Otto im Alter von sechs bis zwölf Jahren in die Plamnsche Lehranstalt. (...) In dieser Zeit fand er kaum mütterliche Beachtung und er erinnerte sich stets ungerne und meist mit Bitterkeit an diese Zeit. (...) Die Mutter wählte für ihren Sohn die Universität Göttingen aus und wollte, dass er das Studium erfolgreich abschließt, um der Familie Ehre zu machen. (...) Zeit ihres Lebens dominierte sie ihren Sohn und versuchte, ihm viele Entscheidungen abzunehmen und seine beruflichen Wege zu lenken“. 1)

Erst nachdem die Mutter 1839 gestorben war, fühlte sich Bismarck frei. „Die Beziehung zu seiner Mutter wurde nach Klußmann [Rudolf Klußmann: Bismarck im Licht der Psychosomatik: Macht und Ohnmacht des ‚Eisernen Kanzlers‘, Lengerich 2004, S. 30] als sehr ambivalent charakterisiert, da er sie ablehnte und zugleich bewunderte.“ 2).

Ein liebevolles und sehr vertrauensvolles Verhältnis hatte Bismarck zu seiner **Schwester Malwine** (1827-1908). „Der Schwester vertraute er sich nicht nur in privaten, sondern auch in vielerlei politischen Angelegenheiten an (...).“ 3) Waltraut Engelberg analysiert: „Warum fand diese Malle in den Augen Bismarcks so viel Nachsicht? Vorsicht ist geboten bei Erklärungsversuchen, doch es ist wohl



anzunehmen, dass er Ähnlichkeiten mit der Mutter bei ihr sah. Malwine war elegant und weltläufig, sie hatte Geschmack und begriff offensichtlich auch Bismarcks Probleme. Sie kannte den Lebensstil auf dem Lande, wusste sich aber auch in der Gesellschaft zu bewegen. Ihr Stolz fand Befriedigung darin, einen berühmten Bruder zu haben, und der fühlte sich von ihr verstanden und nicht kujoniert wie einst von der ehrgeizigen Mutter.“ 4)

Vor und auch während seiner Ehe soll Bismarck sich als so genannter Lebemann manch nette Stunde gemacht haben. Biographen sprechen von zahlreichen Affären, die er gehabt haben soll. Maxi Pötzsch und Maria Palaschewsky schreiben dazu: „Der unermüdliche und unterbewusste Drang nach Anerkennung, nicht nur nach Geborgenheit, trieb Otto von Bismarck sein Leben lang in die Arme unzähliger Frauen. So hatte er bereits in seinen Jugendjahren Beziehungen zu mehreren Frauen, an denen er meistens ‚Attraktivität, Lebendigkeit, Intelligenz und Repräsentative schätzte‘. Pflanze [ nach Pflanze, Otto: Bismarck, Band 1: Der Reichsgründer, München 1997, S. 59] ist jedoch der Meinung, dass die Langeweile der Arbeit als Verwaltungsfachangestellter, Bismarck zu seinen vielen Liebesabenteuern trieb.“ 5)

Geheiratet hat Bismarck 1847 **Johanna von Puttkamer** (1824-1894). „ ‚Sie umsorgte ihn fortan als sein Schutzengel, (...) als der gute Geist seiner Häuslichkeit, ganz Weib wie er ganz Mann. Sie war und blieb fremd in seinem Lebenslement, der Politik; aber sie ging mit ihm in all seinem Lieben und Hassen und tat ihm dadurch in tiefer Seele wohl.‘ [Arnold Oskar Meyer: Bismarck: Der Mensch und der Staatsmann. Stuttgart 1949, S. 46f.] Johanna mischte sich nicht in seine politischen Arbeiten ein und nahm keine Wertungen über das politische Handeln Bismarcks vor. ‚Aber ihres Mannes politische Gegner waren ihr ein persönlicher Greul, viel mehr als ihm selber.‘ [ Petrich Hermann: Bismarck und Pommern. 50 Bismarckgeschichten aus seinen pommerschen Tagen. Hagenow 2007, S.85].“ 6)

Bismarck selbst schrieb einmal an seine Frau, warum er sie geheiratet habe: „(...) ich habe Dich geheiratet, um Dich in Gott und nach dem Bedürfnis meines Herzens zu lieben und um in der fremden Welt eine Stelle für mein Herz zu haben, die all ihre dürren Winde nicht erkälten und an der ich die Wärme des heimatlichen Kaminfeuers finde, an das ich mich dränge, wenn es draußen stürmt und friert; nicht aber, um eine Gesellschaftsfrau für andre zu haben.“ 7)

Das Ehepaar Bismarck bekam drei Kinder. Über seine Gefühle als Vater und Ehemann, der oft nicht zu Hause sein konnte, weil er seinen politischen Geschäften in Berlin nachgehen musste, schrieb er einmal: „Das Herz eines Ehemannes und Vaters, wenigstens das meinige in diesem Verhältnissen, paßt nicht in das Treiben der Politik und Intrigue.“ 8)



Und Waltraut Engelberg schreibt über das Eheleben der Bismarcks: „Im Gegensatz zu seiner neun Jahre jüngeren Frau, die sich ständig in Pflicht- und Pflegeeifer verzehrte, beherrschte Bismarck die Kunst, sich zu entspannen. Vorzüglich gelang ihm das bei der Jagd (...).“ 9)

Unter dem Tod seiner Frau Johanna litt Bismarck sehr, empfand alles als öde und leer und zog sich nach Friedrichsruh zurück. Seine Tochter Marie folgte ihm mit ihrer Familie, um ihn nicht allein dort leben zu lassen.

Quellen:

- 1) Maxi Pöttsch, Maria Palashevsky: Bismarck und die Frauen. Studienarbeit Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald. SS 2010, S. 4f.
- 2) Maxi Pöttsch, Maria Palashevsky, a. a. O., S. 5.
- 3) Maxi Pöttsch, Maria Palashevsky, a. a. O., S. 6.
- 4) Waltraut Engelberg: Das private Leben der Bismarcks. München 2014, S. 125.
- 5) Maxi Pöttsch, Maria Palashevsky, a. a. O., S. 7.
- 6) Maxi Pöttsch, Maria Palashevsky, a. a. O., S. 15.
- 7) Zit. nach: Engelberg, a. a. O., S. 47.
- 8) Zit. nach: Waltraut Engelberg: Otto und Johanna von Bismarck. Berlin 1990, S. 42.
- 9) Waltraut Engelberg: Das private Leben, a. a. O., S. 63.

- **Bismarckstraße**, Eimsbüttel ( 1869), siehe: Bismarckstein.
  
- **Bissingstraße**, Harburg (1950): *Baron Ferdinand von Bissing, ließ ab 1835 den als Exerzierplatz benutzten Schwarzenberg als Parklandschaft anlegen*
  
- **Bittcherweg**, Wilstorf ( 1984): *Herbert Bittcher (1908-1944), Mitglied der SPD, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus*

Siehe auch: Catharina-Fellendorf-Straße (Herbert Bittcher war ein Verwandter von Katharina Fellendorf), Katharina-Jacob-Weg und Maria-Terwiel-Kehre, in Bd. 2.

Stolperstein vor Lönsstraße 35.

Der Vater des Arbeiters und späteren Werkmeisters Herbert Bittcher war der Arbeiter Johann Bittcher, geb. am 23. Februar 1863 in Groß-Taroschnitz in der damaligen preußischen Provinz Posen. Dessen Frau Emilie Hastmann wurde am 17. März 1871 in Hamburg geboren.



Herbert Bittcher war Sozialdemokrat. 1925 trat er der Jugendorganisation des Reichsbanners bei, 1928 der SPD. Am 22. Juni 1933 verbot Innenminister Wilhelm Frick (NSDAP) der SPD und allen sozialdemokratischen Unterorganisationen jede politische Betätigung. Die Abgeordnetenmandate der SPD verfielen, das Vermögen der Partei wurde eingezogen. Herbert Bittcher blieb auch nach dem Verbot der SPD seiner Gesinnung treu. Einige Sozialdemokraten in Harburg gingen in den Widerstand. Ob auch Herbert Bittcher dabei war, wissen wir nicht. 1941 trat er in die NSDAP ein; vermutlich musste er das, wollte er nicht seine Arbeit verlieren.

Herbert Bittchers Adressen lauteten (1922) Werderstraße 79 (heute: Gruppenstraße), ab 1926 in Wilstorf Lönsstraße 35. Hier wohnten auch zwei seiner Brüder, Alfred Bittcher, geb. am 14. Juni 1903, und Georg, geb. am 5. Juli 1909.

Am 14. Oktober 1933 heiratete Herbert Bittcher Olga Skreb, geb. am 8. August 1908 in Harburg. Sie zogen im November in die Dürerstraße 56 (heute: Flebbestraße), dann am 10. Mai 1935 in die Klaus-Groth-Straße 6 (heute: Freudenthalweg). Aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor. Der erste Sohn Herbert Johann Bittcher wurde am 26. Februar 1936 geboren. Als sie später erneut Nachwuchs erwarteten, zogen sie 1942 oder 1943 wieder in die Lönsstraße 35. Am 13. Dezember 1942 wurde ihre Tochter Margret geboren.

Im Mai 1942 sprangen eine Kommunistin und drei Kommunisten, die in der Sowjetunion im Exil lebten, über Ostpreußen mit dem Fallschirm ab. Sie hatten den Auftrag, Kontakt zur Berliner Widerstandsorganisation um Harro Schulze-Boysen und Arvid Harnack aufzunehmen. Einer der Fallschirmspringer verletzte sich schwer und beging beim Herannahen der Polizei Suizid. Ein weiterer wurde festgenommen.

Nur Wilhelm Fellendorf und Erna Eifler gelangten nach Berlin, obwohl sie von der Gestapo fieberhaft gesucht wurden. Die Kontaktleute, die sie in Berlin aufsuchen sollten, waren aber bereits in Haft. So schlugen sie sich nach Hamburg durch, wo Wilhelm Fellendorf Verwandte hatte. Katharina Fellendorf, seine Mutter, versteckte die beiden. Herbert Bittcher, der als Werkmeister bei den Phoenix-Gummiwerken arbeitete, war ein Cousin von Wilhelm Fellendorf. Auch er beherbergte zeitweise Fellendorf und Erna Eifler. Auf der Phoenix existierte eine Zelle der Widerstandsorganisation um Bernhard Bästlein, Franz Jacob und Robert Abshagen. Dazu gehörten Wilhelm Milke und Karl Kock (siehe: Karl-Kock-Weg, in Bd. 3 online). Mit ihrer Hilfe gelang es, Kontakte zur Hamburger Leitung der Widerstandsorganisation aufzunehmen, um Wilhelm Fellendorf außer Landes nach Skandinavien zu bringen. Auch Bernhard Bästlein selbst traf sich mit Fellendorf. In der großen Verhaftungswelle gegen die Bästlein-Organisation



im Oktober 1942 wurden auch Herbert Bittcher und Wilhelm (Willy) Milke auf der Phoenix von der Gestapo festgenommen.

Herbert Bittcher kam am 17. Oktober ins Gestapo-Gefängnis Fuhlsbüttel und am 30. März 1943 ins Untersuchungsgefängnis am Holstenglacis. Von dem Gestapo- und SS-Mann Henry Helms wurde Bittcher so brutal geschlagen, dass er bewusstlos wurde. Nach den Gomorrha-Luftangriffen im Juli 1943 bekam er Hafturlaub, wurde aber bald erneut festgenommen. Untertauchen konnte er nicht, weil die Gestapo in diesem Fall seine Frau in Sippenhaft genommen hätte.

Gegen insgesamt neun Widerstandskämpferinnen und -kämpfer, die den beiden Fallschirmspringern geholfen hatten, prozessierte der „Volksgerichtshof“ in Berlin. Dazu gehörten auch Herbert Bittcher und Wilhelm Milke. Sie wurden zu diesem Zweck nach Berlin überstellt, Herbert Bittcher am 12. November 1943 nach Alt-Moabit und dann ins Zuchthaus Berlin-Tegel. Den Vorsitz der Verhandlung gegen Herbert Bittcher, Wilhelm Milke und Wilhelm Fellendorfs Mutter Katharina am 12. Januar 1944 hatte Blutrichter Roland Freisler übernommen. Alle drei wurden zum Tode verurteilt. Wilhelm Milke wurde am 12. Januar, also am Abend des Todesurteils, in seiner Zelle in Tegel tot aufgefunden, Herbert Bittcher am 22. Januar. Der Gefängnispfarrer hatte noch in einem Schreiben an Olga Bittcher angeregt, dass ihr Mann ein Gnadengesuch einreichen sollte. Er wurde auf dem Berliner Friedhof Marzahn bestattet. Katharina Fellendorf wurde am 31. März in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Text: Hans-Joachim Meyer, entnommen aus der Datenbank [www.stolpersteine-hamburg.de](http://www.stolpersteine-hamburg.de)

Quellen:

VVN-BdA Harburg (Hrsg.): Die anderen. Widerstand und Verfolgung in Harburg und Wilhelmsburg. Zeugnisse und Berichte 1933-1945, 6. erweiterte Aufl. überarbeitet von Christian Gotthardt und Hans-Joachim Meyer. Hamburg-Harburg 2005; Ursel Hochmuth, Gertrud Meyer: Streiflichter aus dem Hamburger Widerstand 1933-1945. Hamburg 1969; VVN-BdA Harburg (Hrsg.): Stumme Zeugen. Wegweiser zu Stätten von Widerstand und Verfolgung in Harburg und Wilhelmsburg 1933-1945. Redaktion: Hans-Joachim Meyer, Christian Gotthardt. Hamburg-Harburg 1993; Ursel Hochmuth: Niemand und nichts wird vergessen. Biogramme und Briefe Hamburger Widerstandskämpfer 1933-1945. Eine Ehrenhain-Dokumentation in Text und Bild. Hamburg 2009; Staatsarchiv Hamburg (StaH), 242-1-II Gefängnisverwaltung II; StaH, 332-8 Meldewesen, A46; StaH, 339-1-II Polizeibehörde II, Abl. 18.9.1984 Bd. 3; StaH, Adressbücher Harburg-Wilhelmsburg und Hamburg; VVN, Komitee-Akten; Anklageschrift Herbert Bittcher, Privatbesitz; Heyl/Maronde-Heyl, Abschlussbericht; Totenliste VAN.

- **Björnsonweg, Blankenese (1967):** *Björnstjerne Björnson (1832-1910), norwegischer Dichter*



Björnson betätigte sich auch politisch und forderte u. a. Religionsfreiheit und die Rechte der Frauen und Arbeiter.

Björnson war seit 1858 mit **Karoline Reimers** (1835-1934), einer norwegischen Schauspielerinn, verheiratet. Sie unterstützte ihren Mann – auch beim Verfassen seiner Werke und Artikel - und stand Modell für einige seiner literarischen Frauenfiguren. Einige seiner Gedichte widmete er seiner Frau. Das Paar bekam sechs Kinder, von denen eins im Alter von einem Jahr verstarb.

Als Björnson Anfang fünfzig Jahre alt war, soll er eine Affäre mit der 17-jährigen **Guri Andersdotter** (gest. 1949) gehabt haben. Aus dieser geheim gehaltenen Verbindung entstammte der Sohn Anders Underdal (1880-1973).

- **Blehschmidtstraße**, Nienstedten (1951): Adolf Blehschmidt (1842-1923), Brauerbesitzer, verdient gemacht um das Gemeinwohl, Straßenbau, Sielbau
- **Bleckering**, Horn (1964): *Heinrich Blecke (1878-1956), ürgerschaftsabgeordneter*
- **Bleickenallee**, Ottensen (1950): *Matthias Bleicken (1835-1900), Bürgermeister von Ottensen*
- **Blinckmannweg**, Rahlstedt (1957): *Johann Jacob Hermann Blinckmann, Bauernvogt in Altrahlstedt von 1813-1835*
- **Blockweg**, Bergedorf (1979): *Dr. Ing. Fritz Block (1889-1955), Architekt*  
Fritz Block war jüdischer Konfession und emigrierte 1938 mit seiner Frau nach Los Angeles. Dort war nicht wieder als Architekt tätig, sondern arbeitete als Fotograf.



- **Blohmstraße, Harburg (1867):** *Johann Heinrich Blohm (1799-1858), Baurat und Wasserbaudirektor*
- **Blomeweg, Rahlstedt (1950):** *Heinrich Blome, von 1596-1600 Amtmann in Trittau*
- **Blostwiete, Horn (1945):** *Wilhelm Blos (1849-1927), Reichstagsabgeordneter. Journalist, Schriftsteller, erster Staatspräsident des republikanischen Württemberg*

In Hamburg arbeitete Wilhelm Blos als Redakteur beim „Hamburg-Altonaer-Volksblatt“. Ebenfalls in Hamburg gründete er die Satirezeitschrift „Der Wahre Jacob“.

Verheiratet war Wilhelm Blos mit **Anna Blos** (1866-1933), Tochter eines Oberstabsarztes 1. Klasse. Sie studierte Geschichte, Literatur und Sprachen, wurde Oberlehrerin, gründete den Verband der Stuttgarter Hausfrauen und fungierte als erste Frau in Deutschland als Schulrätin. Sie war Mitglied des württembergischen Landesvorstands der SPD und Mitglied der Weimarer Nationalversammlung 1919/20.

- **Blosweg, Horn (1945),** siehe: Blostwiete.
- **Blücherstraße, Altona-Altstadt/Altona-Nord (1842):** *Conrad Daniel Graf von Blücher (1764-1845), Oberpräsident von Altona, Ehrenbürger Hamburgs*  
Blücher war seit 1794 mit **Manone d’Abbestée** (1770 - 1852) verheiratet. Das Paar hatte zwei Kinder.
- **Bobzienweg, Bergedorf/Lohbrügge (1968):** *Franz Bobzien (1906-1941), Lehrer von Jugendgruppen, Mitglied der SPD, später der SAPD/SJVD, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus*





Der aus einer Angestelltenfamilie stammende Bobzien war im Deutschen Republikanischen Pfadfinderbund (existierte von 1927-1934) aktiv und absolvierte zunächst eine kaufmännische Lehre. 1926 trat er der Sozialistischen Arbeiterjugend SAJ und der SPD bei, später auch dem Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Neben der Arbeit besuchte Bobzien Abendkurse, um sich auf das 1927 erfolgreich bestandene Abitur vorzubereiten. Als Werkstudent nahm er ein Studium der Pädagogik, Geschichte und Philosophie an der Universität Hamburg auf. Vier Jahre später legte er seine Lehrerprüfung ab und begann, an einer Hamburger Volksschule zu unterrichten. Als Lehrer vertrat er moderne und reformerisch-pädagogische Konzepte, zudem engagierte er sich in der Kinderfreunde-Bewegung, die Freizeitaktivitäten für Arbeiterkinder organisierte.

1926 wurde Franz Bobzien SPD-Mitglied. Als überzeugter Antimilitarist geriet er in einen immer stärkeren Widerspruch, als die SPD in der Regierung den Bau von Panzerkreuzern vorantrieb. 1931 trat er daher aus der SPD aus, um sich der neu gegründeten Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands SAPD anzuschließen. Er wurde in den reichsweiten Vorstand von deren Jugendverband SJVD gewählt. Über diese Arbeit lernte er auch Willy Brandt [siehe: Willy-Brandt-Straße] kennen, mit dem er freundschaftlich verbunden war und den er häufiger in Lübeck besuchte. Nachdem Bobzien im April 1932 erfolglos für die Hamburger Bürgerschaft kandidiert hatte, wurde er am 10. Mai 1932 unter dem Vorwurf, wehrkraftzersetzende Flugblätter an der Hamburger Universität verteilt zu haben, für sieben Monate in Untersuchungshaft genommen und aus dem Schuldienst entfernt. Das Verfahren wurde wieder eingestellt, und Bobzien kam Anfang Januar 1933 auf freien Fuß.

Nach dem Machtantritt der NSDAP, dem Reichstagsbrand und der darauffolgenden Illegalisierung der SAPD musste er Anfang März 1933 untertauchen. Er nahm am Untergrundparteitag der SAPD am 12. März 1933 in Dresden teil, stimmte dort mit der Mehrheit der Delegierten gegen den Auflösungsbeschluss der Vorstandsmehrheit und wurde in die illegale Reichsleitung gewählt. Dort war er für die Umstellung von SAPD und SJVD in Hamburg und Schleswig-Holstein auf die Untergrundarbeit zuständig. Ende Mai 1933 floh Bobzien nach Kopenhagen, wo er mehrere antifaschistische Broschüren verfasste, den Transport illegaler Literatur nach Deutschland organisierte und Aufklärungsarbeit in der dänischen Arbeiterbewegung über die faschistische Gefahr leistete. Am 24. Februar 1934 nahm Franz Bobzien mit vier SJVD-Genossen, darunter Willy Brandt, an einer Konferenz linkssozialistischer und trotzkistischer Jugendorganisationen im niederländischen Laren teil. Nachdem die Konferenz von der Polizei aufgelöst und die Teilnehmer in Gewahrsam genommen waren, schob der rechte Bürgermeister van Nispen tot Sevenaer sowohl Franz Bobzien als auch alle anderen SJVD-Delegierten (bis auf Willy Brandt, der über gültige



norwegische Papiere verfügte) wegen fehlender Visa am 26. Februar nach Deutschland ab: In Emmerich wurden Bobzien und seine Genossen von der Gestapo verhaftet.

Wegen Hochverrats wurde Bobzien im September 1934 zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt, die er im Zuchthaus Bremen-Oslebshausen – wo er mit kommunistischen und sozialdemokratischen Mitgefangenen wie Harry Naujoks Widerstandsstrukturen aufbaute – und im KZ Esterwegen verbüßte. Nach dem Ende der Haftstrafe wurde er in das KZ Sachsenhausen verschleppt. Dort war er zeitweise Blockältester der „Jugendbaracke“. Unter schwierigsten Bedingungen kümmerte er sich um bis zu 120 polnische und tschechische jugendliche Gefangene; so organisierte er Deutschkurse für sie, da Deutschkenntnisse die Überlebenschancen im Konzentrationslager erhöhten. Ab Ende 1940 wurde Bobzien zu Bombenräumarbeiten in Berlin verpflichtet, hierbei kam er mit vier kommunistischen Mithäftlingen des KZ Sachsenhausen am 28. März 1941 ums Leben.

Erstmals 2014 benennen die Stadt Oranienburg und die Gedenkstätte Sachsenhausen ihren „Oranienburger Toleranzpreis“ nach Franz Bobzien.

Diese Informationen stellte Cornelia Göksu zusammen.

Quellen:

Dr. Horst Seferens, Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten sowie [www.oranienburg.de/Franz-Bobzien-Preis](http://www.oranienburg.de/Franz-Bobzien-Preis)

- **Bodelschwingstraße, Alsterdorf (1908): Friedrich von Bodelschwingh (1831-1910), Pastor, Gründer der „Anstalt“ Bethel**

Siehe auch: Augustenpassage, in Bd. 2.

Friedrich von Bodelschwingh war verheiratet mit seiner Cousine **Ida, geb. von Bodelschwingh** (1835-1894). Erzogen wurde Ida im christlichen Sinne mit dem Selbstverständnis, soziale Verantwortung zu übernehmen und Notleidende zu unterstützen. Sie erhielt Privatunterricht und erlernte das Klavier- und Orgelspiel. „Im Alter von 22 Jahren erkrankte Ida an einer schweren Depression. Ein langwieriges Magenleiden, das vermutlich nicht richtig behandelt worden war, brachte das sensible Mädchen aus dem seelischen Gleichgewicht. Auslöser für diese seelische Krise war aber auch die Tatsache, dass ihre Eltern die Verlobung mit einem jungen Offizier ablehnten. Es dauerte mehrere Monate, bis sich die Psyche des jungen Mädchens wieder erholt hatte. Ihre seelische Anfälligkeit begleitete sie jedoch zeitlebens.“ 1)



Als drei Jahre nach Idas seelischen Zusammenbruch ihr Cousin Friedrich zu Besuch kam, fand bereits einige Monate später die Verlobung der beiden statt. Friedrich B., der damals in Paris als Pastor für die deutschen Immigranten arbeitete, fühlte sich dort einsam und suchte deshalb eine Frau, die er ehelichen konnte. Schon länger dachte er dabei an Ida, die er schließlich schon seit Kindertagen kannte – und so heirateten die beiden 1861. Ida „war von allen ihren Geschwistern die Heiterste. Gerade weil sie von Jugend auf je und dann im Kampf mit der Schwermut lag, hatte sie, sobald der Angriff wieder überwunden war, etwas Befreites und Befreiendes. Da sie selbst viel gelitten hatte, sah sie schnell, wenn andere litten, und auch die Schwächen anderer entgingen ihr nicht. Aber je schärfer sie sah, je tiefer fühlte sie mit Gesunden und Kranken (...). Ida unterstützte ihren Mann, wo sie nur konnte. Vor allem bei Schreiarbeiten war Ida ihm zeitlebens eine große Hilfe, da ihr schriftliche Arbeiten sehr viel besser von der Hand gingen als ihrem Ehemann. Auch übernahm Ida die Verantwortung für die Kirchenmusik (...).“ 2)

Nach der Geburt des ersten Kindes erkrankte Ida an einer schweren Wochenbettdepression, genas davon aber nach einiger Zeit.

Das Paar bekam bis zum Jahre 1867 vier Kinder. Doch im Jahr 1869 passierte ihnen unendliches Leid. Alle vier Kinder erkrankten an Keuchhusten und Lungenentzündung und starben innerhalb weniger Tage. „Der Mutter fingen seit der Zeit die Haare an auszufallen und noch nach einem Jahr zitterte ihre Hand beim Schreiben. Oft stand sie schluchzend an den Gräbern und ihren Mann sah man eines Tages mit einem Brett und vier Pfählen zum Kirchhof gehen, um an der stillen Stelle, wo die vier Gräber lagen, eine kleine Bank zu machen, damit er dort mit der Mutter zugleich nachdenken könne, was Gott ihnen durch solches Leid sagen wollte.“ Noch im selben Jahr 1897 bekam das Ehepaar B. erneut ein Kind.

Wenn Friedrich B. auf seinen vielen Reisen war, vertrat ihn seine Frau in „Bethel“, wofür er sehr dankbar war. So schrieb er ihr einmal von einer Reise: „Der liebe Heiland wolle (...) dir Gnade geben, mit Sanftmut und Liebe Dein Amt auszurichten, das in meiner Abwesenheit als die Pastorin und Seelsorgerin, oberste Beraterin und Trösterin unserer Elendsgemeinde auf Dir liegt.“

Das Ehepaar Bodelschwingh bekam noch weitere drei Kinder, so dass Ida – gerade auch, weil ihr Mann sehr häufig auf Reisen war - eine Vielzahl von Arbeiten zu bewältigen hatte. Neben der Haus- und Mutterarbeit machte sie Krankenbesuche, bearbeitete die Post, schrieb und verfasste die vielen Dankesbriefe an die Spender, organisierte während der Abwesenheit ihres Mannes die Predigtdienste und hielt ihn brieflich auf dem Laufenden, auch hinsichtlich seiner Patientinnen und Patienten. Diese Überforderung durch die



viele Arbeit führte immer wieder zu Depressionsschüben. In solcher Stimmung half ihr die Musik, so setzte sie sich ans Klavier und spielte Bach. Ihr Ehemann versuchte, soweit es ihm möglich war, in solchen Zeiten keine Reise zu unternehmen und zu Hause zu bleiben, um mit seiner Frau in Wald und Feld viel spazieren zu gehen, damit sie wieder zur Ruhe kam.

1894 traten bei Ida Bodelschwingh Ausfallerscheinungen und Gedächtnislücken auf, die sich immer mehr verschlimmerten. Zuletzt befand sich Ida B. in einem Pflegeheim in Lemgo, wo sie 1984 verstarb.

Quellen:

- 1) Elisabeth Stiefel: Kleine Chronik großer Paare. Marburg 2009, S. 90.
- 2) Elisabeth Stiefel, a. a. O., S. 94.
- 3) Elisabeth Stiefel, a. a. O., S. 99
- 4) Elisabeth Stiefel, a. a. O., S. 102

- **Bodemannweg, Finkenwerder (1948): Friedrich Wilhelm Bodemann (1809-1889), Pastor auf Finkenwerder, Buchautor über Finkenwerder**

- **Bodenstedtstraße, Altona-Altstadt/Altona-Nord (1893): Friedrich von Bodenstedt (1819-1892), Dichter, Übersetzer und Lehrer orientalischer Sprachen**

Friedrich von Bodenstedt war seit 1850 verheiratet mit **Mathilde Osterwald** (1824-1902). Das Paar bekam zwei Töchter und einen Sohn.

Als Familienernährer entfaltete er eine nahezu rastlose Tätigkeit als Lyriker und Übersetzer. Doch trotz dieser Fürsorge für seine Familie musste nach seinem Tod die Restfamilie von der Schillerstiftung finanzielle Unterstützung annehmen.

- **Bodestraße, Bergedorf/Lohbrügge (1949): Wilhelm Bode (1860-1927), Pastor, förderte den Naturschutz, insbesondere den Naturschutzpark Lüneburger Heide**

Nachdem Bode 1884 in Dserwen in Kurland eine Hauslehrerstelle bei der Familie von Manteuffel angenommen hatte, lernte er dort seine zukünftige Ehefrau, die russische Lehrerin **Iraida Fadejew** kennen. 1888 heiratete das Paar und bekam zwischen 1889 und 1902 vier Kinder.

„1923 wurde Wilhelm Bode vom Konsistorium der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers wegen angeblicher Pflichtverletzung aus seinem Amt



entlassen. Das Konsistorium bezog sich hierbei unter anderem auf Vorwürfe eines außerehelichen sexuellen Verhältnisses Bodes mit Dora Heinrichs, der jungen Wirtin des Gasthauses zum Heidemuseum. Es ist bis heute ungeklärt, ob diese Vorwürfe der Wahrheit entsprachen oder ob es sich um gezielt gestreute Gerüchte von Landbesitzern und Bodenspekulanten handelte, die die Unterschutzstellung des Gebietes um den Wilseder Berg in den frühen 1920er Jahren intensiv bekämpften.“ 1)

Quellen:

1) wikipedia unter Wilhelm Bode (Stand: 14.5.2015)

- **Bodo-Sellhorn-Weg**, Kirchwerder (2014): *Bodo Sellhorn (1932-2007), Architekt, erwarb und renovierte das alte Zollenspieker Fährhaus und erweiterte die Anlage um ein Hotel zu einem neuen Gesamtkomplex; hoch verdient um den Erhalt des Charakters dieses historischen Ortes*
- **Böckelweg**, Ohlsdorf (1952): *Dr. Johannes Böckel (1535-1605), Stadtphysikus*  
Johannes Böckel war ein Kritiker der Hexenverfolgung. Er verfasste „zwei lateinische Stellungnahmen zu Aspekten des Hexen- und Zauberwesens bzw. zur zeitgenössischen Hexenverfolgungspraxis (..)“, die im Druck veröffentlicht wurden: den 1599 in Hamburg erschienenen *Tractatus de philtris*, eine Schrift über den Liebeszauber, und die 1589 gedruckte *Oratio funebris*, eine Leichenrede auf Herzog Julius, die kritische Äußerungen zu den Hexenverfolgungen enthält. Außerdem haben sich einige handschriftliche Aufzeichnungen erhalten, die belegen, daß Bökel sich darüber hinaus noch ausführlicher zu verschiedenen magischen Handlungen wie auch zum Hexenwesen zu äußern gedachte. Doch konnte er solche Äußerungen im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel ebensowenig veröffentlichen wie den bereits 1587 fertiggestellten *Tractatus de philtris*. Hauptsächlich für die Zensur der Bökelschen Schriften verantwortlich war die orthodox-lutherische Helmstedter Theologenfakultät. Sie kritisierte Bökels vorwiegend physiologische Betrachtung magischer Phänomene, die den Akzent auf deren natürliche Wirkungslosigkeit legte, weil ein solcher Ansatz den nach theologischer Auffassung maßgeblichen Beitrag des Teufels vernachlässigte.

Darüber hinaus erregte Bökels Kritik an den Hexenverfolgungen das Mißfallen des jungen Herzogs Heinrich Julius, der in der Hexenfrage eine Haltung einnahm,



die der seines Leibarztes genau entgegengesetzt war. Gerade zu Beginn seiner Regierungszeit trat Heinrich Julius als eifriger Hexenverfolger in Erscheinung, der keineswegs bereit war, eine Infragestellung seiner Ansichten hinzunehmen.

Von Bedeutung ist der Zensurfall Bökel deswegen, weil er sich in einem protestantischen Territorium ereignete. Damit kann die in der Forschung verbreitete These von der konfessionellen Spaltung der Hexendebatte differenziert werden, die davon ausgeht, daß protestantische Obrigkeiten toleranter im Umgang mit verfolgungskritischen Positionen gewesen seien. Aufgrund der Kontrolle durch die Zensur, die in protestantischen wie in katholischen Territorien gewährleistet war, konnte es auch für einen Protestanten schwierig sein, radikal verfolgungskritische Stellungnahmen zu veröffentlichen, wenn diese auf den Widerstand der theologischen Orthodoxie stießen bzw. den Ansichten des jeweiligen Landesherrn widersprachen. (...)

In der *Oratio funebris* hat Bökel sich mit dem Hexenwesen und der zeitgenössischen Strafpraxis kritisch auseinandergesetzt. Dabei betont er die Harmlosigkeit der Hexen und macht deutlich, daß er von der Verfolgungskritik des Johann Weyer beeinflusst ist. Ähnlich wie dieser nennt Bökel die Hexen melancholische, vom Satan über ihre magische Potenz getäuschte und verblendete Menschen, die die unter der Folter gestandenen Taten nicht begangen haben könnten, da ihre Zauberrituale keineswegs in der Lage seien, Schaden zu bewirken. Bökel begründet diese Einschätzung auch hier wieder unter Bezug auf die Gesetze der Physik, denen zufolge die von den Hexen verwendeten Zaubermittel keineswegs in der Lage seien, die intendierten Schädigungen hervorzubringen. Indem Bökel die Harmlosigkeit der Hexen in den Vordergrund stellt, kann er unter Rückgriff auf die juristische Tradition, die das Ausmaß des erfolgten Schadens zum wesentlichen Kriterium für die Strafmaßbestimmung erhob, ihre Hinrichtung für rechtswidrig erklären. Dabei artikuliert er Grundpositionen der protestantischen Superstitionskritik, wenn er behauptet, daß der Teufel nicht nur die Hexen über ihre angebliche Wirkungsmacht täusche, sondern auch die verfolgungseifrigen Obrigkeiten verblende. Viele Obrigkeiten seien vom Glauben an die Macht des Schadenzaubers derart eingenommen, daß sie die harmlosen Hexen mit Drohungen zu falschen Geständnissen zwingen, auf deren Grundlage diese dann zu Unrecht grausam bestraft würden.“ 1)

Quellen:

- 1) Kauertz, Claudia: Bökel, Johann. Aus: Lexikon zur Geschichte der Hexenverfolgung, hrsg. v. Gudrun Gersmann, Katrin Moeller u. Jürgen-Michael Schmidt, in: [historicum.net](https://www.historicum.net/purl/45zo2/), URL: <https://www.historicum.net/purl/45zo2/> (Stand: 14.5.2015)



- **Böcklerstraße, Horn (1964):** Hans Böckler (1875-1951), Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes

Nachdem Hans Böckler seine Lehre als Metallschläger beendet und 1892 auf Wanderschaft gegangen war, ging er nach seiner Rückkehr 1894 nach Fürth eine Lebensgemeinschaft mit der gleichaltrigen **Magdalena Barbara Müller** ein. Ein Jahr später, 1895, wurde das erste Kind, 1896 das zweite und 1898 das dritte Kind geboren. Erst 1899 konnte das Paar heiraten, da Böckler erst dann das Bürgerrecht erwerben konnte.

- **Böcklinstraße, Groß Flottbek (1910):** Arnold Böcklin (1827-1901), Maler

Arnold Böcklin heiratete 1853, als er in Rom studierte, **Angela Pascucci** (1836–1915), damals Waise und Klosterschülerin. Das Paar bekam vierzehn Kinder. Angela Böcklin wurde des Malers Modell. Helen Liebendörfer schildert in dem Roman „Carissima mia!“ das Leben der Angela Böcklin.

Nach der Hochzeit zog das Paar nach Basel und war finanziell völlig mittellos. Böcklin malte zwar viel, doch verkaufte er in den Anfangsjahren nichts und musste die Familie mit Portraitmaler finanzieren. Das Leben der Eheleute war sehr entbehrungsreich und begleitet von vielen Todesfällen – mehrere Kinder starben im Kindesalter – und Krankheiten. Hinzu kamen die vielen Umzüge – auch in Wohnungen, die man als unhygienisch katastrophal bezeichnen konnte - Sprachprobleme, die Erkrankung ihres Mannes an Typhus.

Mit seinen mythologischen und symbolischen Gemälden bekam Böcklin schließlich Erfolg und Geld und konnte mit seiner Ehefrau den Lebensabend in einer Villa in Florenz verbringen.

- **Böckmannstraße, St. Georg (1841):** J. H. Böckmann (1767-1854), Grundeigentümer, Oberalter

Siehe auch: Magdalenenstraße, in Bd. 2.

- **Böhmersweg, Rotherbaum (1858):** Jacob Hinrich Böhmer (1778-1848), Grundeigentümer



- **Boehringerweg, Moorfleet (1955):** *Dr. Albert Boehringer (1862-1939), Fabrikant, Kommerzienrat, ließ die Siedlung, in der die Straße verläuft, erbauen*

1984 kam es bei Boehringer in Moorfleet zu einem der größten Umweltskandale in der Bundesrepublik Deutschland. Das Chemiewerk musste schließen. Ca. 1600 Arbeiterinnen und Arbeiter waren mit Dioxin vergiftet worden. Die Folge: Krebs, Nervenleiden, Nieren- und Leber-Schäden, Hautverätzungen, schwere Durchblutungsstörungen etc. Das Dioxin hatte sich im Boden, Grundwasser, in der Luft und in den Körpern der Boehringer-Mitarbeitenden festgesetzt. „Ein Abschlussbericht aus dem Jahr 2011 konstatiert für die untersuchten Boehringer-Arbeiter nüchtern eine ‚signifikant erhöhte Mortalitätsrate‘ sowie ‚ein erhöhtes Risiko an bösartigen Neubildungen‘ zu erkranken. Bei Frauen sei vor allem das ‚Risiko an Brustkrebs zu versterben, erhöht‘. Einer frühere Studie zufolge, die der Hamburger Senat 1991 veröffentlichte, erkrankten Arbeiter, die 20 Jahre bei Boehringer beschäftigt waren, doppelt so häufig an Krebs wie der Durchschnittsbürger.“ 1)

Bereits 1953 „waren bei Boehringer in Hamburg die ersten Arbeiter an der sogenannten Chlorakne, einer typischen Erscheinung einer Dioxin-Vergiftung, erkrankt. Boehringer lässt die Produktion vorübergehend stoppen, nimmt jedoch 1957 mit einem neuen, als unbedenklich beurteilten Verfahren die Produktion erneut auf. (...) Im Februar 2015 einigt sich das Unternehmen mit der Stadt und Umweltverbänden auf eine beschleunigte Sanierung ab 2016. Der Chemiekonzern gibt bis 2027 zunächst 6,2 Millionen Euro aus, die Stadt gibt einmalig 500.000 Euro dazu. Damit sollen zwei zusätzliche Brunnen errichtet werden, die das vergiftete Grundwasser hochpumpen, um es anschließend reinigen zu lassen. Bis 2054 soll das verunreinigte Grundwasser aus dem Boden entfernt sein. Anschließend soll der Schadstoff-Abbau für weitere 40 Jahre überwacht werden - bis 2094.“ 1)

Quellen:

1) [www.ndr.de/kultur/geschichte/chronologie/18-Juni-1984-Dioxin-Skandal-schockt-Hamburg,dioxinSkandal12.8.html](http://www.ndr.de/kultur/geschichte/chronologie/18-Juni-1984-Dioxin-Skandal-schockt-Hamburg,dioxinSkandal12.8.html)

- **Böhrsweg, Eißendorf (1950):** *Wilhelm Böhrs (1859-1911), Lehrer, Rektor von Eißendorf*





- **Bömelburgstieg**, *Horn (1945): Theodor Bömelburg (1862-1912), Bürgerschaftsabgeordneter, Mitglied des Reichstags, Vorsitzender der Maurer- und Bauarbeitergewerkschaft, führender Gewerkschafter des Kaiserreichs*  
Ledig.
  
- **Bömelburgweg**, *Horn (1945); siehe: Bömelburgstieg.*
  
- **Böhmestraße**, *Wandsbek (1950): Johann Louis Wilhelm August Böhme (1856-1936), Tischlermeister, Oberbrandmeister, tätig über 50 Jahre lang in der Freiwilligen Feuerwehr in Wandsbek*
  
- **Börnestraße**, *Eilbek (1866): Ludwig Börne (1786-1837), Schriftsteller*  
Siehe auch: Henriette-Herz-Ring, Rahel-Varnhagen-Weg, in Bd. 2.  
Ludwig Börne wurde im jüdischen Ghetto von Frankfurt a. M. als Löb Baruch geboren.  
Zum Studium der Medizin ging er nach Berlin und war dort bei Dr. Marcus Herz, der mit Henriette, geb. Herz verheiratet war, untergebracht.  
Im Alter von siebzehn Jahren verliebte sich Börne in **Henriette Herz** und gestand ihr nach dem Tod ihres Mannes seine Liebe. Doch wurde er von Henriette Herz abgewiesen. Daraufhin versuch, sich zu sich zu töten. Börne schrieb am 19. März 1803 an Henriette Herz: „Das Leben ist ein Traum, und ich träumte hier ein schönes Leben. Ich bin nun aufgewacht, es ist zu Ende. Haltet mich fest, ihr guten Engel, kettet mich an diesen fürchterlich schönen Gedanken: ich will sterben. Sie stößt mich von sich, das schmerzt; sie tut es mit freundlicher Kälte, das bringt mich zur Verzweiflung. Sie liebt mich nicht, das will wenig sagen; aber sie haßt mich nicht, das ist das schrecklichste. – Nicht lieben und nicht hassen. Gleichgültig. Gleichgültigkeit und meine glühende Liebe, Feuer und Wasser.- Was habe ich nun von meinem ganzen Leben? Welchen Genuß? – O hätte ich geschwiegen und mich bis ans Grab mit der lieblichen Hoffnung gelabt!“ Der Selbsttötungsversuch konnte verhindert werden.  
„Die Quelle seiner Inspiration war die ebenfalls im Frankfurter Ghetto aufgewachsene



**Jeanette Wohl.** Von 1816, als sie sich kennen lernten, bis zu Börnes Tod, war sie seine wichtigste Bezugsperson. Die facettenreiche Beziehung, die in den letzten Jahren in eine Menage à trois mit Jeanette Wohls Ehemann in Paris mündete, spiegelt sich in der umfänglichen Korrespondenz, die in der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt aufbewahrt wird. (...)

Jeanette Wohl [1783-1861] sorgte sich von Anfang an um Börnes körperliches und geistiges Wohl. Sie war eine aufrichtige Kritikerin seiner Werke, spornte ihn zum Schreiben an, mahnte zur Schonung, wenn sein Lungenleiden in eine akute Phase trat, teilte seine Sorgen und regelte für ihn Streitigkeiten mit dem Vater, der die publizistische Karriere seines Sohnes ablehnte. Als er 1819 vor der Zensur nach Paris floh, schrieb er wehmütig an die Frankfurter Freundin: ‚Sie waren die Hälfte meines Geistes und diese Hälfte ist von mir gewichen.‘

Warum die zeitweise geschmiedeten Heiratspläne nicht realisiert wurden, darüber können die Biografen nur spekulieren, zumal ein Großteil der Briefe Wohls aus diesen Jahren fehlt - möglicherweise auch bewusst von ihr vernichtet wurde. Christa Walz, die den Briefwechsel analysiert hat, vermutet, Jeanette Wohl, die Börne besser kannte als er sich selbst, habe gewusst, dass letztlich nur eine geistige Lebensgemeinschaft ihre Freundschaft vor Abnutzung und Verschleiß bewahren konnte.

1832 heiratete Jeanette Wohl den 12 Jahre jüngeren jüdischen Kaufmann Salomon Strauß. Im Vorfeld der Eheschließung gab es heftige gefühlsmäßige Verwicklungen, als Jeanette Wohl ihrem zukünftigen Ehemann erklärte, sie könne sich eine Lebensgemeinschaft nur unter Einbeziehung von Börne vorstellen. Strauß bekannte gegenüber Börne: ‚Ich weiß recht gut, daß das [Verhältnis] nur geistig ist; aber was ändert das, wenn ich befürchten muss, daß, sobald Ihnen was fehlt, sie gleich fortläuft, zu Ihnen zu kommen?‘ Die Lösung war eine gemeinsame Wohnung, die alle drei im November 1833 in Paris bezogen. Dort lebten sie bis zu Börnes Tod im Jahr 1837. Jeanette Wohl gab gemeinsam mit ihrem Ehemann von 1844 bis 1850 Börnes ‚Nachgelassene Schriften in sechs Bänden‘ heraus, darunter auch bisher ungedruckte private Teile seiner Pariser Briefe. Allerdings eliminierte sie allzu persönliche Stellen und machte Namen von Privatpersonen unkenntlich. (...)‘ heißt es im kulturexpress 2008. 1)

Diese Jeanette Wohl bekam eine gewisse Publizität durch Heinrich Heine (siehe: heinrich-Heine-Weg, in Bd. 3 online), indem er anzüglich über das Dreiecksverhältnis von Börne und dem Ehepaar Wohl herzog. Dazu Willi Jasper in seinem Artikel ‚Das Butterherz. Erinnerungen an Börnes Freundin Jeanette Wohl‘ vom 27.11.2011 in ‚Der Tagesspiegel‘: ‚Im Juni 1841 teilte ein anonymer Korrespondent der ‚Mainzer Zeitung‘ aus Paris mit: ‚Herr Heinrich Heine hat auf öffentlicher Straße Ohrfeigen erhalten‘. Zur Vorgeschichte wusste er zu berichten,



dass die Ursache ‚das berüchtigte Buch Heines über Börne sei, in dem der Autor die Ranküne gegen die edle Freundin Börnes aufs Höchste getrieben‘ habe. Gemeint war Jeanette Wohl, die Tochter des reichen Frankfurter Wechselmaklers und Schutzjuden Wolf David Wohl, die als ‚Mutter, Schwester und Freundin‘ für Leben und Werk des ‚Zeitschriftstellers‘ Ludwig Börne eine unersetzliche Rolle gespielt hat. Von den fast 6000 Druckseiten des Werkes Börnes besteht über die Hälfte aus der Korrespondenz mit dieser Frau. Sie arbeiteten zusammen, reisten gelegentlich gemeinsam – aber korrespondierten manchmal mehrmals am Tag. (...) Das Ehepaar nahm Börne in die Wohngemeinschaft auf und kümmerte sich auch um seinen literarischen Nachlass. Was hat Heine daran so gestört? War es die Angst vor dem Nachruhm des Konkurrenten oder Neid auf eine andere Lebensform? In seinem Buch über Börne hatte er die ‚sogenannte Madame Wohl‘ als ‚hässliche‘ und ‚zweideutige Dame‘ charakterisiert, die den Ehemann Strauss nur als ‚Laufburschen‘ benutzt und sich dafür umso mehr ‚am süßen Geist Börnes‘ gelobt habe. Daraufhin stellte Strauss den Beleidiger handfest zur Rede und verletzte ihn im späteren Duell durch einen Streifschuss an der rechten Hüfte. Nach Heines Ehrenerklärung schien die Affäre erledigt. Doch die eigentliche Wirkungsgeschichte seiner ‚Denkschrift‘ sollte erst beginnen: Börne wurde zum ‚kleinen Tambourmaitre‘ degradiert und Jeanette Wohl ins Domestikengeschoss der Kopisten verwiesen. (...)“ 2)

Am 14. Mai 2008 wurde Alice Schwarzer in der Frankfurter Paulskirche der Börne-Preis verliehen. In ihrer Rede beschäftigte sie sich auch mit Ludwig Börne. Hier Ausschnitte aus ihrer Rede:

„Wir sind heute auch hier, um uns an Ludwig Börne zu erinnern – oder ihn überhaupt erst zu entdecken, wie es bei mir der Fall war. Die Initiatoren dieses Preises sind deutsche Juden, die sich selbst und uns allen ihre Geschichte bewusst machen wollen. Sie wollen zeigen, dass Börnes Esprit und seine Passion für Freiheit und Gerechtigkeit auch heute noch lebendig ist. Denn es ist ja nicht so, als sei das, wofür er und andere schon damals so leidenschaftlich gekämpft haben, erreicht. Trotz aller Fortschritte.

Sich erinnern bedeutet, sich die Geschichte bewusst machen. Und das ist existenziell. Denn der Stoff, aus dem wir sind, ist die Summe unserer Geschichte. Im Falle Börnes ist es die Geschichte der Entrechtung, Erniedrigung und Verfolgung der Juden – auch aber die ihrer Auflehnung und Hoffnung.

Es wird Sie nicht überraschen, dass ich in Börnes Traum von der so ersehnten, doch immer wieder verwehrt – oder auch nur halb gewährten und wieder zurückgenommenen – Emanzipation eine Parallele zu den Frauen sehe. Auch ihre, unsere Hoffnung ist ja nicht neu.



Börne wurde drei Jahre vor der französischen Revolution geboren, die sich die Freiheit, Gleichheit & Brüderlichkeit auf die Fahnen geschrieben hatte. Und er war sieben Jahre alt, als Olympe de Gouges hingerichtet wurde, die der ‚Brüderlichkeit‘ die ‚Schwesterlichkeit‘ hinzufügte, der ‚Erklärung der Menschenrechte‘ ihre ‚Erklärung der Menschenrechte der Frauen‘. Dafür schleiften die 89er-Revolutionäre die frühe Feministin unter die Guillotine.

Zur gleichen Zeit, genau 1792, veröffentlichte Theodor Gottlieb von Hippel in Berlin seine Streitschrift ‚Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber‘. Er spielte mit diesem Titel nicht zufällig an auf die zehn Jahre zuvor erschienene Schrift ‚Über die bürgerliche Verbesserung der Juden‘. Denn genau das waren die drei großen Themen dieser Zeit: die Emanzipation des Volkes, die Emanzipation der Juden – und die Emanzipation der Frauen.

Für die beiden ersteren stand der, wie er sich selbst nannte, ‚Zeitschriftsteller‘ Ludwig Börne ebenso wie der Dichter Heinrich Heine. Die Frauen aber gehörten nicht nur für diese beiden Gerechten nicht dazu.

Mich beschäftigt Börne nicht nur wegen der so evidenten Parallelität zwischen der Judenfrage und der Frauenfrage. Vertraut ist mir auch seine Liebe zu Frankreich und die damit untrennbar verbundene deutsche Sehnsucht. Und tief vertraut ist mir sein Nebeneinander von Schmerz & Stolz, von Dunkel & Hell, von Judengasse & Welt.

Börne selbst hat einmal von dem über Generationen weitergegebenen ‚großen Judenschmerz‘ gesprochen. Ich weiß genau, was er meint. Auch in uns Frauen sind nicht nur unsere direkten eigenen Erfahrungen. Auch in uns ist die Erfahrung unserer Mütter und Großmütter weitergegeben – nicht selten ebenso wortlos.

Welche Zerreißprobe muss das gewesen sein: Sohn zu sein eines angesehenen Kaufmannes (der bei den europäischen Höfen ein und aus ging), gleichzeitig aber der Bankert aus der Frankfurter Judengasse zu bleiben. Das Kind aus diesem lichtlosen Ghetto, durch dessen stinkenden Schlamm auch die privilegierten Juden wateten und deren stickige Enge sie nur streng reglementiert verlassen konnten, hat sich davon nie wirklich erholt. Zu recht sprechen seine Biografen von Börnes ‚Trauma Judengasse‘.

Von einem solchen Ghetto des 19. Jahrhunderts ist es nicht weit zu den Konzentrationslagern des 20. Jahrhunderts – doch dazwischen lag eben die Zeit des Aufbruchs, die Illusion der Emanzipation.

Zunächst hatte der junge Juda Löw Baruch – so sein ursprünglicher Name – auf eigene Faust versucht zu entkommen. Der Enkel eines Synagogen-Erbauers wechselte die Religion und ließ sich, wie so mancher seiner Zeitgenossen,



christlich taufen. In dem Glauben, nun endlich dazuzugehören. Und um ganz sicher zu gehen, wechselt Baruch im Alter von 32 Jahren auch noch den Namen.

Der promovierte Jurist will nun eine Zeitschrift gründen und hält seinen ‚unverkennbar‘ jüdischen Namen für ‚hinderlich‘. Denn ein Baruch hätte nicht ‚das Zutrauen eines lesenden Publikums‘; weil das meinen könnte, dass die politischen Ansichten eines Juden ‚dem Geist und den Forderungen der Zeit nicht entsprechen‘. So Baruch-Börne wörtlich in seinem offiziellen Antrag zur Namensänderung.

Das tut weh. So weh, wie die vielen, vielen Frauen, die unter Männernamen veröffentlicht haben, weil sie zu Recht fürchteten, als Frau nicht ernst genommen zu werden. Und das nicht nur in vergangenen Jahrhunderten, sondern bis zum heutigen Tag. So gestand jüngst die inzwischen durchaus als Schriftstellerin anerkannte Julia Franck bei einer öffentlichen Debatte über die Aktualität von Simone de Beauvoir, sie habe ihren ersten Roman aus eben diesem Grunde unter einem Männernamen veröffentlicht. Und Simone de Beauvoirs erste Erzählungen waren übrigens 1937 von Gallimard abgelehnt worden mit dem Argument, solche Texte schickten sich nicht für eine Frau (Sie hat sie dann 42 Jahre später doch noch veröffentlicht).

Börnens Beweggründe zum Namenswechsel signalisieren das Dilemma der Emanzipation der Juden: Die Parias bitten um Erlaubnis zum Eintritt in die Welt – wohl wissend, dass sie auch nach dem Ausbruch aus der Frankfurter Judengasse oder der Düsseldorfer Bolkerstraße die ‚Anderen‘ geblieben waren. Und dass ihnen trotz ihres Einsatzes für alle – eben für die Anderen wie für die Einen – der Schritt vom Rande in die Mitte der Gesellschaft verwehrt geblieben war.

Gegen Ende seines Lebens wird Börne so resigniert wie spöttisch feststellen: ‚Es ist wie ein Wunder! Tausendemale habe ich es erfahren und doch bleibt es mir ewig neu. Die einen werfen mir vor, dass ich ein Jude sei; die anderen verzeihen mir es; der dritte lobt mich gar dafür – aber alle denken doch daran.‘

Genau das ist auch eine mir als Frau zutiefst vertraute Erfahrung! Für das Frausein verachtet, für das Frausein bewundert oder trotz des Frauseins (halbwegs) akzeptiert – so bleibe ich doch immer eine Frau, bin nie einfach Mensch. Da kann ich noch so emanzipiert und selbstbewusst sein. (Daran hat es ja auch Börne und Heine nicht gemangelt.)

Nun hat dieser Status als Paria nicht nur Nachteile, sondern auch Vorteile. Er macht frei. Wer gar nicht erst mitgenommen wird auf Geschäftsreisen nach Thailand, der kann auch nicht in schmutzige Bordellaffären abrutschen. Und wem die Millionen-Bestechungen gar nicht erst angeboten werden wg. Machtlosigkeit, der bzw. die kann auch nicht Gefahr laufen, korrupt zu werden.



So jubelt auch Börne bitter-süß, es mache ihm Freude, ein Jude zu sein. Denn dadurch entkomme er schließlich deutscher Engherzigkeit und Kleinstaaterei und werde zum ‚Weltbürger‘. Auch Frauen, so haben Feministinnen stolz erklärt, auch Frauen haben kein Vaterland.

Und ja doch: Es gibt sie tatsächlich, die ‚jüdischen‘ oder ‚weiblichen‘ Qualitäten. Wer über Generationen gezwungen wird, sich auf die Geldgeschäfte zu beschränken, wird irgendwann besser rechnen können. Und wer verpflichtet wird auf Mütterlichkeit und Liebe, wird irgendwann besser mitfühlen können. Hinzu kommt, dass der Unterdrückte das Unrecht tiefer empfinden kann als der Unterdrücker. Kann, aber nicht muss. Er kann auch noch beflissener verdrängen. Denn das Eingeständnis, ein Opfer zu sein, ist so unendlich schmerzlicher als die Erkenntnis, ein Täter zu sein.

Es waren die Frauen, die sich Mitte des 19. Jahrhunderts in Amerika als erste wahrhaft todesmutig gegen die Versklavung der Schwarzen richteten und gleiche Bürgerrechte für sie forderten. Erst im Laufe ihres Engagements erkannten diese zukünftigen Suffragetten die eigene Rechtlosigkeit und forderten nun gleiche Rechte auch für sich. Mit dem Resultat, dass die schwarzen Männer das Wahlrecht 50 Jahre vor den Frauen erhielten – doch nun ihrerseits keinen Grund mehr sahen, sich mit den Frauen, weißen wie schwarzen, zu solidarisieren. Wir dürfen also gespannt sein, was – unabhängig von politischen Positionen und persönlicher Eignung – im 21. Jahrhundert schwerer wiegt im amerikanischen Wahlkampf: Hautfarbe oder Geschlecht?

Heinrich Heine, der zunächst mit Börne einvernehmlich fraternisierte, um ihn sodann polemisch zu attackieren, dieser von mir so geliebte Heine hat gegen Ende seines Lebens ein Geständnis gemacht. Auf die kritische Frage der Frauenrechtlerin Fanny Lewald nach seinem Verhältnis zur Emanzipation der Frauen hat er ohne Umschweife geantwortet: ‚Es geht mir (mit den Frauen) wie Napoleon mit den Negern. ‚Warum wollen Sie die Neger nicht emanzipieren, Sire?‘, fragte man ihn. Und Napoleon antwortete: ‚Je vous le dirai en deux mots: Parceque je suis blanc!‘ Weil ich weiß bin. ‚Und ich‘, fuhr Heine fort, ‚ich bin verheiratet‘. Ein offenes Wort.

Heines gelant-herablassendes Verhältnis zu den Frauen scheint mir durchschaubarer als das verdruckst-abhängige von Börne. Dabei haben beide den Frauen sehr viel zu verdanken, vor allem den jüdischen Frauen: Beide profitierten von den Impulsen und der Unterstützung durch die tonangebenden Jüdinnen der Berliner Salons. Eine von ihnen war Rahel Varnhagen, die auch Börne beeinflusste. Für Heine war Rahel einfach die ‚geistreichste Frau des Universums‘. Aber eben kein geistreicher Mensch, sondern Frau quand même.



In einem frühen Brief klagt Rahel einem Freund: ‚Wenn meine Mutter gutmütig und hart genug gewesen wäre, und sie hätte nur ahnen können, wie ich würde, so hätte sie mich beim ersten Schrei in hiesigem Staube ersticken sollen. Ein ohnmächtiges Wesen, dem es für nichts gerechnet wird, nur so zu Haus zu sitzen, und das Himmel und Erde, Menschen und Vieh wider sich hätte, so es weg wollte.‘ Rahel bricht aus, doch zieht in einem späten Brief an die Freundin Pauline Wiesel bittere Bilanz: ‚Wir sind neben der menschlichen Gesellschaft‘, schreibt sie. ‚Für uns ist kein Platz.‘

Haben Rahel Varnhagen oder Henriette Herz, diese Parias der Parias, über ihren Schmerz und ihre Sehnsucht reden können mit diesen jungen Juden, die sie so geschwisterlich gefördert haben? Vermutlich nicht. Denn sie waren nicht nur im öffentlichen Leben, sie waren auch in den privaten Beziehungen Menschen zweiter Klasse. Gleichzeitig aber waren sie die intimen, und privat auch intellektuellen Gefährtinnen der Männer. Was es nicht besser machte, sondern komplizierter. Die Machtverhältnisse zwischen Frauen & Männern sind eben schwerer durchschaubar als die zwischen Arm & Reich oder Juden & Nicht-Juden.

Auch Börne weist die Frauen hart in ihre Schranken. Selbst die geliebte Freundin Jeanette Wohl – der er lebenslange Förderung, Unterstützung und Sicherheit zu verdanken hat – weist er brieflich mit den Worten zurecht: ‚Der Geist des Weibes soll Blüten tragen und nicht Früchte.‘ Und bereits in seinen frühen Schriften skizziert Börne sein Frauen-Ideal: ‚Sie sollen weben und Wunden heilen, die das Schwert oder das Geschick uns schlägt.‘ Uns: den Männern! Und er fährt fort: ‚Sie sollen das heilige, ungetrübt Menschliche bewahren, worin sich Völker entfernter Zeiten und Regionen als Brüder erkennen: das eine, worin die tausendfachen Kräfte, in welche die Natur des Mannes zersplittert, sich wieder finden kann und versöhnen – die Liebe.‘

Wir Brüder, die Einen. Ihr Frauen, die Anderen. Frauen werden gleichzeitig verachtet und geliebt. Für ihre Liebesfähigkeit. In Sachen Männer.

Sie sehen, das alles hat eine lange Tradition. Das mit den Juden. Und das mit den Frauen. Und nicht zufällig sind beide die ersten im Visier der islamischen Fundamentalisten, dieses dunkelsten Rückschlags unseres Jahrhunderts. (...)“ 3)

Quellen:

- 1) Ein Frankfurter Publizist und seine Muse. Der Briefwechsel von Ludwig Börne und Jeanette Wohl. Meldung der Goethe Universität Frankfurt am Main vom 13.5.2008 unter: [www.kulturexpress.de/778.htm](http://www.kulturexpress.de/778.htm)
- 2) Willi Jasper: „Das Butterherz“. Erinnerungen an Börnes Freundin Jeanette Wohl, in: Der Tagesspiegel vom 27.11.2011.



3) Alice Schwarzers Rede anlässlich der Vereihung des Ludwig Börne Preises an sie am 14. 5. 2008, unter: [www.aliceschwarzer.de/artikel/ludwig-boerne-preis-4-mai-2008-rede-von-alice-schwarzer-zur-boerne-preisverleihung-264886](http://www.aliceschwarzer.de/artikel/ludwig-boerne-preis-4-mai-2008-rede-von-alice-schwarzer-zur-boerne-preisverleihung-264886)

- **Böttcherkamp**, *Lurup (1928): Fassmacher. Land des Böttchers*
- **Böttgerstraße**, *Rotherbaum (1860): Elias Heinrich Böttger (1766-1847), Geschäftsführer von J. H. Böckmann, der hier ein Gartengrundstück besaß.*  
Siehe auch: Böckmannstraße, in Bd. 3 online.  
Siehe auch: Magdalenenstraße, in Bd. 2.
- **Bohlenweg**, *Duvenstedt (1942): In Erinnerung an Ludwig Frahm (1856-1936), Heimatkundler, Lehrer, entdeckte den Weg*  
Siehe: Frahmredder, in Bd. 3 online
- **Bohnstraße**, *Blankenese (um 1926): Heinrich Conrad Theodor Bohn (1849-1927), Gärtner, Grundbesitzer*  
Vater von fünf Kindern.
- **Bojewiesenbrücke**, *Bergedorf (1961), in Anlehnung an die Namen „Auf der Bojewiese“, siehe dort.*
- **Bojeweg**, *Bergedorf/Lohbrügge (1971), siehe: Auf der Bojewiese.*





- **Boldtstraße, Bergedorf (1949):** Carl Boldt (1887-1945), Maschinenschlosser, Mitglied der SPD, später der USPD und dann der KPD, Widerstandskämpfer, KZ-Häftling

Siehe auch: Marie-Henning-Weg, in Bd. 2.

Carl Boldt war das Kind von Carl Wilhelm Anton Boldt und Dorothea Catharina Sophie Henriette Boldt, geb. Hinzmann. Über seine Kindheit und Jugend ist nichts bekannt. Er war mit Olga, geb. Elmers (geb. 1899 in Hamburg), verheiratet und hatte drei Kinder: Frieda (geb. 1908), Karl (geb. 1909) und Emma (geb. 1912). Nach Auskunft eines Verwandten soll sich Emma in den 1930-er Jahren den Kommunisten angeschlossen haben und im Widerstand tätig gewesen sein.

Boldt wird in den erhaltenen Akten als „Maschinist“ bezeichnet und hat mehrere Jahre im Bergedorfer Eisenwerk gearbeitet. Vor dem Ersten Weltkrieg war er Mitglied der SPD und wurde ab 1919 in der Bergedorfer USPD aktiv. Diese Partei war 1917 von ehemaligen SPD-Mitgliedern gegründet worden, die während des Ersten Weltkriegs die „Burgfriedenspolitik“ ihrer Partei – und damit die Unterstützung des Kriegskurses des kaiserlichen Deutschlands – nicht länger mittragen wollten. Die Bergedorfer USPD (und mit ihr Carl Boldt) schloss sich 1920 der KPD-Ortsgruppe an.

Familie Boldt lebte mehrere Jahre in der damaligen Gärtnerstraße 12 (heute Soltaustraße). In den 1930-er Jahren zog sie in den Ellernweg 8, in ein älteres Haus am Rande der damals neu errichteten Eschenhofsiedlung.

Carl Boldt war von 1927 bis 1930 Abgeordneter in der Bergedorfer Bürgervertretung und wurde dort unter anderem Mitglied im Bau- und Finanzausschuss. Am 24. März 1931 hielt er auf dem Bergedorfer Friedhof die Grabrede für den ermordeten Ernst Henning. Im Frühjahr 1933 wurde er verhaftet und ins KZ Fuhlsbüttel gebracht, kam aber nach einigen Monaten ohne Prozess frei. Anschließend fand er Arbeit als Oberheizer bei der Dynamit AG in Krümmel. Er blieb Nazigegner – was ihm schließlich zum Verhängnis wurde. Im Nebenerwerb betrieb er in seinem Haus eine Dosenschließmaschine. Damit konnten Dosen mit selbst eingemachten Früchten, Gemüse und Ähnlichem verschlossen werden. Am 3. August 1943, kurz nach den schweren Luftangriffen auf Hamburg im Rahmen der „Operation Gomorrha“, kam ein Arbeiter namens Buffleben, der Zellenleiter der NSDAP gewesen sein soll, zu Carl Boldt, um Dosen verschließen zu lassen. Ihm gegenüber machte Carl Boldt einige abschätzige Bemerkungen über die Nazis. Buffleben gab diese Äußerungen an den Ortsgruppenleiter der NSDAP weiter, auch die Gestapo erfuhr davon. Carl Boldt, dessen politische Vorgeschichte in Bergedorf bekannt war, wurde verhaftet und ohne Gerichtsverfahren ins KZ Neuengamme verbracht. Dort erhielt er die Häftlingsnummer 22584. Er hatte die Schalttafel des Klinkerwerks zu bedienen.



Bei der Räumung des Konzentrationslagers, Ende April 1945, wurde er zusammen mit anderen Häftlingen auf den Dampfer „Cap Arcona“ in der Neustädter Bucht gebracht. Auf diesem Schiff und der in der Nähe liegenden „Thielbek“ wurden ungefähr 7000 Häftlinge aus Neuengamme und dem KZ Fürstengrube unter erbärmlichen Bedingungen zusammengefasst. Sie standen unter Bewachung von Marineangehörigen und der SS. Am 3. Mai 1945 erfolgte ein groß angelegter britischer Luftangriff auf deutsche Schiffe in der Kieler und Lübecker Bucht, der Absetzbewegungen deutscher Truppen verhindern sollte. Die „Cap Arcona“ und die „Thielbek“, irrtümlich für Truppentransporter gehalten, wurden versenkt. Dabei fanden 6400 Häftlinge, unter ihnen Carl Boldt, den Tod..

Text: Ulrike Sparr, entnommen der Datenbank [www.stolpersteine-hamburg.de](http://www.stolpersteine-hamburg.de)

#### Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH) 351-11, Abl. 2008/1 091199 Boldt, Olga; StaH 415-12/1 Bb8 Band X (Protokolle der Berged. Bürgervertretung, 1927); StaH, Auskunft von Herrn Bollmann, Mail 17.08.2010; Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) -Akte Olga Boldt; Karin Orth: Planungen und Befehle der SS Führung zur Räumung des KZ-Systems, in: Detlef Garbe: Häftlinge zwischen Vernichtung und Befreiung. Die Auflösung des KZ Neuengamme und seiner Außenlager durch die SS im Frühjahr 1945, Bremen 2005; Heinz Schön: Die Cap Arcona-Katastrophe, Stuttgart 1989; Alfred Dreckmann: Wer nicht getauft ist, aufsteh'n!, Hamburg, 1987, S. 124,129; Alfred Dreckmann: In Bergedorf war alles genauso (Schlossheft Nr. 9), 2. Aufl., Bergedorf 2004; Mail von Herrn Rolf B., 6.5.2011; Tel. Auskunft Landesbetrieb Geoinformation und Vermessung, 10.09.2010.

- **Boltens Allee, Niendorf (vor 1934):** *Claus Bolten (1842-1913), Viehkommissionär, Vorbesitzer des Geländes*
- **Bonhoefferstraße, Billstedt (1962):** *Dietrich Bonhoeffer (1906-1945), Theologe, Widerstand gegen den Nationalsozialismus*

Dietrich Bonhoeffer wurde nach seinem Theologiestudium und der Habilitation Studentenfarrer in Berlin. Schon 1933 war er als Gegner der Nationalsozialisten bekannt. In den Jahren 1935 bis 1937 stand er an der Spitze des Predigerseminars der sogenannten Bekennenden Kirche und war damit der herausragende Theologe dieser kirchlichen Oppositionsbewegung. Im Jahre 1937 verbot der zuständige Reichskirchenminister Hans Kerrl die Fortsetzung der Seminare. Ein Jahr später weihte Hans von Dohnányi ( siehe auch: Dohnányiweg, in Bd. 3 online) auch seinen Schwager Bonhoeffer in die Planungen zu einem Staatsstreich gegen die Nationalsozialisten ein. Nach dem Beginn des II. Weltkriegs wurde Bonhoeffer 1940 zum Militärdienst eingezogen.



Seine Verwendung: das Amt Ausland/Abwehr des Oberkommandos der Wehrmacht. In dieser Funktion war es ihm möglich Auslandsreisen zu unternehmen, um heimlich Verbindungen zu alliierten Regierungen aufzunehmen. Doch im April 1943 wurde der Widerstandskämpfer enttarnt und verhaftet. Obwohl es kein Gerichtsverfahren gab, hielt das NS-Regime ihn zwei Jahre in Berlin Tegel gefangen. In dieser Zeit entstanden Bonhoeffers wichtigsten theologischen Schriften. Kurz vor Kriegsende, im Februar 1945, wurde Bonhoeffer ins Konzentrationslager Flossenbürg verlegt. Hier wurde er am 9. April 1945 nach einem SS-Standgerichtsverfahren hingerichtet. Zwei Jahre vor seiner Hinrichtung lernt er die achtzehn Jahre jüngere **Maria Friederike von Wedemeyer** (1924-1977) kennen und lieben. „Was ich nicht mehr für möglich hielt, ist geschehen, ja, es ist mir zugefallen. Ich darf noch einmal lieben und geliebt werden ...“ Sie war die Tochter des Großgrundbesitzers Hans von Wedemeyer und seiner Ehefrau Ruth, geborene von Kleist. Ein halbes Jahr nach dem Kennenlernen verlobte sich das Paar. Während seiner Haft schrieben sich die beiden Briefe. Nach dem Zweiten Weltkrieg siedelte Maria Wedemeyer in die USA über und arbeitete dort in leitender Funktion in der Computerbranche. Maria von Wedemeyer war zweimal verheiratet. 1967 veröffentlichte sie einen Teil ihres mit Bonhoeffer während seiner Inhaftierung geführten Briefwechsels. Die Briefe, die sie von Bonhoeffer besaß, übergab sie 1966 der Houghton Library der Harvard Universität. Nach ihrem Tod veröffentlichte ihre Schwester Ruth-Alice von Bismarck den gesamten Briefwechsel. Seit 2009 erinnert eine Gedenktafel in Gernsbach, wo Maria von Wedemeyer beigesetzt wurde, an sie.

Quellen:

Christine-Ruth Müller: Dietrich Bonhoeffers Kampf gegen die nationalsozialistische Verfolgung der Juden. Bonhoeffers Haltung zur Judenfrage im Vergleich mit Stellungnahmen aus der evangelischen Kirche und Kreisen des deutschen Widerstandes. München 1990; Eberhard Bethge: Dietrich Bonhoeffer. Theologe, Christ, Zeitgenosse. München 1983.

- **Bonifatiusplatz, Wilhelmsburg (2007), Lage nach der Kirche und Schule, Namensherleitung Heiliger Bonifatius**

Schutzpatron der Bierbrauer und Schneider.

Die **Heilige Lioba** von Tauberbischofsheim war „Eine der bekanntesten Mitstreiterinnen des hl. Bonifatius (um 672-754) ist die heilige Lioba. „Gemeinsam mit anderen Benediktinerinnen folgte sie dem Ruf des ‚Apostels der Deutschen‘ und brachte die Frohe Botschaft in Wort und Tat ins Frankenreich. (...)

Lioba kam vermutlich um 710 als Tochter der adeligen Landbesitzer Dynne und Aebbe, die mit dem heiligen Bonifatius verwandt waren, zur Welt. (...). Um 720



schickten Liobas Eltern ihre Tochter zur Erziehung in das berühmte Benediktinerinnenkloster Wimborne in der Grafschaft Dorset, wo seinerzeit rund 500 Frauen lebten. Dort wurde sie in Grammatik und den freien Künsten unterrichtet, las die Heilige Schrift und erhielt eine umfassende literarische und theologische Bildung. (...) Lioba lebte dann in den Klöstern Kent und Minster (Ramsgate), die den hl. Bonifatius bei seiner Missionsarbeit im Fränkischen Reich unterstützten. Lioba kannte Auftrag und Missionswerk ihres Verwandten Bonifatius sehr gut und entwickelte eine rege Zuneigung zu ihm; in einem Brief an den großen Missionar und Bistumsgründer schrieb sie einmal: ‚Ich bin die einzige Tochter meiner Eltern, und wenn ich dich, so unwürdig ich dessen bin, an Bruder Statt erhalten könnte, wäre ich sehr glücklich, weil ich zu keinem andern Menschen aus meinem Geschlecht ein solches Zutrauen habe wie zu dir‘. Um 735 folgte Lioba gemeinsam mit Cynehild, Walburga und ihrer Cousine Thekla Bonifatius' Ruf ins Frankenreich. Dieser wollte mit Hilfe der angelsächsischen Ordensfrauen sein Missionswerk zusätzlich festigen und den Glauben tiefer verwurzeln. Bonifatius errichtete mehrere Frauenklöster in Thüringen und im Raum Würzburg, darunter auch das Kloster Tauberbischofsheim. Lioba machte er zur Äbtissin des Klosters Tauberbischofsheim, wo sie vor allem Frauen und Töchter des örtlichen Adels unterrichtete. Unter ihrer Leitung blühte das Kloster rasch auf und entwickelte sich zu einem bedeutenden Kultur- und Bildungszentrum für das ganze Umland. Auch Lioba selbst gründete in den folgenden Jahren mehrere Klöster und errichtete in Tauberbischofsheim eine Klosterschule zur Ausbildung des Lehrerinnennachwuchses. Als Oberleiterin war sie auch für Klöster in der Umgebung zuständig.(...) Bevor Bonifatius zu seiner letzten Missionsreise aufbrach, soll er Lioba noch einmal getroffen haben und ihr – in Vorahnung des bevorstehenden Todes – sein Mönchsgewand überreicht haben. Später reiste Lioba oft zum Grab des Hl. Bonifatius nach Fulda, wo sie als einzige Frau Zugang zum Kloster hatte. Wegen zunehmender Altersgebrechen zog sich Lioba schließlich auf das Königsgut Schornsheim zurück, das ihr Karl der Große geschenkt hatte. Lioba starb vermutlich 782 (oder 789) in Schornsheim bei Mainz. Lioba wurde zunächst in der Klosterkirche der damaligen Benediktinerabtei Fulda ganz in der Nähe vom Grab des hl. Bonifatius bestattet. Schon bald kamen die ersten Pilger und verehrten Liobas als Heilige. 836 ließ der Fuldaer Abt und Mainzer Erzbischof Hrabanus Maurus die Gebeine in das neu gegründete Kloster auf dem Petersberg in Fulda überführen; die Kirche wird deshalb im Volksmund auch Liobakirche genannt. Außerdem nahm Hrabanus Maurus die heilige Lioba in sein Martyrologium auf, was einer Kanonisierung gleichkommt. Zum Schutz vor Plünderungen im Bauernkrieg wurden Liobas Reliquien nach Fulda gebracht. Erst seit 1995 ruht das Haupt der heiligen Lioba wieder in der Peterskirche. Bis heute findet dort alljährlich Ende September die Liobawoche statt, deren feierlicher Höhepunkt eine Reliquien-Prozession ist. (...)



An ihrem zentralen Wirkungsort Tauberbischofsheim wurde Lioba zur Stadtpatronin erhoben. Ihrer Fürsprache wird die Verschonung der Stadt während des 2. Weltkriegs zugesprochen; seitdem wird am letzten Samstag im September das Liobafest als Stadtfeiertag gefeiert. (...) Gedenktag ist der heiligen Lioba ist der 28. September, der Tag der Umbettung der Gebeine in die Bergkirche St. Peter. Dargestellt wird Lioba im Habit der Benediktinerinnen. Häufige Attribute sind Glocke, Evangeliar sowie der Äbtissinnen-Krummstab.“ 1)

Quellen:

1) Anja Legge: Heilige und Selige im Bistum Würzburg. Unter: [www.heilige.bistum-wuerzburg.de/heilige/einzelheiten/hl-lioba](http://www.heilige.bistum-wuerzburg.de/heilige/einzelheiten/hl-lioba)

- **Bonifatiusstraße, Wilhelmsburg (1927), Lage nach der Kirche**
- **Boninstraße, Ottensen (1895): Eduard von Bonin (1793-1865), General des Schleswig Holsteinischen Heeres von 1849/50, preußischer Kriegsminister**  
Seit 1821 war Bonin verheiratet mit Sophie Mathilde Dequer de Jouy (1800–1869). Das Paar hatte acht Kinder.
- **Bonnéweg, Wilhelmsburg (1978): Albert August Bonné (1896-1959), Gründer der Schiffswerft, die dort stand**
- **Bonusstraße, Wilstorf (1913): August Bonus (1817-1896), Mitbegründer und Geschäftsführer des Harburger gemeinnützigen Bauvereins**
- **Boothsweg, Osdorf (1930): James Booth (1772 oder 1770 oder 1771-1814), Gründer der Baumschulen in Klein Flottbek**  
1795 zog James Booth, Sohn eines Baumschulenbesitzers, mit seiner Ehefrau **Mary Elisabeth Richmond** (1776–1826) und den beiden Söhnen von Schottland nach Klein-Flottbek. Caspar Voght (siehe: Caspar-Voght-Straße, in Bd. 3 online),



der Booth in England kennen gelernt hatte, bot ihm an, sich in Hamburg eine eigene Existenz aufzubauen und überließ ihm ein großes Gelände für den Aufbau einer eigenen Baumschule.

Zu den bekanntesten Züchtungen von Booth gehört die Rose *Königin von Dänemark*.

1799 wurde der dritte Sohn geboren.

- **Borchardsheide, Billstedt (1948):** *Hans und Thomas Borchard, erste Hamburger Buchdrucker*
  
- **Borchertring, Steilshoop (1973):** *Wolfgang Borchert (1921-1947), Schriftsteller*  
Siehe auch: *Ida-Ehre-Platz*, in Bd. 2.

Wolfgang Borcherts Mutter **Hertha, geb. Salchow** war Vierländer Schriftstellerin. Hertha Salchow wurde am 17. Februar 1895 in den Vierlanden im Schulhaus in Altengamme als fünftes Kind des dortigen Lehrers Carl Salchow geboren. Bald zog die Familie ein Stück weiter in das Schulhaus in Kirchwerder. Hertha war der Nachkömmling der Familie, eine uninteressierte und schlechte Schülerin, die aber als einzige in der Familie ein echtes Vierländer Platt beherrschte. Sie liebte die Landschaft und die Menschen ihrer Heimat.

Als der Junglehrer Fritz Borchert aus Mecklenburg auftauchte, war Hertha ganze 16 Jahre alt. Die beiden verliebten sich ineinander, und Hertha machte die beglückende Erfahrung, dass es einen Menschen gab, der sich nicht daran störte, dass sie selbst in der Dorfschule kaum mitgekommen war: „Ja, es war ein Ereignis geschehen, und das Ereignis war gravierend und umwälzend, ich war nicht mehr allein. Und das war für mich das Außergewöhnliche an diesem Ereignis, dass Wissen und Nichtwissen kleingeschrieben war, denn das Ereignis hatte mich gewählt, so wie ich war“, 1) schreibt Hertha Borchert in ihren Lebenserinnerungen. Bald merkte sie jedoch, dass es etwas für ihn gab, an dem sie keinen Anteil hatte: die Welt der Bücher. Er versuchte, sie durch Vorlesen behutsam an diese Welt heranzuführen, sie versuchte, ihn darüber zu täuschen, dass sie sich dabei langweilte. Dennoch war da so viel Gemeinsames, dass sie beschlossen zu heiraten.

Die Aufnahme im Hause der zukünftigen Schwiegereltern war so unfreundlich, dass das junge Mädchen einen Schock erlitt, der sich über viele Jahre in



zeitweiligen Zuständen der Apathie wiederholte. Aber auch die eigenen Eltern zeigten wenig Begeisterung, weil Hertha zu jung und Fritz ohne feste Anstellung war. Sie verlangten eine Wartezeit von zwei Jahren, in der Hertha eine Haushaltsschule in Winsen besuchte, um Kochen und Nähen zu lernen, und Fritz Borchert in einer Volksschule in Hamburg-Eppendorf unterrichtete, wohin er auf Veranlassung von Herthas Vater versetzt worden war. Am 29. Mai 1914 war es dann soweit: Im Schulhaus wurde eine große Hochzeit gefeiert. Danach zog das Paar in die Tarpenbekstraße 82 in Hamburg-Eppendorf, wo später auch der Sohn Wolfgang geboren wurde. Für die junge Frau begann ein neues Leben.

Nicht ohne ein gewisses Zaudern hatte sie die ländliche Umgebung gegen eine Etagenwohnung im Hamburger Stadtgebiet getauscht, die „Lüd‘ vun `n Diek“ gegen den Freundeskreis ihres Mannes: die Maler Paul und Martin Schwem, den Barlach-Freund Friedrich Schult, den Bildhauer Opfermann, den Pädagogen und Schriftsteller Höller und Karl Lorenz, den Graphiker, Schriftsteller, Dadaisten und Gründer der Zeitschrift „Die rote Erde“, in der u. a. expressionistische Autoren und Maler veröffentlichten. Sie fühlte sich wohl in diesem Boheme-Kreis, wollte mitreden können. Sie begann – zunächst in halbstündigen Etappen – sich durch die gesamte Geschichte durchzukämpfen, angefangen bei der Völkerwanderung! Dann machte sie sich an die Literatur, las querbeet Droste-Hülshoff, Dehmel, Falke, Tieck, Hölderlin, Stifter und lernte Dada-Gedichte auswendig, weil sie die am leichtesten behalten konnte. Ihr Mann war ihr ein unermüdlicher Helfer; kein Lehrer, ein formender Künstler, wie sie schreibt.

Der Erste Weltkrieg brach aus. Fritz Borchert musste wegen einer Sehschwäche zwar nur als Sanitäter ins Hinterland, ruinierte seine Gesundheit aber dennoch. Die Welt der Kunst wurde für das Ehepaar zum „Fluchtpunkt und Ausweg“ 2). Sie erwarben ein Erstaufführungsabonnement für die nach Kriegsende als Alternative zum Schauspielhaus gegründeten Hamburger Kammerspiele am Besenbinderhof, wo vornehmlich zeitgenössische, oft avantgardistische Theaterstücke gespielt wurden, und traten dem „Freundeskreis der Hamburger Kammerspiele“ bei. Ein neuer Kreis um den Schriftsteller und Redakteur der „Hamburger Zeitung“ H. W. Fischer, zu dem der Bildhauer Wield, die Tänzerinnen Jutta von Collande, Gertrud und Ursula Falke, der Dichter Robert Walter und Carl Albert Lange gehörten, öffnete sich ihnen. Man las gemeinsam moderne Dramen und diskutierte. Was Hertha Borchert schon im Umfeld Schwemers gewundert hatte, verstand sie auch hier nicht: was fanden alle diese Künstlerinnen und Künstler an ihnen, dem bürgerlichen Paar, dass sie es als freunde betrachteten?

Im siebenten Ehejahr meldete sich das langersehnte Kind an: „Ich war längst nicht mehr das frische Landmädchen. Ich war blaß geworden und sehr



empfindsam. Es wurde deutlich, daß ich diese 7 Jahre zu meiner Entwicklung gebraucht hatte.“<sup>3)</sup>

Mit der Geburt des Sohnes Wolfgang am 20. Mai 1921 begann die wohl glücklichste Zeit im Leben Hertha Borcherts, wie sie aus dem Rückblick meint. Man lebte sehr nahe zu dritt beieinander, der Freundeskreis kam jetzt ins Haus. Die Bildhauerin Lola Töpke, die später von den Nationalsozialisten, vermutlich am 6. Dezember 1941, nach Riga deportiert wurde, regte Hertha Borchert zum Modellieren in Ton an. Glaubte sie zunächst nicht an ihr Talent, arbeitete sie bald nächtelang wie besessen.

Dann kam Wolfgang in die Schule, sie war vormittags wieder alleine, fühlte sich einsam. Hinzu kam die Bangsche Krankheit, die sie sich auf einer Ferienreise durch das Trinken roher Milch zugezogen hatte und die sie oft, isoliert von der Außenwelt, fiebernd ans Bett fesselte. Bilder der Heimat tauchten auf. Die Anschaffung eines Schrebergartens bot keine Lösung, die körperliche Arbeit war zu schwer für Fritz und Hertha Borchert. Als der Freund Paul Schwemer mit Erleichterung das Scheitern des in seinen Augen ohnehin lächerlichen Unterfangens konstatierte, fing Hertha Borchert an, von ihrer Kindheit zu erzählen, von der Landschaft, von den Menschen und ihrer Art zu leben. Die beiden Männer hörten zunehmend gebannt zu, und Fritz Borchert beschwor seine Frau nicht nur, diese Geschichten aufzuschreiben, sondern schickte eine davon heimlich an die „Hamburger Nachrichten“, wo sie am 4. Dezember 1927 erschien: „Und ich schrieb in meiner Heimatsprache, wie ich dort draußen mit den Leuten sprach. Ich schrieb ganz hilflos in ein Schulheft – und diese erste Geschichte wurde gedruckt (...). Mir war nun geholfen. Ich vergaß die engen Zimmer und schrieb und trieb mich mit meinen Gestalten draußen an den Deichen herum.“<sup>4)</sup> In der Folge entstanden unzählige Geschichten, Gedichte und Hörfolgen auf Plattdeutsch, die im „Quickborn“ und in der „Mooderspraak“ gedruckt oder im Rundfunk ausgestrahlt wurden. Hertha Borchert gehörte fortan zu dem anerkannten Kreis niederdeutscher Schriftsteller.

Mit diesem Erfolg wandelte sich auch ihr Umfeld: Aline Bußmann, Schauspielerin an der Niederdeutschen Bühne, die Hertha Borcherts Texte im Rundfunk las, Bernhard Meyer-Marwitz und Hugo Sieker, Redakteure des „Hamburger Anzeigers“, waren die neuen Freunde, die sie nicht mit ihrem Mann teilte: „Den Niederdeutschen Kreis hatte ich mir gewählt und in ihm stand man still und verlässlich auf der Erde. Und doch war dies die Welt, in der ich schöpferisch werden sollte. Mein Mann wurde jetzt Betrachter. Immer war er sonst der Initiator gewesen. Er war für mich mein Halt und die Geborgenheit. Die verbindende Atmosphäre blieb unangetastet. Das Leben spannungsgeladen hatte uns umgeformt, aber zu viel trug ich von ihm und eigentlich ging ich jetzt den sehr eigenen Weg, den er mir gebahnt hatte.“<sup>5)</sup> Sie wurde in die GEDOK





(Gemeinschaft deutscher und österreichischer Künstlerinnen) aufgenommen, ein weiterer Schritt zur Selbstständigkeit.

Die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten änderte Hertha Borcherts Leben zunächst nicht einschneidend. 1934 erschienen sechs unpolitische heitere Erzählungen unter dem Titel „Sünnoos un anner Veelanner Geschichten“ im 48. Band der Reihe „Plattdütsch Land und Waterkant“, die ein gutes Lebensbild der Zeit geben. 6) 1936 dann wurde Hertha Borchert von einem mißgünstigen Nachbarn, der lieber seine eigenen Arbeiten veröffentlicht sehen wollte, denunziert. Die Sache verlief glimpflich, es wurde Hertha Borchert jedoch nahegelegt, in die „Nationalsozialistische Frauenschaft“ einzutreten. Fortan hielt sie Lesungen in Ortsgruppen und reiste, als der Krieg ausgebrochen war, zwecks Truppenbetreuung wochenlang durchs Land. Der Sohn Wolfgang war inzwischen längst in die Fänge des nationalsozialistischen Machtapparats geraten. Schon im Frühjahr 1940 wegen des Verdachts der Homosexualität vorgeladen, wurde er 1942 wegen einer Verletzung an der linken Hand, die als Selbstverstümmelung an der Front ausgelegt wurde, unter Anklage gestellt, dann aber freigesprochen. Noch im selben Jahr wurde er in einem zweiten Prozess wegen mündlicher und brieflicher Äußerungen, die als Angriff auf den Staat gewertet wurden, zu vier Monaten Haft verurteilt. 1943, kurz vor seiner Entlassung als Frontuntauglicher aufgrund fortdauernder schwerer Krankheit, wurde er dann wegen einer Parodie auf Goebbels in der Jenaer Kaserne erneut eingesperrt. Die Eltern versuchten ihn durch Besuche zu stärken und ihm beizustehen.

Als am 10. Mai 1945 die Nachricht kam, Wolfgang sei aus französischer Gefangenschaft geflohen und habe sich bis zur Elbe durchgeschlagen, machte sich Hertha Borchert auf den Weg in die Vierlande. Als sie ihren Sohn auf dem Elbdeich sah, erkannte sie ihn nicht. Schwerkrank kehrte er nach Hause zurück. Die Familie wohnte seit der Denunziation durch den Nachbarn in Alsterdorf, in der Mackensenstraße 80 (heute Carl-Cohn-Straße). Nach Monaten des Hoffens und Bangens starb Wolfgang Borchert am 20. November 1947, einen Tag bevor sein Theaterstück „Draußen vor der Tür“ in den Hamburger Kammerspielen uraufgeführt wurde.

„Ich pflegte ihn zwei Jahr lang, und die Sorge um ihn schlug mir die Feder aus der Hand. Aber dafür blühte sein Werk auf. Er arbeitete mit einem fieberhaften Eifer, sodaß in unserer Wohnung für nichts anderes Raum war. Es war ein Erlebnis, ihm beim Schreiben zuzusehen. Jedes Wort, das er schrieb, war Befreiung aus innerster Not. Er zwang uns, sein Leben mitzuleben, und weil es so schnell und steil hinaufging, nahm es uns allen den Atem. Nach Wolfgangs Tod bleibt uns nur die Aufgabe, nach der Fülle dieses Schmerzes und dieses Glückes den Rest unseres Lebens auszurichten und unseres Sohnes Anklage an die Welt weiterzugeben“, 7) beschrieb Hertha Borchert 1948 ihre Profession.



Die Eltern besuchten gemäß dem Vermächtnis ihres Sohnes anfangs fast alle Aufführungen von „Draußen vor der Tür“. Sie empfingen Besucherinnen und Besucher aus aller Welt, die ihnen nahe sein und von ihrem Sohn Wolfgang hören wollten, und folgten deren Einladungen.

Der Biograph Wolfgang Borcherts, Claus B. Schröder, 8) beurteilt das Verhältnis von Mutter und Sohn nicht so harmonisch. Aus dem Sachverhalt, dass die Trennung von der Mutter ein zentrales Motiv in den Dichtungen Wolfgang Borcherts ist, besonders der Text „Meiner Mutter zu meinem Geburtstag“, den er in der Nacht zu seinem 25. Geburtstag schrieb, schließt Schröder auf einen realen Mutter/Sohnkonflikt, eine nie wirklich gelungene Loslösung von der Mutter. Aber schon die Tatsache, dass das Motiv der Mutter bei Borchert zumeist mit dem Motiv der Geliebten verknüpft ist, lässt eher an die Sehnsucht nach einem paradiesischen Zustand des Einsseins denken, die leicht nachvollziehbar ist bei einem so jungen und sensiblen Mann, den die männerbündlerisch-faschistische Ideologie abstieß und der sich vollkommen isoliert fühlte.

Nach dem Tode ihres Mannes 1959 wusste Hertha Borchert zunächst nicht, wie es weitergehen sollte, doch bald sammelte sie ihre Kräfte und ging den gemeinsam begonnenen Weg im Dienste des Sohnes weiter: „Un winn se hier in `n Hus bie mi ankloppt, kummt Wolfgang jümmer weller mit jüm rin de Dör. So sünd se jümmer oberall dor mit bie, mien Jung und sein' Vatter. Ook op de anner Siet vun uns Erd', dor weuren se ook beide an mi, u nick nicht alleen.“ 9)

Am 26. Februar 1985, neun Tage nach ihrem 90. Geburtstag, starb Hertha Borchert.“

Text: Brita Reimers

Quellen:

- 1) Hertha Borchert: Vergangenes Leben. Unveröffentlichtes Manuskript im Wolfgang-Borchert-Archiv.
- 2) Ebenda.
- 3) Ebenda.
- 4) Ebenda.
- 5) Ebenda.
- 6) Ein vollständiges Werkverzeichnis von Jürgen Meier und Irmgard Schindler erstellt, findet sich im Jahresheft der Internationalen Wolfgang-Borchert-Gesellschaft e. V. Heft 6 (1994).
- 7) Hertha Borchert: Ruf der Mütter, in: Barbara Nordhaus-Lüdecke (Hrsg.): Der Ruf der Mütter. München 1948.
- 8) Vgl.: Claus B. Schröder: Draußen vor der Tür. Eine Wolfgang-Borchert-Biographie. Berlin 1988.



- **Borchlingweg, Othmarschen (1950): Prof. Dr. Conrad Borchling (1872-1946), Erforschung der niederdeutschen Sprache**

Siehe Näheres in Bd. 1: Straßennamen: Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit.

Siehe auch: Agathe- Lasch-Weg in Bd. 2.

Borchling wurde 1933 Mitglied der NSDAP und unterzeichnete ebenfalls 1933 *das Bekenntnis der Professoren an deutschen Hochschulen zu A. Hitler und dem nationalsozialistischen Staat*.

„1937 wurde Borchling emeritiert, vertrat den Lehrstuhl aber bis zur Wiederbesetzung der Professur 1938 und nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges bis zum Kriegsende. Am 4. Juli 1945 bat Borchling um Belassung im Amt und anschließende Emeritierung. Borchling begründete sein Gesuch damit, daß er sowohl die zentralistische Ausrichtung des Nationalsozialismus auf eine ‚Nationalkultur‘ als auch die Verfolgung der Juden niemals befürwortet habe. Letzteres belegte er mit einem unterstützenden Gutachten für seine jüdische Kollegin Agathe Lasch aus dem Jahr 1939. Borchling war nach Auflösung der Deutschen Volkspartei 1933 Mitglied der NSDAP geworden und unterzeichnete im selben Jahr das ‚Bekenntnis der Professoren an deutschen Hochschulen zu A. Hitler und dem nationalsozialistischen Staat‘. National-konservativ geprägt, hatte er bereits seit 1914 eine großdeutsche und großgermanische Idee propagiert und in Auseinandersetzung mit der Zukunft Flanderns die Vision eines autonomen flämischen Staates als Teil eines ‚großen germanischen Bund[es]‘ geäußert. Während sich hier durchaus eine Affinität zur nationalsozialistischen Ideologie abzeichnete und Borchling selbst einräumte, er habe durch den Nationalsozialismus eine ‚Förderung [der] speziellen niederdeutschen Volkstumsarbeit‘ erhofft (Brief an die hamburgische Schulverwaltung vom 4.7.1945), sah er sich dem Vorwurf des Partikularismus und der harschen Kritik des Ministeriums für Volksaufklärung ausgesetzt, als er die Pflege der verschiedenen Dialekte befürwortete, die er als eigenständige ‚Stammessprachen‘ ansah. Borchling wurde – entgegen seinem Antrag – auf Anordnung der Militärregierung entlassen und am 6. Oktober 1945 mit sofortiger Wirkung vom Bürgermeister in den Ruhestand versetzt. Am 1. November 1946 starb er, ohne rehabilitiert worden zu sein.“ 1)

Borchling war seit 1913 verheiratet mit **Alida, geb. von Melle (1885-1967)**, einer Tochter des Hamburger Bürgermeisters von Werner von Melle. Das Paar hatte zwei Kinder.

Quellen:



1) Ostfriesische Landschaft, unter: [www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user\\_upload/BIBLIOTHEKEK/BLO/Borchling.pdf](http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user_upload/BIBLIOTHEKEK/BLO/Borchling.pdf)

- **Bornemannstraße, Harburg (1950):** Ludwig Heinrich Bernhard Bornemann (1817-1896), Advokat, Magistratsassessor, Amtsgerichtsrat in Harburg, Ehrenbürger von Hamburg
- **Bornholdts Treppe, Blankenese (um 1895):** Hans Bornholdt (1787-1866), Fischer und Grundbesitzer
- **Borracks Weg, Blankenese (vor 1903):** Wilhelm Borrack (1810-1888), Grundeigentümer, Bäckermeister
- **Borsigbrücke, Billbrook (1924):** August Borsig (1804-1854) und sein Sohn Albert Borsig (1829-1878), Industrielle  
August Borsig war verheiratet mit **Luise. Geb. Praschl** (1809-1887). Der Sohn Albert war seit 1861 verheiratet mit Anna, geb. Guticke.
- **Borsigstraße, Billbrook (1924),** siehe: Borsigbrücke.
- **Borstelmannsweg, Hamm (1857):** Johann Borstelmann (1821-1875), Grundeigentümer
- **Boschstraße, Bahrenfeld (1950):** Robert Bosch (1861-1942), Industrieller



Robert Bosch war in erster Ehe zwischen 1887 und 1926 mit **Anna Kayser**, (gest. 1948) verheiratet. Sie war die Schwester seines Freundes Eugen Kaiser. Als das Paar verlobt war und Robert Bosch in Amerika und England weilte, schrieb er „lange Briefe an Anna Kayser, in denen er seiner zukünftigen Frau seine Lebensansichten darlegte. Seine Ausführungen geben uns heute einen Einblick in seinen Charakter, der von Zuverlässigkeit und Zielstrebigkeit, aber auch von einem aufbrausenden Temperament geprägt war. Dessen war Bosch sich durchaus bewusst. So gestand er seiner Liebsten: ‚Einer meiner Hauptfehler sonst noch ist, dass ich leicht heftig werde, es aber nachher gleich wieder bereue, und habe ich es nun so weit gebracht, dass ich wenigstens um Entschuldigung bitte, wenn ich Unrecht getan habe.‘ Die Verlobten waren nicht immer gleicher Meinung. In der Frage der Emanzipation der Frauen war Robert Bosch sogar fortschrittlicher als seine Verlobte. Sie war der Ansicht, es liege in der Natur der Frauen begründet, ‚uns an den stärkeren Mann anzulehnen [...]‘. Er hingegen hatte sehr genau beobachtet, was Ursache und was Wirkung war: ‚Es ist eben kein Wunder, dass die Frauen nicht so tief zu denken vermögen, [...] wenn man ihnen seit Jahrhunderten das Recht zu denken abgesprochen hat [...]‘. Sieht man sich seine Briefe allerdings genauer an, so entsprachen seine Vorstellungen sonst durchaus der klassischen Rollenverteilung der damaligen Zeit. Beispielsweise ermahnte er Anna, sich gründlich mit dem Kochen zu befassen.“ 1)

Zwischen 1888 und 1893 bekam das Paar vier Kinder. Die Familie lebte damals in Stuttgart. Als Nachbarin wohnte dort die sozialistische Politikerin Clara Zetkin und der Maler Friedrich Zundel, die mit einander verheiratet waren, später heiratete Annas Tochter Paula (1889 -1974) Friedrich Zundel. Die dritte Tochter (geb. 1893) starb im Alter von einem Jahr. Das Nesthäkchen Robert, der Firmennachfolger werden sollte, starb im Alter von 30 Jahren 1921 an Multipler Sklerose. „Robert Bosch erhielt die Nachricht vom Tod seines Sohnes auf einer Geschäftsreise in Südamerika: ‚So sehr man auch einen friedlichen Ausgang seines Daseins erwünschen musste, hat mich doch die Tatsache, dass er nun verschieden ist, aufs Tiefste bewegt. [...] Wie oft fragte ich mich, warum muss ich das Leben weiter haben und er, der junge, muss dahinsiechen?‘ Die Eltern versuchten jeder auf seine Weise, mit dem Tod des Sohnes fertig zu werden. So schrieb Robert Bosch zwei Monate später an seine Frau: ‚Über Robert spreche ich in der Tat nicht gerne. Solche Sachen mach ich wohl am besten mit mir selber ab. [...] Ich kann das nicht ändern und für mich ist das Unabänderliche etwas, in das ich mich finde.‘ Während sich Bosch in Arbeit flüchtete und weiterhin aktiv am öffentlichen Leben teilnahm, zog sich seine Frau immer mehr zurück. Das Leid und die unterschiedliche Art, den Tod des Sohnes zu verarbeiten, entzweite das Paar immer mehr, bis die Ehe 1927 schließlich geschieden wurde.“ 2)



Anna Bosch, die ihren Sohn während seiner langen Krankheit gepflegt hatte, fiel in eine schwere Depression. Nach ihrer Scheidung zog sie zu ihrer Tochter Paula auf den Berghof in Lustnau bei Tübingen. Hier genas sie von ihrer Depression und betätigte sich fortan karitativ. Sie gab viel Geld für Hitlers Winterhilfe und den Bau einer Schule und kleidete mittellose KonfirmandInnen ein. 1934 wurde sie wegen ihrer Verdienste um Tübingen zur Ehrenbürgerin der Stadt ernannt.

Die Tochter Dr. **Margarete Fischer-Bosch** (1888-1972), Staatswissenschaftlerin, wurde 1950 Abgeordnete (FDP) des Landtags von Württemberg-Hohenzollern. Am Robert-Bosch-Krankenhaus in Stuttgart ist das *Dr. Margarete Fischer-Bosch-Institut für Klinische Pharmakologie (IKP)* nach ihr benannt. Den Aufbau dieses Instituts ermöglichte sie durch eine Spende.

Tochter **Paula**, verheiratete Zundel ließ gemeinsam mit ihrer Schwester Margerete in Tübingen eine Kunsthalle bauen, um das Lebenswerk ihres verstorbenen Mannes Friedrich Zundel eine Bleibe zu verschaffen. Die Kunsthalle wurde 1971 eröffnet. Auch Paula Zundel wurde zur Ehrenbürgerin der Stadt Tübingen ernannt (1961).

Ein Jahr nach der Scheidung von Anna Bosch heiratete der damals 66-jährige Robert Bosch die 39-jährige **Margarete Wörz** (1888–1979). Das Paar bekam zwischen 1928 und 1931 zwei Kinder. Damals war Robert Bosch schon ein großer Unternehmer. Margarete Bosch-Wörz „wusste um die gesellschaftlichen Erwartungen, die an eine Frau Bosch gestellt wurden, und wurde ihnen mit großem Geschick gerecht. Darüber hinaus füllte sich das große Haus in der Heidehofstraße erneut mit Leben: Zwei weitere Kinder wurden geboren. (...) Da sich Robert Bosch zur Zeit seiner zweiten Ehe schon aus dem operativen Geschäft des Unternehmens zurückgezogen hatte, konnte er viel Zeit mit seiner Frau und den Kindern verbringen. Wie bereits mit seiner ersten Familie war er auch mit Margarete sowie den Kindern Robert und Eva oft in den Bergen und auf dem Boschhof in Bayern oder in seiner Jagdhütte bei Urach auf der Schwäbischen Alb. (...) Theodor Bäuerle, ein enger Vertrauter von Robert Bosch, schreibt in seinen Erinnerungen: ‚An den Kindern hatte er eine großväterliche Freude, auf den heranwachsenden Sohn setzte er große Hoffnungen. [...] Frau Margarete Bosch verstand es mit außerordentlicher Klugheit, der Eigenart ihres Mannes gerecht zu werden. [...] sie brachte Gäste ins Haus, sodass es eigentlich nie an Unterhaltung und Geselligkeit fehlte, und sie wusste die Gäste so auszuwählen, dass seine mannigfachen Interessen dadurch befriedigt wurden.‘ Darüber hinaus war die Gattin in vielem Mitarbeiterin, Beraterin und auch Vermittlerin zur nächsten Generation.“ 3)

Die Zeit des Nationalsozialismus: In einer Kurzbiografie der Gedenkstätte des Deutschen Widerstands über Robert Bosch heißt es: „Der Stuttgarter Industrielle



Robert Bosch steht als überzeugter Liberaler dem Nationalsozialismus ablehnend gegenüber. Nach 1933 bildet er das Zentrum eines nach ihm benannten oppositionellen Kreises, dem auch einige seiner engsten Mitarbeiter, wie der ‚Betriebsführer‘ des Konzerns Hans Walz, angehören. Bosch und Walz unterstützen verfolgte Juden und pflegen geheime Kontakte zu jüdischen Führungspersonlichkeiten wie Leo Baeck. Das Unternehmen wird zur Anlaufstelle des Widerstandes gegen Hitler. Bosch beruft Carl Goerdeler zum ‚Wirtschaftsberater‘ der Firma und ermöglicht es ihm und seinen Freunden, auf vorgetäuschten Geschäftsreisen im Ausland Kontakte zu knüpfen und über die Ziele der Hitler-Gegner zu informieren. Mitglieder des Bosch-Kreises bauen zudem eigene Auslandskontakte auf und informieren über die Entwicklung in Deutschland. Bosch stirbt im März 1942. Die Mitglieder des Boschkreises setzten in enger Zusammenarbeit mit Goerdeler ihre Widerstandstätigkeit fort. Der wirtschaftspolitische Berater der Bosch GmbH Albrecht Fischer ist in die Pläne zum Staatsstreich eingeweiht und stellt sich als Politischer Beauftragter für den Wehrkreis V (Stuttgart) zur Verfügung.“ 4)

„Das Unternehmen übernahm auch Rüstungsaufträge und beschäftigte während des Zweiten Weltkrieges Zwangsarbeiter. Auf dem Gelände der Bosch-Tochterfirma Dreilinden Maschinenbau GmbH befand sich das zum Konzentrationslager Sachsenhausen gehörige Außenlager Kleinmachnow. (...) Eine im August 2011 in Deutschland ausgestrahlte Fernsehdokumentation über Robert Bosch schildert ihn als tragische Figur, die ungewollt ein Profiteur der Aufrüstung der Wehrmacht und des Krieges wurde und der durch den gewählten Weg der Kooperation mit den Nationalsozialisten bei gleichzeitigem Widerstand zwangsläufig mit den eigenen Idealen im Konflikt stand.“ 5)

Quellen:

- 1) Robert Bosch. Leben und Werk. Magazin zur Bosch-Geschichte. Sonderheft 1, Stuttgart, o. J. S. 14f.
- 2) Robert Bosch, a. a. O., S. 16.
- 3) Robert Bosch, a. a. O., S. 18
- 4) [www.gdw-berlin.de/de/vertiefung/biographien/biografie/view-bio-bosch/](http://www.gdw-berlin.de/de/vertiefung/biographien/biografie/view-bio-bosch/)  
Wikipedia: Robert Bosch (Stand: 15.5015)

- **Bossardstraße**, *Steilshoop (1955): Johann Michael Bossard (1874-1950), Maler, Graphiker, Bildhauer*

Johann Michael Bossard war seit 1926 mit seiner Schülerin **Jutta Krull** (1903–1996) verheiratet. „Carla Augusta Elsiné Dorothea Krull, kurz Jutta genannt, wurde am 6. Juli 1903 in Buxtehude geboren. Sie war das sechste und letzte Kind in der Lehrerfamilie Ernst Krull. 1922 begann sie ihr Studium an der



Kunstgewerbeschule in Hamburg. 1926, nach Abschluss des Studiums, heiratete sie ihren Lehrer Johann Michael Bossard. Beide arbeiteten seitdem gemeinsam an dem Gesamtkunstwerk ‚Kunststätte Bossard‘. Nach dem Tode ihres Mannes (1950) setzte Jutta Bossard-Krull ihre ganze Energie für den Erhalt der Anlage ein. Im November 1995 ging die Anlage und der gesamte Besitz in die ‚Stiftung Kunststätte Johann und Jutta Bossard‘ über. Damit sicherte Jutta Bossard-Krull den Erhalt der Anlage über ihren Tod hinaus. Am 13.10.1996 verstarb Jutta Bossard-Krull,“ 1)

Und Christiane Rossner schreibt: „Bossards lebten ihre Kunst. Zugleich war ihr Haus ein sehr gastfreundlicher Ort. Verwandte und Freunde waren bei dem Künstlerehepaar gern und oft gesehene Gäste, die dort zwischen Kunst, Hühnern, Schafen, Hunden und Katzen ein naturverbundenes und ungezwungenes Leben führen konnten. Besonders für die Kinder war es in den Sommermonaten wie im Paradies. Den gesamten Haushalt führte von 1929 bis 1979 Wilma Krull, eines von fünf Geschwistern der Künstlerin, die von ihr sagte: ‚Wilma ist das Beste, das ich in meine Ehe eingebracht habe.‘ Nach dem Tode Bossards im Jahr 1950 lag seiner Frau Jutta sehr daran, das umfangreiche Lebenswerk ihres menschen scheuen Mannes, das über 7.000 Kunstwerke umfaßt, bekannt zu machen. Sie, die Kontaktfreudige, die Energische, hatte ihm oftmals nahe gelegt, mehr die Öffentlichkeit zu suchen. Johann Michael Bossard aber war nicht umzustimmen: ‚Die Meinen werden mich schon finden.‘ Beide Künstler sind mit Sondergenehmigung auf dem Grundstück beigesetzt.“ 2)

Ulrich Greiner schreibt in der DIE ZEIT: „Und dann war ich aus der Welt ausgetreten“, schreibt die Studentin Jutta Bossard kurz nach der Hochzeit mit ihrem fast dreißig Jahre älteren Professor. Die Kunststätte wird ihr gemeinsames Projekt. Zusammen haben sie alles ausgemalt und geschmückt, die Fassaden, die Türen, die Fenster und Oberlichter. Das Atelier ist eine Orgie nordischer Sagen, wo selbst die Heizkörperverkleidung noch bedeutungsvoll ist. Man atmet den zivilisationsmüden, antimodernen Geist jener Jahre, in denen auch Hans Henny Jahnn seine Ugrino-Gemeinde gründete (ebenfalls in der Heide, es scheint ein besonderer Boden), eine utopische Künstlerkommune, aus der nie etwas wurde. Auch Bossard hatte wohl die Idee, sein Projekt zu einem Lebenskunstwerk zu machen, in dem der neue Mensch heimisch werden könnte, aber er war dann doch zu sehr am Handwerk interessiert, um ideologisch abzuheben, und man staunt, welche Stile er beherrschte: die akademische Zeichnung ebenso wie einen abstrakten Expressionismus, um dann wieder in einen manchmal sentimental symbolistischen zu verfallen.“ 3)

Quellen:

1) [www.bossard.de/14-0-Johann-und-Jutta-Bossard.html](http://www.bossard.de/14-0-Johann-und-Jutta-Bossard.html).





- 2) Christiane Rossner: das Haus der Bossars bei Jesteburg. Die ganze Welt in Kunst gewandelt, in: monumente online Magazin der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, unter: [www: monumente-online.de/ 06/05/05\\_kunststaette\\_Bossard.php](http://www.monumente-online.de/06/05/05_kunststaette_Bossard.php)
- 3) Ulrich Greiner: Schönheitliche Quelle. Der ZEIT-Museumsführer:Die Kunststätte Bossard in Jesteburg, in: DIE ZEIT vom 19.7.2012.

- **Boßdorfstraße, Eimsbüttel (1922): Hermann Boßdorf (1877-1921), Dichter, niederdeutscher Schriftsteller**

Siehe auch: Maike-Harder-Weg, in Bd. 2.

1899 hatte Boßdorf seine für die übersinnliche Welt sehr interessierte Frau kennengelernt. Unter ihrem Einfluss beschäftigte er sich mit Astrologie und Telepathie.“ 1) **Bertha Dannies** (1873-1934) und Hermann Boßdorf heirateten 1900. Das Paar blieb kinderlos.

Quellen:

- 1) wikipedia: Hermann Boßdorf (Stand: 15.5.015)

- **Bothmannstraße, Wandsbek (1961): Bernhard Bothmann (1884-1952), über 25 Jahre lang Pastor in Wandsbek-Hlmschenfelde**

„Pastor Bernhard Bothmann heiratete 1913 nach bestandener Prüfung seine Jugendliebe Emmy. Damals spielte es keine Rolle, dass sie eine getaufte Jüdin war. Zwanzig Jahre später bestimmte es das Leben der Familie. [Das Paar bekam drei Kinder] 1935 wurde das Ehepaar durch die Nürnberger Gesetze als ‚Mischehe‘ und die Kinder als ‚Halbjuden‘ entrechtet und diskriminiert, obwohl die Familie Unterstützung aus ihrer Wandsbeker Kirchengemeinde bekam. Bothmanns Vorgesetzter, der Stormarner Propst Gustav Dührkop, forderte ihn schließlich auf, sich von seiner Ehefrau scheiden zu lassen. Als Bothmann sich weigerte, sorgte Dührkop für dessen Entlassung. Dank der Unterstützung seines alten Schulfreundes, des Hamburger Landesbischofs Franz Tügel, bekam Bothmann Anstellungen in der Hamburger Landeskirche. Denunziationen Propst Dührkops verhinderten aber eine feste Anstellung und führten schließlich auch hier zum Berufsverbot für Bothmann. Aufgrund der Nürnberger Gesetze durften die Kinder nicht die von ihnen gewünschten Ausbildungen wählen. Der ältesten Tochter wurde die Heirat mit ihrem ‚arischen‘ Verlobten verboten. Als sie dennoch mit ihm zusammen Kinder bekam, verbot ihm die Gestapo den Umgang mit ihr und seinen Kindern. Die Verwandten Emmy Bothmanns, ihre Schwester Grete und die Familie Rosenbaum, wurden 1941 und 1942 deportiert. Einzig Emmy



Bothmanns Mutter Ida Cohn starb 1942 eines natürlichen Todes in Hamburg. Bei ihrer Beerdigung wurde der Familie die Benutzung der Friedhofskapelle verboten.“ 1)

Quellen:

1) Ausstellung: Kirche, Christen, Juden in Nordelbien 1933-1945. Unter [www: Kirche-Christen-Juden.org/ausstellung/inhalt/stationen/station\\_6.html](http://www.Kirche-Christen-Juden.org/ausstellung/inhalt/stationen/station_6.html)

- **Boysenkamp**, *Fuhlsbüttel (1948): Lorenz Hinrich Boysen (geb. 1766), Landvermesser, fertigte eine Flurkarte von Hummelsbüttel an*
- **Boysheide**, *Langenhorn (1929): Karl Boy, erster Anbauer*
- **Boystwiete**, *Langenhorn (1929), siehe: Boysheide.*
- **Boytinstraße**, *Rahlstedt (1950): Tymmo Boytin (um 1375), Vogt in Trittau*
- **Brabandbrücke**, *Alsterdorf (1922): siehe: Am Brabandkanal.*
- **Brabandstraße**, *Alsterdorf (1922), siehe: Am Brabandkanal*
- **Bräsigweg**, *Bramfeld (1951): nach Roman von Fritz Reuter*



- **Brahmsallee, Harvestehude (1899): Johannes Brahms (1833-1897), Komponist.** Siehe auch: Schumannstraße, in Bd. 2.

Johannes Brahms war der Sohn des Musikanten Johann Jacob Brahms (1806-1872) und der Näherin Johanna Henrika Christiane, geb. Nissen (1789-1865). Bereits ab dem Alter von dreizehn Jahren hatte die gehbehinderte Johanna Henrika Christiane Nissen zum Lebensunterhalt ihrer Familie beitragen müssen. Später betrieb sie gemeinsam mit ihrer Schwester in der Hamburger Ulricusstraße 91 ein Warengeschäft, in dem sie Knöpfe, Zwirn und Weißzeug verkaufte.

Johanna Henrike soll außergewöhnlich belesen gewesen sein und Kunstverstand besessen haben. Eine ihrer künstlerisch gestalteten Handarbeiten soll ihr Sohn Johannes Brahm bis zu seinem Lebensende aufbewahrt haben.

Neben ihrem Geschäft verdiente sie sich durch die Vermietung eines Zimmers in ihrer Wohnung etwas hinzu. Einer ihrer Untermieter war der 1826 nach Hamburg gezogene Johann Jakob Brahms. Er verdiente damals seinen Lebensunterhalt als Straßenmusikant. Am 9. Juni 1830 heiratete die 41-jährige Johanna Henrika Christiane Nissen den 24-jährigen Johann Jakob Brahms, der im selben Jahr in das Hornistenkorps der Bürgerwehr aufgenommen wurde. Das Paar bekam drei Kinder. Ihr zweites Kind Johannes (1833–1897) wurde später ein berühmter Komponist.

In den ersten Jahren ihrer Ehe war das finanzielle Auskommen der Familie nicht gesichert, denn die Einkünfte von Johann Jakob Brahms waren sehr unregelmäßig. Außerdem soll er zum Leidwesen seiner Frau nicht sehr sparsam gewesen sein. Wegen der finanziell unsicheren Lage musste die Familie mehrmals umziehen. So wohnte sie z. B. eine Zeit lang in der Speckstraße 60, dort im Schlütherhof, wo Johannes Brahms geboren wurde, und von 1842 bis 1850 am Dammtorwall.

Ab seinem siebten Lebensjahr erhielt Johannes Brahms Klavierunterricht und trat bereits wenige Jahre später öffentlich auf. Ab seinem 13. Lebensjahr musste er zum Unterhalt seiner Familie beitragen und nachts in der Öffentlichkeit spielen. Als Johannes Brahms zwanzig Jahre alt war, verließ er Hamburg und lernte auf einer Reise den Geigenvirtuosen und Komponisten Joseph Joachim kennen, der ihn mit **Clara und Robert Schumann** bekannt machte (siehe: Schumannstraße, in Bd. 2). Diese befreundeten sich mit dem weitaus jüngeren Johannes Brahms und unterstützten ihn künstlerisch. (Siehe dazu weiter bei Schumannstraße).

Nach dem Tod von Robert Schumann und der gescheiterten Liebe Johannes Brahms' zu Clara Schumann versuchte Brahms eine neue Beziehung einzugehen. 1858 lernte er die Professorientochter **Agathe von Siebold** kennen. Das



Paar verlobte sich heimlich. Clara Schumann reagierte eifersüchtig, und es kam zu einem Eklat zwischen Brahms und ihr. Die Folge war: Brahms schrieb in seiner Zerrissenheit an seine Verlobte: „Ich liebe Dich Agathe, ich muß Dich wiedersehen! Aber Fesseln tragen kann ich nicht. Schreibe mir, ob ich wiederkommen soll, Dich in meine Arme zu schließen, Dich zu küssen, Dir zu sagen, daß ich Dich liebe!“ 1) Doch Agathe wollte geheiratet werden, und so brach sie die Beziehung ab.

Von nun an gab es für Johannes Brahms nur eine Liebe, eine Geliebte: die Musik. Im Hamburg gründete er am 6. Juni 1859 in der Pastorenstraße 16 den **Hamburger Frauenchor**. Er existierte bis 1863 und war folgendermaßen zustande gekommen: Anlässlich einer Hochzeit am 19. Mai 1859 in der Hauptkirche St. Michaelis führten Friedchen Wagner und einige Kolleginnen aus Carl Grädeners (siehe: Grädenerstraße, in Bd. 3 online) Gesangs-Akademie für gemischten Chor Brahms Motette „Wo Gott sein Haus nicht selber baut“ auf. Dass Frauen in der Kirche sangen, war nicht immer selbstverständlich gewesen. Diese wichtige Stätte der Gesangsausbildung war Frauen bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts verschlossen gewesen. Gegen diesen Zustand protestierte der Musikschriftsteller und Komponist Johann Mattheson (siehe: Matthesonstraße, in Bd. 3 online) bereits im 18. Jahrhundert. Von ihm erfahren wir auch die Argumente, die diesen Ausschluss begründeten: „(...) a propos, vom Frauenzimmer! Es stehet nicht zu begreifen, warum man diesem schönen Geschlechte verbieten will, das Lob Gottes, an dem dazu gewidmeten Orte, öffentlich in seinem Mund zu führen. Sagt einer: die Person singt in der Opera: so singen ja die Männer auch allda. Sagt der andere: sie ist zu hübsch; so müssen nur alle artigen Gesichter aus der Kirche bleiben. Sagt der dritte: Sie singt gar zu lieblich; so hat man ja Ursache, Gottes Wunder in der Menschenstimme zu preisen.“ Bezaubert von dem Gesang der Frauen war auch Johannes Brahms, der sich im Mai 1859 in St. Michaelis unter den Hochzeitsgästen befand. Er fragte nach, ob die Damen mit ihm sein „Ave Maria für Frauenchor und Orchester- bzw. Orgelbegleitung“ op. 12 einstudieren würden. Friedchen Wagner (geb. 1831), seit 1855 seine Klavierschülerin, organisierte in ihrem Elternhaus in der Pastorenstraße 16 die erste Probe, zu der 28 Sängerinnen erschienen. Der Hamburger Frauenchor war geboren. Mit Eifer ging man an die Arbeit. Die Choristinnen entwarfen ein Medaillon aus vier Kreiselementen mit den Buchstaben H F C für Hamburger Frauenchor und B für Brahms. Der Chorleiter verfasste ein als „Avertimento“ bezeichnetes Statut mit folgender Präambel: „Sonder weilen es absolute dem Plaisire fördersam ist, wenn es fein und ordentlich dabei einhergeht, als wird denen curieusen Gemüthern, so Mitglieder des sehr nutz- und lieblichen Frauenchors wünschen zu werden (...) jetztund kund und offenbar gethan, daß sie partoute die Clausuln und Puncti hiefolgenden



Geschreibsels unter zu zeichnen haben ehe sie sich obgenannten Tituls erfreuen und an der musikalischen Erlustigung und Divertirung parte nehmen können“ 2). Unterschrieben hatte er das Ganze mit „Der ich verharre in tiefster Devotion und Veneration des Frauenchors allzeit dienstbeflissener und schreibfertiger und taktfester Johannes Kreisler, Jun. alias: Brahms.“ 3) Zahlreiche Sängerinnen, unter ihnen auch Clara Schumann, die an den Chorproben teilnahm, wenn sie in Hamburg weilte, unterzeichneten das heitere Statut.

Unbeschwert und fröhlich ging es auch bei den Proben zu, die meistens bei Wagners, aber auch im Hause des Musiklehrers Johann Theodor Friedrich Avé-Lallemant stattfanden. Zunehmend traf man sich auch bei Auguste Brandt in der Böckmannstraße sowie bei den Schwestern Betty und Marie Völckers in Hamm und im Landhaus der Halliers in Eppendorf (damals zwischen Erika- und Tarpenbekstraße gelegen). Die gesellige Komponente hatte eben einen genauso großen Stellenwert wie die musikalische. Über ihre erste Chorprobe am 1. August 1859 schrieb Franziska Meier: „Wir sangen Psalm 23 von Schubert und das Ständchen ‚Zögernd leis‘. Wir übten tüchtig, er ist prachtvoll genau beim Üben. Wenn die jungen Mädchen ihn doch alle ansehen möchten, würde das Dirigieren leichter sein.“ 2) Und Brahms schwärmte: „Mir gefällt der helle silberne Klang außerordentlich, und namentlich in der Kirche mit Orgel klingen die Frauenstimmen ganz reizend.“ 3)

Neben Werken von Schubert, Hasse (siehe: Hassestraße, in Bd. 3 online), Mendelssohn (siehe: Geschwister-Mendelssohn-Stieg, in Bd. 2) und Schumann wurden die älterer Komponisten wie Palestrina und Isaac gesungen, die Brahms für Frauenchor bearbeitete. Einen erheblichen Raum nahmen seine für drei- oder vierstimmigen Frauenchor gesetzten Volkslieder ein. Vor allem aber regte der Chor Brahms zu eigenen Kompositionen an. Nach einem Sommer mit Montagmorgendlichen Chorproben schrieb er am 30. September 1859 aus Detmold, wo er im Winter am Hof engagiert war, an Clara Schumann: „Ich sage Dir eine der lieblichsten Erinnerungen ist mir dieser Frauenchor. (...) Was werden nächsten Sommer da für Lieder kommen und für Freudenpsalmen! Eigentlich wird wohl schon etwas Cultus in Hamburg mit mir getrieben, das kann aber gar nichts schaden, denke ich. Ich schreibe wenigstens immer lustiger und es tönt in mir als müßte mit der Zeit Himmlisches herauskommen.“ 2) U. a. entstanden „Vier Gesänge für Frauenchor mit Begleitung von zwei Hörnern und Harfe“ op. 17. Dem ersten der vier Gesänge ist ein Gedicht von Friedrich Ruperti unterlegt: „Es tönt ein voller Harfenklang, den Lieb und Sehnsucht schwellen, er dringt zum Herzen tief und bang und lässt das Auge quellen.“ Die Ausschreibung der Einzelstimmen übernahmen die Sängerinnen in ihren Stimmheften häufig selbst. In ihnen sind nicht nur die meisten der von Brahms für den Chor komponierten Werke überliefert. Auch viele der gesungenen Volkslieder finden sich hier.



Ganz besonderen Spaß am Singen hatten offenbar die Damen Marie und Betty Völckers sowie Marie Reuter und Laura Garbe. Sie gründeten ein Quartett, das sich unter der Leitung von Friedchen Wagner auch im Winter traf. „Kleine Gesang-Republik“ nannte Brahms sie scherzhaft.

Als Brahms 1863 nach Wien ging, löste sich der Chor auf. Zusammenkünfte wie die bei Halliers existierten nur noch in der Erinnerung: „Die Damen hatten Papierlaternen mitgebracht, mit denen der Teich umkränzt wurde, während die Herren mit Feuerwerk die Gesangspausen ausfüllten. Der Chor hatte sich vor dem Tempel aufgestellt, und Brahms, oft heiter bis zur Ausgelassenheit, bestieg einen der Bäume und dirigierte von da aus den Gesang. Schließlich ging die Gesellschaft in heiterster Stimmung, von den brennenden Laternen beleuchtet, singend durch das Dorf von dannen.“ 3)

1863 wurde Brahms Chef der Singakademie in Wien, wo er sich auch endgültig niederließ. Zeitlebens unterstützte Brahms seine Mutter. So schrieb er in einem Brief vom September 1876 an sie: „Brauchst Du auch Geld? Ich hatte in Hamburg nicht genug, aber jetzt kannst Du gleich haben.“

Auch Brahms' **Schwester Elise** (1831-1892) verband mit Clara Schumann eine jahrzehntelange Freundschaft. Kennengelernt hatten sich die beiden 1854/55, als Clara Schumann bei der Familie Brahms in der Lilienstraße zu Gast gewesen war. Clara nahm in der Folgezeit Elise mehrmals mit auf Reisen, damit sie der häuslichen Enge entfliehen konnte. Elise litt an schweren Anfällen von Kopfschmerzen, deshalb erlernte sie auch keinen Beruf und blieb bei der Mutter bis zu deren Tod. Durch ihren Bruder Johannes bekam Elise ein wenig von der Welt draußen mit, wenn er z. B. Gäste einlud. Nach dem Tod der Mutter im Jahre 1865 blieb Elise allein und versuchte als Schneiderin, sich ein finanzielles Auskommen zu sichern. Damals fiel es Johannes Brahms finanziell noch schwer, seine Schwester zu unterstützen. Er hatte aber vor, sie in ein städtisches Stift einzukaufen, was Elise allerdings ablehnte. So versorgte er sie finanziell weiter, bis sie im Alter von 40 Jahren den vierzehn Jahre älteren Witwer mit sechs Kindern, den Hamburger Uhrmacher Christian Grund, heiratete. Da Elise auch hier in finanziell engen Verhältnissen leben musste, bezahlte Johannes Brahms seiner Schwester die für ihre Gesundheit erforderlichen Erholungsreisen. Das Geschwisterpaar war sich sehr zugeneigt und schrieb sich jahrelang viele Briefe.

Text zum Damenchor: Brita Reimers

Quellen:

- 1) Hans-Peter Riesel: Komponisten und ihre Frauen. Düsseldorf 1994, S. 133.
- 2) Zit. nach: Janina Klassen: Johannes Brahms: Werke für den Hamburger Frauenchor, in: Heil über Dir Hammonia. Hamburg im 19. Jhd. Kultur, geschichte, Politik. Hrsg. von Inge Stephan und Hans-Gerd Winter. Hamburg 1992.



- 3) Zit. nach: Hans A. Neunzig: Johannes Brahms in Selbstzeugnissen und Dokumenten. Hamburg 1973.
- **Brandesstraße, Wilstorf** ((1914): *Ernst Brandes (1846-1915), Vorbesitzer des Geländes*)
  - **Brandorffweg, Nienstedten** (1955): *Johann Brandorff (1688-1777), Pastor von 1721-1767 in Nienstedten*
  - **Brandstwiete, Altstadt** (1869): *Nach Heino Brand, Grundstückseigentümer*
  - **Brandts Weg, Blankenese** (1903): *F. Brandt (1790-1870), Kapitän*
  - **Brauerknechtgraben, Neustadt** (16. Jhd.). *Benannt nach einem dortigen graben, der wiederum seine Bezeichnung von den Brauerknechten hat*
  - **Braunstieg, Billstedt** (1948): *Georg Braun (gest. 1622), Herausgeber des „Städtebuches (Atlas) von 1572“, Domherr*
  - **Braußpark, Hamm** (1910): *A. H. Brauß, Grundbesitzer des hier gelegenen Landsitzes von 1861-1888, Bürgerschaftsabgeordneter*
  - **Bredowbrücke, Billbrook** (1965): *Dr. Hans Bredow (1879-1959), Ingenieur, errichtete ein Rundfunknetz, Vorsitzender der Reichsrundfunkgesellschaft*



Verheiratet war Bredow mit **Elsie, geb. Herrmann**. Das Paar hatte keine Kinder. „Die Nachricht von der Ernennung von Adolf Hitler am 30. Januar 1933 zum Reichskanzler hat Bredow tief erschüttert. Er war Demokrat und trat nach 1919 der Deutschen Volkspartei bei. Er reichte sofort seinen Rücktritt vom Amt ein, der dann am 15. Februar wirksam wurde. Seine engsten Mitarbeiter wurden verhaftet. Bredow hat sofort in einem Telegramm an Reichspräsident Paul von Hindenburg [siehe: Hindenburgstraße] und Adolf Hitler um deren Freilassung gebeten. Er hat im Fall einer Ablehnung gefordert, deren Schicksal in der Haft zu teilen. Deswegen wurde auch Bredow verhaftet und kam in das Gefängnis Berlin-Moabit in Untersuchungshaft. Dort blieb er 16 Monate. Am 5. November 1934 begann ein Schauprozess gegen ihn wegen ‚Korruption‘. Die NS-Presse wütete gegen ihn, allmählich beruhigte sich ihr Ton. Am Ende des Prozesses hatte das Gericht 80 Tage verhandelt und 1.600 Aktenbände aus den Rundfunkhäusern studiert, selbst die Vorschüsse für Angestellte und jede Benzinquittung überprüft, um die Korruption und Misswirtschaft nachzuweisen. Am 13. Juni 1935 wurde Bredow zu einer Gesamtstrafe von 6 Monaten Gefängnis und einer Geldstrafe von 5.000 Reichsmark verurteilt – doch die Freiheitsstrafe wurde durch die Untersuchungshaft als ‚verbüßt‘ erklärt. 1937 wurde ihm ein ‚Tätigkeitsverbot‘ auferlegt. Seit 1939 war Bredow im Ruhestand. Die Nazis haben es nicht gewagt, seine Pension als Beamter zu verändern. Die Rundfunkmitarbeiter Bredows waren zuerst im KZ Oranienburg, drei wurden von SA-Leuten schwer misshandelt und starben.“ 1)

Quellen:

- 1) Klaus Scheel: Hans Bredow, unter:  
[www.kulturportal-west-ost-eu/biographien/bredow-hans-3](http://www.kulturportal-west-ost-eu/biographien/bredow-hans-3)

- **Bredowstraße**, Billbrook (1965), siehe: Bredowbrücke.
- **Brehmweg, Lokstedt (1948): Alfred Brehm (1829-1884), Zoologe, Naturforscher, Zoodirektor in Hamburg**

1861 heiratete Brehm seine Cousine **Mathilde Reiz** (1840-1878), mit der er fünf Kinder (2 Söhne, drei Töchter) hatte. Bei der Geburt des jüngsten Kindes starb Mathilde, die von ihrem Mann über alles geliebt wurde. Nun musste sich Brehm, der während seiner Ehe sehr viel auf Forschungsreisen gewesen war, allein um seine Restfamilie kümmern. Bisher hatte seine Frau allein die Kinder großgezogen. Auch hatte sie seine stenographischen Niederschriften umgeschrieben





und seine Vortragsmanuskripte vorbereitet und in seiner Abwesenheit Kontakt zu den Zeitungsredaktionen gehalten. Nach dem Tod seiner Frau musste Brehm dies alles allein bewältigen. Da er aber weiterhin auf lange Reisen ging, muss er Hilfe gehabt haben und jemanden, die auf die Kinder aufpasste.

Ein weiterer Schicksalsschlag traf Brehm, als er in Amerika weilte. Dort erhielt er die Nachricht, dass sein jüngster Sohn gestorben war. Brehm hatte keine Möglichkeit, sofort nach Hause zu fahren, denn sein Manager verlangte von ihm, dass er die 50 vereinbarten Vorträge noch hielt. Als Brehm dann 1884 wieder zurück nach Deutschland kam, war er schwer an Malaria erkrankt. Er gab die Wohnung auf und zog nach Renthendorf in das Haus seiner verstorbenen Mutter, was er mit seinem Bruder geerbt hatte. Begleitet wurde er von seinen drei Töchtern. Zwei seiner Töchter, Thekla und Leila, blieben bei ihm wohnen und versorgten ihn bis zu seinem Tode, die Tochter Frieda (geb. 1870) verheiratete sich 1898 und zog aus.

Nach dem Tod ihres Vaters lebten Thekla und Leila bis ihrem Tod in diesem Haus. Leila starb 1934; Thekla sechs Jahre später. Zu ihren Lebzeiten empfingen die Brehm-Töchter viele Gäste, die Brehm verehrten.

- **Breitenbachweg, Osdorf (1953):** *Paul von Breitenbach (1850-1930), preußischer Minister für öffentliche Arbeiten, 1895/96 tätig in der Eisenbahndirektion in Altona*

Paul von Breitenbach war verheiratet mit **Christina Johanna Elvira** von Breitenbach. Das Paar hatte zwei Kinder.

- **Breitscheidweg, Heimfeld (1976):** *Rudolf Breitscheid (1874-1944), Reichstagsabgeordneter (SPD), Verfolgter des NS-Regimes*

Rudolf Breitscheid war seit 1908 mit der Frauenrechtlerin Tony Breitscheid, geb. Drevermann verheiratet. Auch sie war Mitglied der SPD und setzte sich sehr für das Frauenstimmrecht ein.

Nach der machtübernahme durch die Nationalsozialisten ging das Paar ins Exil nach Frankreich. 1941 wurden die beiden ausgeliefert und ins KZ Sachsenhausen verbracht, von dort 1943 ins KZ Buchenwald. Dort war das Ehepaar in einer stark bewachten Sonderbaracke untergebracht. Am 24. August 1944 wurde Toni Breitscheid bei einem Luftangriff auf die Hallen des Gustloff-



Rüstungswerkes verschüttet, sie überlebte schwerverletzt. Rudolf Breitscheid kam bei dem Luftangriff ums Leben.

Nach 1944 wanderte Tony Breitscheid aus und zog zu ihrem Sohn nach Kopenhagen-Charlottenlund. Sie kehrte bewusst nicht nach Deutschland zurück.

- **Brekelbaums Park**, Borgfelde (1900): Carl Brekenbaum, Grundeigentümer, Bauunternehmer
- **Bremers Weg**, Blankenese (vor 1903): *Johann Bremer (1796-1869), Kapitän*
- **Brennerstraße**, St. Georg (1824): *Nach den Brantweinbrennern, die hier arbeiteten*
- **Brentanostraße**, Osdorf (1941): *Clemens Brentano (1778-1842), Dichter, Bruder von Bettina von Arnim*

Siehe auch: Bettinastieg, Rahel-Varnhagen-Weg, Reichardtstraße, Rudolphiplatz und Schlegesweg, in Bd. 2.

Clemens Brentano, ein Vertreter der deutschen Romantik und mit Achim von Arnim (siehe: Arnimstraße, in Bd. 3 online), seinem Herzensfreund und Schwager, Herausgeber der Sammlung altdeutscher Volkslieder „Des Knaben Wunderhorn“, wurde am 9. September 1778 als Sohn des Frankfurter Kaufmanns mit italienischen Wurzeln, Peter Anton Brentano-Tremezzo und dessen zweiter Ehefrau Maximiliane, geb. von La Roche, geboren - und zwar als drittes Kind aus dieser Ehe und als neuntes von insgesamt zwanzig Kindern aus drei Ehen seines zweimal verwitweten Vaters. Die geliebte Mutter starb 1793, als Clemens Brentano erst fünfzehn Jahre alt war. Die enge Beziehung zu seiner älteren Schwester Sophie wurde jäh durch deren frühen Tod mit 24 Jahren 1800 beendet. An ihre Stelle trat die jüngere Schwester Bettine, die 1811 seinen Freund Achim von Arnim heiratete.

Die Brüder Schlegel (siehe: Schlegelsweg, in Bd. 2), Tieck (siehe:Tiecksweg, in Bd. 3 online), Schelling (siehe:Schellingstraße, in Bd. 3 online), Novalis (siehe:



Novalisweg, in Bd. 3 online) und viele andere gehörten zu seinem Freundeskreis. Einen bürgerlichen Beruf erwarb er ebenso wenig, wie er ernsthaft ein Studium absolvierte oder beendete. Die finanzielle Basis stellte der Halbbruder Franz aus dem Familienvermögen auch für Clemens Brentano sicher. Er war Dichter und Schriftsteller und hinterließ ein umfangreiches Werk: Novellen, Singspiele, Dramen, Gedichte, Märchen, Romane, Erbauungswerke.

Die stürmische Liebe zu **Sophie Mereau** (1770-1806), einer mit einem Universitätsprofessor unglücklich verheirateten Dichterin, führte nach deren Scheidung 1803 zu einer bewegten Ehe. Zwei gemeinsame Kinder starben wenige Wochen nach der Geburt, Sophie Mereau, verheiratete Brentano, starb im Oktober 1806 bei der Totgeburt des dritten Kindes. Hochstimmungen und Depressionen, krankhafte Eifersucht und egomanische Züge charakterisierten Clemens Brentano und erschwerten das Zusammenleben ebenso wie eine Freundschaft mit dem zeitlebens eher unglücklichen Dichter.

Stürmisch und von Eifersuchtsszenen begleitet war auch die zweite Ehe des Dichters nach der von den Familien 1807 erzwungenen Heirat mit **Auguste Bußmann** (1791-1832). Denn Clemens Brentano war zuvor mit der noch minderjährigen Geliebten durchgebrannt. Eifersuchtsszenen sowie Selbstmorddrohungen und -versuche als Mittel zur Bindung des Dichters schlugen fehl, die Ehe wurde 1812 geschieden.

Ab 1816 wandte der Dichter sich wieder verstärkt dem katholischen Glauben zu und legte 1817, wie sein Bruder Christian, in Berlin eine Generalbeichte ab. Von 1818 bis zu ihrem Tod 1824 weilte er am Krankenbett einer ehemaligen Augustinerin, der säkularisierten **Nonne Anna Katharina Emmerick** (1774-1824) und befragte die Stigmatisierte täglich. Nach den Niederschriften verfasste Clemens Brentano Erbauungsbücher, deren erster Band 1833 mit großem Erfolg erschien. Zahlreiche Reisen und Wohnungswechsel bestimmten weiterhin das Leben des Dichters. Seine letzten Jahren verlebte er in München und fand eine letzte Freundin, die Malerin und Kunstsammlerin **Emilie Linder** (1797-1867). Am 28. Juli 1842 starb er bei seinem Bruder Christian in Aschaffenburg.

Text: Beate Backhaus

Manche Autoren behaupten auch, dass Brentano unterdrückte homosexuelle Neigungen gehabt hätte.

Quellen:

Hartwig Schultz: Schwarzer Schmetterling, Zwanzig Kapitel aus dem Leben des romantischen Dichters Clemens Brentano. Berlin 2000.

Klaus Günzel: Die Brentanos. Eine deutsche Familiengeschichte. München, 1993.



- **Brockdorffstraße, Rahlstedt (1950):** *Detlef Brockdorff, um 1606 Amtmann in Trittau*
- **Brockesstraße, St. Georg (1942):** *Barthold Hinrich Brockes (1680-1747), Dichter, Schriftsteller und Senator*

Brockes entstammte einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie, war zeitlebens wirtschaftlich unabhängig und konnte sich deshalb seinen künstlerischen Neigungen widmen. Brockes wurde Senator und u. a. später Amtmann Hamburgs in Ritzebüttel (Cuxhaven).

In seinen Jungmännerjahren verhielt Brockes sich „Frauen gegenüber (...) außerordentlich gehemmt und verklemmt (...) [und] hütete sich aus Furcht vor Liebesabenteuern (...) mit den ‚schönsten Frauenzimmern‘ näher bekannt zu werden (...) [und] hofierte nur ‚mit Fleiß die ältesten und diejenigen, die am wenigsten schön waren‘. In Venedig steigerte sich diese ängstliche Haltung geradezu ins Lächerliche. Wie er in seinen Memoiren berichtet, habe ihn an seinem letzten Tag dort nach dem Gottesdienst eine ‚sehr wohlgekleidete‘ Marquise angesprochen und zu sich in ihren Palast eingeladen. Da sie versichert hätte, daß ihr Mann gerade nicht zu Hause wäre, steht es wohl außer Zweifel, daß es sich um eine Einladung zu einem Liebes-Rendezvous handelte. Brockes hatte das derart in Verlegenheit gebracht, daß er nicht in der Lage war, angemessen zu antworten. Um nun aus dieser für ihn peinlichen und, wie er meinte, gefährlichen Situation herauszukommen, ließ er der Marquise melden, daß er die Einladung für einen Tag später annehme, packte schleunigst seine Koffer, bewaffnete sich ‚mit geladenen Pistolen‘ und verließ fluchtartig mitten in der Nacht die Stadt.“ 1)

Auf Brautschau begab sich Brockes besonders nach dem Tod seiner Mutter im Jahre 1709, „da er von da an doch auf manche Annehmlichkeiten hatte verzichten müssen, die ihm sonst durch die mütterliche Sorge zuteil geworden waren. Verschiedentlich vermietete er daher in seinem großen Wohnhaus mehrere Zimmer, seine Mahlzeiten nahm er oft im Restaurant ein, und noch mancherlei ähnliche kleine Unannehmlichkeiten musste er in Kauf nehmen, so daß seine Freude ganz besonders groß war, als er endlich im Februar 1714 mit Anna Ilse Lehmann ‚ein wohlgestaltetes, fruchtbares, vernünftiges, tugendhaftiges und ihn mit allen Kräften fürchtendes Ehegemahl‘ heimführen konnte. Diese Frau hat ihm insgesamt zwölf Kinder geboren, von denen ihn jedoch nur sieben überlebten“, schreibt Jürgen Klein 1980 2) Anna Ilse Lehmann (1694-1736) hatte Vermögen in die Ehe eingebracht.



Brockes ward „für eine moderne Erziehung und lebte zufrieden im ‚festen Vertrauen zu meinen geliebten Mitbürgern und angenehmen Mit-Bürgerinnen, daß sie meinen Rath nicht in den Wind schlagen, sondern aufs Wenigste ihn wohl überlegen werden. Ich bin auch in dieser meiner Hoffnung um so viel mehr bestärket, wenn ich bedencke, daß die ersten seit kurzem (...) zwey grobe Laster, nämlich das unmäßige Saufen und Spielen, fast gänzlich unter die Füße gebracht (...) Wollte GOTT, daß wir bald von mehren so sagen könnten, welches keiner so sehr, als ein aufrichtiger Patriot von Herten wünschet.‘ Zu seinen Wünschen gehörte auch eine eigene Bibliothek für Frauen, zu der es aber mit dem Aufstieg der Lesegesellschaften, die ja ausdrücklich Frauen mit einbezogen, nicht mehr kam.“ 3)

Brockes setzte sich auch für die Förderung der wissenschaftlichen Bildung auch unter Frauen ein und den „damit verbundenen Vorschlag zur Gründung einer Frauenakademie (...). Die Tatsache, daß die wissenschaftliche Bildung eine alleinige Domäne der Männer war und bekanntlich auch noch bis Ende des 19. Jahrhunderts blieb, rief bei diesem Vorschlag sofort etliche empörte Leser auf den Plan, die den Patrioten [Zeitschrift, in der dieser Vorschlag unterbreitet worden war] in Flugschriften mit üblen Schimpfworten überhäuften. Dabei hatte Brockes- und mit ihm seine Herausgeberkollegen –keineswegs daran gedacht, den Frauen in allen Wissenschaftsbereichen das Feld zu räumen. Es ging ihnen vielmehr darum, die allgemeine Konversation mit den ‚Mit-Bürgerinnen‘, wie Brockes sich bewußt auszudrücken pflegte, von der platten Ebene der Eitelkeiten und des gesellschaftlichen Tratsches abzuheben. ‚Die zween Haupt- und Todt-Feinde‘ der damaligen Situation sah er in der Üppigkeit beim Essen und Trinken sowie in der allgemeinen Unwissenheit der Frauen begründet. Wenn die Frauen gebildeter seien, wenn sie sich über alle Probleme mit den Männern auf gleicher Ebene unterhalten könnten, würden sie diesen auch ihre ‚zwey groben Laster‘ schleunigst abgewöhnen, ‚nehmlich das unmäßige Sauffen und Spielen‘. Daher solle die ganze Familie der ‚Haus-Frau‘ bei ihren hauswirtschaftlichen ‚Beschwerlichkeiten‘ helfen. Dann sei auch sie ‚geschickt, jeden in der Gesellschaft zu unterhalten, und sich die Unterredung zu Nutze zu machen, an statt, daß sie sonst in der Küche liegen, und hundert Sorgen haben muß.“ 4)

#### Quellen:

- 1) Jürgen Klein: Barthold Heinrich Brockes als Politiker, in: Hans-Dieter Loose (Hrsg.): Barthold Heinrich Brockes. Dichter und Ratsherr in Hamburg. Hamburg 1980, S. 21.
- 2) Jürgen Klein, a. a. O., S. 29f.
- 3) Matthais Wegner: Hanseaten. Von stolzen Bürgern und schönen Legenden. München 2008, S. 52.
- 4) Jürgen Klein, a. a. O., S. 36f.



- **Brockmannsweg**, *Rotherbaum (1861): Joachim Brockmann (1800-1858), Grundeigentümer*
- **Brodersenstraße**, *Wandsbek (1965): Ernst Wilhelm Brodersen (1854-1929), Pastor in Wandsbek*
- **Brodersweg**, *Rotherbaum (1867): Matthias Broders (1804-1888), Grundeigentümer*
- **Brödermannsweg**, *Groß-Borstel (1925): Johann Hinrich Brödermann (1739-1809), Schiffsmakler, ließ hier auf seinem Grundstück einen Park errichten*  
Siehe auch: Slomanstieg, in Bd. 3 online. Hier: Stephani Brödermann.
- **Bröers Treppe**, *Blankenese (vor 1903): Peter Bröers (1797-1867), Grundeigentümer*
- **Brucknerstraße**, *Barmbek-Süd (1938): Anton Bruckner (1824-1896), Komponist*  
Bruckner war strenger Katholik und soll ein sehr inniges Verhältnis zu seiner Mutter gehabt haben. Seine Melancholie wird darauf zurückgeführt, dass auch seine Mutter dazu neigte. Bruckner blieb zeit seines Lebens ledig. Es heißt, dass er sich immer wieder verliebte, doch meist in weitaus jüngere Frauen - bevorzugt 20-Jährige und Jüngere, die er für keusch und jungfräulich hielt - , die aber seine Heiratsanträge stets ablehnten. Diese Ablehnungen nagten an seiner Seele, es plagten ihn Selbstzweifel und Gehemmtheit. In einer Rezension über das Buch von Wolfgang Johannes Bekh: Anton Bruckner. Biographie eines Unzeitgemäßen heißt es: „Bruckners sexuelle Situation war bei weitem nicht so trostlos wie angenommen; so absurd und hoffnungslos seine Werbungen auch schienen, seinem Ziel, nämlich der Heirat mit einem hübschen, blutjungen Mädchen kam er mehrfach sehr nahe und scheiterte stets an eigenem Unvermögen bzw an eigener Untätigkeit im entscheidenden Moment. Fast erweckt es den Anschein, als habe sich sein Schaffenstrieb im Unbewussten durchgesetzt, um der Gefährdung seiner Komponistenlaufbahn, welche eine junge, wahrscheinlich



relativ unverständige Ehefrau bedeutet hätte, einen Riegel vorzuschieben. Diese dadurch notwendig gewordene sexuelle Enthaltsamkeit (außerehelichen Verkehr verbot sein Katholizismus) wirkte sich wieder quasi *compensando modo* fruchtbar auf sein Schaffen aus. So auch im Falle der reizenden 17-jährigen Marie Bartl aus Oberammergau, die er 1880 (also im 56. Lebensjahre stehend!) anlässlich eines Besuchs der Passionsspiele (sie spielte eine Statistenrolle) kennenlernte, sofort über Vermittlung seines Hauswirtes ansprach, nach Hause begleitete (Schüchternheit zählte in diesem Zusammenhang nicht zu seinen Untugenden), wo er ihr nach Vorstellung bei ihrer Mutter (‚I bin da Professor Bruckner aus Wean und bin dn Koasa sei Organist‘- als Komponist war er damals noch völlig unbekannt) umgehend einen Heiratsantrag machte, der erstaunlicherweise ernst genommen wurde. Es scheint, als habe Marie sich in ihn tatsächlich verliebt. Aber nach drei Tagen vielversprechenden Zusammenseins sich (selbstverständlich allein!) auf die vorgesehene Schweiz-Reise zu machen, ‚damit das teure Reisebillet‘ nicht verfiel, war denn doch ein starkes Stück an Knauserei! Er hat Marie nie mehr wieder gesehen. Die Brieffreundschaft dauerte noch etwa ein Jahr an; wie es zum banalen, und überdies seitens Bruckners völlig kampflosen Ende der ‚Beziehung‘ kam, sei an dieser Stelle nicht verraten. Die Marie-Erfahrung fand wohl im äußerst beglückenden Kopfsatz der VI. Symphonie ihren Niederschlag. Marie verweigerte später dem Brucknerforscher Auer die Herausgabe der Bruckner’schen Korrespondenz und verbrannte sie umgehend nachdem der lästige Besucher ihr Haus verlassen hatte. Sie versuchte nie, aus ihrer Freundschaft mit dem später so berühmt gewordenen Komponisten Kapital zu schlagen und verweigerte darüber jegliche Auskunft (‚Das geht niemand was an!‘). Es scheint, dass Bruckner - wie auch seine noch absurdere Verlobung 1894 (!) mit der 22-jährigen Ida Buhz zeigte – [damals war er um die 70. Die beiden schrieben sich drei Jahre lang Briefe. Kurz vor der Hochzeit scheiterte die Beziehung, weil die Prostantin Ida, ein Stubenmädchen, nicht zum Katholizismus übertreten wollte] kein schlechtes Auge für Mädchen hatte. ‚Aber der geniale Mensch hat ebensowenig wie jeder andere Mensch einklagbaren Anspruch auf Liebe, außer es gelingt ihm, Liebe zu wecken. Liebe zu wecken setzt voraus, dass man selber lieben kann. Bei all den Erörterungen über den Eros des Menschen Bruckner wird ... außer acht gelassen, dass er zwar oft verliebt war, jedoch in keinem Fall wirklich geliebt hat. Die tiefe, unausweichliche Bindung an eine und nur eine Frau scheint Bruckner nicht erlebt zu haben, eine Leidenschaft, deren zwingende Gewalt auch die widerstrebende Frau hätte faszinieren und mit dem skurrilen Gebaren des Liebenden versöhnen können.‘ schrieb Grebe so treffend, dass Bekh es auf Seiten 92 f ziemlich wortgetreu übernommen hat. Grebe führt weiter aus: ‚Unbeantwortbar ist die an die Geheimnisse der Tiefenpsychologie rührende Frage, wo denn bei dem vitalen und seelenhaften



Bruckner die große Liebe geblieben ist.' Warum Bekh ausgerechnet diesen bemerkenswerten Satz ausgelassen hat, ist nicht ersichtlich.“ 1)

Quellen:

1) Rezension unter: [www.sandammeer.at/rezensionen/bekh-bruckner.htm](http://www.sandammeer.at/rezensionen/bekh-bruckner.htm)

- **Brüder-Hornemann-Straße**, Schnelsen (1993): Alexander und Eduard Hornemann, 8 und 12 Jahre alt, niederländische Opfer des Nationalsozialismus  
Siehe auch: Eduard-Reichenbaum-Weg; Georges-Andrè-Kohn-Straße; Jungliebstraße; Marek-James-Straße; Marek-Steinbaum-Weg; Roman-Zeller-Platz; Sergio-de-Simone-Stieg; Günther-Schwarberg-Weg, in Bd. 3 online. Siehe auch: Geschwister-Witonski-Straße; *Jacqueline-Morgenstern-Weg*; *Lelka-Birnbaum-Weg*; *Mania-Altmann-Weg*; *Riwka-Herszberg-Stieg*; *Wassermann-park*; *Zylberbergstieg*; *Zylberbergstraße*, in Bd. 2.

Auch die Brüder Hornemann gehörten zu den zwanzig fünf bis zwölf Jahre alten jüdischen Kindern aus fünf Nationen, die in der Nacht vom 20. auf den 21. April 1945 im Keller der Schule Bullenhuser Damm von Angehörigen der SS erhängt wurden.

Eduard, der ältere der beiden Brüder Hornemann, wurde am 1. Januar 1933 geboren und von seiner Familie „Edo“ gerufen. Alexander wurde am 31. Mai 1936 geboren, seine Familie nannte ihn „Lexje“. Die Familie lebte in Eindhoven in den Niederlanden.

Der Vater Philip Carel Hornemann arbeitete als leitender Angestellter bei der Firma Philips. Nach der Besetzung der Niederlande durch die deutsche Wehrmacht 1940 wurde er Ende 1941 mit 100 jüdischen Kollegen in einer Sonderabteilung der Firma zusammengefasst.

Während des Zweiten Weltkrieges standen die niederländischen Werke als so genanntes „Feindvermögen“ unter deutscher Zwangsverwaltung. Das Philips-Stammwerk in Eindhoven produzierte Bauteile und Geräte für die Wehrmacht und wurde daher während des Krieges von alliierten Flugzeugen mehrfach angegriffen; dabei wurde die Hauptverwaltung durch Bomben zerstört. In der deutschen Zentrale der 1934 eröffneten Rundfunkgerätefabrik in Aachen endete die dortige Produktion zunächst mit der Evakuierung der Stadt.

Philip Carel Hornemanns Frau Elisabeth versteckte sich mit ihrem Sohn Alexander auf einem Bauernhof, während der Sohn Eduard auf einem anderen Hof untergebracht wurde.





Als 1943 die jüdischen Beschäftigten der Firma Philips in das Konzentrationslager Vught (bekannt auch als KZ Herzogenbusch, eines der drei westlich des Deutschen Reiches angelegten offiziellen deutschen Konzentrationslager) verschleppt wurden, folgte Elisabeth Hornemann ihrem Mann freiwillig mit den beiden Söhnen. Das taten viele Frauen mit ihren Kindern, da sie glaubten, ihre Männer würden bis zum Ende des Krieges dort bleiben. Am 3. Juni 1944 wurde die Familie von Vught in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau deportiert. Elisabeth Hornemann starb im September 1944 an Bauchtyphus. Eduard und Alexander verlegte man in die Kinderbaracke. Der Vater Philip Carel Hornemann wurde kurz vor der Befreiung des KZ Auschwitz in das KZ Dachau gebracht und von dort in das KZ Sachsenhausen. Auf diesem Transport starb er am 21. Februar 1945.

Aus der Familie überlebte Ans van Staveren, die Schwester von Elisabeth Hornemann und Tante von Eduard und Alexander. Sie hatte sich bis zur Befreiung der Niederlande versteckt gehalten. Lange hoffte sie, ihre beiden Neffen würden zurückkommen. Erst 1979 erfuhr sie von dem Schicksal der beiden Jungen. Bis zu ihrem Tod 2008 im Alter von 103 Jahren stand sie in Kontakt mit der Vereinigung „Kinder vom Bullenhusser Damm.“

Text: Cornelia Göksu

- **Brüderstraße**, Neustadt (1875): *Gebrüder Wex, ließen die Straße anlegen. Sie ist eine Nebenstraße der Wexstraße und soll die Brüderlichkeit der drei Brüder dokumentieren*
- **Brüdtweg**, Bergedorf/Lohbrügge (1949): *Johann Brüdt (1859-1944), Heimatschriftsteller, Rektor und Organisator des Schulwesens in Sande*
- **Brüggemannsweg**, Barmbek-Nord (1914): *Hans Brüggemann (um 1480-1540), Bildhauer, Bildschnitzer*



- **Bruhnsallee, Rahlstedt (vor 1908): Ferdinand Bruhn (1858-1933), Vorbesitzer des Geländes**
- **Brunckhorstweg, Stellingen (1949): Hans Hinrich Brunckhorst (1840-1918), Vorbesitzer des Geländes, Getreidehändler**
- **Bruno-Georges-Platz, Winterhude (2000): Bruno Georges (1892-1968), Polizeichef (1945-1952), Polizeipräsident (1952-1958)**

Mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialen wurde Bruno Georges seines Amtes enthoben.

1933 heiratete Georges **Gertrud Schäfer**. Das Paar hatte eine Tochter.

Als Bruno Georges Polizeichef war, soll er scharf gegen Homosexuelle vorgegangen sein.

- **Bruno-Lauenroth-Weg, Langenhorn (1982): Bruno Lauenroth (1906-1971), Langenhorner Politiker (SPD), Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus**

Nach der Schulausbildung erlernte Bruno Lauenroth den Beruf des Buchbinders. Lauenroth trat 1922 in die SAJ ein und fungierte als Distriktsführer. Seit 1923 gehörte er der SPD an. Als Parteifunktionär übernahm er die Beitragskassierung im Distrikt Langenhorn. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten organisierte er den sozialdemokratischen Widerstand in dem als SPD-Hochburg bekannten Stadtteil Langenhorn. Lauenroth war mit Carl Burmester befreundet, der sich bis 1933 ebenfalls als Funktionär im Distrikt engagiert hatte. Beide arbeiteten in der Illegalität eng zusammen. Politische Besprechungen fanden in der Bauklempnerwerkstatt von Carl Burmester statt. Die Widerstandsgruppe, die hier sehr erfolgreich gearbeitet hatte, wurde nach einjähriger Ermittlungstätigkeit von der Gestapo aufgedeckt. Lauenroth wurde am 7. Januar 1935 verhaftet. Im KZ Fuhlsbüttel wurde er mit Schlägen misshandelt, in Einzelhaft gesperrt und in Eisen gelegt. Das Hanseatische Oberlandesgericht verurteilte ihn wegen Vorbereitung zum Hochverrat am 24. Juli 1935 zu zwei Jahren und sechs Monaten Gefängnis. Die Strafe verbüßte Lauenroth bis zum 11. Juli 1937 in Wolfenbüttel. Im Januar 1943 wurde er zur Wehrmacht eingezogen. Im Februar



1946 kehrte er aus der englischen Kriegsgefangenschaft zurück. Anschließend betätigte sich Bruno Lauenroth wieder als Parteifunktionär.  
Text: Holger Martens

Literatur:

Text entnommen aus: Für Freiheit und Demokratie. Hamburger Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten in Verfolgung und Widerstand, hrsg. von SPD-Landesorganisation Hamburg, AK Geschichte und Arbeitsgemeinschaft ehemals verfolgter Sozialdemokraten, Hamburg 2003, S. 96.

- **Bruno-Tesch-Platz**, *Altona-Altstadt/Altona-Nord (2007): Bruno Tesch (1913-1933), Klempner, Kommunist, Gegner des Nationalsozialismus, hingerichtet am 1.8.1933 wegen angeblicher Mordbeteiligung am Altonaer Blutsonntag* Stolperstein Max-Brauer-Allee 89.

Am 17. Juli 1932 marschierten 7000 SA- und SS-Männer uniformiert und teilweise bewaffnet durch Ottensen und Bahrenfeld in Richtung Altona. Starke Polizeikräfte schützten den Aufmarsch. Dieser öffentlich angekündigte Propagandamarsch stellte eine gezielte Provokation im bekanntermaßen „roten Altona“ dar, Angriffe und gewalttätige Zwischenfälle waren zu erwarten. Die Anhänger der Kommunisten und der „Antifaschistischen Aktion“ hatten Widerstand angekündigt und Häuserschutzstaffeln gebildet. An der Ecke Große Marienstraße/Schauenburger Straße/Große Johannisstraße (heute Schomburgstraße/Walter-Möller-Park) in der KPD-Hochburg Altona-Altstadt kam es aus dem Umzug heraus zu gewalttätigen Übergriffen auf Passanten, heftige Auseinandersetzungen zwischen Zugteilnehmern und Gegendemonstranten folgten. Dabei fielen offenbar Schüsse, ob von SA-Männern oder von versteckten Schützen der Häuserschutzstaffeln, konnte nie geklärt werden. Die Situation eskalierte, als die Polizei massiv eingriff und in den winkligen Straßen und Gassen wahllos zu schießen begann. Bei dieser gewaltsamen Auseinandersetzung, einer der heftigsten am Ende der Weimarer Republik, gab es 80 zum Teil Schwerverletzte und 18 Tote, darunter zwei SA-Männer. Die meisten Opfer kamen durch Querschläger zu Tode, als die Polizei wild um sich schoss und die Kugeln von den Hauswänden abprallten. Dieser Tag ging als „Altonaer Blutsonntag“ in die Geschichte ein.

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme begann am 8. Mai 1933 der erste Prozess gegen 15 Angeklagte vor einem eigens eingerichteten Sondergericht im Gebäude des Landgerichts Altona, dem heutigen Amtsgericht in der Max-Brauer-Allee. Hauptvorwurf war die Ermordung der beiden SA-Männer Koch und Büddig aus dem berüchtigten Altonaer SA-Sturm 2/31. Am 2.



Juni 1933 verurteilte das Sondergericht August Lütgens, Bruno Tesch, Karl Wolff [siehe: Karl-Wolff-Straße, in Bd. 3 online] und Walter Möller wegen angeblichen „gemeinschaftlichen Mordes“ an den beiden erschossenen SA-Männern zum Tode. Stichhaltige Beweise, dass einer der vier Hauptangeklagten an der Tat beteiligt gewesen war, wurden nicht erbracht. Weitere Angeklagte erhielten hohe Zuchthausstrafen. Bei diesem ersten politischen Prozess einer den nationalsozialistischen Zielen dienenden Justiz sollte Macht bewiesen und ein Exempel statuiert werden.

Am 1. August 1933 wurden die vier angeklagten Männer auf dem Hof des benachbarten Gefängnisses mit dem Handbeil hingerichtet.

Erst mehr als 60 Jahre später, am 13. November 1992, hob das Hamburger Landgericht die auf zweifelhaften Zeugenaussagen und manipulierten Beweisstücken beruhenden Urteile auf und rehabilitierte die Hingerichteten.

### **Bruno Tesch:**

Mit gerade zwanzig Jahren war der in Kiel geborene Bruno Tesch der jüngste der vier zum Tode Verurteilten. Er stammte aus einer italienischen Familie. Seinen leiblichen Vater, der im Ersten Weltkrieg gestorben war, hatte er nie kennen gelernt. Bruno lebte von seinem siebten bis zwölften Lebensjahr bei seinen Großeltern in Fiume in Italien. Als seine Mutter Virginia Hermann Tesch, Arbeiter und Betriebsratsmitglied bei den Altonaer Gaswerken, geheiratet hatte, kam der nun zwölfjährige Bruno nach Hamburg. Sein Stiefvater nahm ihn wie einen eigenen Sohn auf und gab ihm seinen Namen. Die Familie wohnte in der Schauenburgerstraße 34, der heutigen Schomburgstraße. Bruno hatte noch eine Schwester namens Virginia.

Mit 16 Jahren begann Bruno Tesch eine Klempnerlehre und besuchte die Berufsschule in der Museumsstraße. Nach seiner Gesellenprüfung war er arbeitslos wie viele Jugendliche und nahm am Freiwilligen Arbeitsdienst teil. 1930 trat er in die SAJ ein, die SPD-nahe Sozialistische Arbeiterjugend, wechselte aber ein Jahr später aus Enttäuschung über die Rüstungspolitik der SPD zum Kommunistischen Jugendverband. Vor dem Altonaer Blutsonntag hatte Bruno Tesch bei der organisierten Verteidigung gegen die zunehmenden Überfälle nationalsozialistischer Schlägertrupps auf linksgerichtete Berufsschüler mitgewirkt, in Altona war er bekannt. Schon im Februar 1932 hatten ihn drei SA-Männer in der Altstadt überfallen.

Auch Bruno Tesch war an diesem Altonaer Blutsonntag auf der Straße. Als er an der Ecke Schauenburger Straße/Johannisstraße stand, wurde er von einigen Kollegen aus dem Arbeitsdienst, die im Demonstrationzug mitgingen, erkannt, überfallen und getreten. Ein Polizist befreite ihn schließlich. Obwohl er aus einer Kopfwunde blutete, brachte er noch eine Frau mit zwei kleinen Kindern, die vor



einem Lokal in Bedrängnis geraten war, in einem Haus in der Großen Marienstraße in Sicherheit. Dann wurde er verhaftet. Genau dieser Augenblick wurde später vor Gericht als Zeitpunkt genannt, zu dem Bruno Tesch geschossen haben soll. Ein Beweis dafür, dass er getötet oder eine Pistole mit sich geführt hatte, wurde nie erbracht. Frühere Arbeitskollegen, drei SA-Männer, belasteten ihn, sie wollten gesehen haben, wie er eine Waffe wegwarf.

Zeugnisse aus der Berufsschule bescheinigten Bruno Tesch gutes Betragen, Fleiß und Ordnungsliebe. Sein Gewerbelehrer schrieb in einem Brief an seinen Verteidiger: „Während der besonders im Jahre 1931/32 gesteigerten politischen Betätigung aller Jugendlichen übernahm er oft die Rolle des Beschützers anderer, körperlich nicht so stark entwickelter Mitschüler. Dadurch war er zwar öfters in Streitereien verwickelt, ohne allerdings von sich aus irgendwie den Angreifer zu spielen.“ Seiner Meinung nach hatte Bruno Tesch die Schule „als Mensch von aufrichtiger und anständiger Gesinnung“ verlassen. (...)

Dem Gericht lag auch ein schriftliches Zeugnis des Pastors der Hauptkirche vor, in der Bruno Tesch konfirmiert worden war: „Man hatte das Gefühl rechtschaffener Tüchtigkeit bei ihm. Er lernte seine Aufgaben, aber er zeigte erst, daß er es konnte, wenn er dazu aufgefordert wurde. Auch bei dummen Streichen, die vorkamen, benahm er sich vorteilhaft. War er daran beteiligt, so war er nicht feige und verschmähte die Lüge. [...] Er machte überhaupt den Eindruck eines nicht nur gut erzogenen, sondern eines gut gearteten jungen Menschen.“

Bruno Tesch saß in Einzelhaft und führte ein Gefängnistagebuch. „Ich habe bei der Verkündung nur ein starkes Rauschen verspürt, und da [...] klang die Stimme des Richters durch. Nur einmal wäre es beinahe mit meiner Fassung vorbei gewesen, als ich das Weinen meiner Mutter heraushörte. Ich riss mich aber zusammen, denn ich hatte mir geschworen, den Leuten, die ja nur darauf lauerten, kein Schauspiel zu bieten. Nachher bei der Begründung hat mich das Theatralische des Richters innerlich belustigt, denn er ging ja wie die Katze um den heißen Brei herum, um ja nicht über seine Verdrehungen selbst zu erröten. Ich glaube bestimmt, dass er als erfahrener Richter die Aussagen des größten Teils der SA-Leute als das durchschaut hatte, was sie waren, als Lügen [...]. Der große Umschwung in der Stimmung kam erst ein paar Tage später, als die richtige Überlegung wiederkehrte; als ich mir vorstellte, dass ich erst zwanzig Jahre alt bin – wirklich nichts getan hatte – und dennoch zum Tode verurteilt wurde [...]. Für mich ist immer noch ein Trost zu wissen, dass ich, wenn ich hingerichtet werde, in der Arbeiterschaft nicht vergessen werde.“

Bis zuletzt hoffte Bruno Tesch auf Begnadigung. Doch alle Gesuche der Angeklagten und Anträge auf Wiederaufnahme des Verfahrens wurden abgelehnt. (...)



1.8.1933: „Liebe Mutter! Nun ist es endlich soweit. Die Begnadigung ist abgelehnt. Wenn du diesen Brief bekommst, dann lebe ich nicht mehr. Liebe Mutti, dass ich dir so einen Kummer bereiten musste, das schmerzt mich tief. Du glaubst es gar nicht. Ich bitte dich herzlich, nehme es nicht so schwer, tue es (nicht) mir zuliebe. Siehe, ich nehme es auch nicht so schwer. Wir unterhalten uns sehr ruhig, die Beamten sind sehr freundlich. Ich habe Kuchen und Tabak, alles was ich mir wünsche. Liebste Mutti, ich bitte dich, überwinde dies um meinetwegen. Du mußt leben bleiben um meine Unschuld ans Tageslicht zu bringen. Das ist mein letztes Vermächtnis an dich, du mußt es an den Tag bringen, was für ein grässlicher Justizmord hier verübt wurde. [...] Es ist vielleicht besser, als wenn ich Jahre im Zuchthaus gesessen hätte. Mein Leben wäre dann doch verpfuscht. Du hast vielleicht manchmal gedacht, dass ich dich nicht liebe, aber ich konnte meine Liebe nicht zeigen. Es lag mir nie. Aber ich habe dich sehr geliebt. Verzeih mir bitte, wenn ich manchmal recht lieblos zu dir war, aber es war Nervosität. [...] Es grüßt dich liebe Mutti zum letzten mal dein dich innigliebender Sohn Bruno.

Der Rechtsanwalt wird dir von meiner letzten Stunde berichten. Soeben erfahre ich, dass die Wiederaufnahme des Verfahrens abgelehnt wurde. Leb wohl, geliebte Mutter, die Uhr ist jetzt 5, in einer halben Stunde hat mein Herz aufgehört zu schlagen. Sei recht tapfer, ich bin es auch. [...] Es küsst dich herzlich dein einziger Sohn Bruno."

Text: Birgit Gewehr

Text entnommen auch: [www.stolpersteine-hamburg.de](http://www.stolpersteine-hamburg.de)

Quellen:

Leon Schirmann: Der Altonaer Blutsonntag 17. Juli 1932. Dichtungen und Wahrheit, Hamburg 1994; Leon Schirmann: Justizmanipulationen. Der Altonaer Blutsonntag und die Altonaer bzw. Hamburger Justiz 1932–1994, Berlin 1995; Wolfgang Kopitzsch: Der „Altonaer Blutsonntag“, in: Arbeiter in Hamburg, hrsg. von Arno Herzog u. a., Hamburg 1983; Anthony McElligot: Das Altonaer Sondergericht und der Prozeß vom Blutsonntag. Vortrag zum 60. Gedenktag des „Altonaer Blutsonntags“, unveröffentl. Manuskript, 1992; im Bruno-Tesch-Archiv im StO: Die Wahrheit über den Altonaer Blutsonntag in Altona. Tatsachenschilderungen von Augenzeugen und Verwundeten, hrsg. von der Roten Hilfe Deutschlands, Berlin o. J.; August Lütgens. Seemann, Kommunist, Widerstandskämpfer, hrsg. von der Geschichtskommission der Industriekreisleitung des SED Seeverkehr und Hafenwirtschaft, Rostock o. J.; Der Altonaer Blutsonntag. 17. Juli 1932. Beiheft zur Diareihe, hrsg. von der Staatlichen Landesbildstelle Hamburg, Hamburg 1987; Helmut Heins u. a.: Bruno Tesch und Gefährten. Erinnerungen an den Altonaer Blutsonntag, hrsg. von VVN, Hamburg 1983.

- **Brunnsstraße, Harburg (1902): Johann Heinrich Friedrich Bruns (1786-1871), Fuhrmann, Wegegeldnehmer, Vorbesitzer des Geländes**



- **Bubendey-Ufer**, *Waltershof (1914)*: Prof. Dr. Ing. Johann Friedrich Bubendey (1848-1919), Wasserbaudirektor, Geheimer Baurat, Verdienste um das Hamburger Wasserbauwesen

Bubendey heiratete 1875 **Helene Elisabeth Riecke** (1853–1921). Das Paar bekam fünf Kinder.

- **Bubendeyweg**, *Waltershof (1953)*, siehe: *Bubendey-Ufer*.

- **Buceriusstraße**, *Altstadt (2006)*: Dr. Gerd Bucerius (1906-1995), Verleger, Politiker, Ehrenbürger von Hamburg, Mitbegründer der Wochenzeitschrift „Die Zeit“

Theo Sommer schrieb in einem Portrait über Gerd Bucerius' Einstellung zum NS-Regime: „Nach der Sprachregelung des braunen Regimes galt Bucerius als ‚jüdisch versippt‘. Die besonders verwerfliche ‚Mischehe‘ mit einer Jüdin [Heirat 1932 mit **Detta (Gretel) Goldschmidt** (1910–1970)], versperrte ihm den Weg in den Staatsdienst. So trat er 1933 in die Altonaer Kanzlei [Bucerius war Jurist] seines Vaters ein (der wegen seiner nicht lupenrein arischen Abstammung ebenfalls Unannehmlichkeiten hatte und keine Referendare mehr ausbilden durfte). Unverdrossen komplettierte er seine Promotion zum Dr. jur. Und unerschrocken verteidigte er Juden, was ihm 1937 Angriffe in Julius Streichers Hetzblatt *Der Stürmer* eintrug. Daneben vertrat er bekannte Hamburger Unternehmen in Wirtschaftssachen. Er verdiente gut. Er reiste, privat und geschäftlich, ins Ausland: in die Normandie, nach Klosters zum Skilaufen, nach Österreich und Italien, England und sogar Amerika, immer wieder in die Niederlande. Aber nach der ‚Reichskristallnacht‘ zogen sich die Wolken zusehends dunkler über dem Paar zusammen. Bucerius brachte seine junge Frau nach England in Sicherheit, wo sie sich als Dienstmädchen und Kellnerin verdingte. Dann kam der Krieg. Zwei Monate lang war Bucerius Soldat, dann wurde er – wohl als ‚wehrunwürdig‘ – entlassen. Als stellvertretender Betriebsleiter der Diago-Werke dienstverpflichtet, die Sperrholzplatten, Luftschutztüren und Holzbaracken herstellten, schlug er sich durch. ‚Wir waren nicht mit der Fahne durchs Land gezogen, sondern haben uns ganz schön gebückt, um durch das Gewitter zu kommen‘, sagte er viele Jahre später in der Fernsehsendung *Das ist Ihr Leben*. ‚Ich war einer, der sich bückte und drückte, aber nicht nachgab.‘ Er gab nicht nach. Als in der Endzeit des NS-Regimes jüdische KZ-Insassinnen aus Auschwitz nach Neuengamme verlegt und den Diago-Werken als



Zwangsarbeiterinnen zugewiesen wurden, beschwerte er sich brieflich über deren brutale Behandlung – der Brief endet ohne ‚deutschen Gruß‘ oder ‚Heil Hitler‘ mit ‚gez. Dr. Bucerius«.‘ (...) Bucerius hasste die Nazis. ‚Grund dazu hatte er ja‘, schreibt sein Biograf. ‚Das Regime hatte ihm die Karriere versperrt, die Trennung von seiner Frau erzwungen, deren Familie in den Tod getrieben, ihn selbst und auch seinen Vater immer wieder bedroht.‘ Ihm war alles recht, was das Ende beschleunigte – sogar die verheerenden britischen Bombenangriffe auf die Hansestadt. Er löste gehörigen Wirbel aus, als er in den achtziger Jahren offenherzig bekannte: ‚Ich stand an den drei Angriffstagen auf dem Dach meines Häuschens in der Hamburger Vorstadt. Oben flogen die englischen Bomber. Endlich, rief ich immer wieder, endlich!... Endlich kamen sie, die Engländer!... Um wen habe ich während des Angriffs gebangt? Um die Piloten. Sie waren ja tapfer und taten das, was ich von ihnen erhoffte. Ich habe mein Land immer geliebt. Und jetzt musste ich fast den Untergang seiner schönsten Stadt wünschen. Wie ein Monster! Nichts, was ich seitdem sage und tue, kann noch normal sein. Ein schwieriges Vaterland.‘ So war er. Manche verlangten, ihm die Ehrenbürgerwürde wieder zu entziehen. Aber er blieb unbeugsam. (...) Zur Seite stand ihm in den schweren Jahren **Gertrud Bucerius**, genannt ‚Ebelin‘, die er 1946 geheiratet hatte. (Die Ehe mit seiner in London lebenden ersten Frau Gretel, die einen neuen Lebenspartner hatte, war das Jahr zuvor in aller Freundschaft geschieden worden.) Er hatte sie während des Krieges in Paris kennen gelernt; seit 1944 lebten sie zusammen. Für ‚Buc‘, wie ihn alle Welt bald nannte, war sie Stab und Stütze. Sie hielt ihn moralisch aufrecht – und die Redaktion bei Laune. Noch in den sechziger Jahren holten die Redakteure ihre Weihnachtsgratifikationen bei ihr ab; zwischen brennenden Adventskerzen drückte sie ihnen die Zuwendung bar in einem Umschlag in die Hand. Auch erfand sie wohl die üppigen Gesellschaften, zu denen ihr Mann in hanseatischem Understatement ‚auf ein Butterbrot und ein Glas Wein‘ einzuladen pflegte. (...) Ein Jahr nach seinem Tod, 1996, vollzog seine Geschäftsführerin, Vertraute, Lebensgefährtin und Testamentsvollstreckerin Hilde von Lang die Transaktion. Seine Frau Ebelin lebte schon lange zurückgezogen im Tessin.“ 1)

1971 gründete Gerd Buccerius die gemeinnützige „ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius“ benannt nach dem Stifter, dem Titel der von ihm mitgegründeten Wochenzeitung Die Zeit und dem Spitznamen *Ebelin* seiner zweiten Frau Gertrud Ebel (1911–1997), geborene Müller. Nach dem Tod des Stifters und seiner Ehefrau ging das gesamte Privatvermögen des Ehepaares in die Stiftung ein.

Gerd Buccerius hatte eine langjährige Lebensgefährtin: **Hilde von Lang**, geb. Daniels (12.10.1925 Hamburg - 3.4.2011 Hamburg), Journalistin, ZEIT-Verlegerin, Aufsichtsrätin.





Ihr Jurastudium brach sie nach dem fünften Semester ab, weil sie ein Kind bekam. Mit 42 stieg sie auf zur Mitgestalterin des Erfolges der Wochenzeitung „DIE ZEIT“. Mit 62 wurde sie Verlegerin: Hilde von Lang war von 1969 bis 1999 eine der wenigen Frauen mit Einfluss in Spitzenpositionen der Wirtschaft.

Ein Interviewporträt schilderte 1987 ihren Werdegang so: „Hilde von Lang ist eine Frau im zweiten Leben. Im ersten wurde sie Hausfrau, es dauerte 42 Jahre, endete mit Scheidung.“ Ihr Leben Nr. 2 startete sie mit Spanischkursen; fünf Jahre lang schrieb sie Adels-Klatschreportagen für die „Neue Post“ des Heinrich-Bauer-Verlags: „Als sie ihre ersten Artikel ablieferte, sagte der damalige Chefredakteur. „Viel mehr Adjektive benutzen, viel emotionaler schreiben!“ (Mopo 1987, S.18).).

In seinem Nachruf vom 8. April 2011 resümierte Altbundeskanzler Helmut Schmidt: „Erst in der Mitte ihres Lebens stieß Hilde von Lang 1969 zur ZEIT. Etwas präziser gesagt: Nachdem sie bis dahin Journalistin gewesen war, trat sie gegen ein sehr geringes Gehalt in das Verlagsgeschäft ein. In der damaligen Männergesellschaft der ZEIT muss sie eine Ausnahmeerscheinung gewesen sein.

Aber ihr gelang alsbald der Aufbau eines formidablen Stellenanzeigen-Geschäftes, das sich vor allem durch eine Fülle von akademischen Annoncen auszeichnete. Sie erkämpfte sich ihr eigenes Recht in der Kundenwerbung, in der Kundenpflege, und sie erwies sich als eine erfolgreiche Kauffrau.

Sie wurde Prokuristin, Generalbevollmächtigte und schließlich von 1985 bis 1999 Geschäftsführerin und Verlegerin. Im Laufe dieser drei Jahrzehnte hat sich unter ihrer umsichtigen Leitung die Auflage der ZEIT von einigen 300.000 auf über eine halbe Million vermehrt. (...) Vier Jahre lang (ab 1985) haben Hilde von Lang und ich als gleichberechtigte Geschäftsführer den Verlag geleitet“ (Schmidt: 2011).

Über ihre Begegnung mit Gerd Bucerius schrieb der Soziologe, Politiker und Publizist Ralph Dahrendorf (1929-2009) in seiner Biografie über Gerd Bucerius und seine Zeit: Im Juli 1968, nach „heißen Drinks“ auf einer Promiparty mit Präsentation des ersten und einzigen Films „Mattanza“ seiner Frau Ebelin auf der Insel Sylt litt Bucerius „an einer verschleppten Bronchitis, und seine Ratgeber – an denen er keinen Mangel hatte – empfahlen ihm eine Kur im sonnensicheren Süden. Die Wahl fiel auf Gran Canaria, und um sicherzugehen, dass dort das richtige Plätzchen gefunden würde, fuhr die ortskundige Frau eines «Stern»-Redakteurs, Hilde von Lang, als Vorauskommando auf die Insel. Wenn nötig, so lauteten ihre Instruktionen, sollte sie die Gäste eines Hotels „auskaufen“; es war nicht nötig. Das Ehepaar Bucerius erschien in einer Privatmaschine, die Ebelins zahlreiche Koffer kaum halten konnte. Dennoch hatte Frau Bucerius nach vier Tagen genug von dem damals noch einsamen Flecken und reiste ab. Bucerius



blieb; er und Hilde von Lang kamen sich bald nahe. Sie, die Tochter der angesehenen Hamburger Kaufmannsfamilie Daniels, ist nicht nur eine blendende Erscheinung, sondern auch das, was man früher eine „patente Frau“ nannte. Intelligent, vielseitig interessiert, ist sie zugleich lebensstüchtig und steht mit beiden Füßen fest auf dem Boden. Was Brot kostet, wie man mit der U-Bahn fährt und andere Realien des Lebens erfuhr Bucerius zum ersten Mal durch Hilde von Lang. Sie wurde seine ganz und gar unentbehrliche Partnerin für das verbleibende Vierteljahrhundert seines Leben“ (Dahrendorf, S.185f.).

Als frisch gebackene Verlegerin erinnerte sich Hildegard von Lang 1987 an ihre härteste Früh-Zeit bei Gerd Bucerius: „Ich habe ihn gefragt, ob ich bei ihm nicht irgendetwas Redaktionelles machen kann. Nein, das wollte er nicht. (...) Bucerius wollte im Blatt einen Teil mit Stellenanzeigen aufbauen. Ich bekam die undankbare Aufgabe, gegen Honorar einen Stellenteil zu konzipieren und auf Reisen zu gehen. In die großen Firmen und zu sagen: ‚Bitte geben Sie uns Stellenanzeigen, wir haben zwar noch keine, aber wir werden welche haben‘. Das war sehr schwierig. Ich musste an den Sekretärinnen vorbeikommen, was nicht immer einfach ist“ (Mopo 1987, S. 17). „Sie reiste herum, übernachtete in billigen, kleinen Hotels. ‚Ich habe mir damals meist eine Tafel Schokolade gekauft und mich ins Bett gelegt, weil ich nicht allein essen gehen wollte.‘ Heute, sagt sie, kann sie sich das nicht mehr vorstellen; aber die Härte der Chefin stammt auch aus dieser Zeit. Bucerius hat sie gefördert, aber nicht verhätschelt. Dann aber wusste er, dass sie unentbehrlich für ihn geworden war, und das nicht nur als Verlagsleiterin, sondern als Gesprächsfreundin, ja als verlässliche Partnerin in allen Dingen. Beide fuhren nicht nur gemeinsam in die Ferien, sondern lebten auch am Leinpfad zusammen. Sie sprachen über vieles, wobei die Tätigkeiten des Tages sich immer wieder vordrängten“ (Dahrendorf, S. 275).

Nicht nur Helmut Schmidt beschäftigte sich rückblickend mit der schwierigen Durchsetzungsrolle von Hilde von Lang. Auch Bucerius-Biograf Ralf Dahrendorf schrieb darüber: „Hilde von Lang hatte es lange Zeit nicht leicht, sich in einer Welt von Klatsch und Männerchauvinismus durchzusetzen. In einem ‚Report‘ über ‚Sex und Karriere‘ in dem illustrierten Magazin ‚Tempo‘ bemühte sich die Autorin vergebens, Hilde von Lang die ‚Sex-und-Karriere-Nummer‘ anzudichten, berichtete jedoch korrekt, dass Bucerius ihr den Anzeigenteil der „ZEIT“ zugedacht hatte. Sie arbeitete überaus fleißig. Er schätzt ihre Nähe. Bald gilt sie als seine ‚Begleiterin‘“ (Dahrendorf, S. 275). Sie selbst urteilte: „Bucerius hat mich sehr gefördert. Wie er auch Gräfin Dönhoff, von Anfang an, eine Chance gegeben hat. Aber je höher Sie kommen, desto schwieriger wird es mit Männern. Da müssen Sie immer einen Tick mehr können. Sachlich und vom Einsatz (Mopo 1987, S. 17).



1977 setzte sie Gerd Bucerius als Geschäftsführerin ein. Ab 1989 war sie allein zeichnungsberechtigt. Bis zu Ihrem Tod fungierte Hilde von Lang als Mitglied im Aufsichtsrat. Von 1977 bis 1989 war sie zudem Beisitzerin im Vorstand des Zeitungsverlegerverbandes Hamburg und bis 1999 Stellvertretende Vorsitzende der Landesorganisation. Daneben vertrat sie den Zeitungsverlegerverband als Delegierte beim Bundesverband deutscher Zeitschriftenverleger BDZV. Von 1997 bis 1999 gehörte sie dem Kuratorium der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius an.

Nach dem Tod von Gerd Bucerius verkaufte Hilde von Lang 1995 als dessen Testamentsvollstreckerin den ZEIT-Verlag an die Verlagsgruppe Holtzbrinck. Der Verkauf war schon zu Bucerius' Lebzeiten vorbereitet und notariell verfügt worden.

Nach langer, schwerer Krankheit starb Hilde von Lang 2011 im Alter von 85 Jahren. „Prinzipalin“, Preussische Haltung“, aber auch „Hamburger Deern“, so beschrieben die Gäste der Trauerfeier Hilde von Lang, darunter Wilhelm Wieben oder Giovanni di Lorenzo. „Herausgeber Helmut Schmidt ließ ausrichten, er bedauere es unendlich, wegen eines anderen Termins nicht kommen zu können.

Für die Familie sprach ihr Neffe, der Mediziner Dr. Thies Daniels: ‚Liebe Hilde, Du warst nicht die liebende Sonne, aber mein Orientierungs-Stern, dessen Anerkennung ich mir wünschte‘. Von seinen ersten Erinnerungen als Zehnjähriger im gemeinsamen Urlaub auf Sylt bis zu seinem letzten Anruf an ihrem Sterbetag berichtete er in seiner Trauerrede. Im Tod habe sie ihn an die Nofretete erinnert. Er beschrieb, wie sie bis zuletzt Haltung, Würde und auch ein wacher Geist auszeichneten: ‚Anders als die meisten Älteren, warst Du am Hier und Jetzt interessiert‘. Auch zuletzt habe noch ein aufgeschlagenes Spiegel-Magazin auf ihrem Tisch gelegen. Dr. Theo Sommer, Journalist und einstiger Zeit-Herausgeber, erinnerte an seine Kollegin und ihre Leistung: ‚Wir sind ein Vierteljahrhundert ein gutes Gespann gewesen‘.“ (vgl. Bergedorfer Zeitung online v. 14.4.2011).

Sie ist neben Gerd Bucerius (verstorben 1995) und dessen Gattin Ebelin (eigentlich Gertrud, geschiedene Ebel, die sich von Bucerius zeitlebens nicht scheiden ließ und täglich mit ihm in Kontakt stand; gestorben 1997), auf dem Friedhof Reinbek begraben.

Dr. Cornelia Göksu

Quellen:

- Wikipedia Artikel über Hilde von Lang unter [de.wikipedia.org/wiki/Hilde\\_von\\_Lang](https://de.wikipedia.org/wiki/Hilde_von_Lang)
- Helmut Schmidt: Ich bin traurig. Helmut Schmidt zum Tod der ehemaligen ZEIT-Verlegerin Hilde von Lang auf : [Zeit.de/2011/15/Nachruf-Hilde-von-Lang](https://www.zeit.de/2011/15/Nachruf-Hilde-von-Lang)) = zitiert als Schmidt 2011



- Dahrendorf, Ralph: Liberal und unabhängig. Gerd Bucerius und seine Zeit. München 2000 = zitiert als Dahrendorf 2000
- Porträt über Hilde von Lang“ von Josette Cagli in: Hamburger Morgenpost, Serie „Hamburgs Starke Frauen“, 7.12.1987, S. 16 und 17; zitiert als Mopo 1987
- [bergedorfer-zeitung.de/reinbek/article112587450/Abschied-von-Hilde-von-Lang](http://bergedorfer-zeitung.de/reinbek/article112587450/Abschied-von-Hilde-von-Lang) = Bergedorfer Zeitung online v. 14.4.2011

- **Buchheisterstraße**, *Steinwerder (1906): Max Jürgen Buchheister (1842-1903), Wasserbaudirektor, Verdienst um den Ausbau des Hafens*

Buchheister war mit **Clara Görner** verheiratet. Das Paar hatte ein Kind.

- **Buchnerweg**, *Farmsen-Berne (1966): Heinrich Buchner (1871-1946), Gemeindevorsteher in Farmsen (1924-1930)*

Heinrich Buchner, Großvater von Lore Bünger, die heute sehr oft als Zeitzeugin auftritt, wurde nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten 1933 wegen seines sozialdemokratischen Engagements ins KZ Fuhlsbüttel verbracht. Nach einigen Wochen kam er wieder frei.

- **Buchwaldstieg**, *Rahlstedt (1951), siehe: Buchwaldstraße.*

- **Buchwaldstraße**, *Rahlstedt (1950): Louis Buchwald (1842-1909), Gemeindevorsteher in Altrahlstedt (1906-1907)*

- **Buddestraße**, *Wilhelmsburg (vor 1903): Hermann von Budde (1851-1906), preußischer Eisenbahnminister*

Der Generaldirektor der *Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken AG* war in erster Ehe seit 1881 mit **Emma, geborene Lippert** (1853–1888) verheiratet. Nach ihrem Tode heiratete Hermann von Budde **Johanna Helene Auguste Marie, geborene Heyland** (1871 - 1916). „Während seiner Amtszeit benannte der Landkreis Niederbarnim, in den die von Budde geleiteten Rüstungsfabriken Wirtschaftskraft und Beschäftigung brachten, vier Straßen und einen Platz nach



ihm, auch jeweils im Zusammenhang mit Eisenbahnlinien. Den Namen seiner Frau erhielt die Wohnanlage *Helenehof* des Beamten-Wohnungsvereins in Berlin-Friedrichshain.“ 1)

Quellen :

1) Wikipedia (Stand: 16.5.2015)

- **Buekweg, Ohlsdorf (1952):** *Dr. Gustav Buek (1820-1874), Physikus, Bürgerschaftsabgeordneter*
  
- **Bülowstieg, Ottensen (1950):** *Hans Guido Freiherr von Bülow (1830-1894), Dirigent, Pianist*

Siehe auch: Burmesterstraße, in Bd. 3 online.

Verheiratet war von Bülow in erster Ehe seit 1857 mit **Cosima Flavigny** (1837–1930). Das Paar hatte zwei Töchter.

Cosima war die nichteheliche Tochter Franz Liszts (siehe: Lisztstraße, in Bd. 3 online) und der Gräfin Marie d’Agoult (geb. de Flavigny). 1844 nahm Franz Liszt sie als Tochter an, seitdem trug sie auch seinen Nachnamen.

1853 lernte der Komponist Richard Wagner Cosima kennen, als sie ihren Vater in Paris besuchte, der mit Wagner befreundet war.

Zwei Jahre später lernte Cosima Hans von Bülow kennen, als sie 1855 nach Berlin kam und dort zur weiteren Erziehung bei Freifrau Franziska von Bülow wohnte, wo auch der Sohn des Hauses, Hans von Bülow ein und aus ging, der ein Schüler von Franz Liszt gewesen war. 1857 heirateten Hans Bülow und Cosima Liszt.

Bülow, der Richard Wagner verehrte und mit ihm zusammenarbeitete, sie verfassten u. a. den Klavierauszug für Tristan, besuchte mit seiner Ehefrau des öfteren den Komponistenkollegen, so z. B. im Sommer 1862.

Cosima fühlte sich immer stärker zu Wagner hingezogen, der dieses Gefühl erwiderte. 1863 gestanden sich beide ihre Liebe zueinander, und Cosima, die mit ihrem Mann und den Kindern nach München gezogen war, wo auch Richard Wagner lebte, wurde Wagners „Sekretärin“. Die beiden hatten nun ein festes Liebesverhältnis, gleichzeitig lebte Cosima aber noch bei ihrem Ehemann.



1865 wurde Cosimas drittes Kind, Isolde, geboren. Nach außen hin ein Kind von Hans von Bülow und Cosima. Zwei Jahre später zog Cosima aus dem gemeinsamen Haushalt mit Hans von Bülow aus, um fortan mit Richard Wagner zu leben. 1867 kam Tochter Eva auf die Welt und weitere zwei Jahre später Siegfried. Erst dann beantragten Cosima und Hans von Bülow die Scheidung. Die Ehe wurde ein Jahr später, 1870, geschieden. Im selben Jahr heirateten Cosima und Richard Wagner.

Hans von Bülow heiratete zwei Jahre nach der Scheidung die Hofschauspielerin Marie Schanzer (1857–1941). Kennengelernt hatte sich das Paar, als Marie Schanzer am Meininger Hoftheater verpflichtet war und Hans von Bülow dort zwischen 1880 und 1885 als Hofmusikintendant arbeitete. Nach der Heirat zog sich Marie Schanzer ins Privatleben zurück und trat nicht mehr als Schauspielerin auf. Nach dem Tod ihres Ehemannes kümmerte sich um dessen Nachlass, veröffentlichte mit anderen Künstlern seinen Schriftwechsel und förderte den Musiker-Nachwuchs in Berlin, wo sie lebte. Kurz vor Beginn des Ersten Weltkriegs nahm Marie von Bülow wieder Schauspielrollen am Theater und auch Nebenrollen beim Film an. Hauptsächlich spielte sie Mütter.

- **Bülowstraße**, Ottensen (1909): Bernhard Heinrich Martin Karl von Bülow (1849-1929), Graf, Fürst, Politiker, Minister des Äußeren von 1900 bis 1909 Reichskanzler

Siehe auch: Arnemannweg, in Bd. 2.

Bernhard Heinrich Martin Karl von Bülow wurde in Klein Flottbek geboren. Sein Vater war Bernhard Ernst von Bülow (1815–1879), seine Mutter Luise Victorine, geb. Rücker, eine hanseatische Bürgerstochter. „In Paris, wo er von 1879 bis 1884 als Botschaftssekretär arbeitete, schloss er Freundschaft mit Philipp zu Eulenburg. Die Freundschaft der ‚schwesterlichen Seelen‘ überdauerte den Parisaufenthalt. So oft es ging, traf sich Eulenburg mit seinem ‚heißgeliebten Bernhard‘. Bülow träumte manchmal davon, mit Philipp gemeinsam alt zu werden und das Leben nur ‚dem Schönen‘ zu widmen“, 1) schreiben Berhard Rosenkranz und Gottfried Lorenz.

Verheiratet war Bernhard Heinrich Martin Karl von Bülow mit **Maria, geschiedene Gräfin von Dönhoff, geborene Beccadelli di Bologna**, Marchesa di Altavilla, Principessa di Camporeale (1848 -1929). In erster Ehe war sie zwischen 1867 und 1882 mit dem preußischen Diplomaten Karl August Graf von Dönhoff (1833–1906) verheiratet gewesen. Das Paar bekam 1868 eine Tochter. In Wien, wo das Diplomatenhepaar gelebt hatte, hatte die



hochmusikalische Maria einen Salon geführt, wo sich Künstler und Musiker trafen.

Anfang der 1880er Jahre verliebten sich Maria von Dönhoff und Bernhard von Bülow ineinander. Bülow war, wie Marias Ehemann, ebenfalls Diplomat. Da Maria sowohl protestantisch als auch katholisch geheiratet hatte, musste sie nicht nur geschieden, sondern ihre Ehe musste darüber hinaus auch noch vom Papst annulliert werden. 1882 wurde die Ehe nach preußischem Recht geschieden und 1884 vom Vatikan annulliert.

Da Ehen mit geschiedenen Frauen gesellschaftlich nicht angesehen waren, was für den preußischen Diplomaten Bernhard von Bülow das Karriereaus bedeutet hätte, drang er hartnäckig darauf, dass er von seinem obersten Vorgesetzten Fürst Bismarck den für eine Heirat mit einer geschiedenen Frau erforderlichen Ehekonsens bekam. So konnte das Paar 1886 heiraten. Zwei Jahre später wurde Bülow Gesandter in Bukarest und 1893 Botschafter in Rom. Hier unterhielt seine Gattin ebenfalls einen Salon und führte ihren Mann in die Gesellschaft Roms ein, zu der sie enge Kontakte pflegte.

1897 wurde Bülow zum Staatssekretär des Auswärtigen ernannt und zog mit seiner Frau nach Berlin. Auch dort hielt Maria von Bülow einen Salon, in dem sich hauptsächlich Politiker, Diplomaten und hochrangige Militärs trafen. Aber auch Maler – wie Max Liebermann (siehe: Liebermannstraße, in Bd. 3 online) und Schriftsteller wie Gerhart Hauptmann (siehe: Gerhart-Hauptmann-Platz, in Bd. 3 online). Maria von Bülow spielte mit ihrer Mutter bis zum Ersten Weltkrieg eine wichtige Rolle in der Berliner Gesellschaft.

„1900 wurde [Bülow] von Kaiser Wilhelm II. zum Reichskanzler berufen. Zwischen 1907 und 1909 wurde Bülow in die Eulenburg-Affäre hineingezogen. Adolf Brand verdächtigte ihn, intime Kontakte zu seinem Privatsekretär, dem Geheimen Regierungsrat Max Scheefer, gehabt zu haben. In dem Prozess am 6. November 1907 konnte sich Bülow entlasten, indem er und sein als Zeuge geladener Freund Eulenburg jede Form homosexueller Neigungen bestritten. (...) Am April 1909 gelang Bülow mit Hilfe des Reeders Albert Ballin [siehe: Am Ballinkai, in Bd. 3e online] gegen Zahlung einer Summe von 40.000 RM ein außergerichtlicher Vergleich, so dass eine forensische Untersuchung im Zusammenhang mit dem Vorwurf, homosexuell zu sein, verhindert werden konnte. Durch die Prozesse war Bülow jedoch politisch und nervlich so geschwächt, dass er als Reichskanzler nicht mehr zu halten war. (...) Bernhard Fürst von Bülow war offenbar ein Opfer der Denunziationen von Adolf Brand, Dieser wollte anhand vermeintlich homosexuell veranlagter Persönlichkeiten für die Abschaffung des Paragraphen 175 kämpfen.“ 2)



Nach dem Rücktritt Bülows 1909 als Reichskanzler, lebte er mit seiner Frau eine Zeit lang auch in Kleinflottbek. Dort gab die geistreiche Maria von Bülow in ihrer Elbparkvilla große Gesellschaften. Zu diesem Kreis gehörten auch Richard Wagner, Franz Liszt, Hans von Bülow und Gerhart Hauptmann. „Maria von Bülow hatte in Deutschland eine zweite Heimat gefunden. Während des ersten Weltkrieges litt sie schwer an den Konflikten ihrer beiden Vaterländer. Nur die liebevolle Aufmerksamkeit, mit der ihr Gatte sie in dem Asyl zu Kleinflottbek umgab, ließ sie die schwere Zeit einigermaßen erträglich verwinden.“ 3) Das Paar wohnte häufig auch in Rom und dort in der „Villa Malta“. Von 1914-1915 war von Bülow Sonderbotschafter in Rom.

Marie von Bülow starb im Januar 1929 in Rom, ihr Ehemann neun später. Beide wurden in der Familiengruft auf dem Hamburger Nienstedtener Friedhof bestattet.

Quellen:

- 1) Bernhard Rosenkranz, Gottfried Lorenz: Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt. 2. Auf. Hamburg 2006, S. 313.
- 2) Ebenda.
- 3) Paul Th. Hoffmann: Die Elbchaussee. Ihre Landsitze, Menschen und Schicksale. Hamburg 1977 S. 133

- **Büngerweg, Othmarschen (1950):** *Johann Wilhelm Rudolf Bünger (1812-1893), Pädagoge, Leiter des Bockdänischen Lehrinstituts*
  
- **Bürgerstraße, Barmbek-Süd (1868):** *Nach den Bürgern, analog zu der Prinzenstraße*
  
- **Büringstwiete, Ohlsdorf (1929):** *Henning Büring (1469-1499), Bürgermeister, Stifter*

Henning Büring war mit **Anna, geb. Sandow** (gest. 1537) verheiratet. Das kinderlose Ehepaar wohnte am Grimm 25. Im selben Jahr nach Henning Bürings Tod gab Anna Büring 1499 ein Tafelgemälde in Auftrag. Aus Trauer um ihren Mann wählte sie als Motiv die Salbung des toten Christus, wobei die über den Tod Christi trauernden Frauen im Mittelpunkt des Geschehens stehen. Anna Büring schenkte das Gemälde nach seiner Fertigstellung der St. Katharinen Kirche. Wie es damals üblich war, ließ sie sich zusammen mit ihrem Mann auf





dem Gemälde verewigen. Sie ist dort in Anbetung versunken, den Kopf mit einer Haube bedeckt, abgebildet. Damals konnte man an der Haube den gesellschaftlichen wie auch den Familienstand einer Frau erkennen. Eine verheiratete Frau trug stets eine Haube, das offene Haar war das Zeichen für Jungfräulichkeit.

Anna Büring, die auch eine Aussteuerstiftung für „arme ehrliche Jungfrauen“ gegründet hatte, gehörte zu den reichsten Frauen Hamburgs, und dies selbst als Witwe, was außergewöhnlich war. Denn starb in einer kinderlosen Ehe der Ehemann vor der Frau, musste sich die Witwe das Vermögen hälftig mit den Verwandten des Mannes teilen. Starb hingegen die Frau vor dem Mann, erhielt der Ehemann zwei Drittel und die Verwandten der Ehefrau nur ein Drittel aus dem gemeinsamen Ehevermögen – so stand es im Hamburger Stadtrecht von 1301. Eine Witwe stand unter Vormundschaft eines Advokaten, denn Frauen durften keine eigenen Rechtsgeschäfte, wie z. B. Renten- und Grundstücksgeschäfte, vornehmen. Wollten sie eine neue Ehe eingehen, mussten sie die erbberechtigten Familienangehörigen um Erlaubnis bitten.

Anna Büring bestimmte in ihrem Testament sechszehn Freiwohnungen für Arme.

In ihrem Testament aus dem Jahre 1535 heißt es u. a. : „Ich, Anna Büring, des seligen Herrn Henning Büring's weiland Bürgermeister zu Hamburg nachgelassene Witwe, habe mit Zustimmung und Einwilligung meiner Blutsfreunde – die wegen Länge der verflossenen Zeit ihr Erbrecht an meinen hinterlassenen Gütern nicht durch Zeugnis nachweisen konnten – nach den Rechten dieser Stadt und mit einmütiger Erlaubnis und Bewilligung des Ehrbaren Rates zu Hamburg (der mir dieses erlaubt und huldvoll gestattet hat, um einiger stattlicher Gaben willen, die ich derselben Stadt und dem gemeinen Gute zugeführt habe) vor Zeiten mein Testament und meinen letzten Willen best. auf Anfordern meiner Blutsfreunde und Vormünder, der ehrsamten Herrn Hermann Rodenburg, Elert van Stendern (Ratshherra) und Harder van dem Stove (Bürger), und zwar folgendermassen: Fünfzig Mark Geldes habe ich dem gemeinen Gute gegeben von hundertundzehn Mark Geldes, die ich in die Kämmerei stehen habe, und nach meinem Tode sollen die übrigbleibenden sechzig Mark Geldes auch frei werden und dazu kommen.

Und ausserdem sollen meine Testamentsvollstrecker funfundzwanzighundert lübische Mark, wie es in meinem ersten Testament bestimmt, nach meinem Tode dem Ehrbaren Rate Johann v. Spreckelsen – damals Zehnpfennigsherrn, die auf Geheiss und Befehl des ganzen Ehrbaren Rates besonders damit beauftragt worden sind – verhandelt und endlich mit meinen vorbenannten Blutsfreunden verträglich festgelegt worden ist, im Jahre 1504 am Vorabend der Bekehrung des hl. Apostels Paulus, nach dem Wortlaut eines versiegelten Briefes, welcher mir



von dem E. R. darüber gegeben und welcher zu grösserer Sicherheit auf Geheiss und Befehl derselben Herren im gleichen Jahre, Montag nach Mitfasten im Stadtbuch zum Zeugnis eingetragen worden ist.

Weil nun mein Leben durch göttlichen Willen bis heute gedauert hat, so habe ich alle oben beschriebenen Vermächtnisse, welche in meinem ersten Testament enthalten sind, und welche meine Testamentsvollstrecker nach meinem Tode entrichten sollten, schon zu meinen Lebzeiten dem gemeinen Gute entrichtet und bei der Kämmerei hinterlegt, wie das die darüber gegebenen und bei mir verwalteten Brief und Siegel vermelden, damit meine Testamentsvollstrecker nach meinem Tode unbelästigt bleiben mögen.

Nachdem nun dieses Vermächtnis entrichtet und mir in meinem ersten Testament durch eine allgemeine, übliche Klausel die Möglichkeit vorbehalten ist, dasselbe Testament zu widerrufen, wie auch in allen Testamenten der löbliche Gebrauch und die Gewohnheit dieser Stadt es mit sich bringt, so geschieht jetzt dieser vorbehaltene Widerruf aus folgenden notwendigen Ursachen: da alle in meinem ersten Testament benannten Testamentsvollstrecker in Gott verstorben sind, und weil auch in diesem meinen ersten Testament etliche Vermächtnisse enthalten sind, die ich schon zu meinen Lebzeiten entrichtet habe. Zudem habe ich auch an Kirchen und Klöster Schenkungen gemacht, die doch nun zur Zeit teilweise zu anderen Zwecken als zu Gotteshäusern gebraucht werden. Desgleichen habe ich auch in meinem ersten Testament für Virgilien, Seelenmessen und von den Kanzeln zu verlesende Jahreszeitengedächtnisse Stiftungen verzeichnet und gegeben, damit meine und meiner verstorbenen Freunde Seelen, wie zu jener Zeit gelehrt wurde, Gott dem Herren getreulich empfohlen sein und von der Pein des Fegefeuers befreit sein möchten. Da ich nun aber durch Gottes Wort und sein heilbringendes Evangelium ganz anders unterrichtet und gelehrt worden bin, so habe ich mir bedacht, dass es sehr nötig sei, mein erstes Testament aus den angeführten Ursachen zu verändern und zu widerrufen (...) und dieses, mein folgendes Testament wiederum an dessen Stelle setze mit Wissen und Zustimmung etlicher meiner Testamentsvollstrecker. (...)

Zuerst befehle ich meine arme Seele der Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes, der mich durch sein bitteres Leben von dem ewigen Tode gnädiglich erlöst hat und wünsche, dass nach meinem Tode die Leiche nach christlicher Gewohnheit zu Sankt Katharinen bei meinem seligen Hausherrn zur Erde bestattet werden. Für Bauzwecke dortselbst gebe ich dafür dreissig Mark, und den anderen Kirchen, St. Peter, St. Nikolai, St. Jacobi, St. Georg und der Hl. Geistkirche, je zehn Mark für Bauzwecke.

Dem gemeinen Gute für Wege und Stege ein Markstück.



Auf dass denn mein gegenwärtiges Testament und das meines seligen Vaters Hans Sandow gemeinsam dauern und von meinen Testamentsvollstreckern aufrechterhalten werden mögen, so gebe ich zur Ehre Gottes mein Brauhaus, gelegen in der neuen Bäckerstrasse zwischen den Erben von Otto Hesterberg auf der einen und Hans Köster auf der anderen Seite, frei und unbelastet, wie ich es besitze; und sie sollen das Erbe mit keinem Kapital oder Rente beschweren, sondern das Haus jährlich vermieten und von der Miete instandhalten. Was dann jährlich von der Miete übrigbleibt, sollen sie nicht zum Kapital legen, sondern den ganzen Mieteüberschuss zur Notdurft der Armen verwenden nach meinem und meines seligen Vaters Testament, in der Art und Weise wie hier folgt:

- A. Zuerst sollen meine Testamentsvollstrecker dem Pockenhaus für Kohlen- und Leinwand jährlich zwanzig Lübsische Mark für die Armen geben.
- B. Ferner jährlich einem Gesellen oder Jungen, der arm ist, fünf Jahre lang jährlich zwanzig Mark zum Studium auf einer christlichen Universität. Und wenn die fünf Jahre herum sind, dann solle meine Testamentsvollstrecker einem andern Studenten fünf Jahre lang diese zwanzig Mark als Stipendium begehrt, so soll er das nächste dazu sein.
- C. Ferner soll man einer armen ehrlichen Jungfrau oder Magd jährlich zwanzig Mark zu ihrem Brautschatz geben. Es sollen aber stets die Verwandten, wenn man es begehren würde, als die Nächsten
- D. Ferner sollen meine Testamentsvollstrecker jährlich beim St. Felicianmarkt (d. h. um den 20. Oktober) vierzig Mark Kleidung und Schuhe an arme notdürftige Menschen verteilen.
- E. Dann sollen sie jährlich zwei „Seelenbäder“ halten lassen mit zwei Tonnen Bier, und nach dem Bade sollen sie jeden der armen Menschen zwei Pfennig und ein Wecken Brot geben. Das eine Bad soll in der Woche meiner Jahreszeit (d. h. in der Woche des Gedächtnistages der Verstorbenen), das andere ungefähr ein halben Jahr danach stattfinden.
- F. Weiter soll man zwei Spenden veranstalten, die eine am nächsten Freitag, nach meinem Gedächtnistage, die andere am Abend vor St. Michaelis, beidemals soll jeder Arme, ob jung oder alt, zwei Pfennige erhalten.
- G. Was dann über das für diese Stiftungen benötigte Geld hinaus noch jährlich von der Miete des Brauhauses übrigbleibt, sollen meine Testamentsvollstrecker vollständig zu Gottes Ehre verwenden, wie es ihnen am besten und nötigsten scheint. Wenn aber die Miete des genannten Hauses wegen Gebäudeschadens oder einer anderen Wertverminderung nicht ausreichen sollte, so sollen meine Testamentsvollstrecker, damit diese Stiftungen ewig



bleiben, das fehlende von meinem anderen nachgelassenen Gütern nehmen.

- H. Wäre jemand von meinen Verwandten, der arm und notdürftig befunden würde, und der um Gottes willen etwas begehrte, demselben sollen meine Testamentsvollstrecker, nach ihrem Ermessen und je nach den Umständen der Notdurft, von dem Überschuss der Miete geben und mitteilen.
- I. Damit diese Stiftungen treulich zur Ehre Gottes dargereicht werden mögen, wünsche ich, dass meine Testamentsvollstrecker zu Gottes Ehren von Jahr zu Jahr abwechselnd die Mühe übernehmen und zwar dergestalt, dass immer einer ein Jahr lang das Brauhaus vermiete, die Miete einnehme und davon bau, kaufe und ausgabe – und nach dem Tode der Anna vom Stove jede Woche vor seiner Tür den Armen für acht Schilling Brot austeilte. Das Kapital dafür, das jährlich sechsundzwanzig Mark trägt, ist in dem Bäckerhaus am Hopfenmarkt angelegt, das jetzt vom Dierk Schoene bewohnt wird, es liegt zwischen Engelke Grote an der einen und Klaus Simons an der anderen Seite; und sollte das Kapital daraus ausgelöst werden, so sollen meine Testamentsvollstrecker es möglichst wieder in einem Bäckerhaus anlegen. Ferner sollen meine Testamentsvollstrecker mit ihren Hausfrauen jedes Jahr einmal zur Zeit des Filicianimarktes (20. Oktober) im Haus desjenigen zusammenkommen, der in diesem Jahr die Verwaltung gehabt hat, und sie sollen dort ein Mahl halten, mit einer Tonne Bier und den Speisen, die dazu gehören. Dabei soll man den bedürftigen armen Leuten Kleidung und Schuhe und alle anderen Gaben zu Gottes Ehre, wie oben angedeutet ist, austeilten. Auch dem ehrbaren Rat soll von diesem Testament jährlich das übliche Schoss (Steuer) bezahlt werden. Derjenige, welcher nun in dem Jahr die Arbeit mit Vermieten, Einnahme der Miete, Bauen, und Brotverteilung vor seiner Haustür an die Armen gehabt hat, der soll für seine Mühe zehn rheinische Gulden haben, was zwischen meinen Testamentsvollstreckern ein Jahr um das andere umgehen soll. Und derjenige von den Testamentsvollstreckern, der in diesem Jahr die Rechnung führt und das Mahl gibt, der soll alsdann augenblicklich dem andern, der der nächste ist, die Lade mit beiden Testamenten und den andern Büchern und Schreiben, die dazu gehören, übergeben.

Weil ich auch ein Wohnhaus in der Steinstrasse habe, zu dem sieben Gottesbuden gehören, die armen Leuten als Wohnung dienen, und auch immer dabei bleiben sollen, so soll man das Wohnhaus vermieten und von der Miete die Instandsetzung und Ausbesserung der Buden bestreiten.

Dazu sollen meine Testamentsvollstrecker einem jeden Armen, der in den Buden wohnt, zu allen vier Zeiten des Jahres (das sind Mittwoch nach



lcokavit, Pfingsten, 14. September und 13. Dezember) drei Pfund Fleisch, zwei Pfennig und ein Feinbrot sowie jährlich zwei Stücke Kohlen geben, für die ich bei den Hl. Leichnamsgeschworenen zu St. Peter das erforderliche Kapital angelegt habe. Die Leichnamsgeschworenen sollen jährlich nach meinem Tode einem jedem meiner Testamentsvollstrecker 25 Kohlen-gutscheine für die Armen senden, nach Inhalt eines versiegelten Briefes, den die Hl. Leichnamsgeschworenen darauf gegeben haben. Ich habe auch eine arme Jungfrau, Wöbbecke genannt, ins Kloster zu Plön geben und einkleiden lassen. Der soll man jährlich, was sie an Kleidern und Leinwand nötig hat und was sie Zeit ihres Lebens bedarf, geben.

Weiter soll man Beke im hl. IIsabenhause und Katharina im Konvent, meiner alten Magd, einer jeden vierteljährlich zwei Mark geben, solange sie leben. Auf dass nun meine Freunde nicht vergessen werden, so gebe ich zuerst dem Ehrbaren Rate dreihundert Gulden, wovon meine Testamentsvollstrecker ein oder zwei stattliche Kleinodien mit dem Wappen meines seligen Mannes nach den Wünschen des Ehrbaren Rates machen lassen sollen, die zu ewigem Gedächtnis stets bei ihnen (im Ratssilberschatz) aufbewahrt werden sollen. (...)

Was ich nun weiter nachlassen werde an Häusern und beweglichen und unbeweglichen Gütern, die ich zu meinen Lebzeiten nicht vergeben habe, das alles sollen meine Testamentsvollstrecker zu Gottes Ehre in die Hände der bedürftigen Armen geben. (...)

Die Anna Buring-Testaments-Wohnungen lagen an der Steinstraße 75-79 und wurden 1928 abgerissen. Die Freiwohnungen befanden sich in Buden, die beidseitig eines langgestreckten Hofes standen, an dessen Ende sich ein größerer Garten auftat, der auch als Wäschebleiche benutzt wurde. Zu den Buden gelangte man von der Steinstraße kommend durch einen schmalen niedrigen Durchgang in einem Vorderhaus. Die aneinandergereihten eingeschossigen kleinen Häuser mit Mansardendach waren ebenerdig zugänglich und besaßen im Erdgeschoss eine Diele und eine Stube, die von einem zwischen den beiden Räumen sich an der Wand befindenden Kamin beheizt werden konnten. Die Diele war häufig sehr niedrig, der Fußboden mit Fliesen belegt, die Wände der Stube und der Diele mit Kalktünche gestrichen. Im Mansardengeschoss lag ein größerer Wohnraum, darüber befand sich ein Bodenzimmer.

Noch heute besteht die Stiftung Anna-Buring-Testament.



- **Bugdahnstraße**, *Altona-Altstadt/Altona-Nord (1968): Paul Bugdahn (1890-1948). Buchdrucker, Setzer, Redakteur des Hamburger Echos, Gewerkschaftsfunktionär, Stadtverordneter in Altona (1925), Mitglied des preußischen Landtages bis 1933, Vorstandsmitglied der SPD Altona, während der NS-Zeit zeitweise in Haft, nach dem Zweiten Weltkrieg: Bürgerschaftsabgeordneter, Geschäftsführer der Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auerdruck.*

Bugdahn war verheiratet.

- **Bugenhagenstraße**, *Altstadt (1909): Prof. Dr. Johannes Bugenhagen (1484-1558), Theologe, Freund Luthers, Reformator*

Siehe auch: Am Mariendom, Cäcilienstraße, Conventstraße, Mette-Hardenstraße, in Bd. 2.

Auch der evangelische Reformator kam mit den damaligen Hexenverfolgungen ins Gehege. Im April 1528 war er mit seiner Familie nach Hamburg gezogen und im Haus des Domdekans Berthold Moller, der Hamburg verlassen lasse, einquartiert. Die Historikerin Roswitha Rogge schreibt: „Von dem Hauspersonal übernahmen die Bugenhagens die Köchin, eine betagte Frau. Kurz darauf wurde die alte Köchin der Zauberei verdächtigt; man warf ihr vor, die Bewohner des Hauses vergiften zu wollen. Sie habe unter den Augen der schwangeren Frau Bugenhagen mit Safran, der zwar als Heilmittel galt, aber dem auch gefährliche tödliche Wirkung zugeschrieben wurde, bereitete Getränke ausgespuckt.“ 1) Mit dem Ausspucken, so Roswitha Rogge, „assoziierte der Volksglaube die Ausscheidung von gefährlichen Stoffen. Die Köchin wurde gefangengenommen und gefoltert, nach mehreren Tagen aber auf Bugenhagens Bitte wieder freigelassen. Als Frau Bugenhagen dann eine Todgeburt hatte, erneuerte sich der Verdacht. Der Kindskörper wurde von den Nachbarinnen begutachtet, es zeigten sich aber keine Anzeichen von Hexerei. Als Dienstmagd des vorherigen Dienstherrn, einem Domdekan, hatte die Köchin bei der neuen Reformatorfamilie wahrscheinlich keinen leichten Stand. Vielleicht machte die Köchin der neuen Familie auch hin und wieder deutlich, dass das, was die neue Familie an Wünschen äußerte, der vorherige Dienstherr aber ganz anders gesehen hatte. Hinzu kam dann auch noch, dass eine Köchin, die für die Speisen und Getränke zuständig ist, leicht in Gefahr geraten konnte, als Hexe verdächtigt zu werden, wenn im Hause Krankheit und Schwangerschaft auftraten.“ 1) Das Kind wurde totgeboren.

Bugenhagen war seit 1522 verheiratet mit **Walpurga, geb. Triller**, eine ehemalige Magd. Das Paar bekam fünf Söhne und vier Töchter. In Hamburg



weilte die Familie von April 1528 bis Juni 1529. Zum Abschied erhielt Bugenhagen von der Stadt Hamburg eine Ehrengabe von 100 Gulden, Walpurga 20 Gulden. Sie war die Frau „an seiner Seite“, die ihm den Rücken für seine theologische Betätigung frei hielt, die vielen Schwangerschaften überstehen musste, die Kinder erzog und den Haushalt versorgte. „Walpurga begleitete [ihren Mann] nach Braunschweig zur Einführung der Reformation. Sie folgte ihm nach Hamburg (...). Über ein Jahr weilte sie mit ihm in Lübeck, fast zwei Jahre verbrachte sie im dänischen Kopenhagen an seiner Seite. Auf diese Weise nahm sie am beruflichen Wirken ihres Mannes teil. Sie unterstützte ihn bei Repräsentationspflichten. Der Lebensleistung ihres Mannes wird mit Denkmälern gedacht (...). Von Walpurga hingegen ist nahezu nichts bekannt. (...) Walpurga Bugenhagen zählt zu den Theologieehewfrauen der ersten Generation. Sie heiratete in der frühen Reformationszeit, bereits drei Jahre vor Luther. Und zwar 1522, als die Priesterehe noch reichsrechtlich verboten war, als Priester-Konkubinen zwar üblich, aber als ‚Pfaffenweiber‘ gesellschaftlich geächtet und durch spezielle Kleiderordnungen stigmatisiert waren. Walpurga Bugenhagen, obgleich verheiratet, bekam die Missachtung als Ehefrau eines Priesters zu spüren.“ Solche Frauen „haben dem evangelischen Leben im Alltag Gestalt gegeben (...). Diese Frauen zeigen, dass die Leistung ihrer Männer nicht die eines je einzelnen Heroen war (...).“ 2)

Quellen:

1) Roswitha Rogge: Von Zauberinnen, Hexen und anderen berüchtigten Frauen im frühneuzeitlichen Hamburg, in: Wulf Köpke, Bernd Schmelz (Hrsg.) Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde. Bd. 31. Hamburg 2001, S. 35f.

2) Sabine Kramer –Pfarrerin der Marktkirchengemeinde Halle. [www.frauenmahl.de/tischreden](http://www.frauenmahl.de/tischreden)

- **Bulckestraße**, *Blankenese (1949): Carl Bulcke (1875-1936), Dichter, Schriftsteller*

Carl Bulcke war außerdem Jurist, Oberregierungsrat im Innenministerium Berlin, 1920 Leiter der Filmprüfstelle im Reichsinnenministerium und gehörte zu den 88 Autoren, die im Oktober 1933 das „Gelöbnis treuester Gefolgschaft für Adolf Hitler“ unterschrieben.

Verheiratet war er seit 1908 mit **Maria, geborene Volkmann** (1885–1965), Tochter des Kaufmanns und amerikanischen Konsuls in Odessa Johann Hermann Volkmann und seiner Ehefrau Lina, geb. Bleuler. Das Paar bekam drei Kinder.



- **Bullenhuser Damm, Rothenburgsort(1890):** *Hans Bulle (16. Jhd.), erster Vogt, wohnte dort, hatte hier sein Schleusenhaus. Namensgeber für den Bezirk „ in Bullenhausen“*
- **Bundsensweg, Hamm (1910):** *Axel Bundsen (1768-1832), Architekt, Freimaurer*  
Bundsen erbaute u. a. in Hamburg die Loge in der Welckerstraße und das Freimaurerkrankenhaus am Kleinen Schäferkamp.  
1801 heiratete er in Kiel die Tochter des Gärtners von Gut Knoop.
- **Bunsenstraße, Ottensen (1915):** *Prof. R. Wilhelm Bunsen (1811-1899), Chemiker, Physiker, Bunsenbrenner. ledig.*
- **Burchardkai, Waltershof (1912):** *Dr. Johann Heinrich Burchard (1852-1912), Bürgermeister, Senator*  
Burchard heiratete am 17. Mai 1877 **Emily Henriette Amsinck** (2. März 1858 - 24. Dezember 1931) eine Tochter des Kaufmanns Wilhelm Amsinck und der Kaufmannstochter Emily Willink. Das Paar bekam neun Kinder. Unter ihnen Wilhelm Amsinck Burchard-Motz, ebenfalls Hamburger Senator und Zweiter Bürgermeister.
- **Burchardplatz, Altstadt (1916), siehe Burchardkai**
- **Burchardstraße, Altstadt (1916), siehe Burchardkai**
- **Burmesterstraße, Barmbek-Nord (1927):** *Prof. Willy Burmester (1869-1933), Geigenkünstler*





Sohn des Hamburger Musiklehrers Joh. Andr. Wilhelm Burmester (1843-1902) und der Sängerin Caroline, geb. Buchler (1844-1907).

1894 heiratete Willy Burmester **Naema Apollonia Fazer** (geb. 1869), Helsinki. Das Paar bekam drei Töchter.

Seine vier Jahre ältere Schwester **Johanna Burmester** war (ca. 1865 Hamburg – ? vermutlich Hamburg) war Pianistin. Wie aus den Memoiren ihres Bruders Willy Burmester hervorgeht, soll Johanna Burmester in ihrem siebten Lebensjahr „bereits fleißig Klavier“ gespielt haben. Um 1881 erhielt sie in Weimar Unterricht von Friedrich Liszt (siehe: Lisztstraße, in Bd. 3 online). Während seiner Hamburger Zeit übernahm der Klaviervirtuose und innovative Dirigent Hans von Bülow (siehe: Bülowstieg, in Bd. 3 online) ihren Unterricht.

„Schon ab 1876 trat Johanna Burmester mehrfach zusammen mit ihrem Bruder in Hamburg und Umgebung auf. Genaue Konzertdaten sind allerdings nur in geringer Zahl, beispielsweise für Konzerte in den Jahren 1886 und 1887 in Berlin und 1889 in Hamburg belegt. Mindestens einmal im Jahr veranstalteten die beiden Geschwister ein gemeinsames Konzert in Hamburg. Über einen Auftritt am 20. März 1890 berichtet das ‚Hamburger Fremdenblatt‘ von einem ‚rühmenswerten Grad der Ausbildung‘, den das Geschwisterpaar nicht nur durch Fleiß, sondern auch durch Talent erreicht habe: ‚Wie Viele fühlen sich berufen, doch wie Wenige sind auserwählt. Zu den Letzteren gehört ohne Zweifel das Geschwisterpaar Burmester‘ (Hamburger Fremdenblatt 21. März 1890).“

Gleichermaßen freundlich über beide Geschwister äußerte sich das „Hamburger Fremdenblatt“ in einer Rezension der Aufführung von Beethovens Tripelkonzert op. 56 unter der Leitung Hans von Bülows im März 1890 kommentierte: „Die Wiedergabe des solistischen Theiles fordert drei vollkommen gleich fähige Künstler, [...] am gestrigen Abend waren dies [...]. Fr. Johanna und Herr Willy Burmester [...]. Fr. Burmester ist eine tüchtige, künstlerisch fähige Pianistin, die von Beginn ihrer Studien [...] stets das Hohe erstrebte“ (Hamburger Fremdenblatt 11. März 1890)“.

Johanna Burmester konzertierte jedoch selten außerhalb Hamburgs und trat fast ausschließlich als Begleitung ihres Bruders in Erscheinung. Lediglich der Zusatz „eigene Concerte“ (Signale 1892, S. 131) hinter ihrem Namen bei einer Aufzählung der erfolgten Konzerte in der Zeitschrift „Signale für die musikalische Welt“ lässt vermuten, dass sie in Berlin 1892 auch solistisch aufgetreten ist.

Neben ihren Kontakten zu von Bülow und Liszt ist durch die Tagebücher des Komponisten Peter Tschaikowskys (siehe: Tschaikowskyplatz, in Bd. 3 online) belegt, dass Johanna Burmester auch mit ihm bekannt war. Offenbar hatte er die Familie Burmester im Januar 1888 bei einem seiner musikalischen Hamburg-Aufenthalte kennengelernt.



Text zusammengestellt von Dr. Cornelia Göksu

Quelle und Zitate:

aus: Sandra Middeldorf, Artikel „Burmester, Burmeister, Johanna“ im Online-Lexikon des Sophie Drinker Instituts für musikwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung, vertreten durch Prof. Dr. Freia Hoffmann, Bremen 2011, [sophie-drinker-institut.de](http://sophie-drinker-institut.de)



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Caffamacherreihe**, Neustadt (18. Jhd.): Nach den Caffaherstellern

**Caprivistraße**, Blankenese (vor 1903): Georg Graf von Caprivi (1831-1899), Reichskanzler Siehe auch im Internet unter: *Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum-Personen*

- **Carl-Bremer-Ring**, Bramfeld (1961): Carl Bremer (1883-1956), Gemeindevorsteher von Bramfeld (1930 bis 1933), Leiter des Ortsamtes Alstertal (1946-1950)
- **Carl-Cohn-Straße**, Alsterdorf (1929 und 1949): Carl Cohn (1857-1931), Senator
- **Carlebachstraße**, Altona-Altstadt/Altona-Nord (1960): Dr. Joseph Carlebach (1883-1942), Oberrabbiner von Altona und Hamburg, Direktor der Talmud-Tora-Schule, wurde 1942 im Getto Riga ermordet

Stolpersteine vor der Talmud Tora Schule Grindelhof 30 und vor dem Wohnhaus Hallerstraße 76.

Joseph Carlebach wurde im Jahre 1883 als achttes Kind des Lübecker Rabbiners Dr. Salomon Carlebach geboren. Wie die meisten seiner Brüder schlug Carlebach, wenn auch auf Umwegen, schließlich die Rabbinerlaufbahn ein. Er war als Lehrer und Rabbiner in Jerusalem, Berlin, Litauen und Lübeck tätig und fungierte zwischen 1936 und 1941 als der letzte Oberrabbiner der Gemeinde Hamburg-Altona, wie auch als einer der letzten orthodoxen Rabbiner in Deutschland. Seine Rabbinerausbildung am Berliner Rabbinerseminar (1910-1914) wurde durch seine frühe zweijährige Lehrtätigkeit im damaligen Palästina 1905-1907 – wo er mit den maßgeblichen Tora-Autoritäten des Heiligen Landes



in Kontakt kam – sowie seinem fast fünfjährigen Aufenthalt von 1915 bis 1920 in Litauen erweitert. Litauen war das Zentrum der jüdischen Gelehrsamkeit in jener Zeit. Sein Doktorat in Mathematik legte Carlebach im Jahre 1909 an der Universität Heidelberg ab.

Joseph Carlebach war äußerst vielseitig: Rabbiner und Erzieher, Mathematiker und Philosoph, Übersetzer, Kunstkritiker und Bibelausleger, vor allem aber ein begnadeter Redner und geistiger Führer in der für die jüdische Gemeinde Hamburgs schwersten Zeit. Carlebach schrieb mehrere Bücher sowie an die vierhundert Artikel und Rezensionen zu meist jüdischen, mitunter jedoch auch naturwissenschaftlichen oder historischen Themen. Er spielte eine wichtige Rolle im Kampf um die jüdische Selbstbehauptung in Nazi-Deutschland, was vielleicht seine relativ frühe Deportation, bereits am 6. Dezember 1941, erklärt. Von 1917 an war Carlebach Rabbiner in Berlin in der Synagoge in der Passauer Straße, er wirkte hier bis 1931. 1920 wurde Carlebach amtierender Rabbiner in Lübeck. 1921 wurde er Rektor der Talmud Tora Schule in Hamburg.

Joseph Carlebach war ein schöpferischer Erzieher. Er ging individuell auf den einzelnen Schüler ein und leitete ihn durch das Interesse am Thema zu selbständigem Lernen und Entdecken an. Dabei verstand der Lehrer sich als älterer Freund des Schülers. Grundlage und Ausgangspunkt der Lehre Carlebachs war der jüdische Glaube, der alle Lebens- und Wissensbereiche durchdringen und die Ganzheit und Einheit von Seele und Geist garantieren sollte. Das Ziel der Schule sah er in der Schaffung einer jüdischen Lebenswelt, getragen vom höchsten jüdischen Wert sittlich-ethischer Verantwortung, in der Hebräisch als lebendige Sprache gesprochen wird.

1925 wurde Joseph Carlebach als Nachfolger von Oberrabbiner Meir Lerner zum Oberrabbiner der Hochdeutschen Israeliten-Gemeinde (HIG) in der damals noch selbstständigen preußischen Großstadt Altona gewählt. Es war das Altonaer Wappen, das Symbol der offenen Tore, das ihm so ganz entsprach, und Altonas unter Beweis gestellte Aufnahmefreundlichkeit nicht nur gegenüber verfolgten Juden aus Osteuropa. Auch der damalige Oberbürgermeister Max Brauer [siehe: Max-Brauer-Allee] begrüßte ihn und blieb viele Jahre ein begeisterter Besucher von Oberrabbiner Carlebachs Vorträgen. Wie stark ihn die Ideen Carlebachs prägten, wurde deutlich, als Brauer Mitte März 1936 auf Einladung des American Jewish Congress auf einer Vortragsreise durch die USA in New York auf einem Bankett dieser Vereinigung eine Rede hielt, in der er den Antisemitismus als eine tragende Säule der NS-Ideologie analysierte. Zudem forderte er, der Kampf der Juden in Deutschland gegen ihre zunehmende Entrechtung müsse international unterstützt werden, am besten durch einen jüdischen Weltkongress.

1936 berief die Deutsch-Israelitische Gemeinde Carlebach als Nachfolger von



Oberrabbiner Samuel Spitzer nach Hamburg an die Bornplatzsynagoge. Nach den Eingemeindungen im Rahmen des Groß-Hamburg-Gesetzes am 1. April 1937 schlossen auch die jüdischen Gemeinden (Deutsch-Israelitische Gemeinde zu Hamburg, Hochdeutsche Israeliten-Gemeinde zu Altona, Israelitische Gemeinde zu Wandsbek, Jüdische Synagogen-Gemeinde Harburg-Wilhelmsburg) einen Vertrag zu ihrer Vereinigung zum 1. Januar 1938. Der gewählte Name Deutsch-Israelitische Gemeinde zu Groß-Hamburg wurde jedoch vom NS-Ministerium für Kultus nicht genehmigt, da „Deutsch“ für jüdische Organisationen verboten sei, „Israelitisch“ irreführend sei, da in der NS-Rassenideologie „Jüdisch“ der eindeutige Begriff sei und „Gemeinde“ – so die fadenscheinige Argumentation – für politische Kommunen vorbehalten sei. Die Gemeinde wählte daraufhin den Namen Jüdischer Religionsverband in Hamburg.

Seit Oktober 1940 bekam Carlebach kein Gehalt mehr. Am 31. Mai 1941 wurde er mit einer Geldstrafe belegt, weil er versäumt hatte, den Zwangsvornamen Israel ins Fernsprechbuch eintragen zu lassen. Ab 19. September 1941 musste zur Stigmatisierung ein Judenstern getragen werden. Mit Erlass vom 18. Oktober 1941 gab es ein Ausreiseverbot für Juden. Gestapo-Leute verfolgten seine Gottesdienste. Vom 25. Oktober 1941 an wurden die Juden aus Hamburg deportiert. Eigentum und Vermögen der deportierten Juden fiel gemäß der 11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz an das Reich; die Besitztümer wurden durch eine „Vermögensverwaltungsstelle“ des Finanzamts verkauft.

Er wurde im Dezember 1941 mit seiner Familie ins Konzentrationslager Jungfernhof in der Nähe von Riga (Lettland) deportiert. Nach dessen Auflösung wurde Carlebach mit seiner Frau Lotte (41) und seinen drei jüngsten Töchtern Ruth (15), Noemi (14) und Sara (13) am 26. März 1942 bei Riga ermordet. Seine Tochter Miriam Gillis-Carlebach, Professorin für Pädagogik, Soziologie und Jüdische Geschichte deutscher Herkunft, ist Direktorin des Joseph Carlebach Instituts für zeitgemäße jüdische Erziehung der Bar-Ilan-Universität in Ramat Gan (Israel). Sie pflegt die Kontakte mit Hamburg, insbesondere die Zusammenarbeit der Universitäten.

1988 wurde mit Granitsteinen das frühere Deckengewölbe auf dem ehemaligen Standort der Bornplatz-Synagoge im Originalmaßstab im Boden nachgebildet. Gestaltet nach einem Entwurf der Künstlerin Margrit Kahl und des Architekten Bernhard Hirche, wurde der Platz im Grindel (Bezirk Hamburg-Eimsbüttel), der heute ein Teil des Campus der Universität ist, zum Gedenken an den letzten Hamburger Oberrabbiner vor dem Kriege in Joseph-Carlebach-Platz umbenannt.

2003, am 120. Geburtstag Carlebachs, stiftete die Universität Hamburg den Joseph-Carlebach-Preis, der seit dem Jahre 2004 alle zwei Jahre verliehen wird. Der Preis wird für herausragende wissenschaftliche Beiträge aus dem



Hamburger Raum zur jüdischen Geschichte, Religion und Kultur an junge Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler vergeben. Die Universität will damit die in Hamburg lebendige jüdische Kultur und Wissenschaft deutlicher und bekannter machen. Am Institut für Germanistik I der Universität kann die jiddische Sprache und Literatur studiert werden.

Zum Schuljahr 2007/08 sind am 28. August 2007 nach 68 Jahren wieder Kinder in das Gebäude der ehemaligen Talmud-Tora-Schule eingezogen. Der Schulbetrieb beginnt im Geiste Joseph Carlebachs in Gestalt einer staatlich genehmigten jüdischen Ganztagsgrundschule mit angeschlossener Vorschule. Die Finanzierung teilen sich die Stadt Hamburg, die jüdische Gemeinde und die Eltern.

Am Südennde des Platzes der Republik, gegenüber dem Rathaus Altona, erinnert der schwarze Quader „Black Form - Dedicated to the Missing Jews“ von Sol LeWitt mit einer Widmung an die „Juden, die Altona für immer fehlen“ an die jüdische Gemeinde und ihren Rabbiner Joseph Carlebach, an den auch die Carlebachstraße erinnert.

zusammengestellt von Cornelia Göksu

Quellen:

Wikipedia sowie Kurzbio auf [www.jci.co.il/?cmd=carlebach](http://www.jci.co.il/?cmd=carlebach) = Website des Joseph Carlebach Institut - Fakultät für Jüdische Studien, Ramat Gan bei Tel Aviv, Israel.

- **Carl-Ihrke-Weg, Harburg (2013):** *Carl Ihrke (1921-1983), Maler, Graphiker aus Harburg*
- **Carl-Legien-Platz, St. Georg (1951):** *Carl Legien (1861-1920), Gewerkschaftsführer, Reichstagsabgeordneter*

Carl Legien lebte in einer Lebenspartnerschaft mit der Frauenrechtlerin **Emma Ihrer** (1857-1911) zusammen. *Sie war* die Tochter eines Schuhmachers, streng religiös erzogen, erlernte den Beruf einer Putzmacherin und heiratete den 22 Jahre älteren Apotheker Emanuel Ihrer. Der von ihr 1885 mitbegründete „Verein zur Vertretung der Interessen der Arbeiterinnen“ „berücksichtigte (...) die unmittelbaren Belange der Arbeiterinnen. Statt Berufsertüchtigung und Hilfskasse wurden Lohnfragen thematisiert, Lohnverträge mit einzelnen Fabrikanten ausgehandelt. Hier liegen die Anfänge von Emma Ihrers Arbeit für die Gewerkschaften, der sie sich Zeit ihres Lebens in führenden Funktionen widmete. Der



„Verein zur Vertretung der Interessen der Arbeiterinnen“ veranstaltete Massenproteste und erlangte überregionale Bedeutung. Die preußische Polizei witterte sozialdemokratische Umtriebe, verbot den Verein unter Berufung auf das Sozialistengesetz und verhängte Strafen gegen die Vorstandsmitglieder; Emma Ihrer bekam eine Geldstrafe. Das Vereinsverbot erreichte das Gegenteil: Die aktionsbereiten Frauen wandten sich der sozialdemokratischen Partei zu. Für Emma Ihrer beginnt das Engagement für die proletarische Frauenbewegung, und gemeinsam mit Clara Zetkin, mit der sie 1889 als Berliner Delegierte am Internationalen Arbeiterkongress in Paris teilnahm, startete sie die klassenbewusste Ära der Arbeiterinnenbewegung. Mit der finanziellen Unterstützung ihres Mannes, der Apotheker war, gibt Emma Ihrer die Zeitschrift „Die Arbeiterin“ heraus, ein Jahr später wird aus ihr die von Clara Zetkin redigierte „Die Gleichheit“, 1) schreibt Hiltrud Schroeder in fembio.

„1890 war Emma Ihrer als einzige Frau in die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands gewählt worden. Vorsitzender war Carl Legien, der ihr Lebensgefährte wurde. Legien unterstützte Emma Ihrer gegen den verbreiteten Widerstand männlicher Gewerkschafter, die in Frauenarbeit vornehmlich Konkurrenz sahen. Sie bildete eine Frauenagitationskommission, konstituierte ein gewerkschaftliches Frauenkomitee und 1905 das Arbeiterinnensekretariat bei der Generalkommission. Sie war an der Gründung mehrerer gewerkschaftlicher Verbände beteiligt und veröffentlichte 1898 die Schrift „Die Arbeiterin im Klassenkampf.“ 2)

Emma Ihrer lebte, obwohl weiterhin mit dem Apotheker Ihrer verheiratet, bis zu ihrem Tode mit Carl Legien zusammen. Das Paar wohnte in Niederschönhausen.

Quellen:

1)Hiltrud Schroeder: Emma Ihrer, in: [www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/emma-ihrer/](http://www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/emma-ihrer/)

2) [www.sozialistenfriedhof.de/ihrer\\_legien\\_zietz.html](http://www.sozialistenfriedhof.de/ihrer_legien_zietz.html)

- **Carl-Petersen-Straße**, Hamm (1948): Dr. Carl Wilhelm Petersen (1868-1933), Senator, Bürgermeister

Carl Petersens Mutter **Anna Maria, geb. Behrens** (geb. 1842) entstammte einer jüdischen Bankiersfamilie, gehörte aber dem christlichen Glauben an. Sie kannte ihren Mann Gustav Petersen schon seit Kindertagen. Als das Paar 1863 heiratete, brachte sie Vermögen in die Ehe ein, so dass die Familie in Wohlstand leben konnte. Anna Maria Petersen brachte innerhalb von 22 Jahren acht Kinder auf die Welt (das Älteste wurde 1864, das Jüngste 1885 geboren). Sie „lebte –



besonders in den Sommermonaten – inmitten einer zahlreichen Kinderschar, denn als ihre jüngsten Söhne noch klein waren, kamen schon die ersten Enkelkinder hinzu. Eine Zeitlang versorgte sie außerdem den kranken Schwiegersohn in ihrem Haus.

Sie pflegte häufige, tägliche Korrespondenz mit den abwesenden Kindern. So erhielt der junge Carl Petersen während seiner Studienzzeit (...) von der Mutter regelmäßig Briefe, in denen sie vom familiären Leben berichtete, von den schulischen Fortschritten der kleinen Brüder, von den Reise- und Berufsplänen des Bruders Otto, vom Paris-Aufenthalt der Schwester Clara, von ihren Gesangsstunden usw. (...) Ihre Lebensführung entsprach vollkommen den Vorstellungen ihrer Zeit vom Beruf der Frau als Gattin und Mutter.“ 1)

Die Söhne der Familie Petersen erhielten eine gute Berufsausbildung, die Mädchen hingegen wurden- wie damals in diesen Kreisen üblich – nach der Konfirmation auf die Bälle geschickt, damit sie schnell heirateten.

Carl Petersen, der Jurist wurde, soll in jungen Jahren – so seine Schwester Clara – sehr gesellig gewesen, gerne auf Bälle gegangen und ein großer Damenfreund gewesen sein. Auf einem dieser Bälle lernte er **Marguerite Calais** kennen, die er 1896 heiratete. Beide liebten Musik und Theater. Sie nahm Anteil an seinen politischen Aktivitäten, so engagierte sie sich während des Ersten Weltkrieges in der Hamburger Kriegshilfe, begleitete ihn auch, als er 1919 zu den Sitzungen der Nationalversammlung nach Berlin fuhr und besprach mit ihm die politischen Entwicklungen.

Quellen:

1) Sigrid Schambach: Carl Petersen. Hamburg 2000, S. 11f. (Hamburger Köpfe)

- **Carlssonweg, Rahlstedt (1960): John Carlsson (1841-1922), Vorbesitzer**
- **Carl-Stamm-Park, Rothenburgsort (2010): Dr. med. Carl Stamm (1867-1941), Kinderarzt in Rothenburgsort, Opfer des Nationalsozialismus**

Carl Stamm war in Mollenfelde, einem Dorf südlich von Göttingen, als Sohn des jüdischen Kaufmanns E. M. Stamm und seiner Frau Jeanette, geb. Moses, geboren worden, hatte in Göttingen, München und Berlin Medizin studiert, und im Dezember 1890 in Göttingen(...). Seiner Militärpflicht genügte er als Arzt der Ersatz-Reserve beim Landsturm I.





Carl Stamm spezialisierte sich in Berlin auf Kinderheilkunde. Von April 1891 bis zu seiner Übersiedlung nach Hamburg im Oktober 1893 arbeitete er als Assistenzarzt am „Kaiser und Kaiserin Friedrich Kinderkrankenhaus“ und beschäftigte sich wegen der häufig tödlich verlaufenden sog. Kinderkrankheiten insbesondere mit bakteriologischen Untersuchungen. (...). Die Zeit bis zur Aufnahme in die Hamburger Ärzteschaft, die am 16. August 1894 erfolgte, überbrückte er mit Volontariaten in staatlichen bzw. städtischen Krankenhäusern. Noch ledig, wohnte er am Alstertor 3. Ein Gewerbeschein „Nr. 2190 im Jahr 1894“ erlaubte es ihm zudem, eine Praxis zu betreiben. Carl Stamm bewarb sich im November desselben Jahres beim Medizinalkollegium auf eine Stelle als Impfarzt. Er sah in Impfungen eine wirkungsvolle vorbeugende Maßnahme gegen die hohe Kindersterblichkeit. Ob er die Stelle erhielt, ist uns nicht bekannt.

1898 rief der aus Stade stammende Kaufmann Ernst Heinrich Kruse in Rothenburgsort am Billhorner Röhrendamm 240, im Zentrum des Billwärder Ausschlags, eine „Poliklinik für die Kinder unbemittelter Eltern“ ins Leben, die erste überhaupt in Hamburg. Mit dieser philanthropischen Einrichtung wollte er die Erinnerung an den 1891 verstorbenen Hamburger Arzt Franz Matthias Mutzenbecher wach halten. Seine Stiftung sollte „kranken Kindern der armen Stände unentgeltlich ärztliche Hülfe zu Theil werden“ lassen, wie die Hamburger Nachrichten am 6. Januar 1898 anlässlich der Eröffnung mitteilten. Dazu benötigte er ehrenamtlich tätige Ärzte. Neben drei anderen gewann er als wichtigsten seinen Hausarzt Carl Stamm für diese Pioniertätigkeit in dem damals dicht bevölkerten Ortsteil Hamburgs mit einer überdurchschnittlich hohen Mütter- und Säuglingssterblichkeit. In dem nahen Gemeindehaus der St. Thomas-Kirchengemeinde wurde eine Fürsorgeabteilung für Säuglinge und Kleinkinder angegliedert. (...)

Inzwischen 34 Jahre alt, heiratete er am 18. November 1901 in Hannover die elf Jahre jüngere Minna Margarethe Cohen (geb. am 11. September 1878). Ihre Eltern, der Kaufmann Bernhard Cohen und seine Frau Sophie, geb. Jessurun, gehörten ebenfalls dem jüdischen Glauben an. Über Minnas Kindheit und Jugend ist nichts bekannt. Das frischgebackene Ehepaar bezog eine Wohnung in den Colonnaden 21, wo Carl Stamm auch seine Privatsprechstunden – 8 bis 9 Uhr und von 5 bis 6 Uhr – abhielt. Offenbar verbrachte er die Zwischenzeit in der Poliklinik in Rothenburgsort. Am 16. Februar 1903 wurde Minna und Carl Stamms einziges Kind, Rudolf Walter, geboren. Der soziale Aufstieg ging weiter. Im September 1904 mietete Carl Stamm eine Praxis und eine Wohnung an. Die Praxis verlegte er in die Esplanade 39 I, die Wohnung in die Johnsallee 63, wo er ebenfalls nachmittags von 3 bis 4 Uhr praktizierte. Mittags von 1 bis 2 Uhr betreute er die Poliklinik.



Inzwischen anerkannter Kinderarzt, aber mit immer noch preußischer Staatsangehörigkeit, bewarb sich Carl Stamm 1905 um die Hamburger Staatsbürgerschaft. Am 31. Mai 1905 erhielt er die Urkunde über die „Aufnahme in den Hamburgischen Staatsverband“ und leistete am 7. Juli 1905 den Bürgereid. Ab 1924 ist er als zahlungskräftiges Mitglied der jüdischen Gemeinde Hamburg registriert.

1907 wurde die Poliklinik von der Ortsmitte des Billwärder Ausschlags in größere Räumlichkeiten weiter in den Westen verlegt. Am 3. Dezember 1910 gründete sich aus der Stiftung heraus der „Verein Kinder-Poliklinik und Säuglingsfürsorge Rothenburgsort“. Carl Stamm eröffnete die Gründungsversammlung mit einem Rückblick auf die zwölfjährige Entwicklung der Poliklinik von den Anfängen bis zu den inzwischen jährlich ca. 3500 Patienten und Patientinnen und der schwerpunktmäßigen Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit durch Mütterberatung und Stillhilfen. Er wies darauf hin, dass die Räumlichkeiten und die finanziellen Mittel nicht mit der Ausweitung der Arbeit Schritt hielten und dass die Gründung eines Vereins nötig sei. Dessen Satzungszwecke sollten die Fortführung der Kinderpoliklinik, die ambulante ärztliche unentgeltliche Behandlung von Kindern unbemittelter Eltern (bis zum vollendeten vierzehnten Lebensjahr), die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit durch ärztliche Beratung unbemittelter Mütter in allen Fragen der Ernährung und Pflege des Säuglings, die Anstellung und Ausbildung von Säuglingspflegerinnen und die Gewährung von Stillbeihilfen sowie die Begründung eines Kinderkrankenhauses für Kinder unbemittelter Eltern sein. Der Verein wurde gegründet, Carl Stamm wurde zum Vorstandsvorsitzenden gewählt, er blieb es bis 1933. (...).

Mit der Planung des Krankenhauses wurde 1913 begonnen, der Erste Weltkrieg und die Inflationszeit verzögerten die Ausführung des Vorhabens. Die Stadt Hamburg stellte ein Grundstück in der Marckmannstraße östlich der damals im Bau befindlichen Realschule zur Verfügung. Der erste Flügel mit der Poliklinik und Fürsorgestelle wurde 1917 bezugsfertig, das nach modernen Gesichtspunkten geplante gesamte Haus mit 60 Betten und einem großen Garten 1922.

In diesen Jahren vollzog sich in Hamburg der grundlegende Wandel von einer auf Mildtätigkeit basierenden Wohlfahrt zu einem staatlich gelenkten Gesundheitswesen. Der Verein änderte seinen Namen in „Kinderkrankenhaus Rothenburgsort e.V.“ und berief den Vereinsvorsitzenden zum ärztlichen Leiter. Nach 24 Jahren ehrenamtlicher Tätigkeit für den Verein und seinen Vorläufer erhielt Carl Stamm eine Festanstellung. Als Assistenzarzt trat der ebenfalls jüdische Arzt Oscar Herz in das Krankenhaus ein. Die Belegzahlen stiegen, und 1927 wurde mit staatlichen Mitteln die Baulücke zwischen der Realschule und dem Kinderkrankenhaus durch einen vierstöckigen Erweiterungsbau geschlossen. (...)



Das Krankenhaus verfügte nun über 231 Betten, fünf Ärzte und eine wachsende Zahl von Schwestern. Die Schwestern, die dem baptistischen TABEA-Diakonissenverband angehörten, prägten das Klima des Krankenhauses nachhaltig mit ihrem Verständnis von Krankenpflege als Ausdruck christlicher Nächstenliebe.

Ein wohlhabender Freund, Richard Sellmar, setzte Carl Stamm zu seinem Testamentsvollstrecker ein. Er sollte eine Stiftung im Andenken an Sellmars Mutter gründen, die „armen erholungsbedürftigen Kindern ohne Unterschied der Konfession den Aufenthalt in einem Seebade zur Kräftigung ihrer Gesundheit ermöglichen" sollte. Als der Hamburger Senat am 3. Februar 1928 die Errichtung der Stiftung genehmigte, übernahm Carl Stamm den Vorsitz des Kuratoriums. Die vorhandenen Mittel wurden in der bald einsetzenden Weltwirtschaftskrise allerdings statt für einmalige Erholungsaufenthalte für regelmäßige, nahrhafte Mittagessen bedürftiger Kinder ausgegeben.

Carl Stamm genoss nicht nur bei seinen Kollegen im Verein eine hohe Wertschätzung, sondern auch bei den wissenschaftlichen Mitgliedern des Medizinalkollegiums und in der Öffentlichkeit. 1928 beschloss der Senat „Herrn Dr. Karl Stamm in Anerkennung seiner langjährigen ehrenamtlichen Tätigkeit als Arzt in der Kinderpoliklinik Rothenburgsort am Verfassungstage die Plakette ‚Für treue Arbeit im Dienste des Volkes‘ zu überreichen.“ Als Voraussetzung für diese Auszeichnung galten 25 Jahre ehrenamtliche Tätigkeit; Carl Stamm konnte eigentlich nur 24 Jahre – von 1898 bis 1922 – vorweisen, galt aber dennoch als würdig. (...). Am 1. Januar 1928 erhielt er einen Vertrag auf Lebenszeit, der ihn Hamburger Staatsbeamten gleichstellte. Sein Stellvertreter, Oscar Herz, wurde zu seinem designierten Nachfolger ernannt. Aus der Arbeit des Kinderkrankenhauses gingen bis 1928 mindestens 40 wichtige wissenschaftliche Studien hervor, die meisten von Carl Stamm und Oscar Herz.

In der Wirtschaftskrise blieben die Belegungszahlen und die Beiträge der Vereinsmitglieder hinter den Erwartungen zurück. Carl Stamm zeigte sich zuversichtlich, dass sich die Auslastung des Hauses wie bisher stetig verbessern werde und schlug der Mitgliederversammlung 1929 die Wahl von Vertretern der Gesundheitsbehörde in den Verwaltungsausschuss vor, um so leichter mit dem Staat über neue Zuschüsse verhandeln zu können. Verwaltungsausschuss und Vorstand des Vereins wurden vergrößert und erhielten neue Aufgaben. Dass vier Jahre später aufgrund dieser Reform die nationalsozialistische Gesundheitsverwaltung selbstverständlich im Vorstand des „Verein Kinderkrankenhause Rothenburgsort" vertreten sein würde, konnte niemand ahnen.

Der immer noch hohen Säuglings- und Kleinkindersterblichkeit sollte ein weiteres Arbeitsfeld des Krankenhauses begegnen, das als Vereinszweck 1931 in die



Satzung aufgenommen wurde, „die Lieferung von künstlichen Nährgemischen aus der Milchküche für die unter der Beobachtung des Krankenhauses stehenden Kinder der Säuglingsfürsorge und für die Säuglinge, die auf Anweisung der praktizierenden Ärzte Heilnahrung von der Anstalt beziehen“. Eine Infektionsabteilung fehlte dem Krankenhaus, um wirksam der Kindersterblichkeit begegnen zu können. Ihrer Einrichtung stand das Hamburger Recht entgegen, das nur staatlichen Krankenanstalten die Behandlung von an Infektionen leidenden Kranken gestattete.

1934 wurde familiär ein Wendejahr für Familie Stamm. Carl und Minna Margarete Stamm zogen in die Eppendorfer Landstraße 14. Ihr Sohn Rudolf, inzwischen Kaufmann, emigrierte nach Amsterdam und heiratete Else Goslar, geboren am 18. Februar 1905 in Wiesbaden. Sie und ihre Eltern, Alfred und Mathilde, geb. Simon, hatten seit den 30er Jahren in Hamburg gelebt. In Amsterdam kam Sohn Eric Walter am 18. September 1935 zur Welt.

Im Oktober 1936 emigrierte Oscar Herz in die USA. Carl Stamm praktizierte in seiner Wohnung, bis ihm am 14. Oktober 1938 die Approbation entzogen wurde. Noch im selben Monat beschloss das Kuratorium mit dem Hinweis auf den jüdischen Stifter die Auflösung der Richard-Sellmar-Stiftung. Die Stiftungsaufsicht bzw. der Reichsstatthalter lehnten den Antrag ab; woher das Kapital stamme, sei unerheblich. Das Stiftungskapitel steckte als Hypothek im Krankenhaus, es konnte nicht flüssig gemacht werden. So wurde die Stiftung am 20. Juni 1939 einfach aufgehoben. Damit endete endgültig Carl Stamms Mitwirkung an seinem Lebenswerk.

Er und seine Frau planten, dem Sohn Rudolf in die Niederlande zu folgen, realisierten das Vorhaben aber nicht. Der Oberfinanzpräsident erließ eine „Sicherungsanordnung“ aller Guthaben und erlaubte dem Ehepaar, monatlich über 800 RM zu verfügen. Carl Stamms Pension von ca. 400 RM als langjähriger Leiter des Kinderkrankenhauses Rothenburgsort wurde „von der vorläufigen Sicherungsanordnung aus Zweckmäßigkeitsgründen nicht mit erfasst“, ging dann aber doch ab 1. November 1939 in den auf 600 RM herabgesetzten Freibetrag ein.

Im November 1940 beantragte Carl Stamm die Freigabe von monatlich 300 RM zur Unterstützung seines Sohnes und dessen Familie in Amsterdam, was abgelehnt wurde. Er beschwerte sich beim Reichswirtschaftsminister. Ernst Kaufmann, der nicht mehr als Rechtsanwalt, aber noch als „Konsulent“ in jüdischen Angelegenheiten zugelassen war, vertrat sein Anliegen, das im Januar 1941 zurückgewiesen wurde. Die ursprünglichen Bestimmungen, auf die er sich berief, waren inzwischen „angepasst“ worden. Carl Stamm erlebte 1941 noch die



Einbeziehung der Realschule als Hilfskrankenhaus in das Kinderkrankenhaus, wodurch die Bettenzahl auf 450 stieg.

Am 13. Mai 1941 starb Minna Stamm in ihrer Wohnung in der Eppendorfer Landstraße. Als Todesursache konstatierte der Arzt, der sie seit Juni 1940 behandelte, „Folgen einer Gehirnblutung und Darmlähmung“. Sie wurde auf dem Jüdischen Friedhof in Ohlsdorf beigesetzt.

Carl Stamm wurde am 25. Oktober 1941, dem Tag des ersten Osttransports Hamburger Juden, ebenfalls wegen einer Gehirnblutung, in das Israelitische Krankenhaus in der Johnsallee 68 eingeliefert, wo er drei Tage später starb. Als weitere Todesursache wurde eine Lungenentzündung angeführt. Im Umfeld Carl Stamms nahm man an, die Ehepartner hätten sich wegen der drohenden Deportation das Leben genommen.

Esgibt in den Akten der Polizeibehörde keinerlei Hinweis auf einen Suizid, ebenso wenig einen Hinweis darauf, dass Carl Stamm den Deportationsbefehl zum Transport am 25. Oktober 1941 bekommen hatte. Dass die Demütigungen und Entrechtungen mittelbar zum Tod von Minna Margarete und Carl Stamm geführt haben, ist hingegen wahrscheinlich. Während Carl Stamm den Tod seiner Frau selbst anzeigte, tat es für ihn der Schwiegervater seines Sohnes, Alfred Goslar. Beider Eheleute letzte Tage im Israelitischen Krankenhaus begleitete der Arzt Berthold Hannes, der nach Kriegsende Leiter dieser traditionsreichen Hamburger Einrichtung wurde.

Der Testamentsvollstrecker Ernst Kaufmann, Carl Stamm seit Ende des Ersten Weltkriegs persönlich verbunden und selbst finanzieller Förderer des Kinderkrankenhauses, löste den Stamm'schen Haushalt auf und ließ ihn einlagern. Noch lebte Rudolf Stamm als rechtmäßiger Erbe in den Niederlanden. Im Juli 1942 wurde er mit seiner Frau und ihrem Sohn Eric nach Auschwitz deportiert, wo Else Stamm-Goslar und ihr Sohn Eric am 17. Juli, Rudolf am 15. August 1942 umkamen. Alfred Goslar wurde am 15. Juli 1942 nach Theresienstadt und am 21. September 1942 nach Treblinka deportiert, wo er vermutlich unmittelbar nach der Ankunft ermordet wurde.

Am 10. Februar 1943 beantragte Ernst Kaufmann ein letztes Mal die Freigabe der Kosten für Lagermiete und Versicherung für den Haushalt für die vergangenen drei Monate. Ob und ggfs. wie er die Testamentsvollstreckung abschließen konnte, bevor er am 9. Juni 1943 in das Getto von Theresienstadt (und von dort am 9.10. 1944 nach Auschwitz) deportiert wurde, ließ sich nicht klären. Die entsprechenden Akten gingen verloren.



## Epilog

Am Freitag, 26. April 1946, fand die seit dem 20. Dezember 1942 erste Mitgliederversammlung des Vereins „Kinderkrankenhaus Rothenburgsort“ statt. Auf ihr dankte der kommissarische Vorsitzende des Vorstands, Senator a. D. Paul de Chapeaurouge, dem Oberarzt Wilhelm Bayer und drei weiteren Mitarbeitern des Krankenhauses, die auf Grund der Entnazifizierungsbestimmungen aus ihren Stellungen hatten ausscheiden müssen. Carl Stamm und sein Lebenswerk wurden im Protokoll nicht einmal erwähnt.

1967 suchte das Ortsamt Veddel-Rothenburgsort wegen der Verwechslungen mit der Billhorner Kanalstraße einen neuen Namen für die Zweite Billhorner Kanalstraße, die auf das ursprüngliche Kinderkrankenhaus zuführt, und zog als Namengeber eine verstorbene Persönlichkeit, die sich um die Gründung oder Leitung des Krankenhauses verdient gemacht hatte, in Betracht. Der Vereinsvorstand schlug Friedrich Thieding vor, der ab 1934 dem Vereinsvorstand angehört hatte, zwar passives Mitglied der NSDAP, als „unbelastet“ aus dem Entnazifizierungsverfahren hervorgegangen war, und sich vielmehr als Hausarzt, Funktionär in der Ärztekammer und Gegner der „Euthanasie“ einen Namen gemacht hatte. Am 3. Oktober 1969 wurde der Namenswechsel zu „Thiedingreihe“ [siehe in Bd. 1: Alphabetische Auflistung der nach Männern benannten Straßen] vollzogen.

Trotz der unklaren Todesumstände wurden für Minna Margarethe und Carl Stamm an ihrer Wohnadresse Eppendorfer Weg 14 Stolpersteine verlegt und ein weiterer für Carl Stamm vor seiner Wirkungsstätte in Rothenburgsort. Ein weiterer Schritt zu seiner Würdigung und Erinnerung ist die Benennung des Parks an der Ecke Marckmannstraße/Billhorner Deich nach ihm. (...).

Text: Hildegard Thevs, Text aus: [www.stolpersteine-hamburg.de](http://www.stolpersteine-hamburg.de)

### Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH), 552-1 Jüdische Gemeinden, 99b, Kultussteuerkartei der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg; StaH, 314-15 Akten des Oberfinanzpräsidenten R 1938/2853; Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch, Veröffentlichung aus dem Staatsarchiv Hamburg Bd. XV, bearbeitet von Jürgen Sielemann unter Mitarbeit von Paul Flamme. Hamburg 1995; Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945, 4 Bde., hrsg. vom Bundesarchiv Koblenz. Koblenz 2006; StaH Senat VII Lit Qd Nr. 628; 135-1 I-IV Senatskanzlei – Präsidiabteilung, 1928 A 86, 7753; 231-10 Vereinsregister, B 1997-1, Bd 1 und 2; 332-5 Standesämter, 8080+221/1924; 8174+348/1941; 9919+321/1941; 332-7 Staatsangehörigkeitsaufsicht B III 80419; 351-8 Stiftungsaufsicht, B 361; 352-3 Medizinalkolleg IV C 29, IV C 118; 315-11 Amt für Wiedergutmachung, 091096 Oscar Herz; 710-2, Bd. 1 Originalia archivi, Vol. 8, Nr. 16; Jahresberichte Kinder-Poliklinik Rothenburgsort, 1898–1923; Horst Beckershaus: Die Hamburger Straßennamen. Hamburg 1997; Hendrik van den Bussche: Akademische Karrieren im „Dritten Reich“, in: Bussche (Hrsg.): Medizinische Wissenschaft im „Dritten Reich“. Kontinuität, Anpassung und Opposition an der Hamburger Medizinischen Fakultät. Berlin, Hamburg 1989, S. 115ff; Gerhard Ruhrmann, W. Holthusen: Das Kinderkrankenhaus Hamburg



Rothenburgsort (1898-1982), in: Hamburger Ärzteblatt (40), 1986; Carl Stamm: Das Kinderkrankenhaus Rothenburgsort, in: Hygiene und soziale Hygiene in Hamburg, S. 254–257; Das Säuglings- und Kinderkrankenhaus Rothenburgsort e. V. Hamburg. Hamburg 1948; Tätigkeitsbericht des Säuglings- und Kinderkrankenhauses Rothenburgsort e. V. 1928-1929, Hamburg; Festschrift des Säuglings- und Kinderkrankenhauses Rothenburgsort e. V. anlässlich der Einweihung des erweiterten Neubaus 1928; 80 Jahre Kinderheilkunde in Rothenburgsort. Eine Festschrift vorgelegt vom Verein Kinderkrankenhaus Rothenburgsort e. V.; Persönliche Mitteilungen von Harald Jenner, 13.6.2010.

- **Carl-von-Ossietzky-Platz, St. Georg (1989):** *Carl von Ossietzky (1889-1938), Publizist, zwischen 1927 bis März 1933 Herausgeber der Zeitschrift „Die Weltbühne“, Pazifist, Friedensnobelpreisträger (1936), verstarb an den Folgen seiner KZ-Haft*

Carl von Ossietzky heiratete 1913 Maud Lichfield-Woods (1884 oder 1888–1974), Tochter eines britischen Kolonialoffiziers und Urenkelin einer indischen Prinzessin.

Carl und Maud hatten sich im Hamburger Dammtor-Café kennengelernt. Maud war damals in der englischen Frauenrechtsbewegung aktiv und brachte ein großes Vermögen aus dem Erbe ihres Vaters mit in die Ehe. Jedoch wurde das Geld zu Beginn des Ersten Weltkrieges beschlagnahmt.

Durch die Unterstützung Mauds gab Carl von Ossietzky seinen ungeliebten Beruf als Hilfsschreiber beim Hamburger Amtsgericht auf und konnte sich ganz seiner geliebten publizistischen Tätigkeit widmen und Herausgeber der „Die Weltbühne“ werden. In Dankbarkeit schrieb er denn auch in das gemeinsame Erinnerungsbuch der Eheleute: „Du bist die Anregerin gewesen. Ich wuchs gleichsam in die Tat hinein, zuerst mußte ich geschoben werden, gestützt werden, bis ich plötzlich auf eigenen Füßen stand. Und da fand ich plötzlich den Genuß, die Freude an der Tat. Und Du bist der Magnet, der zuerst an das starre Eisen gerührt hatte.“

Das Paar bekam eine Tochter: Rosalinda (1919-2000), geboren in Berlin, wohin das Paar nach dem Ersten Weltkrieg von Hamburg aus hingezogen war.

In den zwanziger Jahren war Carl von Ossietzky beruflich sehr eingespannt, was der Ehe nicht gut tat. Maud vereinsamte. Sie „hatte ihre ‚große, einzige Liebe‘ Ossietzky an die ‚Weltbühne‘ verloren, wo ein ‚neuer, selbstbewußter Ossietzky‘ tätig ist. Der will sie [die emanzipierte Frauenrechtlerin] unter seine Fittiche nehmen, ihr ein ‚Nestchen‘ bauen: ‚ Du liebes, gutes, oft betrogenes Schäfchen, wer hieß Dich auch das Schicksal eines Mannes teilen, der, ‚innerlich beweglicher ist als viele andere?!‘ “ (...), 1) heißt es am 18.4.1988 im vom „Spiegel“ veröffentlichten Artikel „Das Gefühl für die Republik. Zum 50. Todestag des Friedensnobelpreisträgers - ein Boom an Ossietzky-Büchern“ .



Auch die Tochter Rosalinda hatte unter der Arbeitsbesessenheit ihres Vaters leiden müssen. Sie klagte in späteren Jahren: „Das Blatt [Die Weltbühne] nahm mir meinen Vater und machte meine Mutter krank.“

Rosalinda wuchs die meiste Zeit in Heimen und Landschulen auf. Ihren Vater sah sie zum letzten Mal als Dreizehnjährige 1932. 1933 emigrierte sie zuerst nach England, dann nach Schweden. Später als Erwachsene setzte sie sich für das Werk und die pazifistische Einstellung ihres Vaters ein, wurde selbst zu einer aktiven Pazifistin: „Damit kein Vater wieder so sterben muss wie er, damit kein Kind wieder so vaterlos aufwächst wie ich.“

Maud litt an Alkoholsucht. Dies war auch ein Grund gewesen, warum Carl von Ossietzky nicht rechtzeitig nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten emigrierte. Die Gefahr als einer der Ersten Unliebsamen verhaftet zu werden, war ihm und seinen WeggefährtInnen bewusst gewesen. Neben der Alkoholerkrankung und der daraus resultierenden Sorge um seine Ehefrau gab es noch weitere private, aber auch politische Hinderungsgründe für eine Emigration. So hatte sich das Ehepaar Ossietzky Anfang 1933 eine eigene Wohnung eingerichtet, sich dafür verschuldet und verfügte somit über keine finanziellen Rücklagen, um sich in der Emigration finanziell über Wasser zu halten. Denn vom Ausland aus hätte Ossietzky durch seine publizistische Arbeit seine Frau und das gemeinsame Kind kaum finanziell unterhalten können. Außerdem hätte es Ossietzky wohl auch als Feigheit angesehen, wenn er, der jahrelang gegen den Nationalsozialismus gekämpft hatte, nun einfach verschwinden würde. Carl von Ossietzky wurde einen Tag nach dem Reichstagsbrand, am 28.2.1933 verhaftet. Aus der Haft schrieb er in jedem seiner Briefe an seine Frau, dass sie sich nicht sorgen brauche, es ginge ihm gut. Dazu erwähnte er liebevoll das gemeinsame Kind und bat um Kleinigkeiten des alltäglichen Bedarfs.

Maud von Ossietzky ging es gesundheitlich immer schlechter, und so musste sie einige Zeit in einem Berliner Sanatorium verbringen.

Hilfe bekam das Ehepaar von Ossietzky besonders von **Hedwig Hünicke**. Sie war Geschäftsführerin der Redaktion der „Die Weltbühne“ gewesen und hielt engen Kontakt zu den Freunden von Ossietzky, begleitete Maud bei ihren Besuchen im KZ, verschaffte dem Ehepaar Geld, das im Ausland gesammelt worden war und war für Ossietzky während seiner Haftzeit eine ganz besondere Stütze. Hedwig Hünicke wurde mehrmals von der Gestapo vorgeladen. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie in jüdischen Verlagen, für die es wichtig war, dass dort eine „arische“ Frau arbeitete.

Ebenso wichtig waren für Carl von Ossietzky **Hilde Walter** (1895-1976) und **Gusti Hecht** (1895-1950). Hilde Walter, die ebenfalls Publizistin war und für die





„Die Weltbühne“ geschrieben hatte sowie in deren Redaktion tätig gewesen war, gehörte wie auch die beiden anderen Frauen Gusti Hecht und Hedwig Hünicke zum „Freundeskreis Carl Ossietzky“, der die in den KZ inhaftierten Mitarbeiter der „Die Weltbühne“ unterstützte und Kontakt zu ihnen hielt. Ende 1933 emigrierte Hilde Walter nach Frankreich, von wo aus sie die internationale Kampagne für den Verleihung des Friedensnobelpreises an den inhaftierten Carl von Ossietzky leitete. 1941 emigrierte sie dann in die USA und kehrte 1951 nach West-Berlin zurück.

**Gusti Hecht** war Architektin und Journalistin und arbeitete ab 1931 als verantwortliche Redakteurin für den „Welt-Spiegel“, der sich in seinen Artikeln öffentlich gegen die Machtübernahme der Nationalsozialisten stark machte. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten musste Gusti Hecht wegen ihre jüdischen Herkunft ihre Arbeit an der Zeitung einstellen. 1936 emigrierte sie nach Südafrika, heiratete dort 1940 den Chemiker Ernst Koenigsfeld und betrieb in Johannesburg einen Geschenkeladen mit Café.

Als Carl von Ossietzky im KZ inhaftiert war, lebte Maud bei ihren Schwiegereltern in Hamburg. „Während seiner Leidenszeiten in Gefängnis und KZ ist sie dem Verhungern nahe, sie kennt die Not aus der Zeit seiner ersten Gehversuche als Journalist. Hoffnung für beide gab es dazwischen nur kurz. (...) Seine Frau stellt ein Gnadengesuch nach dem anderen. Doch nicht ihre bescheidenen Aktivitäten, sondern die laute Kampagne der Freunde im Ausland, ihn zum Friedensnobelpreis vorzuschlagen, erhält Ossietzky für ein paar weitere Jahre das Leben. Als ihm die Auszeichnung 1936 verliehen wird, liegt er todkrank unter ständiger Bewachung in einem Berliner Krankenhaus. Am 4. Mai 1938 - Maud ist bei ihm - stirbt er an Tuberkulose. Maud von Ossietzky folgt ihm erst 1974. (...)“ 1)

**Rosalinda von Ossietzky-Palm** war sechzehn Jahre alt, als ihr Vater den Friedensnobelpreis verliehen bekommen sollte. In einem Vortrag, den sie viele Jahrzehnte später an der Universität Oldenburg hielt, sprach sie über ihre damaligen Aktivitäten und Gefühle: „ Damals war ich sechzehn Jahre und wurde von England nach Schweden geholt, um konkret an der Friedenspreiskampagne in Schweden teilzunehmen. Der emigrierte Journalist Kurt Singer, ein enthusiastischer junger Mensch, tief empört über Ossietzkys Schicksal, hat mich schon ziemlich lange per Korrespondenz in der Kampagne engagiert, um mit meinen authentischen Belegen seine Artikel in der schwedischen Presse den Lesern, den Friedenskämpfern und Antifaschisten persönlich nahezubringen. Es gelang ihm, ein enormes Engagement in allen Kreisen hervorzurufen. Man konnte wirklich von einer antifaschistischen Einheitsfront sprechen. In Schweden war sie möglich; sie galt einem Menschen, der in Deutschland im KZ saß (...).



Ich war im November 1936 schon vom ‚Ossietzky-Komitee‘ in einer Internatschule, der ‚Vigbyholms-Skolan‘, untergebracht worden. Der Rektor der Schule, ein Quäker, wurde mein Vormund. Der Rektor und seine pädagogisch moderne Schule wurden in der Öffentlichkeit bekannt wie nie zuvor, sozusagen durch mich, die neue, plötzlich prominente Schülerin. Da überbrachte man mir frühmorgens die Neuigkeit. Ich erhielt Telefonanrufe, und mehrere Journalisten kamen in Taxis in die von Stockhol 22 Kilometer entfernte Schule. Alle Zeitungen hatten riesige Schlagzeilen, ich heftete sie an die Wand. Ein ungewöhnlicher Schultag, ich schwamm in einem Meer von Seligkeit, Hoffnungen, Erwartungen. Es war wunderbar für mich, die Journalisten zu treffen, um meine Begeisterung und die Freude auszusprechen und vor allem die Wünsche, die ich mit dem Friedenspreis verknüpfte. (...) Die Hoffnungen, die größten, die ich haben konnte, wurden bald zu schlimmsten Enttäuschungen. Mein größter Wunsch, sagte ich den Journalisten, sei - denn ich war vollkommen überzeugt davon, daß man einem Nobelpreisträger nicht verweigern konnte, den Preis in Oslo entgegenzunehmen -, daß mein Vater in ein Sanatorium in den Schwarzwald kam. Und daß wir uns wiedersehen konnten. Vor allem wollte ich ihn wiedersehen, und ich hoffte auf ein künftiges Zusammensein der Familie überhaupt. Ich sagte den Journalisten, daß ich in die Londoner Theaterschule, die an ‚The old vic‘ angeschlossen war, gehen wollte, wo ich eine Prüfung, über die ich sehr stolz war, abgelegt und die mich als Schauspielschülerin angenommen hatte. Nun könnte ich meine Studien bezahlen und ebenso wie meine Eltern bald von anderen finanziell unabhängig sein. Ich glaube, ich schockierte viele mit meinen freimütigen Äußerungen, frei und linksradikal aufgewachsen, äußerlich sicher und reif. Aber an diesem Tag waren alle glücklich, (...). Man glaubte natürlich an eine menschenwürdige Lösung für Carl von Ossietzky selbst. Ich sagte das alles den Reportern, und wie unglaublich stolz ich über die Ehrung meines Vaters war sowie über den großen Einsatz, den er für den Frieden als verantwortlicher Redakteur in der Weltbühne geleistet hatte. Ich glaube, daß die Kampagne zur Freilassung Ossietzkys viele Menschen aufmunterte, sie zusammenführte, und daß mein unkonventionelles Auftreten, meine temperamentvollen Aussprachen dabei mitwirkten.“ 2)

Anlässlich des Todes von Rosalinda von Ossietzky-Palm - der ersten Ehrenbürgerin von Oldenburg - schrieb die Pressestelle der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg: „(...) Rosalinde von Ossietzky-Palm sei eine große Freundin der Universität Oldenburg gewesen und habe viel dazu beigetragen, dass die Hochschule heute den Namen ihres Vaters trage, für dessen Vermächtnis sie sich europaweit engagiert habe, sagte heute Präsident Prof. Dr. Siegfried Grubitzsch. Wie keine andere habe sie von Carl von Ossietzky ein lebendiges Bild vermittelt und damit viele junge Menschen für den großen Demokraten



interessiert. Wegen dieses Engagements habe sie der Senat der Universität 1991 zur ersten Ehrenbürgerin ernannt. Rosalinde von Ossietzky-Palm wurde am 21. Dezember 1919 in Berlin geboren, wo sie auch aufwuchs und zur Schule ging. Nach der Verhaftung ihres Vaters 1933 schickte ihre Mutter Maud, eine gebürtige Engländerin, sie auf die britische Insel, um sie vor den Nationalsozialisten zu schützen. Dort besuchte die erst 13-jährige eine Internatsschule und begann mit der Ausbildung zur Tänzerin. Nach ihrer Übersiedlung Mitte der 30er Jahre nach Schweden konnte sie diese Pläne nicht weiter verfolgen und begann eine Ausbildung als Sozialarbeiterin. Diesen Beruf übte sie bis zu ihrer Pensionierung in der schwedischen Hauptstadt aus. Sie lebte in zweiter Ehe mit dem Journalisten Björn Palm zusammen und hinterlässt einen Sohn, den Maler Ebbe Palm. Der Kontakt zur Oldenburger Universität entstand in den 70er Jahren durch die Auseinandersetzungen um die Namensgebung. Nach mehreren Besuchen und Auftritten vor Studierenden und der Oldenburger Öffentlichkeit übergab Rosalinde von Ossietzky-Palm 1981 den Nachlass ihres Vaters an die Universität und ermöglichte damit die durch Oldenburger WissenschaftlerInnen herausgegebene Ossietzky-Gesamtausgabe. Ihren letzten Besuch stattete sie der Universität Oldenburg im vergangenen Jahr zum 25-jährigen Jubiläum ab.“ 3)

Quellen:

- 1) Das Gefühl für die Republik. Zum 50. Todestag des Friedensnobelpreisträgers - ein Boom an Ossietzky-Büchern , in Spiegel vom 18.4.1988, unter: [www.spiegel.de/Spiegel/print/d-13528288.html](http://www.spiegel.de/Spiegel/print/d-13528288.html)
- 2) Rosalinda von Ossietzky-Plam: Wie es auch war, unter: [diglib.bis.uni-oldenburg.de/pub/unireden/ur6/rosalind.pdf](http://diglib.bis.uni-oldenburg.de/pub/unireden/ur6/rosalind.pdf)
- 3) Universität trauert um Rosalinda von Ossietzky-Plam, unter: [www.presse.uni-oldenburg.de/2000/040.html](http://www.presse.uni-oldenburg.de/2000/040.html)

- **Carpserweg, Ohlsdorf (1952): Peter Carpser (1699-1759), Wundarzt in Hamburg**

Siehe auch: Klopstockstraße, in Bd. 2.

Peter Carpser war mit Klopstock und Hagedorn (siehe: Hagedornstraße, in Bd. 3 online) befreundet. „Sein bescheidenes Haus in der ‚Düsterstraße‘ (...) vereinigte gastlich die hervorragendsten Geister Hamburgs und des Auslandes. Seine Berühmtheit steigerten gleichzeitige Schriftsteller durch ihre lebhaften Schilderungen Carpser’s des Arztes und Menschen. – Der im Jahre 1758 zu Leipzig erfolgte Tod seines hoffnungsvollen Sohnes und einzigen Kindes (eines Stud. med.) veranlaßte eine Reihe an den Vater gerichteter Trostgedichte und Beileidszuschriften von nah und fern (gedruckt herausgegeben von Dr. Unzer), welche Zeugniß geben von dem seltenen Grade hochachtungsvoller Zuneigung für den Vater, welcher seinem Sohne schon im nächsten Jahre folgte. (...)“ 1)



Quellen:

- 1) Artikel „Carpser, Peter“ von Otto Beneke in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, herausgegeben von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Band 4 (1876), S. 9–10, Digitale Volltext-Ausgabe in [Wikisource](http://de.wikisource.org/w/index.php?title=ADB:Carpser,_Peter&oldid=2111424), URL: [http://de.wikisource.org/w/index.php?title=ADB:Carpser,\\_Peter&oldid=2111424](http://de.wikisource.org/w/index.php?title=ADB:Carpser,_Peter&oldid=2111424) (Version vom 17. Mai 2015, 11:02 Uhr UTC)
- **Carsten-Fock-Weg**, *Finkenwerder (vor 1938)*: *Carsten Fock (1876-1953), Gemeindevorsteher von Finkenwerder*
  
  - **Carsten-Meyn-Weg**, *Poppenbüttel (1977)*: *Johann Christian Meyn (1810-1899), Landschaftszeichner des Alstertals, Bürgerschaftsabgeordneter, Ingenieur*  
Verheiratet seit 1838 mit **Emma Knoph** (1810-1884), der Tochter des Hamburger Münzmeisters.
  
  - **Carsten-Rehder-Straße**, *Altona-Altstadt (1950)*: *Carsten Rehder (1866-1930), Gründer der Altonaer Hochseefischereiflotte*
  
  - **Carsten-Reimers-Ring**, *Bramfeld (1979)*: *Carsten Reimers (1817-1898), Besitzer des Gutes Carlshöhe*
  
  - **Carsten-Reimers-Stieg**, Bramfeld (1979), siehe: Carsten-Reimers-Ring.
  
  - **Caspar-Voght-Straße**, *Hamm (1916)*: *Caspar von Voght (1752-1839), Reichsfreiherr, Kaufmann, Sozialreformer*  
Siehe auch im Internet unter: Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum.  
Siehe auch: Reimarusstraße, in Bd. 2.  
Siehe auch: Baron-Voght-Straße, Poelsweg und Sievekingdamm, in Bd. 3 online.



Caspar Voght war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns und Senators und gehörte zu den Sozialreformern seiner Zeit. Auf seinem Mustergut in der Baron-Voght-Straße 63 „erprobte er zur Verbesserung der Ernährungslage der Bevölkerung“, aber auch, „um seine Erträge zu erhöhen, in England erworbene fortschrittliche Bewirtschaftungsmethoden, unterhielt ein chemisch-agronomisches Versuchslaboratorium und begann mit dem feldfruchtmäßigen Anbau von Kartoffeln.“ 1)

Caspar Voght beteiligte sich auch an der neuen Armenordnung und leitete die 1788 gegründete Allgemeine Armenanstalt.

Über Caspar Voght heißt es im Hinblick auf Frauen: „Er blieb unverheiratet, war aber den Frauen allzeit zugetan. Er reiste viel, war ein glänzender Gesellschafter und genoss die Kultur der Höfe und Salons“. 2).

Seine Geliebte hieß **Magdalena Pauli, geb. Poel** (1757-1825). Er liebte sie leidenschaftlich, und als die Liebe vorbei war, waren sie sich bis zum Ende ihres Lebens freundschaftlich verbunden. Für Magdalena Pauli ließ er den Jenischpark erbauen.

Magdalena Pauli war die Schwester von Piter Poel (siehe: Poelsweg, in Bd. 3 online), einem Freund von Caspar Voght. Als sie Caspar Voght 1784 in Hamburg kennen lernte, war sie bereits seit 1776 mit dem Geheimen Legationsrats und Kaufmanns Adrian Wilhelm Pauli (1749–1815) verheiratet. Es handelte sich um eine von den Eltern (Vater: Kaufmann) Magdalena Paulis arrangierte Ehe, um ihre Tochter finanziell zu versorgen. Damals, als sich Voght und Magdalena näher kamen, war sie bereits Mutter einer Tochter (geb. 1780). Ein Jahr nach ihrem Kennenlernen gebar Magdalena ihr zweites Kind (geb. 1785); ein weiteres Jahr später (1786) erneut ein Kind, das aber nur kurze Zeit lebte. 1791 und 1792 kamen noch zwei weitere Kinder hinzu. „Welche Qualen und Kämpfe diesen Geburten vorausgingen bei einer Frau, die einen anderen liebte und durch Gesetz gezwungen war, ihren Körper ihrem Ehemann nicht zu verweigern, läßt sich nur erahnen“, 3) schreibt sehr einführend Alfred Aust in seinem Buch „Mir war ein schönes Loos. Liebe und Freundschaft im Leben des Reichsfreiherrn Caspar von Voght“

Caspar Voght beschrieb seine Geliebte wie folgt: „Nie hat eine Frau einen so entscheidenden allgemeinen Ruf von Liebenswürdigkeit und zugleich von Strenge der Grundsätze gehabt. Hochverehrt hatte sie jeden Neid ihres Geschlechts zu entwaffnen gewußt. Diese so allgemein geliebte Frau war klein, nicht einmal gut gebaut; eine dunkle Farbe deckte die nicht feine Haut ihres Gesichts, äußerst kurzsichtig bedeckten nur zu oft die Gläser ihren Blick. Haarwuchs und Füße waren das einzige, was die Frauen Schönes an ihr fanden; (...). ihre Blicke drangen ins Herz und zogen unwiderstehlich an sich, und dieses



alles mit einer Wahrheit und einer Natur, welche die leiseste Spur von Gefallsucht verbannte. Was sie vorzüglich auszeichnete, war die tätige Empfindsamkeit, mit der sie in jede Gesellschaft ein neues Leben brachte. Grazie war in allen ihren Bewegungen, und wo sie war, verschwand die Apathie in der Gesellschaft, und geistvolle Freude war um sie her.“ 4)

Alfred Aust schreibt über die Ursachen der Leidenschaft zwischen Magdalena Pauli und Caspar Voght: „(..)Voght musste in der steifen und derben Geselligkeit des Hamburger Bürgertums im 18. Jahrhundert einer jungen, gebildeten Frau als weltgewandter, vollendeter Kavalier mit höfischen Sitten, mit umfassender Bildung und großer Weltkenntnis besonders auffallen. Auf seinen Bildungsreisen durch fast alle Hauptstädte Europas hatte er sich Fähigkeiten angeeignet, die ihn zum Mittelpunkt eines jeden Festes werden ließen. (...)

Diese Frau, die wie ein leuchtender Stern in der Hamburger Gesellschaft aufgestiegen war, musste auf einen Mann mit einem leicht entzündbaren Herzen, auf den schöne und geistreiche Frauen schon immer ‚viel Wirkung‘ gemacht hatten, der in seinen jungen Jahren das ‚Lieben und Geliebtwerden‘ zur Devise seines Lebens erhoben hatte, einen Sturm der Gefühle und Empfindungen hervorrufen, der alle Regeln gesellschaftlicher Konvention durchbrach.“ 5)

„Als [jedoch] der Klatsch in der Hamburger Gesellschaft über die beiden Liebenden Formen angenommen hatte, daß der Ehemann seine Frau bespitzelte, wenn sie sich in Hamburg bei ihrer Schwägerin Dorothea Glashoff oder bei ihrer intimsten Freundin Hannchen [siehe: Sievekingdamm und Poelsweg, in Bd. 3 online], der Frau von Voghts Geschäftspartner Georg Heinrich Sieveking, aufhielt, blieb ihnen nichts übrig, sich – wenn auch schweren Herzens – zu trennen, weil Voght fürchtete, daß dieser Elende ‚sie alle den Ausschweifungen preisgäbe, die die Folgen der Eifersucht bei so einem Menschen ein könnten.‘ Er wollte ihm ‚keine Veranlassung geben, das edelste und geliebteste Weib zu mißhandeln.‘“ 6).

Um die Trennung von seiner Geliebten zu überwinden, reiste Voght nach Paris, London, beschäftigte sich mit Agrarreformideen, wollte in der Philosophie den Sinn des Lebens ergründen und begann sich um Armenpflege zu bekümmern. D. h., sein Liebeskummer öffnet ihm sein Herz den Armen und gab seinem Intellekt Inspiration für Reformideen.

Voller Sehnsucht nach seiner Geliebten kam Voght nach einigen Jahren seines Wanderlebens 1786 nach Hamburg zurück. Die beiden Liebenden trafen sich fortan bei ihren Freunden, so im Reimarus-Kreis, bei Elise Reimarus, bei Sievkings und auf anderen Festen. Doch weil sie überall beobachtet wurden, wagten sie nie längere Zeit miteinander zu sprechen. Mit Briefen hielten sie weiterhin Kontakt zueinander.



Sie konnten nicht voneinander lassen. Und so wurde für Voght die Lage immer unerträglicher. Er begab sich wieder auf Reisen, löste 1793 seine Sozietät mit Sieveking auf, war nun frei und blieb zwei Jahre weg von Hamburg. Als er 1795 mit Anfang 40 zurückkehrte, „flippte“ er – wie man heute sagen würde - ein wenig aus. Alfred Aust schreibt: „Ein Fest folgte dem anderen (...) die Tage [werden] mit mimischen Possen und dummen Scherzen verbracht. In der Nacht erklingen französische zärtliche Liebeslieder, die für Mädchen- und Frauenohren der ‚guten Gesellschaft‘ nicht bestimmt sind. 1796 verliebt er sich Hals über Kopf in die französische Sängerin und Schauspielerin Madame Chevalier (...). Was mochte in Voghts Herzen vor sich gegangen sein? (...) Hatte ihn die Verzweiflung gepackt über seine Hoffnungslose Liebe, über die Unerfüllbarkeit seines größten Wunsches, über die Leere seines Lebens? (...) Auch seine Erkenntnis über die Ehe, (...) ist aus eigener tragischer Verkettung gewonnen: ‚Grausam sind unsere ehelichen Einrichtungen! Der Irrtum in der ersten Wahl entscheidet unwiederbringlich das Unglück des ganzen Lebens.‘ (...) All seine Enttäuschung, sein Fühlen und Denken sucht er im Trubel der Feste und Vergnügungen zu betäuben.“ 7)

Als 1799 Voghts Freund Georg Heinrich Sieveking und Voghts Mutter starben, änderte sich Voghts Seelenlage. Trauer machte sich in seinem Herzen breit, die Leidenschaft zu Magdalena Pauli erlosch und machte dem Gefühl der innigen Freundschaft Platz, die bis zu beider Lebensende halten sollte.

1808 trennte sich Magdalena von ihrem Ehemann und zog mit ihren Kindern nach Bückeburg. Geheiratet haben die beiden dennoch nicht.

Nach dem Tod ihres Mannes kam Magdalena Pauli - damals 60 Jahre alt - 1817 als Gast zu dem damals 65 jährigen Voght nach Flottbek. Auch jetzt entschieden sie sich nicht für eine räumliche Zweisamkeit, obwohl, sie wussten, dass sie zueinander gehörten.

1820 zog Voght in einem Brief an seine Liebste „das Fazit seines Lebens (...) ‚Ist es auch nicht alles das, was sich der jugendliche Sinn, von den Blüten des Lebens umgeben, auf süßer, schmeichelnder Hoffnung Fittichen schwebend, von der späten Frucht versprach, so ward doch jedem sein bescheiden Theil der Freuden, die das Leben giebt, nur mit mehr Schmerz gemengt, als es uns gut war zu ahnden. Furcht wechselt mit Hoffnung, Entbehrung mit Genuß, Schmerz mit Vergnügen, Leid mit Freude, mehr als wir glaubten. Dunkle Fäden laufen durch das Gewebe, das uns auch lauter Licht gewirkt schien, und am Ende dieses lieben, bittersüßen Daseyns wiegt ruhige Ergebung uns in den letzten Schlummer ein, und neues Licht räumt die aufs neue jugendliche Seele, wenn sie die dunkle Hülle verläßt. Keiner von uns möchte das Leben noch *Einmal* durchleben, und keiner möchte es *nicht* gelebt haben.“ 8)



Magdalena Pauli starb 1825 im Alter von 67 Jahren an Auszehrung.

Mit **Hannchen Sieveking** (1760-1832), der Ehefrau seines besten Freundes und Geschäftspartners Georg Heinrich Sieveking verband Caspar Voght eine innige Freundschaft. Kurt vor seinem Tod äußerte er zu seinem Patenkind Karl Sieveking (siehe Sievkingallee, in Bd. 3 online), dem Sohn von Hannchen Sieveking: „Sie hat mich am besten verstanden und am dauerndsten und am reinsten geliebt.“ 9)

Quellen:

- 1) Ulrich Heidenreich: Johann Wilhelm Rautenberg, In: Ulrich Heidenreich, Inge Grolle: Johann Wilhelm Rautenberg, Amalie Sieveking. Wegbereiter der Diakonie. O. J. 2005, S. 8f.
  - 2) Rudolf Grosskopf: Caspar Voght: Hilfe zur Selbsthilfe, in: Bürger und Gesellschaft. Stiftungen in Hamburg. Hrsg. vom Initiativkreis Hamburger Stiftungen und der FHH-Senatskanzlei. Hamburg 2003, S. 29.
  - 3) Alfred Aust: Mir ward ein schönes Loos... Liebe und Freundschaft im Leben des Reichsfreiherrn Caspar von Voght. Hamburg 1972, S. 18.
  - 4) Alfred Aust, a. a. O., S. 14.
  - 5) Alfred Aust, a. a. O., S. 15.
  - 6) Alfred Aust, a. a. O., S. 13.
  - 7) Alfred Aust, a. a. O., S. 29.
  - 8) Alfred Aust, a. a. O., S. 37.
  - 9) Alfred Aust, a. a. O., S. 106.
- **Celsiusweg, Bahrenfeld (1965): Anders Celsius (1701-1744), Astronom, Erfinder der Thermometereinteilung**
  
  - **César-Klein-Ring, Steilshoop (1973): César Klein (1876-1954), Graphiker, Bühnenbildner**

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten erhielt Klein Malverbot und wurde seines Amtes (Lehrtätigkeit) enthoben. Seine Kunst galt in der NS-Zeit als „entartet“. Klein zog sich in die innere Emigration zurück und lebte zurückgezogen auf dem Land.

César Klein war in erster Ehe seit 1902 verheiratet mit **Martha Steffen** (1879–1929) und in zweiter Ehe ab 1930 mit **Paula Bock** (geb. 1889) aus Leer.





- **Chamissoweg**, *Nienstedten (1936)*: *Adalbert von Chamisso (1781-1838), Dichter und Naturforscher*

Siehe auch: Amalie-Schoppe-Weg, in Bd. 2.

1819 heiratete Chamisso die zwanzig Jahre jüngere **Antonie Piaste** (1800-1837). Das Paar bekam sieben Kinder.

Chamisso hatte noch einen unehelichen Sohn, den späteren Berliner Verleger Ludwig Hertz (1822-1901), der während der Ehe mit Antonie Piaste gezeugt wurde. Die Mutter von Ludwig Hertz war **Marianne Hertz** (1792-1844), Tochter des Bankiers Wolff von Halle und Ehefrau des Apothekers Joseph Jacob Hertz, der in Hamburg einen Drogenhandel führte. Chamisso hatte Marianne Hertz kennen gelernt, als er bei Joseph Hertz in Hamburg weilte.

Durch seine Ehe soll Chamisso zu vielen Gedichten angeregt worden sein. Sein Liederzyklus „Frauenliebe und -leben“, der von Robert Schumann vertont wurde, gehört zu Chamissos bekanntesten Werken. Dort besingt er die Gattenliebe, die Liebe in der Ehe.

- **Chapeaurougeweg**, *Hamm (1927)*: *Jacques de Chapeaurouge (1744-1805), Reeder, erwarb den "Hammer Hof"*.

1769 heiratete er **Marie Elisabeth Hadorne** (1752–1793). Das paar hatte zwei Kinder.

- **Charlie-Mills-Straße**, *Farmsen-Berne (1996)*: *Charlie Mills (1888-1972), Trabrennfahrer, in Hamburg geboren*

Charlie Mills lebte für seine Pferde. Allerdings bei einem seiner Pferde – nämlich bei Baka – hatte er sich im Geschlecht geirrt. Baka war keine, wie Mills glaubte Stute, sondern ein Hengst. Über sie/ihn schrieb er 1926 in „einen eigenen Beitrag in der Kulturzeitschrift ‚Der Querschnitt‘: ‚Mein schönstes Pferd. Meine Fahrten mit Baka, der herrlichen Ungarin, werde ich nie vergessen. Im Jahre 1920 tauchte der neue Stern am Traberhimmel in Wien auf, und mit einem Schlage war sie zum Favoriten geworden. Sie wurde gefeiert und verhätschelt wie eine Primadonna – und so, wie eben nur die Wiener Primadonnen verwöhnen. Sie trabte stolz und selbstverständlich von Sieg zu Sieg, um schließlich die Krone, das Derby, zu gewinnen. Noch das gleiche Jahr brachte ihr das ehrenvolle Engagement nach Hamburg. (...) Zuerst ging alles gut; aber plötzlich merkte



Baka die ungewohnte Umgebung, der fremde Boden, die Grasbahn irritierten sie: sie bekam Lampenfieber (...) und begann unregelmäßig und nervös zu laufen und zu springen, als ob sie das erste Mal eine Bahn unter ihren feinen Damenfüßchen hätte. Ich versuchte es in Güte – wurde ernstlich böse! Alles vergebens. Richtiges Lampenfieber! (...) Da – der Startschuss! Und Baka – meine Baka, läuft exakt in fabelhaftem Rhythmus, als ob nie etwas losgewesen wäre, läuft wie eine herrliche Maschine, holt in den letzten 500 Metern noch 40 Meter ein und gewinnt mit einer für europäische Verhältnisse fabelhaften Rekordzeit mit einer Halslänge das Rennen“. 1)

Quellen:

1) [www.trabmagazin.de/?p=226](http://www.trabmagazin.de/?p=226)

- **Chateaufstraße**, Hamm (1926): Alexis de Chateauf (1799-1853), Architekt

Seit 1846 verheiratet mit der Norwegerin **Caspara Möller**. Bereits vier Jahre später war das Paar schon getrennt. In dieser Zeit erkrankte Chateauf an einem Nervenleiden, an dem er auch verstarb.

Der historische Kriminalroman von Borris Meyn „Der Tote im Fleet“ handelt auch von Caspara Chateauf. In dem Roman wird sie beschrieben als Ehebrecherin, die einen Geliebten hat, von dem sie ein Kind erwartet.

- **Chemnitzstraße**, Altona-Altstadt (1951): Matthäus Chemnitz (1815-1870), Dichter des Schleswig-Holstein-Liedes „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ auf dem Jahre 1844, Amtsrichter in Altona

Er heiratete 1855 **Marie Katharine Wittmann** (gest. 1863). Das Paar lebte in Würzburg und bekam zwei Kinder. Nach dem Tod seiner Frau bekam Chemnitz eine Stelle als Kloster- und Amtsvogt in Uetersen. Dorthin zog er mit seinen beiden Kindern. Später erhielt er eine Anstellung als Amtsrichter in Altona. Dort lebte er mit seinen beiden Kindern und seiner Mutter. Als er nach langjähriger Krankheit starb, wurde er auf dem Begräbnisplatz eines Freundes beigesetzt, weil das Geld für einen eigenen Grabplatz fehlte. Den Grabstein stiftete eine ehemalige Schülerin.



- **Christian-August-Weg**, *Nienstedten (1947): Christian Karl Friedrich August Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (1798-1869), Grundstückseigentümer*

Christian August war verheiratet mit **Luise Sophie von Danneskjold-Samsøe** (1796–1867), Tochter des Grafen Christian Conrad Sophus von Danneskjold-Samsøe. Das Paar bekam sieben Kinder, von denen zwei bereits im Kindesalter starben.

- **Christian-F.-Hansen-Straße**, *Nienstedten (1997): Christian Frederik Hansen (1756-1845), Architekt, Königlich-Dänischer Landbaumeister in Altona*

Vorher hieß die Straße Georg-Bonne-Straße, wegen dessen NS-Belastung wurde dieser Teil der Straße umbenannt. Siehe dazu auch in Bd. 1 im Kapitel: Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit .

- **Christian-Förster-Straße**, *Hoheluft-West (1948): Christian J. H. Förster (1825-1902), Radierer, Zeichner*

- **Christian-Koch-Weg**, *Hummelsbüttel (1975): Christian Koch (1878-1955), Bürgermeister (1946-1950)*

Gerichtsvollzieher, Strafvollzugsreformer.

„Koch[Mitglied der DDP] wäre gern Justizsenator geworden und beteiligte sich deshalb Anfang 1933 an Koalitionsverhandlungen mit der NSDAP. Als diese Sondierungen gescheitert waren, sah er sich zwischen April und Juni 1933 aus allen Ehrenämtern und dann auch aus seiner beruflichen Stellung entfernt.“ 1)

Quellen:

- 1) Helmut Stubbe-da-Luz: Christian Koch, in: Franklin Kopitzsch, Dirk Brietzke (Hrsg.): Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Bd. 2. Hamburg 2003, S. 224.

- **Christoph-Cordes-Straße**, *Wilhelmsburg (2004): Christoph Cordes (1807-1886), Müllermeister, Erbauer der Windmühle Johanna in Wilhelmsburg*



- **Christopher-Harms-Weg.** *Kirchwerder (2003): Christopher Harms (1908-1982), Schuhmachermeister aus Kirchwerder, verfügte testamentarisch, dass eine Stiftung für benachteiligte Kinder aus den Vier- und Marschlanden zu gründen sei*

Der Schuhmachermeister, dessen Ehe kinderlos blieb, hatte ein großes Herz für Kinder.

- **Christoph-Probst-Weg,** *Eppendorf (2002): Christoph Probst (1919-1943), Student, Mitglied der „Weißen Rose“, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus, hingerichtet*

Nach seinem Arbeits- und Wehrdienst begann Christoph Probst 1939 in München sein Medizinstudium. Schon seit 1935 war er mit Alexander Schmorell befreundet. Durch Schmorell wurde Probst im Sommer 1942 in den Freundeskreis um Hans Scholl eingeführt. Obwohl er Ende 1942 nach Innsbruck versetzt wurde, kehrte Probst immer wieder zu Besuchen nach München zurück, wo er sich an der Gestaltung des fünften Flugblattes der Weißen Rose beteiligte. Und er beschloss, auch eine eigene Flugschrift herauszubringen. Doch bei der Festnahme der Geschwister Hans und Sophie Scholl stellte die Geheime Staatspolizei in Hans Scholls Jackentasche auch einen Flugblattentwurf von Probst sicher. Darin hieß es: ‚Hitler und sein Regime muss fallen, damit Deutschland weiter lebt.‘ So konnte Probst am 20. Februar 1943 in Innsbruck von den Nazis festgenommen werden. Bereits zwei Tage später verurteilte ihn der Volksgerichtshof zusammen mit den Geschwistern Scholl zum Tode. Noch am selben Tag empfing er kurz vor seiner Hinrichtung im Gefängnis München-Stadelheim die katholische Taufe.

#### Literatur:

Christiane Moll: Die Weiße Rose. In: Peter Steinbach/Johannes Tuchel (Hrsg.): Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Berlin und Bonn 1994, S. 443-467; Christiane Moll (Hrsg.): Alexander Schmorell - Christoph Probst. Gesammelte Briefe. Berlin 2011.

- **Chrysantherstraße,** *Bergedorf (1949): Dr. Friedrich Chrysanther (1826-1901), Musikgelehrter, Händelforscher*

*Verheiratet seit 1856 mit **Elise Borgmann** (1830–1887). Das Paar bekam vier Kinder*



- **Clasingstraße**, *Eimsbüttel* (1911): *Johann Heinrich Clasing (1779-1829), Dirigent und Mitbegründer der Singakademie*

Siehe auch: Reichardtstraße, in Bd. 2.

Louise Reichardt gründete mit dem Pianisten und Komponisten Johann Heinrich Clasing (auch unter Johann Hermann Clasing bekannt) den „Musikalischen Verein für geistliche Musick“. Dieser Verein ebnete im norddeutschen Raum den Weg für große Musikfeste, die Wiederentdeckung von Georg Friedrich Händels Oratorien und die Gründung der Hamburger Sing-Akademie im November 1819. „Ein Hauptverdienst gebührt hier dem Fräulein Louise Reichardt und (...) Clasing. Der unermüdlichen Thätigkeit der ersteren sowie ihrem sorgfältigen Unterricht und ihrer Uneigennützigkeit gelang es, einen Chor zu bilden, der unter ihrer und Clasings Leitung zu wirklich künstlerischer Bedeutung heranwuchs.“ Doch wurden Reichardt und Clasing bei der Gründung der Sing-Akademie übergangen, ihre bedeutende Rolle für das Hamburger Musikleben erst in jüngster Zeit wieder entdeckt.

Text: Brigit Kiupel

Quellen:

Josef Sittard: Geschichte des Musik- und Concertwesens in Hamburg. Altona und Leipzig, 1890, S. 291.

[http://mugi.hfmt-hamburg.de/Artikel/Louise\\_Reichardt#Werkverzeichnis](http://mugi.hfmt-hamburg.de/Artikel/Louise_Reichardt#Werkverzeichnis)

- **Classenstieg**, *Wellingsbüttel* (1951): *Dr. Johannes Classen (1805-1891), Direktor des Johanneums*

1834 heiratete Johannes Classen **Caroline Wattenbach** (1810–93). Das Paar bekam zwei Töchter.

- **Classenweg**, *Wellingsbüttel* (1950): *siehe: Classenweg.*

- **Claudiusstieg**, *Marienthal* (1951), *siehe: Claudiusstraße und Asmusweg.*



- **Claudiusstraße**, *Marienthal (1890)*: *Matthias Claudius (1740-1815), Dichter*  
Siehe auch: Eva-König-Bogen, Klopstockstraße, Rebecaweg und Rudolphiplatz, in Bd. 2.

Siehe auch: Herderstraße, Lessingstraße, Perthesweg, Schimmelmanstraße, in Bd. 3 online.

Matthias Claudius war das vierte Kind des Reinfelder Pastors Matthias Claudius, die Mutter war Maria, geb. Lorck. Claudius studierte Theologie, Rechts- und Verwaltungswissenschaft und lernte in Kopenhagen Friedrich Gottlieb Klopstock (siehe: Klopstockstraße, in Bd. 2) kennen. Zwischen 1768 und 1770 arbeitete Claudius als Redakteur der Hamburgischen-Adreß-Comtoir-Nachrichten in Hamburg und erhielt dadurch Kontakt u. a. mit Gotthold Ephraim Lessing (siehe: Lessingstraße, in Bd. 3 online). 1771 er nach Wandsbeck und wurde dort von Heinrich Carl von Schimmelmann (siehe: Schimmelmanstraße in Bd. 1 im Kapitel Straßennamen als Spiegel der Geschichte: Hamburg und sein koloniales Erbe und in Bd. 3 online) als Redakteur der Tageszeitung Der Wandsbecker-Bothe (erschien bis 1775) eingestellt. Für die Zeitung schrieben u. a. Klopstock, Lessing und Herder (siehe Herderstraße, in Bd. 3 online).

Über Claudius Rolle als Hausvater heißt es: „Tatsächlich ist er Familienvater von Profession gewesen: er zeugte die Kinder nicht bloß mit öffentlichem Vergnügen, sondern er kochte der Wöchnerin auch die Biersuppe, wickelte und fütterte die Kleinen während des Wochenbettes, er unterrichtete die Kinder zur ‚Hochschulreife‘, er spielte und musizierte mit ihnen, er geleitete sie ins Leben – drei von ihnen auf den Friedhof – und er blieb ihnen, seinen Enkeln und Schwiegerkindern, bis zum letzten Atemzug ‚der Vater‘ schlechthin.“

Als Claudius in Wandsbek lebte, war sein Patron der Sklavenhändler Graf Schimmelmann. Claudius äußerte sich mutig gegen den Sklavenhandel. So erschien ein Jahr nach der Hinrichtung Struensees (siehe: Struenseestraße, in Bd. 3 online) ein Gedicht von Claudius im Wandsbecker Bothen: „Der Schwarze in der Zucker=Plantage, Weit von meinem Vaterlande, Muß ich hier verschmachten und vergehn, Ohne Trost, in Müh‘ und Schande –Ohhh die weissen Männer, klug und schön! –Und ich hab den Männern ohn‘ Erbarmen, Nichts gethan – Du im Himmel! Hilf mir armen Schwarzen Mann.“<sup>1)</sup>

Kurz vor seinem Tod war der schwerkranke Matthias Claudius Anfang Dezember 1814 in das Haus seiner Tochter **Caroline** (siehe: Perthesweg, in Bd. 3 online) an den Jungfernstieg 22 gezogen, damit er in Hamburg seinem Arzt näher war. Über sieben Wochen lang löste sich Claudius Seele langsam vom Irdischen. Am 21. Januar 1815 starb Claudius.



Quellen:

- 1) Zit. nach: Martin Geck: Matthias Claudius. Biographie eines Unzeitgemäßen. München 2014, S. 110.

- **Claus-Ferck-Straße**, *Volksdorf (vor 1938): nach der in Volksdorf alteingesessenen Bauernfamilie Ferck. Da der älteste Sohn der Familie immer den Vornamen Claus bekam, wurde die Straße so benannt*

- **Clemens-Schultz-Straße**, *St. Pauli (1948): Clemens Schultz (1862-1914), Pastor von St. Pauli*

Von ihm stammt der Begriff die Halbstarcken.

- **Comeniusplatz**, *Hohenfelde (1912): Johann Arnos Comenius (1592-1670), Pädagoge, Förderer der Lehrerbildungsanstalten*

Als Comenius zwischen 1618 und 1621 Vorstand der Brüder in Fulnek war, heiratete er seine erste Frau, **Magdalena Vizovska**. Sie war eine Verwandte des Bischofs der Brüdergemeinde. 1622 starben seine Frau und die beiden Töchter an der Pest. Zwei Jahre später, 1624, heiratete er in Böhmen seine zweite Frau, **Dorothea Cyrillova**, Tochter eines der vier Ältesten der Brüdergemeinde. Das Paar bekam vier Kinder. Nach dem Tod seiner zweiten Frau im Jahre 1648 heiratete Comenius 1649 **Johanna Gajusová**.

Comenius forderte die Schulpflicht für Mädchen und Jungen aller Stände bis zu ihrem 12. Lebensjahr. Revolutionär war seine Forderung nach einer Mädchenbildung.

- **Compeweg**, *Harburg (1950): Eberhard Christian Compe (1788-1867), Mitglied der Hafenausschuss, Oberamtmann, Ehrenbürger der Stadt Harburg, Stifter des Pokals für das Harburger Vogelschießen*



- **Contastraße, Hoheluft-West (1901):** Oberst Bernhard von Conta (1816-1899), Kommandeur des hanseatischen Infanterieregiments (1866-1870)

Conta war verheiratet seit 1846 mit Valerie von der Marwitz ( 21.6. 1824 Stargard - 14. 10. 1908 Weimar). Das Paar bekam mehrere Kinder.

- **Conzestraße, Nienstedten (1947):** Prof. Alexander Conze (1831-1914), Archäologe

Alexander Conze war seit 1861 verheiratet mit **Elise Erdmann** (1839-1920). Das Paar bekam sechs Kinder.

Eine ihrer zwei Töchter war die Frauenrechtlerin und Schriftstellerin **Elsbeth Krukenberg-Conze** (5. 2. 1867 Halle -16.8. 1954 Calw). Verheiratete war sie mit dem Gynäkologen Georg Krukenberg. Das Paar hatte drei Söhne. Elsbeth Krukenberg-Conze leiteten die Privatklinik ihres Mannes. Nach dem Tod ihres Mannes lebte sie mit ihrer Lebensgefährtin Lina Hilger (1874-1942), einer Schulleiterin, zusammen. „Krukenberg hatte bereits 1911 in der Diskussion um § 175 die emotionale Nähe beim Zusammenleben zweier Frauen positiv hervorgehoben.“ 1)

Elsbeth Krukenberg-Conze war lange Zeit Sozialdemokratin und in der bürgerlichen Frauenbewegung aktiv. So war sie einige Zeit Herausgeberin der 1886 von Louise Otto-Peters und Auguste Schmidt gegründeten Zeitschrift *Der Frauenanwalt*, „die sich verstärkt für die Änderung der Arbeitsbedingungen für Frauen einsetzte. Bei ihrem Engagement für die Frauenbewegung betonte sie schon recht früh im Gegensatz zu männlichen Kritikern, (...) ihrer Meinung nach ausgesprochen nationale Ausprägung des deutschen Feminismus: so war es das oberste Ziel der Frauenbewegung, dem deutschen Volk mit all ihren Kräften ‚zu dienen‘. (...)

1926 trat sie den Quäkern bei. Aufgrund ihrer inzwischen nationalkonservativen politischen Einstellung geriet sie dort allerdings in politische Isolation und trat nach 1930 kaum noch aktiv als Quäkerin in Erscheinung, obwohl sie formell bis zu ihrem Lebensende Mitglied blieb. Als sie 1932 Adolf Hitler im Sportpalast reden hörte, wurde sie überzeugte Anhängerin des Nationalsozialismus und wählte fortan stets die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei.“ 2)

Ihre Lebensgefährtin Lina Hilger hingegen stellte gleich nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten den Antrag auf Pensionierung, „nachdem (...) auf dem Schulhof eine Bücherverbrennung durch die Hitlerjugend stattgefunden hatte.“ 3) Damit kam sie „ihrer Entlassung zuvor“, denn die





„Kreisleitung der NSDAP“ hatte bereits ihren „vorzeitiger Ruhestand wegen antinationalsozialistischer Gesinnung beantragt“. 4)

Quellen:

1-3): wikipedia: Elsbeth Krukenberg-Conze (Stand: 26.6.2015).

4): wikipedia: Lina Hilger (Stand: 26.6.2015)

- **Cord-Dreyer-Weg**, *Niendorf (1945): Cord Dreyer (1836-1912), Stellmachermeister, Vogt in Niendorf von 1881-1899*
- **Cordsstraße**, *Nienstedten (um 1922): Christian Cords (1855-1926), Grundeigentümer, Handelsgärtner*
- **Corduaweg**, *Heimfeld (1950): Dr. med. Ernst Cordua (1865-1943), Harburger Mediziner*
- **Corinthstraße**, *Othmarschen (1950): Lovis Corinth (1858-1925), Maler, Graphiker*

Siehe auch: Maetzelstraße, in Bd. 2.

Lovis Corinth war verheiratet mit **Charlotte Berend-Corinth** (1880-1967) ebenfalls eine Malerin. 1947 veröffentlichte sie ihre Tagebuchaufzeichnungen unter dem Titel „Mein Leben mit Lovis Corinth“.

Charlotte Berend entstammte einer wohlhabenden jüdischen bürgerlichen Familie. Sie konnte ihren Wunsch, Malunterricht zu erhalten, um Malerin zu werden, in der Familie durchsetzen. Sie besuchte u. a. die von Lovis Corinth geführte Malschule für Weiber in der Berliner Klopstockstraße und wurde 1901 Corinths Malschülerin. Das Paar heiratete 1903/04 (hierzu gibt es unterschiedliche Angaben). Charlotte war damals 23 und Lovis 45 Jahre alt. Zuvor hatte Corinth bei seiner künftigen Schwiegermutter (Charlottes Vater war bereits verstorben) schriftlich um die Hand der Tochter angehalten, indem er darin u.a. erklärte, dass seine finanzielle Situation gesichert sei.



Auch Charlotte wollte heiraten. Die Tochter zitiert dazu ihre Mutter: „Trotz der innigen, großen Liebe, die ich für Lovis empfand und obwohl ich mich nie von ihm hätte trennen wollen habe ich meinen Verstand doch nicht verloren. Ich habe mir immer gesagt, ich will nicht eine von diesen Geliebten sein, die ein Leben lang von einem Künstler ausgehalten werden – sei es als Modell oder als Küchenfee. Ich will heiraten. Ich will eine Zukunft, ich will Kinder bekommen, ich will eine verheiratete Frau sein, ein normales Leben leben. Ich will daß wir heiraten.“ 1)

Das Paar bekam zwei Kinder.

Lovis Corinth litt an einer depressiven Gemütslage. Dazu schreibt seine Tochter Wilhelmine Corinth in ihrem Buch „ich habe einen Lovis, keinen Vater“: „Seine oft tiefe Niedergeschlagenheit hat er durch unablässige Arbeit überwunden. Und meine Mutter mit ihrem wunderbaren, einmaligen fröhlichen Temperament und ihrem klugen Sich-Einfühlen war der glückliche Ausgleich, den er zur Arbeit und zum Leben so nötig brauchte. Ohne sie hätte er schwerlich eine positive Einstellung zum Leben gefunden.“ 2) Und er selbst schreibt: „Wenn aus meinem Leben später überhaupt noch was wurde und was aus mir wurde, das hat die Menschheit meinem Schutzgeist zu verdanken, meinem wirklichen lebendigen Schutzgeist aus Fleisch und Blut, meiner Frau. Denn sie war es, die mich immer wieder hochgehalten und mir weiter immer wieder Mut gegeben hat. Und ihr verdanke ich und die ganze Welt, daß diese Werke entstanden sind.“ 3)

Zur Erholung und zum ungestörten Arbeiten schuf Charlotte für die Familie in Urfeld ein Haus. Ihr Ehegatte verbot ihr in diesem von ihr allein geschaffenen Paradies die Landschaft zu malen. „Anderes ja : Tiere, Blumen, Porträts, was immer sie wollte. Nicht aber die Landschaft! Das war seine Domäne. Und niemand sonst sollte in sie einbrechen dürfen! – Meine Mutter hat sehr unter dieser egoistischen Forderung gelitten. War sie es doch, die alles [dort] für Corinth aus dem Nichts geschaffen hatte. Später erst hat sie begriffen, daß es klug und vorausschauend gedacht war, Urfeld und der Walchensee sind für immer mit seinem Namen verbunden und in der ganzen Welt bekannt.“ 4)

Doch nicht hier dort verbot Corinth seiner Frau das Malen. Auch als das Paar im Sommer 1912 am Starberger See weilte, verbot er ihr auch hier das Malen. „Dem freund und Kollegen Rudolf Sieger, der sie dort besuchte und Corinth Modell saß, habe er auf dessen Versuch, für Charlotte eine Lanze zu brechen, geantwortet: ‚Es tut mir leid. Aber ich wäre ohne sie nicht durchgekommen. Und auch jetzt komme ich ohne sie nicht aus. Sie ist noch jung. Sie kann das nachholen. Aber mit mir ist's was anderes.“ 5)

Über ihr Eheleben äußerte Charlotte trotz der großen Liebe, die sie zu ihrem Ehemann verspürte: „Wie oft glaubte ich zu ersticken, denn ich lebte das schwere Leben zwischen zwei Generationen. Corinth dreiundzwanzig Jahre älter, und



hinter mir die Kinder, dreiundzwanzig Jahre jünger. Für beide Teile gab ich mich hin. (...) Ich bin trotz Fleißes nur sprunghaft vorangekommen, denn ich durfte nur einen Teil meiner Seele für mich klingen lassen, nur einen Teil meiner Kraft für mich brauchen.“ 6)

Doch trotz des Hausfrauendaseins, der Mutterpflichten, dem Modellstehen für ihren Ehemann und den organisatorischen Vorbereitungen, die sie stets für seine Ausstellungen erledigte, gab Charlotte das Malen nicht auf, erzielte damit Erfolge – auch finanzielle. So wurden z. B. ihre Zeichnungen und Lithografien in der „Schwarz-Weiß-Ausstellung“ der Berliner Secession 1917 hoch gelobt und viele Stück verkauft. Sie entwickelte einen eigenen Malstil und machte sich zum Lebensmotto: „ (...) auch du lebst nur einmal: nimm dir Zeit für dich, auch du mußt jemand werden, mußt deiner Natur gerecht werden“. 7)

Nach dem Tod ihres Mannes 1926 unternahm Charlotte viele Reisen und malte weiter. Sie hatte große Ausstellungen und ihre Kunst wurde hoch anerkannt und war auch für eine kurze Zeit mit einem bedeutend jüngeren Italiener liiert.

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde Charlotte Behrend-Corinth wie ihre jüdischen Kolleginnen und Kollegen auch aus der Berliner Secession ausgeschlossen. Ihre Kunst zählte nun als „entartet“. 1939 emigrierte Charlotte zu ihrem Sohn in die USA. Später zog auch ihre Tochter dorthin.

In den USA gründete Charlotte Behrend-Corinth eine Malschule, die sie bis 1955 führte und malte auch hier weiter: Landschaften und Portraits und hatte auch Ausstellungen. „(...) man beurteilte meine Arbeiten unvoreingenommen und ohne mich mit der stereotypen frage zu quälen, ob ich die Malerei Lovis Corinths fortzusetzen versuche oder einen eigenen Weg zu gehen willens sei“. 8)

#### Quellen:

- 1) Wilhelmine Corinth: „Ich habe einen Lovis, keinen Vater ...“. Erinnerungen. Aufgezeichnet von Helga Schalkhäuser. München 1990, S. 170.
- 2) Wilhelmine Corinth, a. a. O., S. 31.
- 3) zit. nach Wilhelmine Corinth, a. a. O., S. 32.
- 4) Wilhelmine Corinth, a. a. O., S. 35.
- 5) Eva-Maria Herbertz: Leben in seinem Schatten. Frauen berühmter Künstler. München 2010, S.98.
- 6) Eva-Maria Herbertz, a. a. O., S. 99.
- 7) Ebenda.
- 8) Eva-Maria Herbertz, a. a. O., S. 105.

- **Corneliusstraße, Groß Flottbek (1910): Peter Ritter von Cornelius (1783-1867), Maler**



Cornelius heiratete 1814 die Römerin **Carol. Grossi** (gest. 1832). In zweiter Ehe war er seit 1835 mit der Römerin **Gertruda Fervatini** (gest.1859) verheiratet. Nachdem auch diese Frau ihm gestorben war, heiratete der 78 Jährige 1860 die zwanzigjährige Römerin **Teresa Giampieri**. Cornelius hatte drei Kinder.

- **Corveystraße, Lokstedt (1948):** nach dem Kloster Corvey bei Höxter, ein Benediktinerkloster

- **Cottaweg, Billstedt (1957):** Johann F. Freiherr von Cottendorf (1764-1832), Verleger

Johann Friedrich von Cottas war in erster Ehe seit 1791 verheiratet mit **Wilhelmine Ernestine Philippine Haas**, (17. 5.1769 - auf Burg Dotternhausen, dem "Cottaschen Schloss", 23. 8.1821). Sie soll aus ihrem Wohnhaus in Tübingen einen „schwäbischen Musensitz“ gemacht haben. So gab sie dort Gesellschaften und war zuständig für die weitläufige, gelehrte Korrespondenz. Das Paar hatte drei Kinder.

In zweiter Ehe war Cotta verheiratete seit 1824 mit **Elisabeth, geb. Freiin von Gemmingen-Guttenberg** (1789-1859). Nach dem Tod ihres Mannes heiratete sie 1835 Ernst Eugen Freiherr von Hügel.

Im Verlagshaus Cotta ließ auch Schiller seine Schriften verlegen.

- **Cranachplatz, Groß Flottbek (1916), ):** Lucas Cranach d. A. (1472-1553); Maler, Zeichner, Holzschnitzer, Kupferstecher

Siehe auch: Luthergrund, in Bd. 3 online.

Um 1512/13 heiratete Cranach **Barbara Brengbier** (gest. 1541). Das Paar bekam fünf (andere Quellen nennen sechs) Kinder. Gemeinsam mit seiner Frau war er 1525 Trauzeuge bei der Hochzeit von Luther mit Katharina von Bora<sup>[4]</sup> und Taufpate von Luthers ältestem Sohn.

Als Witwer lebte er bei seiner Tochter Barbara Cranach.



- **Cranachstraße**, *Groß Flottbek (1910)*, siehe: *Cranachplatz*.
- **Cremon**, *Altstadt (um 1281)*: Mehrere Deutungen, vermutlich nach einem Grundeigentümer mit dem Namen Cremon, vielleicht: *Gottschalk de Cremun (um 1255)* oder *Kaplan Bertram de Cremon (um 1333)*
- **Culinstraße**, *Horn (1959)*: *Andreas Culin (1826-1896)*, Direktor und Gründer der *Straßenbahngesellschaft* und nach *Andreas Culin (1852-1931)*, Erfinder der *Straßenbahnrollenschienen*.  
Sein Vater war *Johann Andreas Culin*, leitender Ingenieur und späterer Direktor der *Straßenbahngesellschaft*.
- **Curienstraße**, *Altstadt (1840)*: nach den *Domkurien*, den Höfen der *Domherren*
- **Curschmannstraße**, *Hoheluft-Ost (1899)*: *Prof. Dr. H. Curschmann (1846-1910)*, Direktor des *Krankenhauses Eppendorf*, Leiter des *Hafenkrankenhauses*  
Curschmann war seit 1872 verheiratet mit **Margarethe Lohde** (1847–1915). Das Paar bekam drei Kinder. Der Ehemann machte in der kleinen Wohnung medizinische Experimente mit Tauben. Die Ehegattin musste die Tauben auf dem Markt kaufen und bei den Experimenten helfen. Sie schrieb nach seinem Diktat die Beobachtungen mit den Tauben auf.
- **Curt-Bär-Weg**, *Bergedorf/Allermöhe (1995)*: *Curt Bär (1901-1981)*, Lehrer, Mitglied des *Internationalen Sozialistischen Kampfbundes (ISK)*, Widerstandskämpfer gegen den *Nationalsozialismus*

Siehe auch: *Marta-Damkowski-Kehre*, in Bd. 2.

Curt Bär wurde als Sohn eines Kapitäns geboren und verlebte seine Kindheit in Hamburg Harvestehude. Nach dem Abitur studierte er Mathematik und Physik an



der Universität Hamburg. Während eines mehrsemestrigen Aufenthalts in Göttingen schloss er sich dem von dem Philosophieprofessor Leonard Nelson geleiteten Internationalen Jugendbund (IJB) an. Seit 1926 war Bär, der auch Veranstaltungen der Sozialistischen Arbeiterjugend besuchte, als Studien-assessor an einer Oberschule in Hamburg tätig. In seiner Freizeit engagierte er sich für den Internationalen Sozialistischen Kampfbund (ISK), der Nachfolgeorganisation des IJB, deren politisch-philosophische Schriften er am Bahnhof von Bergedorf verteilte. Die sozialdemokratisch geführte Oberschulbehörde sah darin einen Verstoß gegen die für Lehrer geltende Standesehre und erteilte Bär 1931 einen dienstlichen Verweis, was mit der Versetzung an eine Volksschule einherging.

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurden bei Curt Bär und seiner ebenfalls für den ISK aktiven Frau zwei Hausdurchsuchungen durchgeführt. Obwohl Bär seine umfangreiche Bibliothek durchgesehen und politisch belastende Titel beiseite geschafft hatte, wurden die neuen Machthaber fündig. Sie verwüsteten die Wohnung und beschlagnahmten etliche Bücher, darunter nicht bloß Texte von Karl Marx, Leo Trotzki oder August Bebel, sondern auch mathematisch-naturwissenschaftliche Lehrwerke. Hinzu kamen Druckplatten, drei Packen Durchschlagpapier, Stempel und ein Karton mit Briefumschlägen. Im Juni 1933 wurde Bär aus dem Staatsdienst ohne Ruhegehalt entlassen. Von August bis Oktober desselben Jahres saß er in den Konzentrationslagern Fuhlsbüttel und Wittmoor in Schutzhaft. Ab 1934 versuchte Bär, sich als selbstständiger Kaufmann durchzuschlagen. Er hatte ein Ladengeschäft erworben und betrieb eine Seifenhandlung namens „Wasch-Bär“. Lange gehörte Bär zu den führenden Kräften der illegalen ISK-Arbeit, dann wurde er am 5. Juni 1936 von der Geheimen Staatspolizei verhaftet, über Monate ohne richterlichen Beschluss festgehalten und schließlich von dem Volksgerichtshof in Berlin wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Der am 7. Dezember 1937 ergangene Richterspruch entzog Bär zugleich die bürgerlichen Ehrenrechte und verpflichtete den Verurteilten, die Kosten des Verfahrens zu tragen. Der in dem Stadtteil Barmbek gelegene Seifenladen litt unter der Abwesenheit des Geschäftsführers sowie unter dem Bestreben mehrerer Nationalsozialisten, die Kundschaft abzutreiben, und ging einige Jahre später ein. Immerhin wurde die Untersuchungshaftzeit auf die verhängte Freiheitsstrafe angerechnet. Bis zum 7. Juni 1940 im Zuchthaus Oslebshausen nahe Bremen eingesperrt, hielt sich der für wehrunwürdig erklärte Bär nach seiner Haftentlassung mit politischen Aktionen zurück. Doch er blieb ein dezidierter Gegner des NS-Regimes, zumal seine einst für die KPD aktive Schwester an den Folgen der Gewaltherrschaft starb.

Nach dem Zweiten Weltkrieg setzte Curt Bär seine Tätigkeit als Studienrat fort



und betätigte sich in der Gewerkschaft für Erziehung und Wissenschaft.

Text: Meik Woyke

Quellen:

*Bär, Curt: Von Göttingen über Osleb nach Godesberg. Politische Erinnerungen eines Hamburger Pädagogen 1919-1945. 2., erg. Aufl. Hamburg 1981.*

- **Curt-Goetz-Straße**, *Bramfeld (1979): Curt Goetz (1888-1960), Schriftsteller, Schauspieler*

1912 heiratete er in erster Ehe die Schauspielerin Erna Nitter (28.8.1888-17.6.1986 Hamburg). Das Paar ließ sich 1917 scheiden. Erna Nitter hatte u. a. Engagements am Schauspielhaus und Ernst-Deutsch-Theater. 1923 heiratete Curt Goetz die Schauspielerin Valérie von Martens (4.11.1894-7.4.1986). Ab 1933 hatte das Paar seinen Wohnsitz in der Schweiz. In Deutschland drehte es aber noch Filme. Goebbels mochte das Spiel von Curt Goetz. Als das Paar 1939 in Hollywood weilte und der Zweite Weltkrieg begann, blieben Curt Goetz und Valérie von Martens in den USA. Dort betrieben die beiden eine Hühnerfarm und züchteten Hühner, die zwei Eigelb legten. Ab 1946 lebte das Paar wieder in der Schweiz. Nach dem Tod des Ehemannes betreute Valérie von Martens das Wrk ihres Mannes und stiftete 1985 den *Curt Goetz-Ring*. 1977 gehörte sie zu den Gründungsmitgliedern des P.E.N.-Club Liechtenstein.

- **Curtiusweg**, *Hamm (1928): Dr. Carl Curtius (1771-1857), Lübecker Syndikus gehörte dem hanseatischen Direktorium zur Wahrung der Interessen der Hansestädte an*

Verheiratet mit **Dorothea Plessing** (1783-1851). Das Paar hatte vier Söhne.



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Däumlingtwiete**, *Billstedt (1952), Märchenmotiv*
- **Dag-Hammarskjöld-Brücke**, *Neustadt (1962): Dag Hammarskjöld (1903-1961), Generalsekretär der Vereinten Nationen, Friedensnobelpreisträger*

Dag Hammarskjöld litt sehr an Einsamkeit, obwohl er viele soziale Kontakte hatte und beruflichen Erfolg. Doch durch seine distanzierte und kühle Art gegenüber seinen Mitmenschen kam es kaum zu Freundschaften. Er war unfähig Beziehungen zu Frauen einzugehen; obwohl er viele Verehrerinnen hatte, ließ er sich auf keinen Annäherungsversuch ein. Mit Arbeit betäubte er seine Einsamkeit, Bücher waren Ersatz für Menschen. „Bemerkenswert ist seine Arbeitseifer und sein Durchhaltevermögen. Er geht früh-morgens ins Büro, arbeitet viele Stunden, kehrt zum Abendessen mit seiner Mutter nachhause zurück, geht um 21 Uhr wieder ins Büro und geht anschließend noch mit Kollegen aus.“ 1) Tendierte immer mehr zur Mystik.
- **Dag-Hammarskjöld-Platz**, *St. Pauli (1962)*, siehe: *Dag-Hammarskjöld-Brücke*
- **Dahlgrünring**, *Wilhelmsburg (1975): Dr. Rolf Dahlgrün (1908 Hannover-1969 Hamburg-Harburg), Bürgerschaftsabgeordneter, Bundestagsabgeordneter, Bundesminister für Finanzen*

Von 1933 bis 1945 Mitglied der NSDAP, ab 1949 Mitglied der FDP. Von 1962 bis 1966 Mitglied des FDP-Bundesvorstands.

Siehe auch Artikel: [www.wsws.org/de/articles/2012/01/nazi-j12.html](http://www.wsws.org/de/articles/2012/01/nazi-j12.html)





- **Dahrendorfweg, Horn (1964):** *Gustav Dahrendorf (1901-1954), Bürgerschafts- und Reichstagsabgeordneter*

Seit 1924 Redakteur beim SPD-Blatt „Hamburger Echo“. Seit 1927 Abgeordneter der Hamburger Bürgerschaft und im Reichstag. Nach längerer Inhaftierung 1933 Tätigkeit in der Kohlenwirtschaft. Wegen Beteiligung an der Verschwörung des 20. Juli zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach dem Zweiten Weltkrieg aktiv beim Wiederaufbau der SPD in der „Ostzone“ beteiligt, Gegner der Zwangsvereinigung von SPD und KPD. 1946 Rückkehr nach Hamburg. Bürgerschaftsabgeordneter, Vorstand der Konsumgenossenschaft „Produktion“, Vorstand im Zentralverband deutscher Konsumgenossenschaften in Hamburg.

Verheiratet seit 1927 mit **Lina Maria Sörnsen**. Das Paar bekam zwei Söhne, einer von ihnen: der Soziologe und FDP-Politiker Ralf Dahrendorf.

- **Daimlerstraße, Ottensen (1950):** *Gottlieb Daimler (1834-1900), Maschinenbauingenieur, schuf Autotyp*

1867 Heirat mit **Emma Kurz** (1843-1889). Das Paar bekam fünf Kinder. Nach dem Tod der Ehefrau 1889 heiratete Daimler 1893 die 21 Jahre jüngere **Lina Schwend** (1855-1932), verwitwete Hartmann. Das Paar bekam zwei Kinder.

- **Daimlertwiete, Ottensen (1950), siehe: Daimlerstraße.**

- **Dalmanckai, HafenCity (1875):** *Johannes Dalmann (1823-1875), Wasserbau- direktor*

Verheiratet in erster Ehe seit 1849 mit **Emma Joh. Elis. Hutter** (1823–1862). Nach dem Tod seiner Frau, ab 1865 verheiratet mit **Bertha Caspersen, verw. Berghofer** (geb. 1831). Johannes Dalmann hatte zwei Kinder und vier Stiefkinder namens Berghofer-Dalmann.

- **Damaschkestraße, Eißendorf (1925):** *Adolf Damaschke (1865-1935), National-ökonom Führer der Bodenreformbewegung*



Verheiratet seit 1904 mit **Julie Gelzer** (1847–1906). Das Paar hatte drei Töchter.

- **Damerowstwiete**, *Barmbek-Süd*: (1939): *Prof. Dr. Heinrich Damerow (1798-1866), bemühte sich um die Verbesserung der „Anstalts“behandlung psychisch Kranker*  
Soll mit einer geistvollen und impulsiven, oft kränkelnden und nervös erregten Frau in glücklicher Ehe gelebt haben. Das Paar hatte zwei Kinder.
- **Damerowsweg**, *Barmbek-Süd* (1912), *siehe Damerowstwiete*.
- **Dammannweg**, *Nienstedten* (1951): *Gustav Dammann (1874-1935), Gemeindevertreter und stellvertretender Ortsvorsteher, Mitbegründer des Bauvereins Elbgemeinden*
- **Danckwerthweg**, *Billstedt* (1948): *Caspar Danckwerth (1605-1672), Bürgermeister in Husum, Verfasser des Kartenwerks „Schleswig-Holsteinische Landesbeschreibung“ (1652)*  
1641 Heirat mit **Helene Angel**, Witwe des Adolph Vaget
- **Daniel-Bartels-Weg**, *Horn* (1933): *Daniel Bartels (1818-1889), Heimatdichter*  
Malermeister, verheiratet seit 1845 mit einer Karlsruherin, die er auf seiner Wanderschaft kennen gelernt hatte. Das Paar bekam sechzehn Kinder, von denen aber zehn im Kindesalter verstarben. Nach dem Tod seiner Frau im Jahre 1868 heiratete er 1870 erneut. Das Paar bekam ein Kind.
- **Daniel-Frese-Straße**, *Billstedt* (1975): *Daniel Frese (1540-1611), Kartograph, Maler*



Verheiratet mit **Magdalene Egmondts**. Das Paar hatte ein Kind.

- **Daniel-Hinsche-Straße**, *Bergedorf (1949): Daniel Hinsche (1771-1848), Bürgermeister von Bergedorf*
- **Danielsenstieg**, *Blankenese (1953): Johann Siegfried Danielsen (1846-1920), Gemeindevorsteher in Dockenhuden, Tischlermeister, Bauunternehmer*
- **Dannerallee**, *Horn (1964): Lothar Danner (1891-1960), Chef der Ordnungspolizei, Hamburger Senator*

„(...) 1919 wechselte er als Generalstabsoffizier der Reichswehr zur Hamburger Polizei. Am 22. Oktober 1923 wurde Oberstleutnant Lothar Danner mit der Leitung der Ordnungspolizei beauftragt, die in den darauf folgenden Tagen den ‚Hamburger Aufstand‘ (23.–26. Oktober) niederschlug. 1924 wurde er zum Polizeioberst und Chef der Hamburger Ordnungspolizei befördert. Diese Funktion behielt Lothar Danner, seit 1919 Mitglied der SPD, bis er sich am 4. März 1933 gesundheitsbedingt beurlauben ließ. Im Nationalsozialismus arrangierte sich Lothar Danner, der während seiner Amtszeit nachsichtig mit den rechtsradikalen und nationalsozialistischen Polizeioffizierskollegen umgegangen war, mit den neuen Machthabern und übernahm während des Krieges (1942/43) Leitungsfunktionen im Amt für kriegswichtigen Einsatz.

Nach Kriegsende gehörte er für die SPD mehrere Jahre der Hamburgischen Bürgerschaft an.

Von 1950 bis 1953 war er Präses der Polizeibehörde. Lothar Danner starb am 2. Februar 1960 in Hamburg. (StA HH, 131-15 A 6). (zit. nach:[http://media.offenes-archiv.de/Tafel9-16\\_A3\\_final.pdf](http://media.offenes-archiv.de/Tafel9-16_A3_final.pdf))

Wolfgang Kopitzsch schreibt über Danner: „Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten trat Danner, der seit 1919 Mitglied der SPD war, am 3. März 1933 von seinem Amt zurück. Im Frühjahr 1933 wurde er zunächst nach § 14 des Polizeibeamtengesetzes seines Dienstes enthoben und entlassen. Am 28. Juni 1933 folgte dann die Entlassung aus dem Polizeidienst (mit Versorgungsbezügen) nach § 4 des ‚Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamten-tums‘. Bis 1945 war er zunächst Leiter der Buchhaltung, dann Geschäftsführer



einer Exportfirma in Hamburg. 1942 bewarb sich Danner erfolglos um die Aufnahme in der Waffen-SS, vermutlich infolge von Kontakten zu ehemaligen Hamburger Polizeioffizieren, die in der Waffen-SS und der Polizei inzwischen hohe Ränge bekleideten.“ (Wolfgang Kopitzsch: Lothar Danner, in: Franklin Kopitzsch, Dirk Brietzke (Hrsg.); Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Bd. 2. Hamburg 2003, S. 96..)

Und in wikipedia steht über ihn. „Während des Zweiten Weltkrieges leitete er zwischenzeitlich von Oktober 1942 bis Ende Dezember 1943 ein Sachgebiet beim Amt für kriegswichtigen Einsatz. (...) Am 3. Mai 1945 führte er Brigadegeneral Douglas Spurling mit der 7. britischen Panzerdivision als Ortskundiger von Süden her über die Elbbrücken nach Hamburg, wo er der Übergabe der Stadt durch Karl Kaufmann im Hamburger Rathaus beiwohnte. Die britische Besatzungsmacht beauftragte in der Folge Danner mit dem Wiederaufbau einer demokratischen Polizei, bis er am 26. Mai 1945 in dieser Funktion von Bruno Georges abgelöst wurde. Danach war er bis Ende November 1950 Präsident des Hamburger Verkehrsamts und gründete am 25. Mai 1950 den Bund für alkoholfreien Verkehr. Nachdem er zuvor Staatsrat für Polizeiangelegenheiten war, zuständiger Senator war bis dahin der Erste Bürgermeister Max Brauer selbst, wurde Danner zum 1. Januar 1951 in den Senat der Freien und Hansestadt Hamburg gewählt, dieser entsandte ihn als Präses in die neugeschaffene Polizeibehörde. Nach dem Wahlsieg des bürgerlichen Hamburg-Blocks 1953 schied Danner aus dem Amt aus.“

Wolfgang Kopitzsch charakterisiert Danner: „Danner war bereits als Chef der Ordnungspolizei, deren Leitung er mit 32 Jahren übernahm, ein schwieriger Vorgesetzter, der vor allem aufgrund seiner intellektuellen Fähigkeiten große Anforderungen an sich und andere stellte. Seine Herkunft aus dem Offizierkorps des Kaiserreichs führte – trotz seiner Zugehörigkeit zur SPD – wiederholt dazu, dass er Offizieren gegenüber insbesondere bei rechtsradikalen und nationalsozialistischen Sympathien zu nachgiebig war. (...) Besonderes politisches Engagement zeigte er (...) nicht. Dennoch galt Danner in Hamburg vielen als überzeugter Sozialdemokrat, Republikaner und Garant der Demokratie. Nicht erst sein Verhalten 1942 muss daran aber Zweifel aufkommen lassen.“ (Wolfgang Kopitzsch, a. a. O., S. 97.)

- **Dannmeyerstraße, Groß Borstel (1961): Prof. Dr. Ferdinand Dannmeyer (1880-1959), Studienrat, Professor und Erforscher der ultravioletten Strahlen**



Dannmeyer war verheiratet mit **Minna, geb. Marxen**. Ihre zweite Tochter hieß **Lotte**, verheiratete Ehrhardt (1912-2005). 1938 heiratete sie den Dokumentarfilmer und Fotografen Alfred Ehrhardt. Lottte Eherhardt war die wichtigste Mitarbeiterin ihres Mannes und engagierte sich für in Not geratene Menschen. Das Paar hatte einen Sohn und lebte am Leinpfad. Nach ihrem Tod gründete ihr Sohn die Lotte Ehrhardt Stiftung für bedürftige Menschen gegründet.

- **Daseweg, Billstedt (1948): Johann Martin Zacharias Dase (1824-1861), Rechenkünstler**
- **Davidstraße, St. Pauli (1928), frei gewählter Name**
- **Davidstreppe, St. Pauli (1969), siehe:Davidstraße**
- **Deichgrafenweg, Wilhelmsburg (1935): nach den Deichgrafen. Sie führten die Aufsicht über die Deiche.**
- **Deichvogt-Peters-Straße, Kirchwerder (1948): Peter Peters (1855-1941), Deichvogt, Hufner**
- **Deliusweg, Wellingsbüttel (1950): Johannes Matthias Delius (1534-1565), Rektor des Johanneums**

Verheiratet mit einer Freundin von Melanchtons Frau. Mehrere Kinder



- **Dellestraße, Jenfeld (1947):** *Gustav Delle (1880-1945), Bürgermeister in Wandsbek (1932-1933), 1945 gestorben im KZ Neuengamme. Gegner/Opfer des Nationalsozialismus Stolperstein vor: Schlossstraße 60 (Bezirksamt Wandsbek).*

Der Kommunalpolitiker Gustav Delle wurde 1933 wegen seiner SPD-Zugehörigkeit als politisch untragbarer Oppositioneller inhaftiert, aus dem Dienst entfernt und schließlich ins KZ Neuengamme verbracht.

Am 20. September 1880 im württembergischen Botnang/Kreis Stuttgart geboren, ergriff Gustav Delle nach seiner Schulzeit den handwerklichen Beruf des Malers. Er heiratete die gleichaltrige Luise, geb. Nobes, die ebenfalls aus dem Württembergischen stammte. 1905 wurde die Tochter Grete geboren, die noch zwei Geschwister bekam: Hans und Hilde. 1911 trat Delle in die SPD ein. 1913 zog die Familie laut Meldekarte von Stuttgart nach Wandsbek-Gartenstadt, in die Erikastraße 34, wo sie bis 1916 lebte. Nach weiteren zehn Jahren in der Rosenstraße 71 bezog sie in der Bramfelderstraße 168 vermutlich ein eigenes Haus, das sie bis 1934 bewohnte.

Gustav Delles Karriere entwickelte sich stetig: Er war Stadtverordneter, seit 1919 hatte er die Position eines besoldeten Stadtrats und Dezernenten für das Wohlfahrtswesen in Wandsbek inne. In diesem Amt erwarb er hohes Ansehen, war gleichermaßen kompetent, arbeitsam und beliebt. 1931 kandidierte er erfolgreich zum Zweiten Bürgermeister der Stadt Wandsbek.

Unmittelbar nach der Machtübernahme begannen die Nationalsozialisten damit, die Opposition auszuschalten und Ämter und Positionen mit eigenen Leuten zu besetzen. Das bekam auch Delle zu spüren, der am 6. März 1933 zusammen mit drei weiteren Wandsbeker Sozialdemokraten festgenommen und als sogen. Schutzhäftling 14 Tage im KZ Fuhlsbüttel inhaftiert war. Auch Delles Schwiegersohn wurde 1933 aus dem Dienst bei der Stadt Wandsbek wegen „politischer Unzuverlässigkeit“ entlassen.

Als Ende April 1933 der Zweite Bürgermeister gewählt werden sollte, wurde die SPD übergangen und dem NSDAP-Kreisleiter Eggers die Position zugeschoben. Da Gustav Delle jedoch (noch) nicht aus dem Amt entlassen war, suchte man nach einem Vorwand, ihn mit juristischen Tricks, sozusagen unehrenhaft, aus dem Dienst zu jagen. Die Federführung übernahm dabei Oberbürgermeister Ziegler. Dieser war jahrelang Zweiter Bürgermeister gewesen, bis er 1931 die Nachfolge des Oberbürgermeisters Rodig [siehe: Rodigallee] angetreten hatte – mit Unterstützung der SPD. Ziegler hatte den Machtwechsel unbeschadet überstanden. Bei der Entlassung Delles demonstrierte der Jurist bereits nationalsozialistische Gesinnung. Er setzte den Hebel beim berüchtigten Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums an.



Allerdings wählte Ziegler die falsche Begründung, nämlich Paragraph 2. Dieser sah eine Entlassung ohne Ruhegeld vor, wenn bei dem betreffenden Mitarbeiter mangelnde Vorbildung oder Eignung für das Amt vorlag. Das traf auf Gustav Delle jedoch nicht zu, weshalb das preußische Innenministerium in die Angelegenheit eingriff und Einspruch gegen die Begründung erhob. Die Stadt Wandsbek wurde verpflichtet, Delle eine Pension zu zahlen. In der Zurückweisung des Ziegler'schen Ansinnens hieß es, Delles Lauterkeit der Gesinnung und Handlungen, seine einwandfreie Amtsführung und die in 13 Jahren für die Stadt erbrachten Leistungen seien nicht in Zweifel zu ziehen.

Derart belehrt, wandte der Oberbürgermeister nun Paragraph 4 des o.g. Gesetzes an. Danach war derjenige zu entlassen, dessen bisherige politische Betätigung nicht die Gewähr dafür bot, jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat einzutreten.

Der Fall Delle und die Art und Weise, wie mit ihm umgegangen wurde, ließ einige Wandsbeker mit intaktem Rechtsgefühl nicht zur Ruhe kommen. 1934 machte der langjährige frühere Oberbürgermeister Rodig noch einen Versuch und setzte sich für Delles Wiederverwendung im Staatsdienst ein. In seinem Brief an den preußischen Innenminister bescheinigte er Delle hervorragende fachliche Fähigkeiten und die Kunst, bei aller Liebenswürdigkeit das Höchstmögliche an Arbeitsleistung von Untergebenen herauszuholen, wobei sich bewährt habe, dass er aus einem Handwerksberuf käme.

Rodigs Bemühungen blieben nicht nur erfolglos, sie riefen eine höhnische Gegenstellungnahme von Oberbürgermeister Ziegler hervor. Darin hieß es: „Falls Bürgermeister a.D. Delle sich zur Mitarbeit in der Wohlfahrtspflege in seinem jetzigen Wohnort Ahrensburg zur Verfügung stellen will, ist ihm hierfür in der von der NS-Volkswohlfahrt betreuten Winterhilfe reichlich Gelegenheit geboten.“

Das aufgeheizte politische Klima, das seine Entlassung begleitete, zwang Delle 1935, seinen langjährigen Wirkungskreis Wandsbek zu verlassen. Er zog mit seiner Familie nach Ahrensburg, Am Tiergarten 16, wo sie das Obergeschoss mit drei Zimmern bewohnten. Das Haus hatte Delle mit Vorkaufsrecht gepachtet, es bestand der Plan, es später zu kaufen.

1944, nach dem gescheiterten Hitler-Attentat vom 20. Juli, wurden im Zuge von reichsweiten Razzien und Verhaftungswellen, der sogen. Aktion Gewitter, auch frühere Oppositions-Politiker inhaftiert. Gustav Delle wurde am 22. August 1944 an seinem Wohnort festgenommen. Der Chef der Gemeindepolizei Gramm und der Polizist Claussen übergaben ihn der Gestapo, die Delle am 27. August ins KZ Neuengamme einwies. Dort musste er sich Experimenten mit reinem Salicyl



unterziehen, dem Wirkstoff des Schmerzmittels Aspirin. Bei höheren Dosierungen und längerfristiger Einnahme konnten Magenbeschwerden und Magenblutungen auftreten. Die Nebenwirkungen führten dazu, dass sich ein bereits vorhandenes Magenleiden Delles verschlechterte. Zudem führten ihn körperliche Misshandlungen an den Rand des Zusammenbruchs. Aufgrund der Intervention eines Bekannten, der ihn schätzte, wurde er am 1. November 1944 aus dem KZ entlassen. Es war jedoch schon zu spät. Gustav Delle erholte sich nicht mehr. Er starb am 25. April 1945 in Bad Oldesloe.

Der Sozialdemokrat Heinrich Wichelmann [siehe: Wichelmannweg] gehörte zu Delles Weggefährten aus der Wandsbeker Zeit. Auch er war 1933 verhaftet worden. Nach dem Krieg arbeitete er als Redakteur des Hamburger Echos, der von der SPD herausgegebenen Tageszeitung. 1955 veröffentlichte er eine Würdigung Delles zum 10. Todestag.

Delles Arbeitsplatz, die städtische Verwaltung des Magistrats Wandsbek, hatte sich im Wandsbeker Rathaus an der Königstraße 12 (Wandsbeker Königstraße) befunden, ebenso wie die Diensträume der beiden Bürgermeister Rodig und Ziegler. Es bestand also eine langjährige Zusammenarbeit nicht nur mit Delles Befürworter Rodig, sondern auch mit dessen Nachfolger Ziegler. Doch seit März 1933 galten frühere Allianzen nichts mehr. (...)

Text: Astrid Louven

Text entnommen aus: [www.stolpersteine-hamburg.de](http://www.stolpersteine-hamburg.de)

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH), Meldewesen 332-8 K 4412; Amt für Wiedergutmachung ( AfW) 200980; Adressbuch (AB) VI 1924, 1930, 1931; Herbert Fuchs: Aufzeichnungen anlässlich der Verlegung des Stolpersteins für Gustav Delle (Manuskript), September 2004; Astrid Louven: Die Juden in Wandsbek 1604-1940, 2. Aufl. Hamburg 1991, S. 190; Landesorganisation Hamburg, SPD Kreis Wandsbek (Hrsg.): SPD Wandsbek 1863-1950, Recherchen, Dokumentation. Text: Christa Fladhammer. Hamburg 1988, S. 40–43.

- **Dellingerweg, Rahlstedt (1986):** *Rudolf Dellinger (1857-1910), Operettenkomponist, Kapellmeister*  
Engagiert am Carl-Schulze-Theater
- **Dempwolfstraße, Eißendorf (1912):** *Dr. med. A. Dempwolf (1831-1910), Geheimer Sanitätsrat, Armenarzt von Harburg, leitender Arzt des städtischen Krankenhauses*





- **Denickestraße, Harburg (1930):** *David Denicke (1856-1943): Stadtsyndikus, Bürgermeister in Harburg, Ehrenbürger von Harburg*
  
- **Denksteinweg, Jenfeld (vor 1933):** *nach dem dort stehenden Kriegerehrenmal.*
  
- **Dennerstraße, Barmbek-Nord (1929):** *Balthasar Denner (1685-1749), Maler*  
Siehe auch: Balthasarweg.  

1712 heiratete Denner im Alter von 27 Jahren und bereits finanziell gut gestellt, so das er eine „Familie ernähren“ konnte, **Esther Winter**. Das Paar bekam fünf Töchter und einen Sohn. Bis zu seinem Tode reiste er zu seinen vielen Auftraggebern- z.B. nach London und Amsterdam - und nahm stets seine Familie mit. Seine Kinder hatten die Aufgabe, die Auftraggeberinnen und –geber, wenn diese im Hause Denner Portrait saßen, musikalisch zu unterhalten. Einige von Denners Kinder nahmen auch die künstlerische Laufbahn ein. Die Tochter **Catharina Denner** (1715-1744) war eine begabte Miniaturmalerin sowie Pianistin und Sängerin.
  
- **Desenißstraße, Barmbek-Süd (1870):** *Dietrich Deseniß (1768-1841), Grundstücksbesitzer, Vogt von Barmbek, Zuckerbäcker*
  
- **Detlev-Bremer-Straße, St. Pauli (1948):** *Detlev Bremer (1403-1464), Bürgermeister, Seeheld*
  
- **Detmerstraße, Barmbek-Nord (1910):** *Dr. Alexander Detmer (1814-1903), Mitbegründer des Pestalozzistiftes in St. Georg*



- **Dienerreihe, Hafencity (1953):** *Nach den Bürgermeisterdienern, für die im 17. Jahrhundert hier Wohnungen erbaut wurden.*
- **Dierksstraße, Wilhelmsburg (1904):** *Heinrich Dierks (? -?), Grundstückbesitzer, Kirchenvorsteher*
- **Dieselgarten, Barmbek-Nord (1936):** *Rudolf Diesel (1858-1913), Erfinder des Dieselmotors*

Heirat 1883 mit **Martha Flasche** (1860–1944). Das Paar bekam drei Kinder.

Wegen der dauernden Überanstrengung und auch der Auseinandersetzungen um Patentprozesse erlitt Diesel einen Nervenzusammenbruch. In dieser Situation, als er glaubte nicht mehr lange leben zu können, verkaufte er alle Rechte am Dieselmotor, um seine Familie abzusichern. In dieser Zeit wurde Diesel auch dazu überredet spekulative Geldanlagen zu tätigen. Nach seiner unerhofften Gesundung hatte er durch den Verkauf seiner Rechte nicht mehr die Möglichkeit, an der Entwicklung des Dieselmotors mitwirken. Auch war er durch die Spekulationsgeschäfte um sein Vermögen gebracht.

Seine Leiche wurde im Meer gefunden, nachdem er auf eine Schiffsreise gegangen war.
- **Dieselstraße, Barmbek-Nord (1930), siehe: Dieselgarten**
- **Diestelkai, Waltershof (1927):** *Arnold Diestel (1857-1924), Bürgermeister*

Verheiratet seit 1886 mit **Henriette Wilh. Hesekei** (geb. 1866). Das Paar hatte zwei Söhne.
- **Diestelstraße, Wohldorf-Ohlstedt (1912):** *siehe Distelkai.*



- **Diesterwegstraße**, *Barmbek-Nord (1911): Friedrich Adolf Diesterweg (1790-1866), Pädagoge*  
1813 Heirat mit **Sabine Enslin** (1794-1866). Das Paar hatte neun Kinder.
  
- **Dietrich-Schreyge-Straße**, *Bergedorf (1936): Dietrich Schreyge, Offizier, getötet bei der Erstürmung des Schlosses Bergedorf am 16. Juli 1420*
  
- **Dietzweg**, *Billstedt (1966): Heinrich Dietz (1843-1922), sozialdemokratischer Verlagsbuchhändler, Reichstagsabgeordneter*  
Verheiratet seit 1870 mit **Magd. Zülow** (1847–1927). Das Paar bekam 4 Kinder.
  
- **Dillstraße**, *Rotherbaum (1890): Theodor Dill (1797-1885), Kaufmann, Importeur für Rohkakao*  
Handelskammerpräses für 11 Monate im Jahre 1846, rettete während des Großen Brandes in Hamburg 1842 mit weiteren neun Männern die Börse mit Wasser aus Trinkflaschen. „Mit diesem Wasser tränkten sie Decken an, sausten, die Taschentücher gegen den Mund gepresst, durch das Gebäude und schlugen auf jede noch so kleine Flamme ein. Sie rissen die Vorhänge von den schon glühend heißen eisernen Fensterrahmen und achteten vor allem auf die Funken, die vom überhitzten Kupferdach auf den hölzernen Fußboden flogen. Trotz aller Anstrengungen war es ein Wunder, dass sie es schließlich schafften. Ihr Glück war, dass die neue Börse in die Mitte eines weitgehend freien Platzes gebaut worden war, sodass eine Art natürliche Feuerschneise entstand.“ (Dierk Strohmann, 28.1. 2007 Hamburger Abendblatt). Eine Büste steht am Kayen in Hamburgs Altstadt und erinnert an Theodor Dill.  
Verheiratet war er mit Elisa Antonia Hellman. Das Paar hatte sechs Kinder.
  
- **Dirks-Paulun-Weg**, *(1984): Dirks Paulun (1903-1976), Journalist, Kabarettist, Schriftsteller*



- **Ditmar-Koel-Straße**, Neustadt (1902): *Ditmar Koel (um 1500 - 1563), Bürgermeister im 16. Jhd.*
- **Döhnerstraße**, Hamm (1904): *Friedrich Gustav Adolph Döhner (1814-1888), wohnte auf diesem Grundstück*

Seine Frau Sophie Döhner gründete das Sophie-Döhner-Hube-Stift, ehemals in der Hinrichsenstraße 35, heute: Quellenweg 1-4 /Wurmsweg/Chateaufstraße. Der Kaufmann Friedrich Gustav Adolph Döhner verfügte testamentarisch den Betrag von 100.000 Goldmark für eine Stiftung zur Armenpflege anzulegen. Seine Witwe **Sophie Döhner**, geb. Hube (28.3.1817 Hamburg - 24.6.1892 Hamburg-Hamm) stiftete dann 1889 das Sophie Döhner-Hube-Stift. Die Stadt Hamburg stellte das Grundstück für den geplanten Baukomplex von Freiwohnungen an der Baustraße (heute Hinrichsenstraße) in Borgfelde zur Verfügung. Errichtet wurde der Baukomplex 1889/90 mit 16 Familienwohnungen und 21 Einzelwohnungen. Die Miete betrug damals zwischen M 1.- und M -,50 pro Woche. 1943 wurde das Stift ausgebombt. Das Stift bot preisgünstigen Wohnraum für alte bedürftige evangelische Frauen und arme Familien. In den Wohnungen sollten „nur Leute von unbescholtenem Lebenswandel geduldet“ werden. „Ausgeschlossen sind nicht nur solche Menschen, die in wilder Ehe leben, sondern auch Trunkenbolde und solche, welche sich gelegentlich betrinken. Ein im trunkenen Zustand gesehener Bewohner hat die Wohnung in 14 Tagen zu räumen. Ehepaare haben ihre kirchliche Trauung nachzuweisen, ehe der Einzug gestattet wird.“ 1)

Im Stifts-Reglement von 1890 heißt es: „Die Eltern sind für das Wohlverhalten ihrer bei ihnen lebenden Kinder verantwortlich. Es ist den Eltern nicht erlaubt, die erwachsenen Söhne nach ihrer Lehrzeit, noch die gesunden Mädchen nach der Konfirmation im Hause zu behalten, außer, wenn sie zur Stütze und Pflege der Eltern notwendig sind. Die Eltern sind verpflichtet jeglichen Frevel und Unfug ihrer kleinen Kinder zu steuern, auch besonders darauf zu achten, daß diese in den Wohnungen, dem Lichthofe und Gärtchen nichts zerstören, die Rasenplätze nicht verderben, nicht auf den Candelaber und die Stakette klettern, noch die Bänke beschmutzen oder mit Sand bestreuen, auch keine fremden Kinder mit in den Hof bringen. Lassen die Eltern die Kinder umhertreiben oder sich sonst großer Sorglosigkeit in der Kinderzucht zu Schulden kommen, so ist dies ein Grund ihnen die Wohnung zu kündigen, ebenfalls wenn sie sie aufs Betteln oder mit Bettelbriefen ausschicken. Katzen und Hunde, Kaninchen und Meerschweine, Hühner und Tauben etc. dürfen nicht gehalten werden. Zeug darf nur auf dem Boden, nie im Stifthofe getrocknet werden auch nicht in den kleinen Vorgärten.



Blatterkranke und Irre dürfen nicht im Hause bleiben. Beim Gebrauch der Wasserleitung ist möglichst auf Sparsamkeit zu achten. Auch sind die Hähne vorsichtig auf und zuzudrehen. Kein Bewohner darf ohne Erlaubnis in der Wohnung die geringste Veränderung vornehmen. Das äußere Gitter des Stiftes wird Abends um 10 1/2 Uhr vom Vice geschlossen und früh um 5 Uhr wieder geöffnet. Späterkommende müssen vorher dem Vice Anzeige davon machen und haben ihm bis 12 Uhr 10 ch, später 20 ch dafür zu zahlen, daß er öffne." 2)

Als die Stiftung „eben ihre Arbeit zum Wohle alter und verschämter Armer aufgenommen hatte", verstarb die Stifterin im Alter von 75 Jahren und ihre älteste Tochter übernahm die Stiftungsverwaltung: Fräulein **Sophie Cornelia Frederike Döhner** (27.8.1844 Hamburg - 12.2.1933 Hamburg). Sie wohnte bis zu ihrem Tode in der Hammer Landstraße 227 und engagierte sich auch im Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger, unverheiratheter Frauenzimmer, war im Vorstand des Mädchenhortes für Borgfelde und im Verband Hamburger Mädchenhorte. Im Zuge der Inflation ging der Großteil des Kapitals verloren. Die Mieten mussten erhöht werden, die Instandhaltungskosten konnten nicht mehr aus den Erträgen des Vermögens geleistet werden. Die damals 82 jährige Sophie C. Döhner bestimmte deshalb, dass die Stiftungsverwaltung zukünftig aus drei Personen zu bestehen habe, unter ihnen musste mindestens eine Frau sein. Die Ernennung der Verwaltung oblag zukünftig der Kirchengemeinde Borgfelde (heute St. Georg-Borgfelde). 1923 bat Sophie C. Döhner die Stadt Hamburg um Übernahme der Stiftung, da sie selbst, die lebenslang ihre wohltätigen Tätigkeiten ehrenamtlich geleistet hatte, nun selbst verarmt sei und schlug mit der Immobilie und der Stiftung, die sie als Sicherheit der Stadt Hamburg anbot, eine Leibrente für sich vor. Dies wurde jedoch abgelehnt, was zur Folge hatte, dass sich Sophie C. Döhner schließlich als Kleinrentnerin an das Wohlfahrtsamt wenden musste. Die Tochter aus großbürgerlichem, wohlhabendem Hause wurde von der feministischen Ethnologie als Reiseschriftstellerin entdeckt. Als sprach- und kunsthistorisch Gebildete unternahm sie – überwiegend allein! – Ende des 19. Jahrhunderts ausgedehnte Reisen. Daraus entstanden mehrere Veröffentlichungen. Nach der Währungsreform 1948 war das Stiftungsvermögen auf 1.226 DM geschmolzen. Mithilfe großen Engagements und einer Mischfinanzierung wurde die Stiftung 1954 neu errichtet. Der Grundstein für das bis heute als Altenheim genutzte Backstein-Ensemble am Quellenweg/Wurmsweg/Chateaufstraße neben dem Hammer Park wurde am 2.4.1954 gelegt.

Text: Rita Bake/Cornelia Göksu

Quellen:

- 1) Joachim, Hermann: Handbuch der Wohltätigkeit in Hamburg, 1909.
- 2) Sophie Döhner-Hube Stiftung. Erbaut im Jahre 1889/90, wiedererrichtet 1954/55. Hsg. von Johannes Kaehler, Hamburg, um 1955.



- **Döringweg, Lokstedt (1958): Ernst August von Döring (1766-1850), Drost in Pinneberg**  
Heirat mit seiner Cousine Louise Henriette, geb. von Döring (1770 - 1845). Mehrere Kinder.
- **Dörpfeldstieg, Osdorf (1962): Wilhelm Dörpfeld (1853-1940), Baumeister, Altertumsforscher, Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen**  
Seit 1883 verheiratet mit **Anna Adler**. Das Paar hatte zwei Töchter.
- **Dörpfeldstraße, Osdorf (1949), siehe Dörpfeldstieg.**
- **Doerriesweg, Stellingen (1964): Friedrich Carl Gustav Doerries (1852-1933), Tierfänger, besonders in Sibirien, tätig in Hagenbecks Tierpark**
- **Döscherstraße, Barmbek-Süd (1964): Albert Döscher (1879-1955), Kammermusiker, Mitglied des Hamburgischen Philharmonischen Orchesters**
- **Dohnányiweg, Bergedorf/Lohbrügge (1964): Hans von Dohnányi (1902-1945), Reichsgerichtsrat, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus**  
Hans von Dohnányi arbeitete in den Jahren von 1929 bis Anfang 1932 und dann wieder ab Mitte 1933 im Reichsjustizministerium. Er war dort zunächst als persönlicher Referent und in der Folgezeit als Leiter des Ministerbüros von Franz Gürtner tätig. In diesen Jahren sammelte von Dohnányi systematisch Informationen über Rechtsbrüche des NS-Regimes und über Verbrechen in den KZs. Zu Beginn des Jahres 1938 knüpfte er Beziehungen zu Oppositionellen in den Reihen der Wehrmacht. Mit Ludwig Beck, Hans Oster und Erwin von Witzleben plante er im September 1938 einen Staatsstreich. Auf Druck der NSDAP musste von Dohnányi 1938 aus dem Ministerium ausscheiden. Man versetzte ihn an das Reichsgericht Leipzig. Im Herbst 1939 arrangierte Oster seinen Wechsel ins Amt



Ausland/Abwehr im Oberkommando der Wehrmacht. Der Plan der Hitler-Gegner: Hier sollte von Dohnányi die Vorbereitungen für einen Staatsstreich weiter vorantreiben. Durch seine Arbeit im Oberkommando der Wehrmacht war von Dohnányi über die Massenvernichtung der europäischen Juden informiert. Zugleich leitete er Berichte seines Schwagers Dietrich Bonhoeffer über die Judendeportationen an hohe Wehrmachtsoffiziere weiter, um diese zum Eingreifen zu bewegen. Anfang 1942 fasste er den Beschluss, auf eigene Faust einige von der Vernichtung bedrohte jüdische Familien zu retten: Sie sollten als angebliche deutsche Agenten ins neutrale Ausland ausreisen. Da es dabei zunächst um sieben Flüchtlinge ging, wurde die Operation ‚Unternehmen Sieben‘ genannt. Am 5. April 1943 wurde von Dohnányi wegen angeblicher Devisenvergehen verhaftet, nach dem gescheiterten Staatsstreich vom 20. Juli 1944 wurde dann ein Teil seiner gesammelten Dokumente über NS-Verbrechen von der Geheimen Staatspolizei gefunden. Aufgrund seiner Mitwirkung an den Vorbereitungen des Umsturzversuches wurde von Dohnányi von einem SS-Standgericht zum Tode verurteilt. Die Hinrichtung erfolgte im Konzentrationslager Sachsenhausen kurz vor Kriegsende, wahrscheinlich am 9. April 1945.

Verheiratet war Hans von Dohnányi seit 1925 mit **Christine Bonhoeffer** (1903-1965), der Schwester seines Schulfreundes Dietrich Bonhoeffer (siehe: Bonhoefferstraße, in Bd. 3 online). Das Paar hatte drei Kinder, darunter den späteren Ersten Bürgermeister von Hamburg, Klaus von Dohnányi. Die Kinder wurden 1926, 1928 und 1929 geboren. Vor ihrer Hochzeit hatte Christine Dohnányi, die schon als Kind besonderes Interesse an Tieren und weniger an Puppen gehabt hatte, einige Semester Zoologie studiert.

In der NS-Zeit war sie über die politischen Aktivitäten ihres Ehemannes unterrichtet. 1943 wurde sie gemeinsam mit Dietrich Bonhoeffer und ihrem Ehemann verhaftet. Sie kam in ein Frauengefängnis, konnte aber bald durch Intervention ihres Vaters, Karl Bonhoeffer und eines alten Studiengefährten, wieder frei kommen.

„Christel von Dohnanyi besuchte ihren Mann häufig im Gefängnis. Als Dohnanyi im November 1943 eine Hirnembolie erlitt, kam er zu Sauerbruch in Charité. Dort konnten ihn seine Frau und seine Kinder – aber auch andere Freunde (diese jedoch heimlich) – besuchen und über wichtige Begebenheiten informieren. Als sich ihr Mann im März 1945 in einem Kassiber Diphtherie-Bazillen erbat, um durch deren Einnahme seine Verhandlungen hinauszuschieben, besorgte sie diese über ihren Vater. Sie mischte die Bazillen – wie ihr Mann, das gewünscht hatte – unter eine Speise, die sie ihm in einem Paket schickte. Er wurde daraufhin sehr krank und wurde – mit Hilfe seines Schwiegervaters Karl Bonhoeffer – in die neurologische Abteilung des Staatskrankenhauses der Polizei verlegt. Der dortige Arzt – Dr. Tietze – ermöglichte Christine von Dohnanyi im April 1945 ihren



Mann noch einmal für eineinhalb Stunden zu sehen. Kurz danach wurde Dohnanyi in das Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht. Dort wurde er am selben Tag wie Dietrich Bonhoeffer hingerichtet.“ 1)

1945, kurz vor seiner Hinrichtung hatte Hans von Dohnányi Botschaften an seine Frau geschmuggelt. „27.2. Guten Morgen, mein Herz, Du mein Liebling Du! Wenn ich doch nur die Hand auszustrecken brauchte, um Dir über den Kopf zu streichen, einen festen Kuss, ein Blick auf den See und raus aus dem Bett! Ich hab Dich so wahnsinnig lieb! Du darfst Dir meinetwegen wirklich keine Sorgen machen, wollte ich Dir sagen: Der Bunker hier hält. Das Haus hat am 3.2. nicht weniger als 8 Volltreffer bekommen, und wir haben im Bunker nur ein bisschen gewackelt. Er hat nicht einmal Risse bekommen! Dann: für Nachrichten sind die Becher glaube ich ganz gut geeignet. Nur der Boden muss ganz glatt sein und muss überall anschließen. Wenn Gruss mit ! darauf steht – Du kannst den Gruss auch einfach unterstreichen -, suche ich eine Nachricht darin. Bitte, bitte schicke mir keine infizierte Speise, wenn für Dich dabei Infektionsgefahr besteht! Du darfst nicht krank werden! – Huppenkothen ist Sondereggers Vorgesetzter. Meide einen Kriminalrat Stawitzki (auch dessen Vorgesetzter ist Huppenkothen.) – Ich erzähle dem Dr. Ense so viel aus unserem Leben. Wie traumhaft schön hast Du es mir gemacht. Immer wieder lande ich bei Dir! Ich will Dich haben! Küsse Hans.“ 2)

„Nach dem Tod ihres Mannes lebte Christel von Dohnanyi nur noch für ihre Kinder Klaus, Christoph und Barbara. Das Leid um den geliebten Mann hat sie nie verwunden. Trotzdem zeigte sie ihre Gefühle nicht. Eine große Selbstbeherrschung kennzeichnet gerade diese Schwester von Dietrich Bonhoeffer.

Dreiundfünfzigjährig erlitt sie einen Herzinfarkt. Sie erholte sich davon, blieb aber fortan leidend. Mit einundsechzig Jahren starb sie am 2. Februar 1965 an einem erneuten Herzinfarkt.“ 3)

Quellen:

Winfried Meyer: Unternehmen Sieben. Eine Rettungsaktion für vom Holocaust Bedrohte aus dem Amt Ausland/ Abwehr im Oberkommando der Wehrmacht. Frankfurt am Main 1993.

- 1) [www.evkitabiertal.de/536267978d0d95201/5362679a7a0acb201/53626797ce0f7ed27/53626797ce0fb7e39.html](http://www.evkitabiertal.de/536267978d0d95201/5362679a7a0acb201/53626797ce0f7ed27/53626797ce0fb7e39.html)
- 2) Zeit online vom 28.9.2012.
- 3) Ebenda.

- **Dohrnweg**, *Altona-Altstadt/Altona-Nord (1953): Henning Dohrn (1836-1895), Pastor in Altona, Propst*





- **Doktorberg, Bergedorf (1949):** *Dort starb am 3.5.1797 der aus Bergedorf stammende kaiserlich-russische Hofrat Dr. med. Carsten Matthias Thode bei einem Spaziergang an einem Schlaganfall*
- **Dominikweg, Jenfeld (1947):** *Hans Dominik (1870-1910), Major, Truppenführer*  
Friedrich Wilhelm Hans Dominik schlug eine Laufbahn bei einem brandenburgischen Regiment ein, wo er 1890 zum Leutnant ernannt wurde, dann bewarb er sich für einen Einsatz im Ausland. Als Hauptmann Curt von Morgen, der aus dem gleichen Regiment stammte, 1894 für Kamerun eine koloniale „Schutztruppe“ – eine dem Kaiser unterstellte Militäreinheit aus deutschen Offizieren und afrikanischen Söldnern – zusammenstellte, ernannte er Dominik zu seinem Adjutanten. Die „Schutztruppe“ sollte den Widerstand der lokalen Bevölkerung gegen die koloniale Expansion brechen und Kriegsgefangene zur Arbeit auf den Plantagen der deutschen Großgrundbesitzer zwingen.

Die Hamburger Handelshäuser Adolph Woermann (siehe: Woermannstieg und Woermannsweg in Band 3 online) und *Jantzen & Thormählen* hatten sich bereits 1862 mit Faktoreien an der Kamerunküste festgesetzt. Der einheimische Zwischenhandel zwischen Binnenland und Küste, der die Waren verteuerte, war ihnen ein Dorn im Auge. Um ihre Einflusssphäre zu erweitern, versuchten sie seit geraumer Zeit, Reichskanzler Bismarck (siehe: Bismarckstraße und Bismarckstein) von der Notwendigkeit der Gründung einer Kolonie in Kamerun zu überzeugen. Den Königshäusern Bell und Akwa hatten sie betrügerische „Schutzverträge“ zur Unterschrift vorgelegt. Bei der Berliner Afrika-Konferenz 1885, welche die Hamburger Händler eingefädelt hatten, wurde schließlich ihrem lang gehegten Wunsch entsprochen. Nun sollte die militärische Intervention den unerwünschten Zwischenhandel ausschalten und den Weg ins Landesinnere zu den fruchtbaren Hängen des Kamerunbergs freikämpfen.

In ihrem ersten Einsatz bekämpfte die „Schutztruppe“ die Händler der Abo, die sich strikt verweigerten, vom Zwischenhandel abzulassen. Dominiks Befehl: „Fernhalten der Aboleute vom Fluss, ihrer Lebensader.“ Dabei ging seine rund 120 Mann starke, schwer bewaffnete Einheit nach der Taktik der „verbrannten Erde“ vor. Dominik befahl die „Festsetzung im Gebiet des Feindes, Verwüstung seiner Siedelungen und Pflanzungen und unausgesetztes Aufstöbern, bis um Frieden gebeten wird.“, denn die Kolonisierten „müssen wissen, dass ich ihr Herr und der Stärkere bin, solange sie das nicht glauben, müssen sie es eben fühlen, und zwar hart und unerbittlich, so dass ihnen für alle Zeit das Auflehnen vergeht.“ Frei nach seinem Leitspruch „Nicht rechts geschaut, nicht links



geschaut, vorwärts - geradeaus, auf Gott vertraut und durch!" hinterließ er eine Spur der Verwüstung.

Den Bakweri (Kpe) unter ihrem König Kuv'a Likenye war es 1891 gelungen, die deutsche Kampftruppe in die Flucht zu schlagen. Dominiks „Strafexpedition“ am Kamerunberg sollte nun vor allem ein Rachefeldzug werden. Gegen die schwer bewaffnete „Schutztruppe“ konnten sich die Bakweri nicht mehr behaupten. Die Besiegten ließen sich aber nicht verbiegen, lieber verließen sie das Land ihrer Vorfahren, das sie ernährt hatte; Kuv'a Likenye starb auf der Flucht. Wer dennoch blieb, wurde in Ketten zur Zwangsarbeit auf den Großplantagen verschleppt oder in Reservate in unfruchtbaren Randlagen des Kamerunbergs getrieben. In Gbea, dem einstigen Wohnort der Bakweri, der 1894 von Dominiks Truppen in Schutt und Asche gelegt worden war, entstand in luftigen Höhen der deutsche Verwaltungssitz Buea. Den verschwenderisch ausgestatteten Gouvernementspalast („Puttkamer-Schlösschen“) mussten gefangene Bakweri bauen.

Als der bewaffnete Kampf der Bevölkerung nur noch wenig erfolgreich war, zogen sich die Kolonisierten zurück auf gewaltlose Formen des Widerstands. Die Königshäuser Bell und Akwa verfassten Petitionen und schickten Delegationen nach Berlin, um sich über Kettenhaft, Zwangsarbeit und Prügelstrafe zu beschweren. Wegen dieser Eingaben wurde immerhin der verhasste Gouverneur Jesco von Puttkamer abberufen. Doch schließlich wurde der wichtigste Douala-Fürsprecher, König Rudolf Manga Bell, der die Einhaltung der mit den Hamburger Handelshäusern abgeschlossenen „Schutzverträge“ umsichtig aber beharrlich einforderte, wegen „Hochverrats“ zum Tode verurteilt.

1896 übernahm Dominik die Leitung der Militärstation Jaunde (Yaoundé), 1898/1899 befehligte er „Strafexpeditionen“ gegen die Wute und Bakoko. Sein brutales Vorgehen stieß jetzt auch im Berliner Reichstag auf Protest. Bismarck sah sich veranlasst, Dominik zu rügen, als ruchbar wurde, dass er gefangene Frauen an die Soldaten seiner Hilfstruppe „verschenkte“. Dominik wurde abberufen, kehrte aber schon 1903 nach Kamerun zurück, um den Posten als Verwaltungschef für den Jaunde-Bezirk zu übernehmen. 1910 wurde er zum Major befördert, wenige Monate später schlug er den Aufstand der Makaa am oberen Nyong nieder. Aufgrund gesundheitlicher Probleme trat Dominik im November 1910 eine Schiffsreise nach Europa an. Im Alter von 40 Jahren starb er vier Wochen später auf See vor der guineischen Küste.

Dominik hatte eine Tochter mit Namen Marie Ngonu, die nach seinem Tod 1911 geboren wurde.

Bis 1914 waren 90.000 Hektar Land rund um den Kamerunberg von der Kolonialverwaltung enteignet und zu Spottpreisen an Aktiengesellschaften verkauft. An den Konzessionsgesellschaften Kamerun Land- und Plantagengesellschaft,



Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft Victoria, Gesellschaft Nord-West-Kamerun, Kamerun-Land-und-Plantagengesellschaft, Kamerun-Tabakbau-Gesellschaft, Gesellschaft Süd-Kamerun, Moliwe-Gesellschaft waren Hamburger Handelshäuser und rheinische Schwerindustrielle als Großaktionäre beteiligt.

1912 stiftete die Gesellschaft Süd-Kamerun Dominik ein Denkmal in Kribi; ein zweites Denkmal für Yaoundé kam wegen des Ersten Weltkriegs nicht zur Aufstellung. Um 1930 wurden die Standbilder mit der Woermann-Linie nach Hamburg verschifft. Die Statue aus Yaoundé wurde 1935 vor der Universität Hamburg gegenüber dem Wißmann-Denkmal (siehe: Wißmannstraße, in Bd. 3 online) aufgestellt. 1968 stürzten Studierende die Denkmäler Dominiks und Wißmanns von ihren Sockeln. Beide wurden im Keller der Sternwarte Bergedorf eingelagert, wo sie sich noch heute befinden.

Deutschlands koloniale Eroberung Kameruns führte zu weit über hundert bewaffneten Auseinandersetzungen. Wegen der unerbittlichen Menschenjagd, wegen Mord, Folter, Kopfsteuer und Zwangsarbeit lebt die Figur des Mayor Dzonnigi oder Doumniki als Schreckensmythos in Erinnerung der kamerunischen Bevölkerung fort. Hingegen werden die Führer des Verteidigungskampfes Kuv'a Likenye in Buea und Asunganyi in den Bangwa-Bergen als Helden verehrt.

Nach dem Ersten Weltkrieg setzte sich der Widerstand gegen die neuen Kolonialmächte Großbritannien und Frankreich fort. Kamerun errang seine Unabhängigkeit 1960 für das französische und ein Jahr später für das britische Territorium.

Text: HMJokinen, Mitarbeit: Frauke Steinhäuser

#### Quellen:

[https://openlibrary.org/books/OL14015977M/Jaunde-Texte\\_von\\_Karl\\_Atangana\\_und\\_Paul\\_Messi\\_nebst\\_experimentalphonetischen\\_Untersuchungen\\_%C3%BCber\\_die](https://openlibrary.org/books/OL14015977M/Jaunde-Texte_von_Karl_Atangana_und_Paul_Messi_nebst_experimentalphonetischen_Untersuchungen_%C3%BCber_die);  
[www.mopo.de/nachrichten/benannt-nach-sklavenhaendlern-und-moerdern-das-sind-hamburgs-strassen-der-schande,5067140,8301052.html](http://www.mopo.de/nachrichten/benannt-nach-sklavenhaendlern-und-moerdern-das-sind-hamburgs-strassen-der-schande,5067140,8301052.html); Deutsches Kolonial-Lexikon (1920), Band I, S. 471 (Dominik); Fritz Maywald: Die Eroberer von Kamerun. Berlin, [ca. 1933]. Deutschlands Kolonialherren, Bd 2; Dibussi Tande: Bakweri armed resistance to German colonialism 1891–1894, BLCC Communications Department (Hrsg.), 2006, PDF-Download: [www.blccarchives.org/2006/07/bakweri\\_armed\\_r.html#more](http://www.blccarchives.org/2006/07/bakweri_armed_r.html#more) (letzter Zugriff 20.9.2014); Wolfgang Herterich: Hans Dominik – der bekannteste Kameruner Offizier, in: [www.traditionsverband.de/magazin/dominik.html](http://www.traditionsverband.de/magazin/dominik.html) (letzter Zugriff 20.9.2014); Heiko Möhle: Eine endlose Geschichte – Nachwirkungen des deutschen Kolonialismus in Kamerun, [www.freiburg-postkolonial.de/Seiten/Moehle-Kamerun276.htm](http://www.freiburg-postkolonial.de/Seiten/Moehle-Kamerun276.htm) (letzter Zugriff 20.9.2014); Prof. Albert Gouaffo sowie Dr. Stefanie Michels, Tafeltexte aus der Ausstellung „freedom roads! koloniale straßennamen • postkoloniale erinnerungskultur“, 2013; Edwin Ardener: Kingdom on Mount Cameroon: Studies in the History of the Cameroon Coast 1500-1970, 2003.



- **Donnerstraße**, *Ottensen (1865), nach der Familie Donner, besonders nach Conrad Hinrich Donner (1774-1854)*

Siehe auch: Helenenstraße und Helenenstiege, in Bd. 2.

Der Kaufmann Conrad Hinrich Donner gründete 1798 die Handelsfirma „Conrad Hinrich Donner“ und dann die „Conrad Hinrich Donner Bank“.

Da in dieser Publikation die Donnerstraße in Bezug zur Helenenstraße gesetzt ist, wird im Folgenden nur auf den Schwiegervater von Helene Donner Conrad Hinrich Donner und auf Helene Donners Ehemann Bernhard Donner sowie und auf Helene Donners Sohn Conrad Hinrich Donner, der die Firma von seinem Vater übernahm, eingegangen.

**Conrad Hinrich Donner** (1774-1854), der Schwiegervater von Helene Donner, geb. Schroeder, war seit 1804 verheiratet mit Elisabeth Willink (1784-1826), Tochter des Hamburger Kaufmanns Barend (Bernhard) Willink und Sophia Elisabeth, geb. Beets. Das Paar hatte fünf Kinder. Zwei von ihnen starben bereits im Kindesalter.

Conrad Hinrich Donner trat nach seiner Lehre bei dem Altonaer Handelsherrn Johann Daniel Lawaetz (siehe: Lawaetzweg, in Bd. 3 online) als Kaufmann in die Dansk Asiatisk Kompagni (Dänisch-Asiatische Handelskompanie) ein und reiste wiederholt nach Süd- und Südostasien (in das einstige Ostindien), außerdem nach Madagaskar und Saint Thomas, einer Karibikinsel, die zur damaligen Kolonie Dänisch-Westindien gehörte. Handelskompanien waren staatlich geschützte, privilegierte und monopolisierte Zusammenschlüsse von Großkaufleuten, die in Übersee befestigte Stützpunkte mit eigener Flotte, Münz- und Gerichtshoheit unterhielten. Sie setzten ihre Handelspolitik durchaus auch mit Gewalt durch, was von bewaffneten Raubüberfällen bis hin zur Ermordung von Bewohnerinnen und Bewohnern kleinerer Inselstaaten reichte. Außerdem waren sie am Sklavenhandel beteiligt.

1798 gründete der damals 24-jährige Conrad Hinrich Donner in Altona die Firma C. H. Donner und betätigte sich fortan als Merchant Banker: Er besaß eigene Schiffe, handelte mit Tabak, Zucker und Kaffee, die unter Ausbeutung der einheimischen Bevölkerung aus Übersee nach Hamburg kamen, und sicherte als eine Art Bürge den Warenhandel finanziell ab. Als besonders einträglich erwiesen sich nach dem Ende des Dritten Koalitionskrieges 1805 das Zucker- und das Kaffeegeschäft. Conrad Hinrich Donner zählte bald „zu den reichsten Leuten der Hamburger Börse“. Darüber hinaus betrieb er Lager für Wein, Branntwein und Essig und gründete um 1811 an der großen Elbstraße eine „Tobacksfabrik“.



Mit der Zeit wurde das Bankgeschäft immer wichtiger, bis die Firma C. H. Donner nur noch als Bankhaus unter dem Namen „Conrad Hinrich Donner Bank“ tätig wurde, die u. a. Staatsanleihen für den dänischen König auflegte. Donners Reichtum ermöglichte es ihm, großzügig für wohltätige Zwecke zu spenden. Er unterstützte u. a. die Altonaer Sonntagsschule zur fachlichen Weiterbildung von Handwerkern und Künstlern (siehe dazu auch: Helenenstraße, in Bd. 2).

Sein Firmennachfolger wurde sein Sohn **Bernhard Donner** (1808-1865). Als dieser 1865 im Alter von 57 Jahren verstarb, bedachte er in seinem Testament seine Frau Helene (siehe: Helenenstraße, in Bd. 2) mit einer großzügig bemessenen Rente, verbunden mit dem Wohnrecht im Haus an der Palmaille und in Neumühlen. Seinen beiden Töchtern Harriet, geboren 1841, und Esther, geboren 1851, vermachte er je eine halbe Million Banco: auszuzahlen nach Vollendung ihres 40. Lebensjahrs. Seine zwei jüngeren Söhne Bernhard Carl, geboren 1849, und Richard Henry, geboren 1855, erhielten je eine Million Mark Banco, die sie nach Ablauf ihres 26. Lebensjahres ausgezahlt bekommen sollten. Der älteste Sohn Conrad Hinrich, geboren 1844, bekam die Firma und zwei Millionen Mark Banco sowie den Grundbesitz in Altona, Neumühlen, Bredenbek und Rethwisch.

**Conrad Hinrich Donner** war beim Tod seines Vaters Bernhard Donner noch nicht volljährig und befand sich auch noch in der kaufmännischen Ausbildung. Erst nachdem er 25 Jahre alt und damit volljährig geworden war, konnte 1870 die Firma an ihn übergeben werden. Bis dahin wurde sie von der verwitweten Frau Etatsrätin Helene Donner in Gütergemeinschaft mit ihren Kindern betrieben, d. h. die Arbeit übernahmen die beiden Firmen-Prokuristen.

1871 verlegte Conrad Hinrich Donner die Bank nach Hamburg. Zwei Jahre später heiratete er Bodil Gräfin von Holstein-Holsteinborg, eine Enkelin von Sophie Elisabeth Donner, der Tochter seines Großvaters Conrad Hinrich Donner. Einen Monat vor seiner Hochzeit erhielt er den preußischen erblichen Adelstitel.

Geschäftlich stand die Wareneinfuhr aus Übersee weiterhin an wesentlicher Stelle. Später wurde die Reederei aufgegeben, es kam der Handel mit Petroleum hinzu. 1894 war Conrad Hinrich maßgeblich an der Gründung der Hamburgischen Electricitäts-Werke beteiligt. Inzwischen war auch sein jüngere Bruder Henry Firmenteilhaber geworden.

1899 gründete Conrad Hinrich Donner mit anderen Kaufmännern in La Paz die Vereinigung zur Ausbeutung der Gummivorkommen in Bolivien. Hinzu kam der Handel mit Baumwolle, importiert aus den Südstaaten der Vereinigten Staaten von Amerika, aus Indien und Ägypten; Kaffee kam aus Brasilien und Häute aus China und Argentinien. Gleichzeitig entwickelte sich die Bank bis 1914 zu einem der größten deutschen Geldhäuser. Um 1900 gehörte Conrad Hinrich Donner zu



den zwanzig reichsten Männern der Welt mit einem Vermögen von 400 Millionen Mark.

Wie auch seine Mutter Helene Donner und viele der durch Waren- und Geldwirtschaft zu Reichtum gekommenen Kaufleute, gab Conrad Hinrich Donner einen Teil seines erwirtschafteten Geldes für wohltätige Zwecke aus. Als seine Mutter schwer erkrankte, gelobte der zum Freiherrn geadelte Sohn im Falle ihre Genesung, Altona ein Krankenhaus zu schenken. Nachdem Helene Donner genesen war, lehnte die Stadt Altona das Angebot dankend ab, weil sie solch einen Bau als ihre eigene Angelegenheit betrachtete. So ließ Conrad Hinrich Donner gemeinsam mit seiner Frau Bodil für das Kirchspiel Othmarschen die Christuskirche errichten, für die bereits seine Mutter Helene eine Geldsumme gegeben hatte. Auch übernahmen er und seine Mutter für mehrere Jahre die Besoldung des Pfarrers.

Conrad Hinrich Donner ließ auch das Erholungsheim in Döse an der Nordsee erbauen und dem Altonaer Kinderhospital übereignen. Für den Unterhalt der dort untergebrachten Kinder kam die Etatsrätin-Donner-Gedächtnis-Stiftung auf, die der Sohn eigens für diesen Zweck errichtet hatte.

Text: Frauke Steinhäuser und Rita Bake

Quellen:

Bruno W. F. Andresen: Mit Stehpult und Tintenfaß, Erinnerungen aus dem Kontor einer Hamburger Merchant-Bank, Hamburg 1984; Kristina Dörge: 200 Jahre Conrad Hinrich Donner Bank, Hamburg, 1998; Hildegard von Marchtaler: „Donner, Conrad Hinrich“, in: Neue Deutsche Biographie 4 (1959), S. 73, Onlinefassung, URL: [www.deutsche-biographie.de/pnd135707099.htm](http://www.deutsche-biographie.de/pnd135707099.htm) (letzter Zugriff 21.11.2014); Maria Möhring: 175 Jahre Conrad Hinrich Donner. Hamburg 1973 (Veröff. d. Wirtschaftsgeschichtl. Forschungsstelle e.V., Hamburg); Jürgen G. Nagel: Abenteuer Fernhandel. Die Ostindienkompanien, Darmstadt 2007; Altonaisches Adress-Buch für 1811 Personen- und Firmenverzeichnis: Verzeichniss aller Einwohner, ihrer Namen, ihres Gewerbes, der Gassen wo sie wohnen, und der Nummer ihrer Wohnungen. Alphabetteil Cardinahl, Onlinefassung, URL: <http://kurzurl.net/7sgPS> (letzter Zugriff 21.11.2014)

- **Doormannsweg**, *Eimsbüttel (1896): Nach der Familie Doormann, aus der mehrere im Rat und in bürgerlichen Kollegien vertretene Mitglieder stammen, aus dem Anlass, dass dieses Gelände im 19. Jhd. dem Oberalten Frans Doormann (1749-1826) gehörte*
- **Doraustieg**, *Tonndorf (1996): Fritz Dorau (1911-1988), ab 1948 Pastor der Kirchengemeinde Tonndorf*



- **Dormienstraße**, Blankenese (1949): *Ferdinand Dormien (1851-1931), Kapitän, Vorsitzender des Marinevereins*
- **Dosestraße**, Altona-Altstadt (1950): *Carl Dose (gest. 1750), Bauunternehmer, ließ die Hauptkirche in Altona und die Kirche in Rellingen erbauen*
- **Dotzauerweg**, Wandsbek (1957): *Justus Bernhard Friedrich Dotzauer (1808-1874), Vorbesitzer des Geländes, Musiklehrer*
- **Drachentstieg**, Volksdorf (1928), *mit Bezug auf den Drachentöter St. Georg, dem Schutzpatron des Stadtteils St. Georg*
- **Dragonerstell**, Neustadt (18. Jhd.): *nach den Stallungen der städtischen Garnison.*
- **Dratelnstraße**, Wilhelmsburg (1904): *Nikolaus von Drateln, Vorbesitzer des Geländes*
- **Drehbahn**, Neustadt (17. Jhd.): *nach den Reeperbahnen der Seilmacher zum Drehen der Taue.*
- **Drieschweg**, Eidelstedt (1967): *Prof. Dr. Hans Driesch (1867-1941), Zoologe, Philosoph*



Hans Driesch musste gleich nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wegen seiner pazifistischen und demokratischen Einstellung unter Zwang der Nationalsozialisten seine Emeritierung beantragen. Er durfte nicht weiter lehren.

Verheiratete war Driesch seit 1899 mit der Schriftstellerin Margarete Reifferscheidt (1874–1946). Das Paar hatte zwei Kinder.

- **Dritte Heidenkampbrücke**, *Hammerbrook (1930)*, siehe: *Heidenkampsweg*.
- **Drögestraße**, *Barmbek-Nord (1880)*: *Wilhelm Dröge (1807-1879)*, schenkte das Grundstück zum Bau des Pestalozzistiftes, streckte das Geld hiervoor zinslos vor
- **Drosselbartweg**, *Billstedt (1952)*, *Märchenmotiv*

Die Neue Osnabrücker Zeitung berichtete 2012 über das Märchen König Drosselbart in seinem Artikel „Grimms Märchen neu gelesen: ‚König Drosselbart‘ ist lebensklug und für Frauen ärgerlich zugleich“

„Der Entwicklungsstand der schönen Königstochter wirkt sehr heutig: Da sie noch nicht bindungsbereit ist, beurteilt sie alle Freier nur nach ihrem Äußeren, findet Schönheitsfehler, mäkelte und spottet ohne Erbarmen. Die Lektion, die der privilegierten Hochmütigen erteilt wird, ist gesellschaftlich gesehen nicht verkehrt: Sie lernt als Bettlersfrau gründlich am eigenen Leib das Leben ihrer Untertanen kennen, mit allen Mühen der körperlichen Arbeit. Und sie begreift, wie weh Beschämung tut.

Aus Sicht einer Frau ist die Geschichte allerdings höchst ärgerlich. Oder wäre ein Grimm-Märchen vorstellbar, in dem eine junge Frau ihren Mann derart demütigen und seinen ‚stolzen Sinn beugen‘ darf, wie König Drosselbart es tut? Wohl kaum, denn in den Märchen werden junge Frauen regelmäßig als unreife Kinder gezeigt, die noch erzogen werden müssen. Drosselbart ist von daher der ideale Schwiegersohn, der den Eltern die Zurichtungslast abnimmt, an der sie selbst versagen: Der König hatte seine Tochter in ohnmächtiger Wut dem erstbesten Bettler an den Hals und aus dem Palast geworfen.





Würde man die Geschlechterverhältnisse umkehren, es würde keine Läuterung, keine Reue dabei herauskommen, sondern garantiert neue Strafe. Sie sagt zu ihm: ‚Mach nur gleich ein Feuer an und stell Wasser auf, dass du mir mein Essen kochst; ich bin ganz müde.‘ Der Mann als Dienstmagd, weil sie mal müde ist? Wie bitte, ist der Hochmut der Königstochter noch nicht kuriert?

Schon als (weibliches) Kind spürt man, dass da im Rollenverhältnis etwas ganz und gar nicht anstrebenswert ist zwischen Mann und Frau. Selbst wenn die Eltern oder das Umfeld es hier und da anders vorgelebt haben sollten: Die Angst vor der uralten Macht der Rollenzuweisung solcher oder anderer Literatur bleibt. (...)“ 1)

Quellen:

- 1) <http://www.noz.de/deutschland-welt/kultur/artikel/20190/konig-drosselbart-ist-lebensklug-und-fur-frauen-argerlich-zugleich>

- **Droysenstraße**, *Othmarschen (1950): Prof. Dr. Johann Droysen (1808-1884), Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, Historiker, Prof. in Kiel, Berlin und Jena*

Johann Droysen war ein einflussreicher rechtsliberaler Politiker und trat ein für die Trennung Schleswig und Holsteins von der dänischen Krone.

In erster Ehe war er verheiratet mit **Marie Mendheim** (1820-1847). Er verliebte sich in sie, als er 26 Jahre alt war und sie knappe fünfzehn. 1836, zwei Jahre später wurde Hochzeit gehalten. Das Paar bekam vier Kinder. Zwei Jahre nach dem Tod seiner ersten Frau heiratete er 1849 die 21 Jahre jüngere **Emma Michaelis** (1829-1881), Tochter seines Kieler Freundes, des Gynäkologen Gustav Michaelis und Freundin seiner ersten Frau.

Über seine Gründe, sich wieder neu zu verheiraten schrieb Droysen: „Mein Haus wieder zu gründen, werde ich mich wieder verheiraten; ich habe mir die älteste Tochter meines verstorbenen Freundes Michaelis dazu ausersehen, sie war meiner Frau sehr lieb, sie hat sich lange schon um meine Kinder verdient gemacht, sie hängt an mir mit der größten Liebe.“ 1)

Ein Jahr vor seiner Hochzeit, als er auf einer Reise Köln besucht hatte, hatte er einen intensiven Kennerblick auf die Kölner Frauen geworfen und urteilte: „Wie viele schöne Frauenzimmer sah man den Tag; offenbar sind sie heißer und lüsterner als die Frankfurterinnen.“ 1)

Von seiner Gattin erwartete er: „Art und Sinn ihres Gatten auch in den feinsten Zügen zu verstehen, zuvorkommend zu errathen, reine volle Kraft seinen



Forschungen und Arbeiten frei zu halten, den Knaben zu wehren und die Mädchen zu lehren, sich selbst in bescheidener Frauenweise zurückzuhalten und doch den lebhaftesten Antheil an den Studien des Mannes zu nehmen – datrin hätte keine andere Frau Emma Michaelis nunmehr Emma Droysen, übertreffen können.“ 3) Dazu W. Nippel: „Wieweit dies auf Kenntnis des Droyserschen Familienlebens beruht oder schlicht die Projektion des Idealbildes der Frau eines Gelehrten darstellt, läßt sich nicht sagen.“

Quellen:

- 1) Zit. nach: Wilfried Nippel: Johann Gustav Droysen: ein Leben zwischen Wissenschaft und Politik. München 2008, S. 190.
- 2) Zit. nach: Wilfried Nippel, a. a. O., S. 190.
- 3) Ebenda.

- **Druckerstraße, Billstedt (1948):** nach den Motiven aus dem Druckereigewerbe.

- **Dudenweg, Billstedt (1950):** Konrad Duden (1829-1911), Gymnasiallehrer aus Soest, verdient gemacht um die deutsche Rechtschreibung

Verheiratet seit 1861 mit **Adeline Jakob** (1841–1924). Das paar hatte sechs Kinder.

- **Dürerstraße, Groß Flottbek (1910):** Albrecht Dürer (1471-1528), Maler

In dem Artikel „Nürnberg hält zu Dürer“ von ddp DIE Welt vom 27.2.2003 wird über Dürers angebliche Homosexualität berichtet: „Die geschlechtliche Ausrichtung des großen Renaissance-Künstlers sei irrelevant für die Bedeutung Dürers. Dürer bleibe ‚das Kunstgenie, der große Innovator, Theoretiker und Kosmopolit, der seiner Zeit immer voraus war‘, sagte die Sprecherin des Kulturreferats am Mittwoch. Zudem sei Dürer auch italienischen Schönheiten nicht abhold gewesen, betonte sie: ‚Und wie viele Künstler waren schwul, ohne dass man sich heute daran stoßen würde?‘ Der Leiter des Germanischen Nationalmuseums, Ulrich Großmann, sagte, das Thema habe ‚nicht die allergeringste Relevanz‘, da Dürer als Künstler und nicht als Sexualethiker bekannt geworden sei. Die These von der Homosexualität Dürers hatte der ehemalige Leiter der Nürnberger Kunstsammlungen, Matthias Mende, aufgestellt. Wenige Wochen



vor dem 475. Todestag Dürers am 6. April erklärte Mende in Presseberichten, der große Meister sei ‚Männerliebe zumindest nicht abgeneigt‘ gewesen.

- **Dunckersweg, Horn (1929):** nach der im Seeversicherungsgeschäft tätigen Kaufmannsfamilie, besonders nach Arthur Duncker (1845-1928), Versicherungskaufmann, Kunstförderer

1872 heiratete Arthur Duncker **Anna Speckter** (1850–1927), Tochter des Malers und Grafikers Otto Speckter (1807–70). Das Ehepaar Duncker hatte 3 Kinder. Im Hause in der Fährstraße war es üblich, dass dort die Familienmitglieder Haus-theater – Mutter, Vater und die Kinder - spielten.

- **Dursun-Akcam-Ufer, Wilhelmsburg (2015):** nach Dursun Akcam (1930-2003), türkischer Lehrer, Gewerkschafter, Buchautor, Publizist, Menschenrechtler, politischer Flüchtling, Kulturarbeiter der Bücherhalle Wilhelmsburg.

Dursun Akçam wurde 1930 in dem Dorf Ölçek nahe der Kleinstadt Ardahan im Nordosten der Türkei geboren. Die Region Kars-Ardahan galt in jeglicher Hinsicht als unterentwickelt und so kam es in der Zeit seiner Kindheit und Jugend immer wieder zu Hungersnöten mit unzähligen Opfern. Dadurch konnten auch nur sechs der dreizehn Kinder seiner Eltern überleben. Als Kind erwuchs in ihm der Wunsch, Lehrer zu werden, indes war er zunächst Landarbeiter. Die schwere Feldarbeit, die damals noch weitestgehend von Hand erledigt werden musste, verarbeitete er 1955 in seinem ersten Roman unter dem Titel „Komödie“. Dieser Roman war der Anfang einer systematischen Aufarbeitung eigener Lebenserfahrungen, verbunden mit einer präzisen Beobachtungsgabe des Lebens im Nordosten Anatoliens, wo der Kampf gegen Naturgewalten, Hunger und Elend sowie die strengen Regeln eines geschlossenen Gesellschaftssystems unter dem Druck von Religion, Verwaltung und Großgrundbesitzern den Alltag der Dorfbewohnerinnen und -bewohner bestimmten. Dursun Akçam fühlte sich den Menschen dort zutiefst verbunden, und er setzte ihnen in seinem literarischen und später journalistischen Werk Denkmäler. Von 1945 bis 1950 absolvierte er eine Lehrerausbildung am „Eğitim Enstitüsü“, danach folgten Anstellungen als Lehrer an verschiedenen Dorfinstituten seiner Heimatregion. Zwischen 1956 und 1958 studierte Akçam Literaturwissenschaften und arbeitete danach an verschiedenen Schulen seiner Heimatregion als Lehrer und später auch als Rektor bevor seine Familie



dann 1963 nach Ankara zog und er 1971 verhaftet wurde. Dursun Akçam kam nach dem Militärputsch 1971 wegen seiner Funktion als 2. Vorsitzender der Lehrgewerkschaft in Haft. Nach seiner Entlassung aus der Haft wurde Akçam auch von seiner Arbeit suspendiert, kurze Zeit später jedoch wieder eingestellt, aber nun in entlegene Gebiete der Türkei entsandt. Aus den ständigen Repressalien seitens seines Arbeitgebers, der türkischen Schulbehörde, zog Akçam die Konsequenz seine Arbeit als Lehrer zu quittieren und als freier Journalist zu arbeiten.

Im Fokus seiner journalistischen aber auch literarischen Arbeiten stand die Verbesserung der Lebensverhältnisse seiner Landsleute, gerechtere und verbesserte Bildungschancen, die Gleichstellung von Frau und Mann in der türkischen Gesellschaft, aber auch die Suche nach Wegen zu mehr Prosperität für seine Heimatregion. 1979 gründete Dursun Akçam mit anderen den „Demokrat“, eine linksliberale Tageszeitung. Nach dem 3. Militärputsch in der Türkei 1980 wurde der „Demokrat“ verboten. Sein 1980 veröffentlichtes Buch „Alaman Ocagi“ (Deutsches Heim - Glück allein), das vom alltäglichen deutschen Rassismus gegenüber Akçams Landsleuten handelt, wurde ebenfalls von der Militärjunta verboten. Akçam wurde angeklagt, mit diesem Buch die nationalen Gefühle verletzt und die Türkei beleidigt zu haben. Gegen ihn wurde ein bis 1991 geltendes Einreiseverbot verhängt. Seine Familie konnte Dursun Akçam für die Zeit seines Exils in Hamburg nicht wiedersehen.

In seinem Hamburger Exil publizierte Dursun Akçam den „Demokrat Türkiye“, und mit Hilfe von Rene und Heinrich Böll gelang es ihm 1982, „Alaman Ocagi“ zweisprachig zu veröffentlichen. Obwohl Dursun Akçam in materieller und ideeller Hinsicht viel Schützenhilfe durch die deutsche Tageszeitung die taz erhielt, gelang es ihm nicht, an seine publizistischen Erfolge in der Türkei anzuknüpfen. Durch Vermittlung prominenter Hamburger, wie Freimut Duve und Dr. Bodo Schumann, fand Akçam eine Anstellung bei den Bücherhallen Wilhelmsburg und Kirchdorf. Seine Aufgaben waren die Bestandspflege der türkischen Literatur, die literarische Beratung türkischsprachiger Kundinnen und Kunden und das Vorlesen für Kinder und Jugendliche. Der bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Bücherhalle als höchst geschätzter und ebenso eloquente Akçam baute die Verständigungsschwierigkeit mit seinen Landsleute ab und die Kontakte zu türkischen Initiativen und Institutionen aus. Er organisierte zweisprachige Dichterlesungen bekannter türkischer Autoren, sowie Kunstausstellungen und in Zusammenarbeit mit dem Bürgerhaus Wilhelmsburg, Gedicht-, Aufsatz-, Vorlese- und Malwettbewerbe für Schülerinnen und Schüler Wilhelmsburger Schulen und internationale Feste mit hochkarätiger



musikalischer Begleitung. In seiner Zeit auf Wilhelmsburg erwies er sich als Brückenbauer zwischen den Kulturen.

Dursun Akçam ging nach seiner Pensionierung 1995 zurück in die Türkei und gründete 1999 mit anderen die Menschenrechtsstiftung TIHAK: Türkiye İnsan Hakları Kurumu. Dursun Akçam war zeitlebens ein starker Raucher und so starb er an der Folgen einer Krebserkrankung 2003 in Ankara.

Marco Moreno

- **Duschweg**, *Altona-Altstadt/Altona-Nord (1951): Prof. Dr. Johann Jacob Dusch (1725-1787), Professor am Altonaer Christianeum, Dichter*
- **Dusiplatz**, *Bergedorf (1968): Carl Friedrich Dusi (1860-1917), Stadtbaumeister*
- **Dwengerkamp**, *Allermöhe (1998): Wilhelm Dwenger (1893-1970), Pastor in Allermöhe*



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Ebelingplatz, Hamm (1977):** *Christoph Daniel Ebeling (1741-1817), Gymnasialprofessor, Stadtbibliothekar*  
*Ledig*
  
- **Ebelingstraße, Harburg (1899):** *Heinrich Adolf Ebeling (1852-1918), Vorbesitzer des Geländes*
  
- **Eberhardstraße, Wandsbek (1951):** *männlicher Vorname*
  
- **Ebersteinweg, Niendorf (1948):** *Ernst Albrecht von Eberstein (1605-1676), Generalfeldmarschall, Landdrost in Pinneberg (1658-1665)*  
Heerführer im Dreißigjährigen Krieg.  
Verheiratet in erster Ehe ab 1633 mit **Anna Maria von Calenberg** (gestorben 1637 im Feldlager vor Torgau). In zweiter Ehe (Hochzeit in der Festung Minden) verheiratet ab 1638 mit **Otilie Elisabeth von Ditfurth** (1618-1675). Mit ihr hatte Eberstein neun Kinder. Insgesamt hatte Eberstein acht Söhne und sechs Töchter.
  
- **Ebertallee, Bahrenfeld (1945):** *Friedrich Ebert (1871-1925), erster Reichspräsident (1919-1925)*  
Als Ebert in Bremen eine Stelle hatte und dann Pächter der Gastwirtschaft „Zur guten Hilfe“ in der Brautstraße wurde, die Treffpunkt für Gewerkschafter und Sozialdemokraten wurde, konnte er es sich finanziell leisten zu heiraten. 1894



feierte Ebert mit **Louise Rump** (1873-1955) Hochzeit. Wenige Monate später kam das erste Kind zur Welt. Das Paar bekam vier Söhne und eine Tochter (1894, 1896, 1897, 1899 und 1900). Zwei Söhne wurden als Soldaten im Ersten Weltkrieg getötet.

Louise Rump kam aus ärmlichen Verhältnissen. Schon früh arbeitete sie als Jungmagd, dann als Hausangestellte und später als Kistenkleberin in einer Tabakfabrik. Hier wurde sie gewerkschaftlich aktiv. Sie kämpfte für bessere Arbeitsbedingungen und Lohngleichheit für Frauen und Männer. 1893 wurde sie 2. Vorsitzende im „Centralverband der in Holzbearbeitungsfabriken und auf Holzplätzen beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen“. Zwei Jahre zuvor hatte sie auf einer Gewerkschaftsversammlung der Textilarbeiterinnen ihren zukünftigen Ehemann Friedrich Ebert kennengelernt.

Nach der Heirat übernahm Louise die Arbeit in der Gaststätte, denn ihr Mann war wegen seiner Parteiarbeit für die SPD, deren Mitglied auch Louise war, sehr engagiert. Louise hingegen hatte für Partei- oder Gewerkschaftsarbeit keine Zeit. Sie führte den Haushalt, die Gastwirtschaft, in der sie auch selbstgekochte Speisen anbot, überstand Schwangerschaften und Kindsgeburten, zog die Kinder auf, versorgte ihren Ehemann und war ihm eine emotionale Stütze. Louise Ebert leistete also Basisarbeit für das Fortkommen ihres Gatten.

„Zu Ende des Jahres 1899, als Louise Eberts Gesundheit aufgrund der Doppelbelastung als Gastwirtsfrau und Mutter von fünf Kindern in eine Krise geriet, gab Ebert den Gastwirtsbetrieb auf und wurde hauptamtlich (...) als Arbeitersekretär (...) angestellt.“ 1)

Friedrich Eberts Einstellung zur Frauenfrage beantwortet Friedrich Winterhagen in seiner Biographie über Louise Ebert wie folgt: „Einerseits gibt es Belege dafür, daß Ebert die Mitbestimmung der Frauen innerhalb der SPD durchaus im fortschrittlichen Sinnen unterstützte. Als im Jahre 1909 die Regelung erwogen wurde, daß den jeweiligen Vorständen auf jeder Ebene eine Frau angehören müsse (...), stimmte Ebert dem (...) voll und ganz zu. Dies, so sagte er, sei ‚eine Art parteirechtlichen Frauenschutzes‘, der gerechtfertigt sei, da für viele Ortsverbände der ‚sanfte Druck‘ sehr notwendig sei, damit sie ‚ihren kleinbürgerlichen Adam auch in dieser Hinsicht ausziehen‘. (...)

Auf der anderen Seite gebärdete er sich – besonders zu Hause – eher dominierend und patriarchalisch. (...) Bereits früher, im Jahre 1892, hatte Ebert in seiner Schrift ‚Die Lage der Arbeiter im Bremer Bäckergewerbe‘ (...) hervorgehoben, daß für die Sauberkeit in den Unterkünften die Frauen der Meister zuständig seien (...).“ 2)

Als nach der Novemberrevolution Friedrich Ebert Deutschlands erster Reichspräsident wurde, übernahm Louise Ebert als erste Frau in Deutschland



die Rolle der „First Lady.“ In der Monarchie hatten diese Aufgabe Prinzessinnen und Königinnen gehabt. Nun musste Louise Ebert einen Repräsentationsstil entwickeln, der einer Republik angemessen war. „Die Familie zog in das Palais des Grafen Schwerin in die Wilhelmstraße ein. Anfänglich tat sie sich schwer mit ihrem neuen Status, so wollte sie zunächst gemeinsam mit dem Dienstpersonal essen. Sie kochte weiterhin selbst und ging einkaufen. Um die vielen repräsentativen Aufgaben wahrnehmen zu können, ließ sie sich von ihr nahestehenden Frauen beraten.“ 3) Louise Ebert setzte „unter scharfer Beobachtung der gehobenen Kreise, die den kaiserlichen Prunk kannten, unbeirrt von den Attacken der Republikgegner, (...) ihre eigenen Maßstäbe.“ 4)

Friedrich Winterhagen zitiert den damaligen Außenminister Friedrich Rosen, der über einen Abend mit Louise Ebert berichtete: „Frau Ebert, der Typ einer guten deutschen Bürgerfrau, saß in einer Sofaecke und nahm den Händedruck ihrer vielen Bekannten entgegen. Die Einfachheit ihrer Kleidung und Haartracht entsprach ihrer Vergangenheit als Gattin eines aus dem Arbeiterstande hervorgegangenen Abgeordneten. (...) In ihrem Benehmen war sie ebenso unbefangen wie anspruchslos. (...) In ihrer Unterhaltung suchte sie nicht die bescheidenen Stellungen, in denen sie sich als junges Mädchen befunden hatte, zu verschweigen. (...) Als sie dann später die Diplomaten und deren Damen, sowie andere Mitglieder der sogenannten ersten Gesellschaft, zu empfangen hatte, erregte sie allgemeinen Beifall durch ihre schlichte Art und das Geschick, mit dem sie die Unterhaltung mit den verschiedensten Personen zu führen verstand. (...)“ 5)

Und Max Liebermann (siehe: Liebermannstraße, in Bd. 3 online) äußerte sich über Louise und Friedrich Ebert: „Habe ihn (Ebert) oft besucht, ganz sans facon. Fabelhafter Kerl, gescheit, echt, temperamentvoll – in der Familie jähzornig -, ein Charakter. Wie er sich bei öffentlichen Empfängen zwischen seinen Feinden bewegte, harmlos und selbstverständlich, das hätte ihm keiner nachgemacht ... Aber unsagbar häßlich. Habe zweimal Portraitauftrag abgelehnt. Frau Ebert war noch besser. War mal bei einer Gartengesellschaft beim Reichspräsidenten. Am Nebentisch saßen die Frau des englischen Botschafters, eine unerhört aristokratische ältere Dame, die holländische Gesandtin, und Frau Ebert. Man sprach von der berufstätigen Frau und der Fürsorge. Frau Ebert: ‚Ich kann mitreden, war selber jahrelang Stenotypistin.‘“ 6)

Elly Heuss-Knapp (siehe: Elly-Heuss-Knapp-Ring, in Bd. 2) urteilte über Louise Ebert 1920 in einem Brief an ihren Vater: „ (...) neulich war ich einen ganzen Nachmittag mit Frau Ebert, Präsidentin, zusammen. Du wärst ganz begeistert von so viel natürlicher Würde, Ruhe, sanfter Heiterkeit, natürlichem Verstand.“ 7)





„Louise Ebert war Mitbegründerin der AWO (1919) und übte die Schirmherrschaft über die ‚Deutsche Kinderhilfe‘ aus. Mit ihrem Schutz für soziale Einrichtungen begründete sie eine Tradition, der bis heute die Ehefrauen der Bundespräsidenten folgen. Nach dem Tod von Friedrich Ebert blieb Louise Ebert sozial engagiert und nutzte ihre Bekanntheit als Präsidentenwitwe, um sozialen Anliegen Nachdruck zu verleihen.“ 8)

Nach dem Tod von Friedrich Ebert 1925 musste sie sofort aus dem Palais ausziehen. Sie fand eine andere Wohnung in Berlin- Wilmersdorf. Ihre materiellen Verhältnisse waren damals zwar gesichert. Sie „erhielt in den ersten Jahren 500 RM Pension, den Höchstsatz der damaligen Beamtenpensionen (...). – Kurt Tucholsky hat damals scharfsinnig bemerkt, daß dieser Betrag zwar für Frau Ebert auskömmlich, aber für ‚die Frau des ersten Präsidenten der Republik‘ nicht ausreichend war, denn für wohlhabende Leute sei dieser Betrag ‚ein Benzengeld‘. Er schrieb in diesem Zusammenhang: ‚Von Frau Ebert ist nicht ein einziger Zug in die Öffentlichkeit gedrungen, der auch nur im entferntesten so peinlich berührt hätte wie die Hochnäsigkeit ostelbischer Gutsfrauen. Frau Ebert verdient eine Gabe der Republik. Sie wird sie nicht erhalten.‘

Allmählich schritt man aber doch zu einer bedeutenden Erhöhung ihrer Witwenbezüge. (...)“ 9)

Louise Eberts Kinder waren nun „groß“ und gingen ihrer eigenen Wege. 1931 starb die Tochter, ein großer Verlust.

„Mit der Machtübernahme der Nazis waren sie und ihr Sohn Repressalien ausgesetzt. Eine erste Hausdurchsuchung der SA fand im April 1933 statt. Ihr Sohn Friedrich, der Leiter der ‚Brandenburger Zeitung‘ gewesen war, wurde in ihrer Wohnung verhaftet und kam in die Konzentrationslager Oranienburg, Böggermoor und Lichtenburg. Louise versuchte alles, die Haftentlassung ihres Sohnes zu erreichen. Louise zog von Wilmersdorf nach Treptow, wo sie ein Haus mietete. Dorthin kam auch Friedrich, der schließlich unter Auflagen freigelassen worden war. Ihre beiden Söhne wurden 1939 eingezogen. 1943 entschloss sie sich wegen der Bombardierungen zunächst nach Lahr im Schwarzwald zu Verwandten ihrer Schwiegertochter zu ziehen (...). 1945 zog sie nach Heidelberg, ebenso ihr Sohn Karl mit seiner zweiten Frau. Er wurde SPD-Landtagsabgeordneter in Stuttgart. Ihr Sohn Friedrich lebte in Potsdam und wurde SED-Mitglied und später Landtagspräsident in Brandenburg. (...) Sie starb 1955 an einem Herzinfarkt (...)“ 10)

1987 wurde in Weyhe eine Louise-Ebert-Straße eingeweiht.

Quellen:

1) Friedrich Winterhagen: Louise Ebert (1873-1955). Von der niedersächsischen Häuslerkate zum Präsidentenpalais in Berlin. Sankt Augustin 1995, S. 15.



- 2) Friedrich Winterhagen, a. a. O., S. 20f.
- 3) Edith Laudowicz über Louise Ebert, unter: <http://www.bremer-frauenmuseum.de/frauenhandbuch/ebert.html>
- 4) Beate Borkowski über Louise Ebert, unter: <http://www.frauen-im-aufbruch-ausstellung.de/frauen/louise-ebert/>
- 5) zit. nach: Friedrich Winterhagen, a. a. O., S. 46f.
- 6) zit. nach Friedrich Winterhagen, a. a. O., S. 48.
- 7) zit. nach Friedrich Winterhagen, a. a. O., S. 52.
- 8) Beate Borkowski, a. a. O.
- 9) Friedrich Winterhagen, a. a. O., S. 75f.
- 10) Edith Laudowicz, a. a. O.

- **Eckenerstraße, Tonndorf (vor 1938): Dr. Hugo Eckener (1868-1954), Mitarbeiter von Graf Zeppelin, Pilot von Luftschiffen**

In der Neuen Deutsche Biographie steht über Eckeners politisches Handeln: „Als es zu Anfang 1932 eine Zeitlang ungewiß war, ob Hindenburg wieder als Reichspräsident kandidieren würde, sagte E. auf Sondierung aus dem Preußischen Innenministerium einer etwaigen Gegenkandidatur gegen Hitler bedingt zu; Brüning freilich erhob Einwendungen gegen E.s ‚unpolitische‘ Person. Durch den Beschluß Hindenburgs, sich doch wieder aufstellen zu lassen, und seine Wiederwahl (April 1932) entfiel die Chance, die der deutschen Politik jener Zeit im Zeichen einer Reichspräsidentenschaft E.s gegenüber Hitler etwa geboten gewesen wäre. E. hat dann, gefährdet genug, auch im ‚Dritten Reich‘ charakterlich voll bestanden. Er blieb auch von dem Willen und der Überzeugung getragen, mit den völkerverbindenden Fahrten des Zeppelinluftschiffes, symbolhaft und praktisch zugleich, dem Frieden in der Welt zu dienen.“ 1)

In Wikipedia steht zu Eckeners Beziehung zum Nationalsozialismus: „Gemäß seinen Angaben im Fragebogen zur Entnazifizierung war er völlig unpolitisch und gehörte weder der NSDAP noch irgendeiner Nebenorganisation an und hatte auch seit 1932 an keinen politischen Wahlen teilgenommen. Dem Umstand, dass er 1939 zum Wehrwirtschaftsführer ernannt wurde, maß er keine Bedeutung bei.“ 2)

Auf der Website des Eckenergymnasiums heißt es zu ihrem Namensgeber: „Wie viele andere passt Eckener seine politische Haltung jedoch nach 1933 dem nationalsozialistischen System an. Sein internationales Ansehen und seine spektakulären Fahrten werden von den Nazis zu Propagandazwecken vereinnahmt.“

### 1937

Am 6. Mai explodiert das Luftschiff ‚Hindenburg‘ kurz vor der wiederholten Landung in New Jersey, 36 Menschen kommen ums Leben. Das Unglück von



Lakehurst leitet den Niedergang der Luftschiffahrt ein: Der Bau von Zeppelin wird eingestellt, weitere Passagierfahrten werden verboten. Nach Kriegsbeginn werden die beiden noch vorhandenen Luftschiffe abgewrackt, das Interesse an den militärisch nutzlosen Luftschiffen flaut ab. Die Zeit der Zeppeline ist zu Ende.

### 1939

Kurz vor Beginn des Zweiten Weltkrieges zieht sich Eckener aus der Öffentlichkeit zurück. Er konzentriert sich fortan auf die Leitung des Unternehmens, das nach Kriegsausbruch Teil der Rüstungsindustrie wird. Eckener, inzwischen weit über 70, wird zum ‚Wehrwirtschaftsführer‘ ernannt.“ 3)

Verheiratet war Eckener mit **Johanna Maaß** (1871-1956). Das Paar bekam drei Kinder, darunter Lotte, verheiratete Simon, eine künstlerische Photographin und Verlegerin.

Als **Lotte Eckener** (1906-1995) achtzehn Jahre alt war, zog sie nach München und absolvierte eine Ausbildung an der Bayerischen Staatslehranstalt für Lichtbildwesen. Danach arbeitete sie in den zwanziger Jahren bei dem bedeutenden Berliner Fotografen Alexander Binder. In dieser Zeit portraitierte sie zahlreiche „Größen“ der zwanziger- Jahre. Ihre Liebe galt aber der Natur. Besonders das Fotografieren von Bäumen war eine Leidenschaft von ihr. „Anfang der 30er Jahre bereiste sie ausgiebig fremde Länder. Zu Land, zu Wasser oder in der Luft, teils an der Seite ihres Vaters, besuchte sie New York, Ägypten, Java, Bali, erkundete das Mittelmeer und verbrachte fast ein Jahr in Rom.“ 4)

Nach ihrer Heirat (Hochzeit 1935) mit dem Konstanzer Zahnarzt Paul Simon, beschäftigte sie sich mit der Landschaft um den Bodensee. „Seit Ende der 1940er Jahre führte sie mit Martha Koch den Simon und Koch Verlag und publizierte Arbeiten bekannter ‚Höri-Künstler‘. Zahlreiche Foto- und Kunstbildbände sowie Landschafts- und Kunstpostkarten gehörten zum Verlagsprogramm. Aus Altersgründen beendete sie 1967 die Verlagsarbeit, dennoch ging ihre fotografische Arbeit weiter, allerdings ließ sie seither ihre typischen Motive überwiegend in einem farbigen Licht erscheinen.“5)

### Quellen:

- 1) Reimer, Walther, "Eckener, Hugo" in: Neue Deutsche Biographie 4 (1959), S. 288 [Onlinefassung]; URL: <http://www.deutsche-biographie.de/ppn118528750.html>
- 2) Wikipedia: Eckener, (Stand 5.7.2015)
- 3) [www.eckener-gymnasium.de/index.php?id=30](http://www.eckener-gymnasium.de/index.php?id=30)
- 4) <http://fotografie-am-bodensee.de/lotte-eckener/>
- 5) ebenda.



- **Eckermannstraße, Wilhelmsburg (1949):** *Johann Peter Eckermann (1792-1854), Schriftsteller, Sekretär Goethes*

1819 verlobte sich Eckermann mit **Johanna Bertram** (1801-1834), einer Schwester von Freunden Eckermanns. Doch erst dreizehn Jahre später konnte das Paar 1831 heiraten. Der Grund für die lange Verlobungszeit lag in dem geringen Verdienst Eckermanns. Er, Goethes „getreuer Eckehardt“ arbeitete zwar neun Jahre für Goethe und schuf dabei eigenständige Werke, doch Goethe gab ihm keine Anstellung, geschweige denn bezahlte ihn angemessen für die geleistete Arbeit. Selbst vereinbarte Honorare wurden von Goethe nicht beglichen. So ernährte sich Eckermann mehr schlecht als recht mit Gelegenheitsarbeiten – er gab z. B. Deutschunterricht für durchreisende Engländer. Als Eckermann seine Braut nach Weimar holte, mussten sie auch dann noch in Armut leben. Nach einer Fehlgeburt kam drei Jahre nach der Hochzeit ein Sohn auf die Welt. Einen Monat nach der Entbindung starb Johanna Eckermann.
- **Eckhoffplatz, Lurup (1962):** *Claus Eckhoff (1866-1950), Gemeindevorsteher in Lurup (1897-1927)*
- **Eckmannsweg, Barmbek-Nord (1927):** *Otto Eckmann (1865-1902), Hamburger Maler und Zeichner*

Verheiratet seit 1898 mit **Elsa v. Kretschmann** (1832–99). Das Paar blieb kinderlos
- **Eddelbüttelkamp, Marmstorf (1950):** *Johann Christoph Eddelbüttel (1856-1930), Hufner, Gemeindevorsteher von Marmstorf*
- **Eddelbüttelstraße, Harburg (1889):** *Carl Eduard Eddelbüttel (1832-1893), Bürgervorsteher in Harburg*



- **Edgar-Engelhard-Kai**, *Altona-Altstadt/Altona-Nord (1991): Edgar Engelhard (1917-1979), Senator, Zweiter Bürgermeister von Hamburg*

Edgar Engelhard gehörte in seiner Jugend der Bündischen Jugend an. In Wikipedia steht: „Nachdem diese [die Bündische Jugend] durch die Nationalsozialisten aufgelöst worden war, reorganisierte er in Hamburg eine bündische Gruppe, die sich fortan heimlich traf. Durch einen Nachbarn im Januar 1937 bei der Gestapo denunziert, wurde er verhaftet und wegen Vergehens gegen das Heimtückegesetz angeklagt. Noch während des Prozesses wurde er in ein Konzentrationslager eingeliefert. Sein Rechtsanwalt erreichte jedoch beim Hamburger Gestapo-Chef Bruno Streckenbach die Freilassung Engelhards. (...) Im Zweiten Weltkrieg war er Soldat. Zunächst an der Westfront eingesetzt, wurde er wegen kritischer Äußerungen zu einem Truppenteil der rumänischen Armee an die Ostfront und schließlich zum Verbindungsstab der deutschen Wehrmacht in Zagreb versetzt. Er lehnte es im Krieg insgesamt achtmal ab, Offizier zu werden, und begründete dies nach dem Krieg mit seiner Gegnerschaft zum Regime. Im November 1944 wurde schließlich seine Ernennung zum Offiziersanwärter befohlen.

Bei Kriegsende entzog sich Engelhard durch Flucht der drohenden sowjetischen Kriegsgefangenschaft und schlug sich nach Hamburg durch. Dort wurde er Prokurist einer Überseefirma. Er engagierte sich im „Komitee ehemaliger politischer Gefangener“, aus dem 1947 die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) wurde. Am 21. September 1950 verließ er die VVN wegen des immer größer werdenden kommunistischen Einflusses dort. Um deutlich zu machen, dass er mit diesem Austritt jedoch nicht seine linksliberalen, pazifistischen politischen Ansichten aufgab, trat er am 11. Oktober 1950 der Deutschen Friedensgesellschaft bei. Nach seinem Ausscheiden aus dem Senat arbeitete er als Unternehmensberater.“ 1)

Engelhard war verheiratet.

Quellen:

- 1) Wikipedia: Engelhardt (Stand: 5.7.2015)

- **Edgar-Roß-Straße**, *Eppendorf (1909): Edgar Roß (1807-1885), Vertreter Hamburgs im Parlament in der Paulskirche, Reichstagsabgeordneter, Bürgerschaftsabgeordneter, Kaufmann im Überseehandel*

Er setzte sich für den Freihandel ein.



Verheiratet war er seit 1838 mit **Mary Steward** aus Dublin (gest. 1894). Das Paar hatte zwei Söhne und zwei Töchter.

- **Edmund-Siemers-Allee**, *Rotherbaum (1907): Edmund J. A. Siemers (1840-1918), Kaufmann, Stifter des Universitätshauptgebäudes und anderer Bauten*

Verheiratet seit 1865 mit **Susanne Margarete Eckmeyer** (1839-1920). Das Paar bekam zwei Söhne und zwei Töchter.

- **Eduard-F.-Pulvermann-Weg**, *Nienstedten (2004): Eduard F. Pulvermann (1882-1944), jüdischer Kaufmann, Opfer des Nationalsozialismus, schuf „Pulvermanns Grab“: Hindernis auf dem Parcours des Deutschen Springderbys in Klein Flottbek*

Stolperstein vor: Geffckenstraße 15

Eduard F. Pulvermann wurde am 2. September 1882 in der Fährstraße auf der Uhlenhorst geboren und im Januar 1883 in der Kirche St. Georg evangelisch-lutherisch getauft. Er besuchte die private Realschule des Dr. Bieber, ruderte beim Germania Ruder Club, segelte im Norddeutschen Regatta Verein und entdeckte früh sein Interesse für den Reitsport.

Eduards Vater, der Kaufmann Albert Pulvermann, war 1871 aus der preußischen Provinz Posen nach New York ausgewandert und dort in die Im- und Exportfirma Markt & Co. eingetreten. Seine Mutter, Anna Franziska, wurde in Milwaukee als Tochter des John (Johann) Markt aus Ried im Innkreis geboren. John Markt hatte die Firma 1860 gegründet und 1882 die Geschäftsführung des Familienunternehmens seinem Schwager in New York und seinem Schwiegersohn Albert Pulvermann in Hamburg übergeben, wo seit 1874 eine Niederlassung bestand.

Nach Abschluss der Handelsschule erhielt Eduard eine berufliche Ausbildung in der väterlichen Firma in Hamburg sowie bei Markt & Co. in London, Paris und New York.

Als Sohn amerikanischer Staatsbürger besaß Eduard von Geburt an die amerikanische Staatsbürgerschaft. 1903 wurde er auf eigenen Wunsch als hamburgischer Staatsangehöriger naturalisiert. Seinen Militärdienst leistete er bei den 16er Husaren in Schleswig, beim Jäger-Regiment zu Pferde in Langensalza und bei den 17er Dragonern in Ludwigslust. Als Eduard Pulvermann 1908 Freiin Ruth von Cramm heiratete, war er Prokurist bei Markt & Co. in



Hamburg. Nach der Geburt der Kinder Franziska und Curt zog Familie Pulvermann 1910 aus der Mietwohnung am Loogestieg 8 in Eppendorf in das Einfamilienhaus in der benachbarten Geffckenstraße 15. Von 1912 bis 1925 war Eduard Pulvermann Mitglied der Freimaurerloge Emanuel zur Maienblume.

Nach einem kurzen Gastspiel im Hamburger Polo Club richteten sich Eduard Pulvermanns sportliche Aktivitäten ganz auf Hindernisrennen und Springreiten. Mit Erfolg nahm er an den Geländeritten des Hamburg-Wandsbeker Schleppjagdvereins teil. Sein erstes Spring-Turnier ritt Pulvermann 1912 in Travemünde. In den kommenden 25 Jahren prägten Siege, Trophäen, Preise und Pokale auf den bekannten deutschen und europäischen Turnierplätzen seine Reiterkarriere. Weltweit bekannt wurde Eduard Pulvermann als Gründer des Deutschen Springderbys, dessen Parcours er entworfen und gestaltet hatte. Ehe das Springderby 1920 zum ersten Mal ausgetragen werden konnte, wurde die Welt 1914 vom Kriegsausbruch erschüttert.

Die Mobilmachung erreichte Pulvermann bei der Vorbereitung eines Turniers in Travemünde. Er ahnte, dass „etwas Gewaltiges, Unfassbares“ geschehen würde und war weit davon entfernt, den Krieg zu verherrlichen. Pulvermann nahm an den großen Schlachten an der Ost- und Westfront teil. Während der Revolution 1918 wurden auch ihm Degen und Achselstücke genommen – eines der bittersten Kriegserlebnisse für den Kavallerieoffizier.

Als Pulvermann im März 1919, körperlich unversehrt, ins Zivilleben zurückkehrte, herrschte in Hamburg Hungersnot. Dessen ungeachtet setzte er fort, was er 1914 hatte abbrechen müssen – die Vorbereitung für ein Springturnier in Travemünde. Hier entwarf Pulvermann eine der holsteinischen Landschaft ähnelnde Kombination von Hecke-Graben-Hecke, die als das 14. Hindernis des Deutschen Springderbys unter dem Namen Pulvermanns Grab bekannt ist.

Seinen Freundeskreis fand Eduard Pulvermann unter Reitern, vor allem Sigismund Prinz von Preußen, Erich von Buddenbrock-Pläswitz, Rudolf Graf Goertz, Ottmar von Loessl, H. Otto Traun. Partnerin beim Gruppenspringen war Armgard Prinzessin zu Lippe-Biesterfeld, eine Verwandte seiner Frau Ruth und Patentante seiner jüngsten Tochter. Als Reaktion auf den Friedensvertrag von Versailles wurde Pulvermann Mitglied in der Deutsch-Nationalen Volkspartei (DNVP), ohne sich politisch zu exponieren. Stärker engagiert war er als Mitbegründer des „Nationalklub von 1919“, einem konservativen Herrenclub in Hamburg.

1921 erwarb Eduard Pulvermann das adelige Gut Westensee bei Rendsburg, wo er Rinder und die Westenseer Herde des großen weißen Edelschweins züchtete. Der Besitzer und Reiter vieler guter Springpferde gründete in Westensee ein eigenes Gestüt zur Zucht des deutschen Halbblutpferdes. Seine bekanntesten



Turnierpferde waren Coraggio, Heiliger Speer, Tristan, Kampfgesell und Weißer Hirsch. Eine kleine Bronzestatue des Bildhauers Willibald Fritsch zeigt Pulvermann auf Tristan. Vom Hamburger Maler Hermann Junker ließ er sich im roten Reiterrock mit Zylinder auf Weißer Hirsch malen. Mit dem Erwerb des Gutes übernahm Eduard Pulvermann das Patronat der St. Catharinenkirche in Westensee. Gemeinsam mit seinem Bruder John stiftete Eduard Pulvermann ein bürgerliches Wappen. Bei John wendete sich das über Helm und Schild aufsteigende Einhorn nach rechts, bei Eduard nach links. Den Wappenspruch „In pluribus unum“ („Vieles in Einem“) hatte Großvater John Markt als Motto für seine Firma dem US-amerikanischen Siegel entnommen.

Nach dem Ersten Weltkrieg waren die europäischen Märkte für amerikanische Waren, die Markt & Co. bisher importiert hatte, zusammengebrochen. Deswegen gründeten die Brüder in Bad Oldesloe das HERO Armaturenwerk. Die in der eigenen Bronzegießerei gefertigten Armaturen und Ventile sowie Produkte anderer Hersteller exportierten sie überwiegend nach Südamerika. Diese Geschäfte und sein Aktienanteil an Markt & Co. New York sicherten Eduard Pulvermann und seiner Familie, trotz Inflation und Weltwirtschaftskrise, einen hohen Lebensstandard in Hamburg und auf Gut Westensee, als international bekannter Turnierreiter und bei Geschäftsreisen auf den Luxusdampfern der 1920er und 1930er Jahre.

Diese glückliche Zeit wurde 1927 durch den frühen Tod seiner Frau Ruth getrübt. 1929 heiratete Eduard Pulvermann Sibylla Freiin von Alten. Aus der Ehe gingen die Töchter Jutta und Armgard hervor.

1932 war Eduard Pulvermann Präsident des Handelshauses Markt & Co. in Hamburg, Vize-Präsident der Markt & Hammacher Company, in der die weltweiten Aktivitäten des Stammhauses in New York gebündelt waren, Aufsichtsrat bei Markt & Co. Kopenhagen, Präsident der HERO SAC Buenos Aires, Direktor des HERO Armaturenwerks Bad Oldesloe und Teilhaber der Schleifmittel AG, vormals Pike & Escher in Sonneberg. Die nationalsozialistischen Devisen- und Handelsgesetze brachten 1938 die Exportfirma Markt & Co. in wirtschaftliche Schwierigkeiten. In diesem Zusammenhang äußerte die Handelskammer Hamburg Zweifel am "arischen Charakter der amerikanischen Firma, die auf Märkten tätig sein will, die bisher von deutschen Firmen bearbeitet werden".

Auf Anfrage der „Reichsstelle für Sippenforschung“ bestätigte das Standesamt Hamburg im August 1939, dass Eduard Pulvermanns verstorbene Eltern christlichen Glaubens waren. Nach der Besetzung Polens durch die deutsche Wehrmacht wurde im Amtsgericht Ostrowo, dem Geburtsort des Vaters Albert Pulvermann, der Nachweis gefunden, dass die väterlichen Vorfahren einer





alteingesessenen jüdischen Kaufmannsfamilie entstammten. Der Urgroßvater Abraham Pulvermann war einer der ersten wohlhabenden „jüdischen Familienväter“, die 1834 die preußische Staatsbürgerschaft erhielten. Der Großvater Moritz Pulvermann, Liqueurfabrikant und Vorsitzender der Jüdischen Synagogengemeinde, war verheiratet mit Sophie Jaffé, ebenfalls aus alter, wohlhabender jüdischer Familie.

Obwohl sein Vater Albert zum christlichen Glauben konvertiert war, galt Eduard Pulvermann wegen seiner jüdischen Großeltern den nationalsozialistischen Rasse-Ideologen als „Halbjude“, bzw. als „assimilierter jüdischer Mischling ersten Grades mit christlichem Bekenntnis und vorläufiger Reichsbürgerschaft“. Pulvermann geriet in das Visier der Gestapo. Im März 1941 wurde das Gut Westensee von Gestapobeamten unter Führung des Leiters des „Judenreferats“ Claus Göttsche durchsucht.

Eduard Pulvermann wurde auf dem Lehrter Bahnhof in Berlin von den Hamburger Gestapobeamten Stephan (Judenreferat) und Westphal (Zollfahndung) zur Klärung einiger Fragen in „Schutzhaft“ genommen und nach Hamburg in die Gestapozentrale im Stadthaus gebracht. Von dort kam Eduard Pulvermann ins Polizeigefängnis Fuhlsbüttel und im Juli 1941 in das Untersuchungsgefängnis. Die Anklage vor dem Hanseatischen Sondergericht lautete auf „Heimtücke“.

Eduard Pulvermann hatte 1939 während seiner letzten Auslandsreise aus dem Kontor von Markt & Co. in Oslo einen Brief an den Schatzmeister der Firma in New York, seinen Vetter Edgar Vintschger, geschrieben. Er schilderte die schwierige finanzielle Lage der Firma in Hamburg, die bereits aus dem Chilehaus in das Privathaus Geffckenstraße verlegt werden musste: „bis auf vier habe ich allen Angestellten gekündigt“. Und er fuhr fort mit den Worten: „ich bleibe noch bis 29. Okt. hier und genieße das gute Essen. Die Verpflegung bei uns ist furchtbar“. Ein Durchschlag dieses Briefes wurde nach der deutschen Invasion Norwegens 1940 in Oslo gefunden und bildete die Grundlage für die Anklage. Weil diese Bemerkung eine „unwahre Behauptung tatsächlicher Art darstellt, die geeignet ist, das Wohl des Reiches schwer zu schädigen“, wurde Eduard Pulvermann im Januar 1942 zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Wegen seiner Verdienste im Ersten Weltkrieg und aufgrund von Zeugenaussagen, die Pulvermanns nationale Gesinnung bestätigten, wurden Polizei- und Untersuchungshaft auf die Strafe angerechnet, die damit als verbüßt galt. Unmittelbar nach der Verhaftung Pulvermanns geriet auch das florierende HERO-Werk in Schwierigkeiten, weil dem „jüdisch versippten Unternehmen“ die Materiallieferungen gesperrt wurden. Letztendlich musste das Werk unter politischem Druck an Wilhelm Klauke, den damaligen Besitzer der Hamburger Gießerei Th. Rose, verkauft werden.



Nach dem Heimtückeprozess blieb Eduard Pulvermann aufgrund einer Anklage wegen Devisenvergehens vor dem Landgericht Hamburg in Untersuchungshaft. Als Gestapobeamte Pulvermann ins Polizeigefängnis Fuhlsbüttel "Kolafu" verlegen wollten, weigerte sich der Leiter des Untersuchungsgefängnisses, Oberregierungsrat Robert Bredow, Pulvermann auszuliefern, obwohl er sich „ihm gegenüber keineswegs besonders verbunden fühlte. Im Gegenteil! Persönlich mochte ich ihn gar nicht.“ Aber überzeugt davon, dass nicht ein Devisenvergehen, sondern „ein einflussreicher persönlicher Feind“ hinter der Anklage stand, gab Bredow den Häftling Pulvermann in die Obhut der ihm unterstellten Ärzte des Lazarettts der Haftanstalten Dr. Wilhelm Callsen und Dr. Wilhelm Schaedel. Sie erklärten Pulvermann für haftunfähig und behielten ihn auf Weisung Bredows bis zum Devisenprozess im Lazarett.

Bredow verhinderte eine Überprüfung seiner ärztlichen Gutachten durch SS-Ärzte und ermöglichte Frau Sibylla Pulvermann Besuche bei ihrem Mann in seinem Dienstzimmer, in dem für den Häftling eine Zigarre bereitlag.

Im Oktober 1943 wurde Pulvermann wegen „Erschleichung einer Devisengenehmigung“ zu drei Monaten Haft und 90000 RM Strafe verurteilt. Das Gericht erkannte ausdrücklich an, dass Pulvermann sich nicht persönlich bereichert hatte. Wiederum galt die Strafe durch die Polizei- und Untersuchungshaft als verbüßt. Dennoch legte Pulvermann gegen das Urteil Revision beim Reichsgericht in Leipzig ein. Vielleicht hoffte er, durch weitere Untersuchungshaft der Gestapo zu entkommen.

Weil Oberregierungsrat Bredow Pulvermann und anderen Häftlingen Schutz geboten hatte, wurde er im Oktober 1943 zwangspensioniert. An dem Tag, an dem Bredow sein Amt aufgeben musste, wurde Eduard Pulvermann von der Gestapo aus der schützenden Haft erneut in „Schutzhaft“ genommen und ins KZ Neuengamme verbracht.

Am 1. April 1944 wurde der schwer erkrankte Eduard Pulvermann auf Betreiben seines Rechtsanwaltes Dr. Carl Stumme wieder in das Haftkrankenhaus Langenhorn eingeliefert. Dort starb er eine Woche später am Ostersonntag, dem 9. April 1944. Seine Asche wurde im Familiengrab auf dem Ohlsdorfer Friedhof beigesetzt.

Text: Joachim Winkelmann

Text entnommen aus [www.stolpersteine-hamburg.de](http://www.stolpersteine-hamburg.de)

Quellen:

Joachim Winkelmann: Eduard F. Pulvermann. 1882–1944. Geschichte eines Hamburger Kaufmanns und Reiters. Hamburg u. a. 2007, dort Quellenangaben im Detail; Robert Bredow Nachlass, in Familienbesitz; (Grabstelle: AB 25, 96-100/AC 125-143).



- **Eduard-Reichenbaum-Weg**, *Schnelsen (1993): Eduard Reichenbaum 1934-1945), 10-jähriges polnisches Kind, Opfer des Nationalsozialismus*

Siehe auch: Brüder-Hornemann-Straße; Georges-André-Kohn-Straße; Jungliebstraße; Marek-James-Straße; Marek-Steinbaum-Weg; Roman-Zeller-Platz; Sergio-de-Simone-Stieg; Günther-Schwarberg-Weg, in Bd. 3 online.

Siehe auch: *Geschwister-Witonski-Straße; Jacqueline-Morgenstern-Weg; Lelka-Birnbaum-Weg; Mania-Altmann-Weg; Riwka-Herszberg-Stieg; Wassermann-park; Zylberbergstieg; Zylberbergstraße, in Bd. 2.*

Eduard Reichenbaum gehörte zu den zwanzig fünf bis zwölf Jahre alten jüdischen Kindern aus fünf Nationen, die in der Nacht vom 20. auf den 21. April 1945 im Keller der Schule Bullenhuser Damm von Angehörigen der SS erhängt wurden.

Eduard Reichenbaum wurde am 15. November 1934 in Kattowitz in Polen geboren. Seine Familie nannte ihn Edulek. Sein Vater Ernst Reichenbaum arbeitete als Buchhalter in der Filiale eines deutschen Verlags. Kurz vor dem Zweiten Weltkrieg zog die Familie mit Eduard und seinem zwei Jahre älteren Bruder Jerzy in den Ort Piotrków Trybunalski bei Łódź, wo die Großeltern wohnten.

1943 wurde die Familie in das Zwangsarbeitslager Bliżyn verschleppt. Dort mussten Eduard und Jerzy in einem Kommando arbeiten, das Socken für die Wehrmacht produzierte. Der neunjährige Eduard entging in Bliżyn einer Selektion, bei der fünfzig Kinder unter zehn Jahren deportiert und ermordet wurden. Sein Vater, der wegen seiner guten Deutschkenntnisse im Lagerbüro arbeitete, hatte das Geburtsdatum seines Sohnes gefälscht und ihn damit älter „gemacht“. Im September 1944 wurde die Familie in das KZ Auschwitz deportiert. Jerzy und sein Vater kamen in das Männerlager, wo der Vater im November starb. Eduard kam mit seiner Mutter Sabina Reichenbaum zunächst in das Frauenlager. Später wurde er in die Kinderbaracke verlegt. Sabina Reichenbaum kam im November 1944 in ein Außenlager des KZ Buchenwald in Lippstadt. Zum selben Transport gehörte auch Mania Herszberg, die Mutter von Riwka Herszberg (siehe: Riwka-Herszberg-Stieg).

Eduards Bruder Jerzy Reichenbaum wurde bei der Räumung des KZ Auschwitz in die weiter westlich liegenden Konzentrationslager Sachsenhausen und später Mauthausen gebracht und überlebte. Noch 1945 emigrierte der dreizehnjährige Junge nach Israel, 1947 folgte ihm seine Mutter. Sie suchten nach Eduard, doch erst 1984 erfuhr Jerzy, der sich inzwischen Jitzhak nannte, durch einen Artikel in der israelischen Zeitung „Maariv“ vom Schicksal seines Bruders Eduard. Jitzhak Reichenbaum besucht regelmäßig die Gedenkfeiern am Bullenhuser Damm und spricht mit Jugendlichen über das Schicksal seines Bruders.



Informationen zusammengestellt von Cornelia Göksu

- **Eduard-Rhein-Ufer, Uhlenhorst (2004):** *Eduard Rhein (1900-1993), Rundfunk- und Fernsehfachmann, Radio- und TV-Pionier, Mitbegründer und Chefredakteur der HÖRZU, Gründer einer Stiftung zur Medienförderung*

„Rhein hat die NS-Zeit unbeschadet überstanden. Bereits sehr früh erlebte er, wie brutal die Nazis mit Andersgesinnten umgingen. Die Ängste vor öffentlicher Bloßstellung seiner homosexuellen Veranlagung und vor Denunziationen wurden zu ständigen Begleitern. Misstrauen und Verstellung wurden ihm allmählich zu Eigen. So gelang es ihm, sich auch als Homosexueller im Pressesystem zu behaupten. Eine gewisse Atempause war für ihn der Aufenthalt im Hause des Komponisten Eduard Künnecke, für den er das Libretto zu dessen Operette Traumland schrieb. Hier verkehrten viele Künstler, Musiker und Homosexuelle, vor denen er seine Gefühlswelt nicht zu verstecken brauchte. Seine Berufe als Physiker und Ingenieur, geradezu Synonyme für heterosexuelle Männerberufe, boten ihm auch einen gewissen Schutz. Als Erfinder – er entwickelte auf eigene Kosten eine Defensivwaffe – gehörte Rhein zu den ‚wertvollsten Gütern‘ des Dritten Reiches.

Die Zusammenarbeit mit dem Reichsluftfahrtministerium (RLM) konnte er auch für sich privat nutzen. Im April 1945 organisierte das RLM für Rhein, seine Mutter und seine jüngere Schwester die Flucht von Berlin nach Bad Sachsa. Seine Rolle in der NS-Zeit fasste Rhein zusammen in dem Satz: ‚Ich diene nur der Technik.‘ Mit dem Anschein eines unpolitischen Menschen gelang es ihm in der Nachkriegszeit, seine Karriere unbeschadet fortzusetzen.“ 1)

Quellen:

- 1) Bernhard Rosenkranz, Gottfried Lorenz: Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens der Hansestadt. Hamburg 2006, S. 270.

- **Eduardstraße, Eimsbüttel (1868):** *nach dem 1867 geborenen Sohn Eduard des Grundeigentümers Samuel Ephraim*

Siehe auch: Paulinenallee und Sophienallee, in Bd. 2.



- **Edvard-Munch-Straße, Billstedt (1971):** *Edvard Munch (1863-1944), Maler, Graphiker*

Der Tod der Mutter 1868, der Schwester 1877 und des Vaters 1885 erschütterten Munch sehr.

1898 traf er zum ersten Mal **Tulla Larssen** und es entwickelte sich zwischen den beiden eine aufreibende unglückliche Liebesbeziehung. Als er diese 1902 beenden wollte, kam es zu einem heftigen Streit, in dessen Folge verletzte sich Munch selbst durch einen Pistolenschuss, der ihn in die Hand traf.

Munch, der eine bipolare Störung hatte, hatte Alkoholprobleme und konnte die gescheiterte Liebesbeziehung zu Tulla nicht verwinden. Er litt derart unter Eifersucht, Hass und Enttäuschung, dass sich diese Empfindungen zu einer Psychose steigerten. Munch sah sich als Opfer: „Du musst es verstehen“, schrieb Munch einmal an Tulla Larsen, „dass ich eine Sonderstellung hier auf Erden habe.“ Diese Sonderstellung, so fährt er fort, beruhe auf ‚einem Leben voller Krankheit, unglückseligen Verhältnissen und meiner Stellung als Maler‘. Diese eigentümliche Mischung aus Pathos und Wehleidigkeit führte Munch dazu, Tulla die alleinige Schuld am Scheitern ihrer Beziehung zu geben.“ 1) Mit seinen Bildern „Die Mörderin“ (1906) und „Marats Tod I“ (1907) gab er seinen Gefühlen Ausdruck. Er schildert den „Kampf zwischen Mann und Frau, den man Lieben nennen kann“. Gleichzeitig sah sich „Munch als das Opfer, das für die Sünden der anderen zu büßen hat.“ 2)

Munchs Verhältnis zu Frauen blieb sehr gespalten. Er empfand die Liebe zwischen Mann und Frau als einen ewigen Krieg und muss Angst vor den Frauen gehabt haben, denn hinter Schönheit, die er als Maske empfand, sah er nur Grausamkeit und Gefahr. „Wie oft hab ich es nicht erfahren müssen“, schrieb der Maler entsprechend, ‚mir begegnete eine schöne Frau, und ich ahnte, dass die Seele hinter der herrlichen Erscheinung groß und schön sein müsse! Aber es war wie im Märchen: Sobald sie den Mund öffnete, wälzten sich Kröten, Schlangen und giftiges Getier zwischen ihren anbetungswürdigen Lippen hervor.‘ Als Mann konnten die Frauen ihn nicht glücklich machen, den Maler aber inspirierten sie sehr wohl. Munch malte sie so, wie er sie sah: als Vampire und Femmes fatales, als Hexen mit feuerrotem Haar und stechend grünen Augen oder als Schönheit, die sich abwendet – und dem Mann doch nicht aus dem Kopf geht. (...),“ schreibt Adrienne Braun am 7.7.2013 in der Stuttgarter Zeitung in ihrem Artikel „Die Weiber sind alle Vampire“ über eine Munch-Ausstellung in der Stuttgarter Staatsgalerie. 3)

Sebastian Frenzel versucht Munchs Einstellung zu Frauen zu erklären. So schreibt Frenzel am 12.6.2011 in seinem in Die Zeit online erschienenen Artikel „Die Madonna und der Sex. In London wird eine einst skandalöse Grafik von



Edvard Munch versteigert“: „Das Ende des 19. Jahrhunderts war auch deshalb eine kulturell äußerst produktive Zeit, weil sich damals die Frauen erstmals in Massen organisierten. Die Männer bekamen es mit der Angst zu tun. Strindberg, Ibsen, Shaw oder Huymans entwerfen Protagonistinnen (oft sind sie Prostituierte), die wie sie gegen die bürgerliche Moral aufbegehren – aber so ganz geheuer ist ihnen die Sache nicht. Oscar Wilde spitzt das ambivalente Verhältnis der Künstler zum gar nicht mehr schwachen Geschlecht dramatisch zu: Seine Salomé ist zugleich Sinnbild sexueller Befreiung und Femme fatale.

Wie Wilde hatte auch der norwegische Künstler Edvard Munch ein nicht eben entspanntes Verhältnis zu Frauen. Seine Mutter starb, als er fünf war, er unterhielt zahlreiche Liebschaften und besuchte regelmäßig das Freudenhaus, geheiratet hat er nie. 1895 entsteht *Madonna (Liebendes Weib)*, eine unerhörte Darstellung der Gottesmutter, die heute zu seinen bekanntesten Arbeiten zählt. (...) Munch macht aus einer Heiligen- eine Sexikone, und er lässt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Die sonst so keusche Madonna wirft sich hier in eine leidenschaftliche Pose, ein Arm ist lasziv hinter den Kopf gestreckt, die Augen lustvoll geschlossen, das Licht hebt ihre nackten Brüste hervor. Wo ein Heiligenschein sein sollte, sitzt eine rote Baskenmütze, wie sie die Pariser Prostituierten der Zeit trugen. Spermien schwimmen in einem roten Rahmen, und dort, wo der Bildraum an den Realraum trifft, müsste der Frauen- mit einem Männerkörper verschmelzen – vielleicht sind wir als Betrachter hier doch mehr als passive Voyeure.(...)“ 4)

Dass Sebastian Frenzel nicht unrecht hat mit seiner Erklärung des Frauenbildes von Munch zeigt auch der Ausspruch Munchs: „Ich habe in der Übergangszeit gelebt – mitten in der Frauenemanzipation. Da wurde die Frau diejenige, die verführt und verlockt und den Mann betrügt. Carmens Zeit. In dieser Übergangszeit wurde der Mann der Schwächerer.“

In der Unterrichtseinheit der Bremer Kunsthalle zu den Bildern von Munch heißt es: „Vor allem in seiner Berliner Zeit müssen Munch wohl die Diskussionen und Auffassungen der Literatenszene zugesetzt und ihn beeinflusst haben. Der Künstler verkehrte dort im Zirkel August Strindbergs und in dessen Stammlokal ‚Zum Schwarzen Ferkel‘, wo sich die Berliner Boheme traf. Sexualität und Erotik und die sich neu stellende Geschlechterproblematik durch die sich emanzipierende Frau werfen am Ende des 19. Jahrhunderts die Frage nach dem Verhältnis von Mann und Frau neu auf. In den Diskussionen dieser lebhaften Männerrunde entwickelten sich dabei abstruse Theorien. Dabei wird der Mann als Opfer von Trieb und Begierde gesehen, während die Frau als Verursacherin der Seelenqual und des Untergangs des Mannes verantwortlich gemacht wurde.“ 5)



#### Quellen:

- 1) <http://www.tagesspiegel.de/kultur/1907-erholte-sich-edvard-munch-in-warnemuende-von-einer-krise-und-begann-ein-neues-werk/85532.html>
- 2) ebenda.
- 3) Adrienne Braun unter: <http://www.stuttgarter-zeitung.de/inhalt.munch-in-der-staatsgalerie-stuttgart-die-weiber-sind-alle-vampire.9b690418-aa41-4fec-886c-0806bdddc3.html>
- 4) Sebastian Frenzel unter <http://www.zeit.de/2010/27/Kunstmarkt-Edvard-Munch>
- 5) [https://www.kunsthalle-bremen.de/uploads/cms/files/unterrichtsmaterial/09\\_treues\\_weib\\_und\\_femme\\_fatale.pdf](https://www.kunsthalle-bremen.de/uploads/cms/files/unterrichtsmaterial/09_treues_weib_und_femme_fatale.pdf)

- **Edwin-Scharff-Ring, Steilshoop (1971): Edwin Scharff (1887-1955), Bildhauer.** Motivgruppe: Personen, die sich um das kulturelle Leben Hamburgs in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verdient gemacht haben

Siehe auch: Ursula-Querner-Straße, in Bd. 2.

Als Edwin Scharff 1955 verstarb, fertigte seine Schülerin Ursula Querner die Grabplatten für das Ehepaar Scharff. Sie befinden sich auf dem Ohlsdorfer Friedhof, sind unterschiedlich gestaltet und liegen sich gegenüber, nicht nebeneinander.

Bevor Edwin Scharff Bildhauer wurde, hatte er sich der Malerei zugewandt und wurde 1913 Gründungsmitglied der Münchener Neuen Secession, 1923 dann Professor an der Hochschule für Bildende Künste in Berlin. Verheiratet war er mit **Helene Ritscher** (gest. 27.12.1964), einer ungarischen Schauspielerin, die in Wien am Burgtheater ihr Debüt gab und später erfolgreich in Berlin auftrat. Das Paar lebte u. a. in Berlin und bekam zwei Kinder. Für ihren Mann und die Kinder gab Helene ihre erfolgreiche Bühnenlaufbahn auf.

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde Edwin Scharff an die Düsseldorfer Akademie strafversetzt. Seine Kunst galt in der NS-Zeit als „entartet“; 48 seiner Werke wurden beschlagnahmt.

An dem Tag im Jahre 1938, als Edwin Scharff Arbeitsverbot in der Düsseldorfer Akademie erhielt, deshalb früher als gewöhnlich nach Hause kam und seiner Frau mitteilte, dass er die fristlose Kündigung erhalten habe, erlitt Helene Scharff ihren ersten Herzinfarkt. Das Paar zog sich in sein Bauernhaus in Kampen auf Sylt zurück.

Rolf Italiaander schreibt in seinem Nachruf auf die Freundin Helene Ritscher-Scharff: „Nach dem Kriege konnte Edwin Scharff endlich wieder arbeiten; er wurde von Friedrich Ahlers-Hestermann an die Landeskunstschule in Hamburg berufen. Aber es scheint mir, daß Ilonka an dem Neubeginn keine rechte Freude mehr hatte. Sie war innerlich verletzt, verwundet. Und solange Scharff lebte,



schien sie mir älter als nach seinem Weggang. Sie hatte das Theater aufgegeben, um vollkommen Edwin Scharff zu dienen. Sie muss unter dem Verbot unsagbar gelitten haben, weil sie einerseits ihren Beruf sehr liebte und andererseits ihn eben deshalb aufgegeben hatte, um Scharff in seiner künstlerischen Entwicklung beizustehen. Mit seinem Weggang fiel sicherlich eine große Verantwortung von ihr. Und daher wohl wirkte sie nun jünger, lockerer und beschwingter. Wie alt mag Ilonka wohl geworden sein? Niemand weiß es so recht. Es geht die Legende, sie habe ihre Papiere alle paar Jahre verändert. Sie mag über achtzig gewesen sein. Vielleicht ging sie auf die neunzig? Aber das ist alles gleichgültig bei einer so ungewöhnlichen Frau, wie sie eine war. Auch zu ihrem Namen noch ein Wort. Ihr ungarischer Taufname war Ilona. Auf der deutschen Bühne nannte sie sich Helene. Edwin nannte sie Ilonka, wie Vater und Mutter. Nur wenige Freunde durften sie gleichfalls Ilonka nennen. Auch darin war sie eigen.“ 1)

Quellen:

- 1) Rolf Italiaander: Helene Ritscher, die Witwe von Edwin Scharff. [www.edwin.scharff.de/HeleneRitscher.html](http://www.edwin.scharff.de/HeleneRitscher.html)

- **Efftingestraße, Wandsbek (1951):** Johannes Efftinge (1863-1909), Stadtverordneter in Wandsbek, Erster Vorsitzender des sozialdemokratischen Vereins von 1890
- **Eggersallee, Ottensen (1884):** Wilhelm Christian Friedrich Egger (1801-1870), Dänischer Etatrat, Major der Altonaer Bürgerwehr
- **Eggers-Mindt-Brücke, Curslack (1960):** Cäsar Eggers (1863-1933), Gemeindevorsteher in Curslack und Nicolaus Mindt (1857-1938), Gemeindevorsteher in Neuengamme
- **Eggerstedtstraße, Altona-Altstadt/Altona-Nord (1951):** Otto Eggerstedt (1886-1933), Polizeipräsident in Altona





Der verheiratete Sozialdemokrat Otto Eggerstedt wurde nach dem Altonaer Blutsonntag seines Amtes als Polizeipräsident enthoben. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 wurde er in „Schutzhaft“ genommen und kam später in das KZ Esterwegen. Eggerstedt wurde gefoltert und am 12. Oktober 1933 von SS-Leuten ermordet, nach offizieller Verlautbarung „auf der Flucht erschossen“. Siehe die Vita von Otto Eggerstedt unter <http://lebensgeschichten.avs-hh.de/index.php?id=45>

- **Eggertweg**, *Poppenbüttel (1977): Wilhelm Eggert (1879-1959), Lehrer, Heimatforscher in Poppenbüttel*

- **Egilskamp**, *Rahlstedt (1945), Figur aus der Edda*

Über Egil heißt es z. B. : Er und seine beiden Brüder trafen an einem Fluss auf drei Schwanenmädchen. Die drei Männer stahlen den Frauen ihre am Fluss abgelegten Federkleider und nötigten so die Frauen zur Heirat. Als nach neun Jahren Ehe die Frauen ihre Federkleider wiederfanden, sollen sie davongeflogen sein. Über Egil heißt es aber auch: Egil kam während eines Jagdausfluges mit seinen beiden Brüdern an einen See, wo sie auf drei Frauen trafen, die Flachs spannen. Diese Frauen waren Walküren. Die drei Brüder heirateten die Frauen. Nach neun Jahren Ehe verließen die Walküren ihre Ehemänner, um wieder in Schlachten zu ziehen. Die verlassenen Männer machten sich auf den Weg, ihre Frauen zu suchen.

- **Ehrenbergstraße**, *Altona-Altstadt (1950): Prof. Dr. Richard Ehrenberg (1857-1921), Volkswirt, Autor heimatkundlicher Schriften, z.B. über Altona*

Seit 1900 verheiratet mit **Helene Julie Sophie Anna Rochow**, die Tochter des Revierförsters Friedrich Rochow.

- **Ehrenschildtstraße**, *Lokstedt (1948): Conrad Biermann von Ehrenschildt, Landdrost in Pinneberg (1683-1698), und Martin Conrad von Ehrenschildt, Landdrost (1698-1701)*



Conrad Biermann von Ehrenschildt (1629-1698) war mit **Anna Knoff** (1647–1669) verheiratet. Da Paar hatte drei Kinder. Nach Martin Conrad Biermann von Ehrenschildt (1662–1715), der mit Anna Margrethe von Stöcken verheiratet war, ist die Straße ebenfalls benannt.

- **Ehrenstieg**, *Nienstedten* (1931): *Carl Lorenz von Ehren* (1867-1948), *Grund-eigentümer*
- **Eichendorffstraße**, *Nienstedten* (1928): *Joseph Freiherr von Eichendorff* (1788-1857), *Dichter*

War bekannt z. B. mit Kleist (siehe: Kleiststraße, in Bd. 3 online), Arnim (siehe: Arnimstraße, in Bd. 3 online), Brentano (siehe: Brentanostraße, in Bd. 3 online), Tieck (siehe Tiecksweg, in Bd. 3 online), Grillparzer (siehe: Grillparzerstraße, in Bd. 3 online), mit Schlegel und seiner Frau Dorothea und deren Sohn Ph. Veit (siehe: Schlegelsweg, in Bd. 2). Dorothea half Eichendorff bei der Vollendung seines ersten Romans „Ahnung und Gegenwart“ (1812).

Eichendorff verlobte sich 1809 mit **Aloysia (Luise) von Larisch** (1792–1855). Sie war damals siebzehn Jahre alt und die Tochter eines Gutsbesitzers. Nach der Verlobung ging er zum Studieren nach Berlin. Das Paar schrieb sich Briefe und Eichendorffs widmete ihr einige Gedichte. Auch Luise schrieb ihrem Verlobten Gedichte. In der Verlobungszeit war sich Eichendorff nicht sicher, ob er zur Ehe taugte. Er war von Zweifeln geplagt, ob er durch die Heirat nicht die Freiheit verlieren würde, die ein Dichter seiner Meinung nach haben müsse. So sehr sich Eichendorff nach einer treuen Gattin und sorgenden Mutter seiner Kinder sehnte, garantieren konnte er nicht, ein treuer Gatte zu werden.

Sechs Jahre später, im April 1815, heiratete das Paar, gegen den Willen von Eichendorffs Mutter, die sich eine finanziell besser gestellte Partie für ihren Sohn gewünscht hatte. Vier Monate später wurde ein Sohn geboren, 1817 eine Tochter, 1819 ein Sohn, 1821 eine weitere Tochter, die jedoch ein Jahr nach ihrer Geburt starb, und 1830 noch eine Tochter. Zwei der Töchter starben bereits im Kindesalter: 1822 und 1832. In seiner Trauer schrieb Eichendorff 1932 den Liederzyklus *Auf meines Kindes Tod*.

Zur Zeit der Heirat war Eichendorff Sekretär beim Oberkriegskommissariat in Berlin. Nach der Heirat zog Eichendorff in den Krieg und kehrte nach Kriegsende 1816 zurück zu seiner Frau. Die Geburt seines ersten Kindes konnte Eichendorff



nicht miterleben. Als er aus dem Krieg zurückkehrte, verdiente er sein Geld als Regierungsreferendar in Breslau.

Nachdem Eichendorffs Vater 1818 gestorben war, mussten die väterlichen Güter, da sie stark verschuldet waren, verkauft werden. Finanziell ging es dem Ehepaar Eichendorff mit seinen Kindern nicht sehr gut. 1819 legte Eichendorff seine juristische Staatsprüfung ab und wurde Regierungsassessor in Breslau. „Nebenher“ erschienen Erzählungen.

Wegen der vielen Stellenwechsel Eichendorffs zog die Familie sehr oft um. Luise musste immer wieder die Wohnungen neu einrichten und für ein behagliches Heim sorgen.

Nachdem Eichendorff 1843 an einer schweren Lungenentzündung erkrankt war, ging er ein Jahr später in den Ruhestand und zog mit seiner Frau zu seiner verheirateten Tochter.

Eichendorff, der seine Gedichte, Romane, Lieder und Erzählungen nie hauptberuflich verfasste, sondern immer einer anderen Erwerbsarbeit nachging, um sicher zu sein, seine Familie ernähren zu können, schrieb auch für seine Frau Gedichte.

- **Eickhoffweg, Wandsbek (1951):** Prof. Paul Eickhoff (1850-1931), Lehrer am Wandsbeker Gymnasium, Heimatforscher
- **Eidigweg, Wilstorf (1962):** Johann Christoph Eidig (1804-1836), Wilddieb, genoss hohes Ansehen in Wilstorf

„Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein und darüber hinaus hatten die herrschenden, meist adligen Kreise nur ihnen zustehende Rechte, die sie notfalls mit obrigkeitlicher Gewalt verteidigten. Zu diesen Rechten gehörte die Jagd. Nur die Herren durften das Wild schießen, und da es viel weniger Herren gab als Rehe und Hirsche, vermehrten diese sich stark und wurden für die Bauern zu einer bösen Plage. Wildschäden beeinträchtigten die Ernten (...). Gar selbst zum Gewehr zu greifen, wagte kaum ein Bauer. Wie sollte sein kleiner Hof weiter existieren, wenn er als Familienvater ins Gefängnis kam? Ein solches Unrecht empörte Männer, die als Wild- oder Freischützen versuchten, den Bauern zu helfen und durch verbotene Jagd die Wildschäden zu verringern. (...). Hans Eidig war einer von ihnen. (...) Zusammen mit Gleichgesinnten schießt er das heimische Schalenwild. Er wird von Förstern, Gendarmen und Soldaten gejagt,



findet aber meistens mit Hilfe der Bauern Verstecke, die ihn davor bewahren, verhaftet zu werden. (...) Er wird steckbrieflich gesucht, sogar für vogelfrei erklärt und nimmt schließlich die ihm angebotene finanzielle Unterstützung der dänischen und hannoverschen Regierungen für den Fall an, dass er das Land verlässt. 1835 wandert er nach Amerika aus“, schreibt Hermann Drews über die Trittauer Straßen. 1)

Quellen:

1) <http://www.trittauer-strassen.de/eidigweg.html>

- **Eiffestraße, Borgfelde (1886): Franz Ferdinand Eiffe (1825-1875), Senator, Präses der Baudeputation**

Eiffe war verheiratet mit **Susan Godeffroy** (1833-1871). Sein Sohn mit selbem Namen wurde Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft.

- **Eifflerstraße, Sternschanze (1950): Hans Christian Eiffler (1630-1703), Bürgermeister in Altona**

Siehe auch: Kleine Marienstraße, in Bd. 2.

1664 wurde der Landbesitzer Eiffler als Zweiter Bürgermeister von Altona eingesetzt und fungierte zwischen 1680 und 1703 als alleiniger besoldeter Bürgermeister von Altona. Eiffler besaß umfangreichen Grundbesitz zwischen der Großen Johannisstraße und der Kleinen Freiheit, ließ dieses „Eifflers Feld“ in Straßen und Bauplätze einteilen. Siehe zu seiner Vita bei Dagmar Bickelmann, in: Franklin Kopitzsch, Dirk Brietzke (Hrsg.): Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Bd. 3. Göttingen 2006, S.109-110.

Eiffler war zweimal verheiratet. In erster Ehe mit **Anna Wilde** (1634-1665), Tochter eines Predigers aus Dithmarschen, in zweiter Ehe mit **Anna Maria, geb. Kupferschmidt**. Aus beiden Ehen ging eine große Anzahl von Kindern hervor.

- **Eilersweg, Rahlstedt (1951): Ernst Eilers (1865-1917), Schriftsteller**



- **Eimerskamp, Schnelsen (1948):** *Peter Eimers, Vogt (1711) in Schnelsen*
  
- **Einhausring, Langenbek (1988):** *Georg Einhaus (1898-1949), Arbeiter aus Harburg, Mitglied der KPD, Mitglied der revolutionären Gewerkschaftsopposition (RGO), Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus*

Stolperstein vor: Maretstraße 63.

Der Arbeiter Georg Einhaus heiratete Martha Schult, geb. am 2.7.1902 in Harburg. Sie bekamen einen Sohn namens Karl, geb. am 4.8.1920. Die Familie wohnte (1933) in der Maretstraße 63.

Georg Einhaus war Kommunist. Ab 1924 arbeitete er bei Thörls Vereinigten Oelfabriken [siehe: Thörlstraße und Herbert-Thörl-Weg, in Bd. 3 online]. 1930 wurde er dort in den Betriebsrat gewählt, am 27. Juni 1931 erhielt er die Entlassung, angeblich wegen Arbeitsmangels. Bis zu seiner Festnahme war er dann erwerbslos.

In den 1920er Jahren bildete sich eine „Revolutionäre Gewerkschaftsopposition“ (RGO). Zumeist waren es Kommunisten, die aus den Freien Gewerkschaften ausgeschlossen worden waren. Die RGO kämpfte zunächst darum, dass ihre Mitglieder wieder in die Gewerkschaften des ADGB aufgenommen würden. Später wurde sie faktisch zu einer kommunistischen Richtungsgewerkschaft. (Später, auf dem 7. Weltkongress der Komintern 1935, wurde dieser Aufbau konkurrierender kommunistischer Richtungsgewerkschaften als schwerer politischer Fehler eingeschätzt.) Georg Einhaus gehörte der RGO seit April 1931 an und wurde Hauptkassierer der Harburger Organisation.

Nach dem Reichstagsbrand am 27. Februar 1933 wurde die RGO durch Massenverhaftungen von Kommunisten zerschlagen. Viele Gewerkschafter, die auf freiem Fuß blieben, gingen in den Untergrund. Sie druckten das RGO-Organ „Klassengewerkschafter“ nun illegal und vertrieben es. In Harburg-Wilhelmsburg gab es außerdem eine illegale periodische Zeitung unter dem Titel „Betriebszeitung der KPD“ mit der Auflage von 100 Exemplaren je Nummer. Später hieß sie „Roter Sender, Kampforgan der RGO und Einheitsverband für das Baugewerbe Harburg“. Wie groß die illegale RGO war, wurde 1934 bekannt, als in Hamburg und Umgebung rund 800 RGO-Mitglieder festgenommen wurden. Auch Georg Einhaus beteiligte sich am Widerstand der RGO.

Am 28. Juni 1933 durchsuchte die Polizei seine Wohnung. Sie fand über hundert Exemplare des „Roten Senders“. Georg Einhaus wurde festgenommen. Wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ verurteilte das Kammergericht Berlin ihn zu



eineinhalb Jahren Gefängnis, die er in der Haftanstalt Berlin-Tegel verbüßte. Im November 1933 herrschte grimmige Kälte mit Schneetreiben. Georg Einhaus hatte in seiner Zelle nur dünne Kleidung und eine einzige Wolldecke. Außerdem musste er auf dem nackten Fußboden schlafen. So zog er sich ein chronisches Nierenleiden zu. Im Juni 1934 kam er ins Gefängnislazarett. Er litt zusätzlich an einem Blasenleiden und Darmblutungen und wurde nur unzureichend medizinisch versorgt. Nach seiner Entlassung war er arbeitsunfähig und musste laufend wegen Darmblutungen, Nierenbeckenentzündung und einer Nierenfistel ärztlich behandelt werden.

Von August 1935 bis Januar 1939 fand er schließlich eine Stelle bei Hugo Stinnes in Harburg (u. a. Brikettfabrik und Kohlengroßhandlung) in der 2. Hafestraße. Dann wurde er krankheitsbedingt entlassen, kam aber vom März bis Juni 1939 auf der Phoenix unter.

Vom Januar 1946 bis zu seinem Tod arbeitete er als Angestellter beim Bezirksamt Harburg. Er war zu 50%, später zu 80% erwerbsgemindert. Am 1. April 1949 starb er an Nieren- und Darm-Tbc und weiteren Krankheiten. Das Krankenhaus bestätigte, dass das Nierenleiden, das er sich in der Haft zugezogen hatte, letztlich zu seinem Tod geführt hat.

Text: Hans-Joachim Meyer

Text entnommen aus [www.stolpersteine-hamburg.de](http://www.stolpersteine-hamburg.de)

Quellen:

Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN-BdA Harburg (Hrsg.): Die anderen. Widerstand und Verfolgung in Harburg und Wilhelmsburg. Zeugnisse und Berichte 1933-1945, 6. erweiterte Auflage, überarbeitet von Christian Gotthardt und Hans-Joachim Meyer. Hamburg 2005; Staatsarchiv Hamburg (StaH), 351-11; AfW, Martha Einhaus; StaH, 332-8 Meldewesen; StaH, Adressbücher Harburg-Wilhelmsburg und Hamburg; VAN (Hrsg.): Totenliste Hamburger Widerstandskämpfer und Verfolgter 1933–1945, Hamburg 1968.

- **Einsiedeldeich**, *Veddel (1910): Nach den Herren von Einsiedel, Besitzer des Gutes Veddel (18. Jhd.)*

- **Eisenhansweg**, *Schnelsen (1969), Märchenmotiv*

Im Märchen der Gebrüder Grimm ist Eisenhans ein wilder Mann – in Wirklichkeit ein verwunschener Prinz. Die Intention des Märchens ist, die Herausforderungen darzustellen, die ein Junge durchläuft, um zu einem Mann zu werden.



- **Eisenlohrsweg, Eppendorf (1929): Dr. Karl Eisenlohr (1847-1903), Neurologe**
- **Eitnerweg, Hummelsbüttel (1965): Prof. Ernst Eitner (1867-1955), Maler**

Siehe auch: Gretchen-Wohlwill-Platz und Del-Banco-Kehre, in Bd. 2.

1895 heiratete Eitner **Antonia Bißling** (gest. 1945). Eitner malte seine Frau, und so gibt es einige Bilder, auf denen sie zu sehen ist. Das Paar bekam drei Kinder (1899, 1904, 1908). Im Jahr seiner Heirat wurde Eitner an der Malschule der Malerin Valeska Röver (1849-1931), die eine Malschule für Damen am Glockengießerwall 23 unterhielt, als Lehrer angestellt. Auch wenn die bei Franz Skarbina in Berlin und an der Akademie Julian in Paris ausgebildete Malerin und Kunstgewerblerin Valeska Röver, die vor allem Fruchtstillleben und Blumenstücke malte, selbst vielleicht keine große Künstlerin war, so erwarb sie sich doch dadurch große Verdienste, dass sie 1891, als die Hamburger Gewerbeschule und die Akademie noch keine Frauen aufnahmen, eine private Malschule für Damen gründete und avantgardistische Maler wie Ernst Eitner und Arthur Illies als Lehrer an ihre Schule holte. Illies führte den Bereich des Kunstgewerbes und verschiedene Drucktechniken in den Unterricht ein und gab Korrektur beim bildhauerischen Modellieren. Vor allem aber lernten die jungen Frauen Kopf-, Akt-, Stillleben- und Wandmalerei. Um nach der Natur zu malen, wechselte die Schule im September alljährlich für drei Wochen aufs Land. Unterstützung erfuhr Valesca Röver auch durch den Direktor der Kunsthalle, Alfred Lichtwark, der das Unterrichtsprogramm betreute. 1904 übergab Valesca Röver die Malschule der Landschafts-, Portrait- und Stilllebenmalerin und Kunstgewerblerin **Gerda Koppel** und widmete sich der Tätigkeit für den Hamburger Heimatschutz-Verein.

Die Malerin Gretchen Wohlwill, die auch Schülerin von Eitner war, schrieb in ihren Lebenserinnerungen: „Wir alle (...) schwärmten für die jungen Eitner und Illies, (...) deren farbige helle Bilder mich entzückten“ 1)

Quellen:

- 1) Gretchen Wohlwill: Lebenserinnerungen einer Hamburger Malerin. Bearb. Von Hans-Dieter Loose. Hamburg 1984.

- **Ekhofstraße, Hohenfelde (1899): Konrad Ekhof (1720-1778), Schauspieler.**

1746 heiratete Ekhof die Schauspielerin Georgine Sophie Karoline Auguste Ernestina Spiegelberg. Die Ehe mit ihr blieb kinderlos. Ekhof bildete seine Frau



zu einer Künstlerin aus. Sie soll: „die schönste und angenehmste von der Welt“ gewesen sein. „Angenehmes Aeußere, eine musikalische Stimme, untadelhafte Declamation waren Vorzüge ihrer Künstlerschaft. Leider brachten sie zelotische Geistliche durch im Beichtstuhl erregte Zweifel um ihren Verstand (vgl. Schlözer's Staatsanzeiger IV. 16) und, stumpfsinnig dahin lebend, wurde sie die schwerste Last in Ekhof's ohnehin nicht kummerfreiem Leben.“ 1)

Quellen:

- 1) Artikel „Ekhof, Hans Konrad Dietrich“ von Joseph Kürschner in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, herausgegeben von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Band 5 (1877), S. 785–789, Digitale Volltext-Ausgabe in Wikisource, URL: [https://de.wikisource.org/w/index.php?title=ADB:Ekhof,\\_Conrad&oldid=2361544](https://de.wikisource.org/w/index.php?title=ADB:Ekhof,_Conrad&oldid=2361544) (Version vom 8. Juli 2015, 18:05 Uhr UTC)
- **Elersring**, *Bergstedt (1987)*, nach dem *Bergstedter Kirchspielvogt Elers von Rockesberge (16. Jhd.)*
  
  - **Elersstieg**, *Bergstedt (1987)*, siehe: Elersring
  
  - **Elersweg**, *Bergstedt (1947)*, siehe: Elersring
  
  - **Elgenkamp**, *Poppenbüttel (1960)*: *Harms von Elgen, Vorbesitzer des Geländes (18. Jhd.)*
  
  - **Elingiusplatz**, *Bergedorf (1979)*: *Erich Elingius (1879-1948), Architekt. Siehe unter [www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/](http://www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/)*
  
  - **Elligersweg**, *Barmbek-Nord (1914)*: *Ottmar Elliger (1633-1679), Maler*





Malte Damenbildnisse, Stillleben, Blumenstücke, Insekten. Ab 1666 in Hamburg, ab 1670 Hofmaler des großen Kurfürsten in Berlin. Sein Sohn Ottmar Elliger d. J. wurde auch Maler.

- **Elmenhorststraße**, *Altona-Altstadt (1963): Peter Daniel Elmenhorst (1767-1816), Kaufmann, Mitbegründer des altonaischen Unterstützungsinstituts von 1799*
- **Elmtwiete**, *Horn (1945): Adolf von Elm, siehe Adolf-von-Elm-Hof*
- **Elversweg**, *Ochsenwerder (1910), nach der in Ochsenwerder ansässigen Bauernfamilie, besonders nach Klaus Elvers, der im 16. Jhd. 13 Morgen Land besaß*
- **Emekesweg**, *Poppenbüttel (1947): Emekes Strutz, Knappe, kam aus der gleichnamigen adligen Familie, die im 14. Jhd. Besitzer von Poppenbüttel war*
- **Emil-Andresen-Straße**, *Lokstedt (1949): Emil Andresen (1850-1918), Gemeindevorsteher in Lokstedt*
- **Emil-Janßen-Straße**, *Barmbek-Nord (1927): Emil Janßen (1807-1845), Maler*  
Victor Emil Janßen war der uneheliche Sohn der Weinhändlerstochter Christine Maria Ahlers (1779-1851) und des Kaufmannssohnes Karl Raetke (1756-1814). Victor Emil Janßen war ein Maler der Spätromantik, litt an einer Gemütskrankheit und soll im Alter von 36 Jahren an einer Knochenkrankheit gestorben sein.



- **Enckeplatz, Neustadt (1896): Johann Franz Encke (1791-1865), Astronom**  
Encke war das achte von neun Kindern eines Hamburger Diakons. Dieser starb, als Encke vier Jahre alt war. Die Mutter Marie, geb. Mislter (1755-1811), musste nun die Familie allein ernähren. Die Familie lebte fortan in ärmlichen Verhältnissen. Enckes Fortkommen wurde von einem Lehrer finanziell unterstützt, und so konnte er das Johanneum besuchen und danach studieren. 1823 heiratete Encke Amalie Becker (1787-1879), Tochter des Buchhändlers und Verlegers Rudolph Zacharias Becker, der auch die Schriften der Seeberg-Sternwarte herausgab. Das Paar hatte drei Söhne und zwei Töchter.
- **Enderskehre, Langenhorn (1956): Johann Enders (1855-1928), Landwirt, Imker, erwarb Verdienste um die Amateurimkerei**
- **Engelbrechtstieg, Lurup (1971): Joh. Engelbrecht (1859-1931), Justiziar, Grundeigentümer**
- **Engelbrechtweg, Lurup (1932), siehe: Engelbrechtstieg**
- **Erbestieg, Bergedorf (1979): Dr. Ing. Albert Erbe (1868-1922), Bauinspektor, Architekt**  
Erbe war seit 1901 mit **Jenny Rocholl** verheiratet. Das Paar hatte drei Kinder. Doch starb Jenny Erbe 1907 im Alter von 26 Jahren. Zwei Jahre später heiratete der Witwer und Vater von drei kleinen Kindern seine Haushälterin Johanna Müller. Das Paar bekam einen Sohn, der später ebenfalls Architekt wurde.
- **Erdmannstraße, Ottensen (1874): Joh. Joach. Erdmann (geb. 1835), Grundstücksbesitzer**



- **Erhard-Dressel-Bogen**, *Billstedt (1996): Erhard Dressel (1943-1991), Sozialarbeiter in der Siedlung „Sonnenland“*

Zur Benennung der Straße hieß es am 22.4.1997 im Hamburger Abendblatt: „Erhard Dressel [war] von 1971 bis 1991 als Sozialarbeiter tätig (...). Der 1943 in der Kemper Marsch geborene Erhard Dressel studierte in Hamburg Sozialpädagogik. Hier gehörte er zu den Aktiven im Sozialistischen Deutschen Studentenbund und war 1968 einer der Mitbegründer der ersten Hamburger Wohngemeinschaft, die sich damals nach dem Berliner Vorbild noch SDS-Kommune nannte. Erhard Dressel interessierte vor allem die Aufgabe, in einem ‚in sich geschlossenen Arbeiterwohngebiet‘ etwas aufzubauen. Dressel nahm sich am 16. November 1991 das Leben.“

- **Erich-Hippel-Weg**, *Jenfeld (2014): Erich Hippel (1917-1944), Marinedeserteur, hingerichtet auf Höltigbaum; Opfer des Nationalsozialismus*

Siehe auch: Charlotte-Müge-Weg, in Bd. 2.

26-jähriger Kochsmaat, geboren 17.7.1917, verurteilt wegen Fahnenflucht, unerlaubter Entfernung, unbefugten Tragens einer Uniform sowie von Orden und Ehrenzeichen, hingerichtet am 2.3.1944 durch Erschießen.

- **Erich-Kästner-Ring**, *Bramfeld (1979): Erich Kästner (1899-1974), Schriftsteller, Dichter*

Erich Kästners Mutter **Ida, geb. Augustin** (1871-1951) hatte den Sattlermeister in einer Kofferfabrik, Emil Richard Kästner (1867–1957), nicht aus Liebe geheiratet. So projizierte sie ihre ganze Liebe auf den gemeinsamen Sohn Erich und setzte großen Ehrgeiz daran, dass aus ihm mal etwas „Besseres“ werde. Dafür nahm die Heimarbeiterin noch weitere Arbeit an, eröffnete im ihrem ehelichen Schlafzimmer einen Frisiersalon. Erich Kästner rebellierte nicht gegen diese Mutterliebe, sondern wollte den Erwartungen seiner Mutter stets gerecht werden. „Da sie die vollkommene Mutter sein wollte und war, gab es für mich, die Spielkarte keinen Zweifel: Ich musste der vollkommene Sohn werden. Wurde ich's?“ 1) Zwischen Mutter und Sohn entwickelte sich eine sehr intensive Beziehung. Nachdem Erich Kästner das elterliche Haus verlassen hatte und in Berlin oder auch Leipzig lebte, schrieb er seiner Mutter täglich Briefe, in denen er ihr sogar über seine sexuellen Beziehungen zu Frauen berichtete. So schrieb er ihr z. B. 1926: „es gibt keine leidenschaftlichen Mädchen mehr. Sie haben sich



alle schon so zugrunde onaniert, daß sie die Männer einfach nicht mehr brauchen.“

Anfang der 1980-er Jahre gab Kästners Lebensgefährtin Luiselotte Enderle seine Briefe an seine Mutter heraus. „Die Briefe geben Einblick, in Kästners Leben. (...). Ida Kästner wird von ihrem Sohn als patente Frau beschrieben, die noch in späteren Jahren das Friseurhandwerk erlernt und zuhause ihr Geschäft erfolgreich betreibt. Das alles tut sie, um ihrem Sohn eine bessere Zukunft zu sichern, das heißt, eine gute Schulausbildung und, da Kästner zunächst Lehrer werden will, eine Ausbildung am Lehrerseminar. Später muss sein Studium finanziert werden. Das alles kostet Geld, Ida Kästner bringt es auf. Mit ihrem Sohn besucht sie Theater und Oper, unternimmt mit ihm weite Wanderungen.

„Meine Mutter war kein Engel und wollte auch keiner werden. Ihr Ideal war handgreiflicher. Ihr Ziel lag in der Ferne, doch nicht in den Wolken. Es war erreichbar. Und weil sie energisch war wie niemand sonst und sich von niemandem dreinreden ließ, erreichte sie es. Ida Kästner wollte die vollkommenste Mutter ihres Jungen werden. Und weil sie das werden wollte, nahm sie auf niemanden Rücksicht, auch auf sich selbst nicht, und wurde die vollkommene Mutter. All ihre Liebe und Phantasie, ihren ganzen Fleiß, jede Minute und jeden Gedanken, ihre gesamte Existenz setzte sie, fanatisch wie ein besessener Spieler, auf eine einzige Karte, auf mich. Ihr Einsatz hieß: ihr Leben, mit Haut und Haar!“. Das lange Zitat bildet wohl einen der Schlüsselsätze, um die tiefe und vielschichtige Beziehung von Erich Kästner und seiner Mutter zu verstehen. Es sind die Sätze eines Sohnes, der versucht, seine Mutter zu würdigen und zu verstehen, gut fünf Jahre nach ihrem Tod 1951.

Die andere Seite: Kästner beschreibt seine Mutter in seinen Erinnerungen als lebensängstliche und depressive Persönlichkeit. Wiederholt gerät er unter den Druck der lebensmüden Mutter, die ihrem Sohn auf dem Küchentisch einen Abschiedszettel hinterlässt, sich dann aber doch von ihrem verzweifelten Kind an der Elbbrücke finden lässt. Geprägt ist Erich Kästners Kindheit zudem durch das schwierige Verhältnis der Eltern. Der Vater ist ein fleißiger, aber letztlich geschäftlich erfolgloser Sattlermeister, der seinen Betrieb aufgeben muss und nach Dresden in eine Lederfabrik wechselt. Auch der Wechsel Kästners nach Leipzig und dann 1927 nach Berlin trübt nicht das enge Verhältnis zu seiner Mutter. Wie eh schreibt er Briefe an die Mutter. „Die Bindung an seine Mutter blieb so stark wie eh und je, er fuhr mit ihr zusammen in den Urlaub, stellte ihr brieflich und persönlich die aktuellen Kurzzeitfreundinnen vor, schrieb ihr fast jeden Tag und schickte die Wäsche. Ida Kästner las seine Manuskripte, archivierte die Reinschriften, die er ihr mit handschriftlichen Widmungen schenkte, schluckte nervenstärkende Tonika und besuchte ihren Sohn in Berlin.“



Als Kästner nach der Machtergreifung des Nationalsozialismus zunehmend unter Druck gerät, seine Bücher verbrannt werden, er Berufsverbot erhält, ist die Sorge um seine Mutter wohl einer der gewichtigen Gründe, warum er nicht emigriert ist. (...) Kästner bleibt in Deutschland und zieht nach Kriegsende nach München. Seine Eltern haben den Bombenangriff auf Dresden überlebt. Tragisch ist das Ende der engen Beziehung. Kästners Mutter erkrankt und stirbt in einer Dresdner Nervenklinik nach längerem Leiden am 5. Mai 1951. Zuletzt hat sie ihren Sohn nicht mehr erkannt. Kästner schreibt: ‚Sie hielt ein Taschentuch auf den Knien, breitete es auseinander und faltete es zusammen, in einem fort und ruhelos, schaute mich verwirrt lächelnd an, schien mich zu erkennen, nickte mir zu und fragte mich dann: ‚Wo ist denn der Erich?‘“ 2)

Erich Kästner blieb unverheiratet. Er hatte verschiedene Liebesbeziehungen, die teilweise auch sehr langjährig waren. So verliebte er sich z. B. mit 21 Jahren in die damals knapp achtzehnjährige **Ilse Julius**. Beide studierten in verschiedenen Stadt, so dass sie ihren Kontakt hauptsächlich über Briefwechsel aufrechterhielten. Doch die räumliche Entfernung und wohl auch die unterschiedlichen Interessen – Ilse studierte Chemie – ließen die Beziehung zerbrechen. Erich Kästner schrieb dazu in einem Gedicht:

„Als sie einander acht Jahre kannten (und man darf sagen: sie kannten sich gut), kam ihre Liebe plötzlich abhanden. Wie anderen Leuten ein Stock oder Hut.“ 3)

Als Erich Kästner zwischen 1926 und 1932 für das Familienblatt *Beyers für Alle* des Verlegers Otto Beyer Geschichten, Gedichte und Rätsel schrieb, lernte er in der Redaktion **Luiselotte Enderle** (1908-1991) kennen. Erst als sich beide 1935 in Berlin wiedertrafen, entwickelte sich eine Liebesbeziehung. Sie zogen zusammen und Luiselotte, die als Dramaturgin bei der Ufa arbeitete, wurde Kästners langjährige Lebensgefährtin und Muse. Sie inspirierte ihn für seine Romanfigur der Mutter „Luiselotte“ der Zwillinge „Luise“ und „Lotte“ in „Das doppelte Lottchen“. Nach dem Zweiten Weltkrieg lebte das Paar in München, wo Erich Kästner als leitender Redakteur des Feuilletons für die „Neue Zeitung“ arbeitete und Luiselotte Enderle seine Stellvertreterin war. Als Erich Kästner das Blatt verließ, übernahm Luiselotte Enderle die Leitung des Feuilletons. Das Paar blieb bis zum Tod Erich Kästners im Jahre 1974 zusammen - dies auch, als Erich Kästner 1949 eine weitere langjährige Liebesbeziehung einging. Mit dieser Frau – **Friedel Siebert** (1926-1986) - hatte Kästner ein Kind, den Sohn Thomas, der 1957 geboren wurde. Ein Kind hatte sich Erich Kästner schon lange gewünscht. So schrieb er 1931 in seinem Gedicht „Ein Brief an meinen Sohn“:

„Ich möchte endlich einen Jungen haben,  
so klug und stark, wie Kinder heute sind.



Nur etwas fehlt mir noch zu diesem Knaben.  
Mir fehlt nur noch die Mutter zu dem Kind.“ 4)

Solange Friedel Siebert noch in München wohnte, besuchte Erich Kästner sie regelmäßig und gestand seiner Lebensgefährtin Luiselotte Enderle diese Beziehung erst 1960. Konfliktfrei vollzog sich dieses Dreiecksverhältnis nicht, zumal Erich Kästner noch weitere Amouren pflegte. Luiselotte Enderle beauftragte in den 1950-er Jahren Detekteien, um das Liebesleben ihres Lebensgefährten zu überwachen. Kästners Freundinnen „brauchten ihr ‚Emilchen‘, ihr ‚schlankes Hengstchen‘ mit dem vollen Haar und den hellen Augen. ‚Der sonst als reserviert, schweigsam, manchmal fast schüchtern beschriebene Mann‘, so Biograf Hanuschek, ‚muß hier zu großer Form aufgelaufen sein, und das dauerhaft – ein aufmerksamer Liebhaber, der Billets schrieb, Blümchen und Geschenke vorbeibrachte, auch finanziell zu den Haushalten seiner Freundinnen (mal mehr, mal weniger) beitrug. Sein Nacht- und Liebesleben muß geradezu extravertiert gewesen sein.‘ Mal fuhr der Walmünchner aus Sachsen in die Montgelasstraße, mal in die Isabellastraße, mal in die Barer Straße oder in den Westen Münchens.“ 5)

Auf diese Eskapaden ihres Lebensgefährten reagierte Luiselotte Enderle mit übermäßigem Verzehr von Alkohol. In ihren Erinnerungen beschreibt sie, dass sie mit Erich Kästner zwar jeden Abend beisammen saß, sich mit ihm unterhielt oder gemeinsam Fernsehen sah. Doch gegen 21 Uhr verließ Erich Kästner das Haus, um – wie er sagte – auf Montage zu gehen, worunter er zu verstehen gab, er ginge nun schreiben. Doch bei seinen Montagetouren handelte es sich mehr um tours d’amour zu verschiedenen Frauen. „Helga Veith, Barbara Pleyer und Friedel Siebert genossen abwechselnd seine nächtliche ‚Montage‘, ohne voneinander zu wissen. Kein Geheimnis machte Kästner ihnen gegenüber aus Luiselotte Enderle und ihrem unglücklichen Part als ‚offizielle Frau Kästner‘. Längst war sie für ihren Lebensgefährten zum kinderlosen Mutchenerersatz geworden, und dabei hätte sie ‚doch och so jerne eens jehabt ..‘ Einer der von ihr ausgekundschafteten Geliebten soll sie versucht haben, das Gesicht zu verätzen. Worum Luiselotte Enderle von Kästners Geliebten beneidet wurde, war ihr Privileg, ihn ins Theater oder auf Bälle begleiten zu dürfen. Ausdrücklich hatte er es seinen nächtlichen Musen untersagt, Premieren zu besuchen. Nur so ließen sich öffentliche Eklats vermeiden.

Streit und Auseinandersetzung scheute Kästner. Helga Veith erinnert sich, daß der von ihr mehrfach betrogene Geliebte ausgesprochen eifersüchtig war. In einem seiner bisweilen leidenschaftlich obszönen Liebesbriefe wiederholen sich vermeintliche Späßchen wie ‚Hast Du sehr gelumpt, Du Luder? Ich reiß Dir – nein, ich reiß Dir gar nichts ab, schon gar nicht aus Wut.‘ Alle Briefe an seine langjährigen Geliebten enthalten Wortwitz, Selbstironie, freundschaftliche



Anteilnahme und erotische Anzüglichkeiten, meist schon in der Anrede: ‚Mein lieber Kullerpfirsich zum Abri-Kosen!‘

Nicht ohne Stolz erinnert sich Helga Veith an den liebevollen Lehrmeister, der sie als Germanistikstudentin zur Disziplin, als Frau zu sexuellen Extravaganzen erzog. Seine Briefe an sie unterschrieb Kästner mal mit ‚Hauslehrer‘, mal mit ‚Korrepetitor‘. (...) ‚Wie gut Kästners Doppel- und Mehrfachleben funktionierte, ist besonders an seinen Winterurlauben abzulesen‘, schreibt Sven Hanuschek. ‚Jeder seiner Freundinnen gab er das Gefühl, sie sei die wichtigste und eigentlich einzige; nur durch Luiselotte Enderle sei er immer wieder zu Kompromissen gezwungen.‘ Erich Kästner hatte sein Liebesleben akribisch organisiert. Lediglich seine Urlaubsgrüße an die in München gebliebenen Geliebten ähnelten einander, die stets phantasievolle Anrede ausgenommen. Erich Kästner schätzte sich selbst durchaus richtig ein: ‚Ich bin ein Kaninchen, aber ein wildes, noch dazu mit einer Art Gewissen. Und unveränderlich. Keine reine Freude.“ 6)

Friedel Siebert versuchte sich den detektivischen Nachstellungen zu entziehen, indem sie in München mehrmals die Wohnadresse wechselte. Als dies nicht von Erfolg gekrönt war, zog sie 1964 mit ihrem damals siebenjährigen Sohn Thomas nach Berlin-Hermsdorf. „Ernsthaft spielte Erich Kästner damals mit dem Gedanken, die mehr und mehr der Trunksucht verfallende Luiselotte Enderle zu verlassen. Friedel Siebert, die bildschöne Schauspielerin, war nach Ilse Julius die zweite große Liebe in Kästners Leben. Dem Komponisten Edmund Nick gegenüber soll der verliebte Satiriker erzählt haben: ‚Jetzt habe ich die Frau kennengelernt, die ich wirklich liebe, aber ich kann mich von der Enderle nicht trennen, denn sie hat gesagt, sie stürzt sich aus dem Fenster.‘ Schon sein ‚liebes, gutes Muttchen‘ hatte sich einst der Liebe des Kindes mit Selbstmorddrohungen vergewissert. Frau Enderle wußte, wie man den konfliktscheuen Homme á femmes unter Druck setzen konnte. Ihren unfreiwilligen Verzicht auf Ehe und Familie dankte ihr der Lebensgefährte mit zahlreichen gemeinsamen Reisen.“ 7)

Trotz der Selbsttötungsandrohungen von Luiselotte Enderle lebte Kästner zwischen 1964 bis 1969 mit Friedel Siebert in der Berliner Villa zusammen. Gleichzeitig lebte er aber weiterhin mit Luiselotte Enderle in München. Und so pendelte er in dieser Zeit viel zwischen Berlin und München, bis sich Friedel Siebert 1969 von Erich Kästner trennte und mit dem gemeinsamen Sohn in die Schweiz zog. Für seinen Sohn verfasste Erich Kästner die Bücher „Der kleine Mann“ und „Der kleine Mann und die kleine Miss“.

#### Quellen:

- 1) Erich Kästner, „Als ich ein kleiner Junge war“. Hamburg 1982, S. 143.
- 2) „Mein geliebtes Muttchen, Du“ unter: <http://www.nordelbische.de/beitraege/?p=1126>
- 3) aus: Erich Kästner, „Sachliche Romanze“, in: „Lärm im Spiegel“. Leipzig/Wien, 1928.



- 4) aus: Erich Kästner, „Brief an meinen Sohn“, in: „Gesang zwischen den Stühlen“. Berlin, 1932.
- 5) Michael Bauer: Schlankes Hengstchen, in: Focus Magazin Nr. 7, 199. Unter: [http://www.focus.de/kultur/buecher/literatur-schlankes-hengstchen\\_aid\\_175971.html](http://www.focus.de/kultur/buecher/literatur-schlankes-hengstchen_aid_175971.html)
- 6) Ebenda.
- 7) Ebenda.

- **Erich-Plate-Weg**, *Langenhorn (1945): Prof. Dr. Erich Plate (1861-1935), Oberarzt am Allgemeinen Krankenhaus Barmbek*

- **Erichstraße**, *St. Pauli (1800), frei gewählter Name*

- **Erich-Ziegel-Ring**, *Steilshoop (1973): Erich Ziegel (1876-1950), Schauspieler, Intendant*

Erich Ziegel war mit Mirjam Ziegel-Horwitz (15.6.1882-26.9.1967) verheiratet. Auch sie war Schauspielerin, Regisseurin und Prinzipalin der Hamburger Kammerspiele am Besenbinderhof.

„Mein ganzes Leben war Theater“ konstatierte Mirjam Horwitz rückblickend, wobei für sie und ihren Mann Erich Ziegel Theater nicht die abgesicherte Existenz der pensionsberechtigten Staatsschauspielerin oder des pensionsberechtigten Staatsschauspielers bedeutete, sondern ein Leben in bedingungslosem Einsatz für die Sache: „Und wenn ich uns nun rückblickend betrachte, so muß ich feststellen: nie lag uns etwas an der Sicherheit. Immer aber daran, so zu leben, wie es für uns richtig war. Die letzten 30 Jahre waren ja immer und immer wieder ein mutiges Einsetzen für eine Sache und nie für die Bequemlichkeit des Alters.“<sup>1</sup>

Begonnen hatte für Mirjam Horwitz alles in Berlin als Schauspielschülerin von Max Reinhardt, der einen nie erlöschenden Einfluss auf ihr Werden und Wirken hatte. Er war es auch, der das junge Mädchen eines Tages mit ins Café „Monopol“ am Bahnhof Friedrichstraße nahm und sie damit in die Berliner Boheme einführte, in der sie bald so heimisch werden sollte, dass sie sich aktiv an deren Leben beteiligte: „Da ich ja etwas singen gelernt hatte, zog mich auch das Kabarett sehr an. Zunächst waren es ja richtige Bohemeniederlassungen. Wenn man gerade die nicht großen Auslagen ersetzt bekam, genügte es einem vollkommen. Fast an allen Tischen hatte man Bekannte sitzen, es war reizend. Man sprang auf das Podium und sang sich und den Zuschauern eins. Nicht etwa





geschminkt oder köstlich gekleidet, i Gott bewahre. ... Maler, die sangen, Bildhauer, die rezitierten, waren keine Seltenheit – damals. Auch verirrte sich hie und da ein richtiger Dichter zu uns. Der kletterte dann auf das Nudelbrett, zog ein Packen zerknitterter Papiere aus der Tasche. Ein Bündel Gedichte sozusagen. Und las einige davon vor. Rückblickend ist immer wieder etwas Besonderes für die damalige Zeit bezeichnend: Es gab keine wie immer geartete, na sagen wir: Unanständigkeiten. Es war alles heiter-harmlos, und auch die Politik hatte wenig Raum.

Wolzigen mit etwas müder Locke, in Biedermeier, rezitierte. Die Gattin Elsa Laura sang Volkslieder zur Laute, und man sollte es nicht für möglich halten: der verruchte, damals wirklich schöne Mann, Hans-Heinz Ewers, trat auf, auch im Biedermeier-Frack. Und sprach seine Verse. Die Dichter: Otto Julius Bierbaum, Wolzogen, Rideamus, Brennert, sie alle tauchten auf und wieder unter. In einer Ecke saß eine merkwürdige junge Frau. Ganz verspielt, mit irgendwelchen kleinen Dingen beschäftigt, Perlen, Steinchen, Muscheln, bunte geschliffene Glasstückchen. Damit unterhielt sie sich und baute sich dort wohl ihre bunte Welt. Else Lasker-Schüler.

Die Frau eines damals berühmten Hautarztes und die Schwägerin des Schachweltmeisters! – Natürlich sprach man auch über ihre Dichtungen. Und dann. Peter Hille, Der Zarteste der Zarten. Der wirklich ganz in sich versponnen war und sich um Geld und wie diese unangenehmen Dinge sonst noch heißen mögen nicht kümmerte. So konnte es geschehen, daß er tot auf einer Bank auf einer Vorortstation gefunden wurde! Der ewige Wanderer – der nur die menschliche Seele suchte, und sie wohl nie fand! –<sup>1</sup>

Mirjam Horwitz musste diese bunte Welt verlassen, als sie ein erstes Engagement in Lüneburg erhielt. Aber auch hier ging das heitere, verrückte Leben weiter. Ihr Eindruck der sechs Lüneburger Monate: „Jugend! Das bedeutete Begeisterung, Überschwang, Arbeitslust, aber auch Ausgelassenheit, Übermut, Lausbübereien! Oh was haben wir für Unfug getrieben, wie haben wir die Stadt auf den Kopf gestellt und die Bürger erschreckt, nach altem Muster: *épatez le bourgeois!*“<sup>1</sup> Ein Engagement am Schillertheater in Berlin, wo sie auch ihren späteren Mann, Erich Ziegel, kennenlernte, schloss sich an. Als der ebenfalls am Schillertheater verpflichteten Liesl Gussmann wegen ihres angegriffenen Gesundheitszustandes Schonung verordnet wurde, kündigten die beiden kurzerhand ihre Verträge und fuhren nach Bukow in die Mark Brandenburg. Erich Ziegel und der Freund Liesl Gussmanns mieteten sich in der Nähe ein. „Oh – wie konnten wir lachen – singen – fröhlich – ja sogar sehr verrückt sein.“<sup>1</sup> Liesl Gussmann war es auch, die Mirjam Horwitz nach Wien einlud, wo sie wieder in Künstlerkreisen landete. Sie lernte die Schriftsteller Egon Friedell, Alfred Polgar, Peter Altenberg, Karl Kraus, Hugo von Hofmannsthal,



Richard Beer-Hofmann und Hermann Bahr kennen. Am meisten aber beeindruckte sie die Begegnung mit Arthur Schnitzler: „Wie bereichert fuhr ich damals von Wien heim. Meine Augen blickten anders in die Welt, meine Ohren vernahmen neue Töne. Ich hatte durch ihn die Stille entdeckt. ... Das Wort aus seinem köstlichen Einakter ‚Der Puppenspieler‘ geht mir oft durch den Sinn, wenn ich meine Mitstreiter in dem Lebenskampf betrachte: ‚Wir spielen Alle, wer es weiß, ist klug!‘“<sup>1</sup>

Als Erich Ziegler für vier Monate das Breslauer Sommertheater übernahm, weil er dort selbst Regie führen und moderne Autoren aufführen konnte, ging Mirjam Horwitz mit. Die Rolle der Nora neben Albert Bassermann zählt sie zu ihren größten Erlebnissen: „Das war wohl die merkwürdigste Probenzeit. Ich ging – ich lief – ich sang – ich sprach – ich wurde Nora. Es waren ja nur wenige Proben mit IHM. Was aber Erich Ziegel da mit mir als Regisseur erarbeitet hat – es ist unvorstellbar.“ In Breslau übernahm sie auch ihre erste Charakterrolle: die ältliche und häßliche Berta Launhardt: „Die Presse hob mich – etwas überschwänglich – in den Himmel. Gerade weil ich eben so jung und so niedlich war. Es wurde als Opfer gepriesen. Diese Rolle hat mich ein Leben lang begleitet, zuletzt 1950 mit 52 Jahren in Wien. Leider mußte ich keine Maske mehr machen.“<sup>1</sup>

In den Wintern übernahm Mirjam Horwitz Verpflichtungen in Berlin oder ging auf Tourneen nach Belgien, Holland und Luxemburg. Wenn sie zurückkam, waren „Hund, Gatte, Eltern zufrieden, stellten nur ein wenig klagend fest, daß ich nie genug bekommen konnte. Was damals auch, ich gestehe es ein, der Fall war.“<sup>1</sup>

1913 ging Erich Ziegel an die Münchner Kammerspiele. Als sich aus dem ursprünglich geplanten Gastspiel die Möglichkeit der Übernahme der Theaterleitung entwickelte, zögerte seine Frau, die in Berlin unter Oskar Meßter Filme drehte, nur kurz. Dann entschied sie sich trotz der Warnung Meßters, dass sie eine große Filmkarriere verspiele, für ihren Mann, ein Entschluss, den sie niemals bereute; vielleicht weil es dem Ehepaar Ziegel zeitlebens gelang, sich gegenseitig zu fördern, sich an dem Erfolg des anderen zu freuen und sich nicht als Konkurrenten zu betrachten. Ein Beispiel für diese Haltung sind Mirjam Horwitz' Worte über Zieglers Eröffnungsvorstellung – Strindbergs „Kameraden“ – an den Münchner Kammerspielen: „Es war ein triumphaler Erfolg für ihn. Wir waren obenauf. Ich natürlich nur durch ihn und mit ihm; darüber war ich mir ganz klar. Aber schon als Anfängerin hatte er mir immer Mut gemacht. Dieser feste Glauben an mein Können gab mir Kraft, so daß ich mich an schwierige Aufgaben getraute.“<sup>1</sup> Und Erich Ziegel dankte rückblickend öffentlich seiner Frau, „deren unerschütterlicher Glaube an meine Sendung, deren leidenschaftliche, nie erlahmende Kraft mir immer wieder über Perioden der Schwäche und Verzagtheit hinweggeholfen haben.“



In der Nähe von München mietete das Ehepaar ein Haus: „Mein erster Garten. Mir Städterin erschloß sich das Glück, das Werden beobachten zu können.“ Als es jedoch Differenzen um die Gagen gab, der Aufsichtsrat sich weigerte, die bei Kriegsausbruch freiwillig reduzierten Gagen wieder in vollem Umfang zu zahlen, als die Einnahmen es längst erlaubten, kündigten Mirjam Horwitz und Erich Ziegel kurzerhand ihre Verträge auf und gingen im Jahre 1916 nach Hamburg; sie mit einem Vertrag für das Schauspielhaus, er mit einem für das Thalia-Theater, wo er auch als Regisseur arbeiten sollte. Da das Thalia-Theater zu jener Zeit mit seinen langjährigen Mitgliedern wie dem Ehepaar Bozenhard und dem Ehepaar Leudesdorff eine so eingespielte Truppe war, dass sich im Grunde nichts entwickeln konnte, wechselte Erich Ziegel nach wenigen Monaten ans Schauspielhaus zu Max Grube. Aber auch hier traf er auf ein festgefügt Ensemble. Alle Versuche, etwas Neues anzuregen, schlugen fehl, so dass in dem Ehepaar Ziegel-Horwitz die Idee reifte, eine neue Bühne in der Art der Münchner Kammerspiele zu gründen. In der Silvesternacht 1917/18 fassen sie auf dem Heimweg von Freunden auf der Lombardsbrücke den Entschluss, das Unternehmen gegen alle widrigen Umstände wie Krieg und die ungünstige Lage des einzigen in Frage kommenden Theaters, des früheren Tivoli-Theaters am Besenbinderhof, zu wagen. Kurz vor der Eröffnung des Hamburger Kammerspiele veröffentlichte Erich Ziegel den folgenden Text, in dem er seine Beweggründe und Ziele offenlegt: „Die Gründung einer modernen Bühne in dieser Zeit wird nur gerechtfertigt durch das reine Bestreben, gegen Trostlosigkeit und Zerstörung die erweckenden Stimmen neuer Glaubwürdigkeit und Lebensbejahung zu führen. Tiefste Notwendigkeit muß solche Gründung jedem Einsichtsvollen erscheinen, der weiß, nirgends sei Deutschlands Zukunftsberechtigung fester verankert als in dem Geist der heranwachsenden Generation.

Der neuen Kunst, den Baumeistern der Zukunft muß Stätte und Gehör bereitet werden. Das sittliche Verantwortungsgefühl, die brennende Tatbereitschaft, von denen die Besten unserer Zeit befeuert sind, müssen auf die Allgemeinheit überströmen.

Nur eine Bühne, die ohne jedes Zugeständnis an Seichtheit und fades Unterhaltungsbedürfnis in jedem Augenblick ihrer hohen Mission eingedenk bleibt, kann solche Kulturarbeit leisten. Die Hamburger Kammerspiele wollen nach Maßgabe moderner Inszenierungsmöglichkeit der neuen Kunst den adäquaten Ausdruck schaffen. Dekorationen, die sich auf einfache Eindringlichkeit beschränken, eine Regie, die bei leidenschaftlicher Betonung des Wesentlichen das Seelische farbiger entfaltet, eine Darstellungskunst, die nach restloser Gestaltung drängt, kurz, der Versuch, das Geistige rein auszulösen, sollen das Gepräge der Aufführungen bestimmen. In kritischer Sonderung wird der Bühne



vor allem jene jugendliche Schauspielkunst dienstbar gemacht werden, die wirklich Instrument ist und Gefäß der Zeit.“<sup>2</sup>

Am 30. August 1918 wurden die Hamburger Kammerspiele mit einer Frank-Wedekind-Woche zum Gedächtnis des am 9. März 1918 verstorbenen Dichters eröffnet: „Keine offizielle Stelle nahm damals von uns Notiz. Nur mein Mann stand da oben, sprach diesen geistreichen, funkelnden Prolog von Arthur Sakheim und unsere Herzen zersprangen beinahe vor Glück, Aufregung, Hoffen und Bangen. Aber es hat sich gelohnt. Es hat sich mehr gelohnt, als wir es je zu hoffen wagten“<sup>3</sup>, erinnert sich Mirjam Horwitz in einem Brief an den Theaterkritiker Paul Theodor Hoffmann.<sup>3</sup> Trotz ständiger Schwierigkeiten und Kämpfe waren die Hamburger Kammerspiele bald eine der lebendigsten und theater- wie geistesgeschichtlich bedeutendsten Bühnen der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. Erich Ziegel trieb sich und seine Kollegen an, nicht einseitig zu werden: Ältere Dramatiker von Ibsen bis Strindberg, von Hauptmann bis Wedekind standen ebenso auf dem Spielplan wie die junge Generation von August Stramm bis Georg Kaiser, von Franz Werfel bis Ernst Barlach. Aber bei aller Bestimmung, sich dem Neuen zu öffnen, wurden auch die Klassiker nicht vernachlässigt.

Man wagte Experimente wie die Aufsehen erregende Aufführung von Schillers „Räubern“ in modernem Gewand, die den Geist des Werkes lebendig werden ließ, und spielte Shakespeare. Obwohl die Kammerspiele nur geringe Gagen zahlen konnten, kamen die besten Ensembles und Künstlerinnen und Künstler zu Gast: Elisabeth Bergner, Maria Orska, Rosa Valetti mit ihrem Berliner Kabarett „Die Rampe“, Käthe Dorsch, Asta Nielsen, Heinrich George, Tilly Wedekind, Lucie Höflich, Paul Wegener, Ernst Deutsch, Otto Wallburg, Eugen Klopfer, Max Adalbert, Maria Eis, das Moskauer Künstlertheater und viele andere spielten hier. Gustaf Gründgens war fünf Jahre lang Mitglied des Ensembles und trat unter Mirjam Horwitz zum ersten Mal als Hamlet auf. Neben ihm und ihrem Mann die Rolle der Candida in dem gleichnamigen Stück von Shaw zu spielen, empfand Mirjam Horwitz als ein besonderes Glück: „Diese große Liebeserklärung des Spötters Shaw an die Frau!“<sup>1</sup> „Du bist meine Candida“<sup>1</sup>, schrieb Erich Ziegel an seine Frau, als sie als Jüdin aus dem öffentlichen Leben verbannt war. Dieses Wissen gab ihr die Kraft, die Verunglimpfungen zu ertragen.

Als Paul Eger das Deutsche Schauspielhaus verließ, das er seit 1918 geleitet hatte, schlug er Erich Ziegel als seinen Nachfolger vor. Der nahm an, und von 1926 bis 1928 leitete Mirjam Horwitz, die auf keinen Fall mit ans Schauspielhaus wechseln wollte, „das geliebte Kleinkind Kammerspiele“<sup>1</sup>. Sie hatte bereits im Jahr zuvor Regie geführt. Durch den Wechsel Ziegels ans Schauspielhaus waren die beiden plötzlich Konkurrenten geworden, doch auch das konnte ihre Loyalität zueinander nicht untergraben.“ Wir sprachen nie über unsere künstlerischen und geschäftlichen Dinge. Und nur der unnatürliche Zustand trat ein, daß wir uns



wechselweise über unsere Erfolge freuten.“<sup>1</sup> 1928 mussten die Kammerspiele ihre Pforten schließen, das Haus musste dem Neubau des Gewerkschaftshauses weichen. Es wurde abgerissen. Kurz darauf wurde Erich Ziegel gekündigt. Bei aller Begabung war ihm eine repräsentative Bühne wie das Schauspielhaus wesensfremd geblieben. Mit Hermann Röbbeling, der schon das Thalia-Theater leitete, suchte man sich einen Nachfolger, der ein erfahrener Theaterpraktiker war.

Das Paar sah sich nach einer neuen Spielstätte um und eröffnete am 1. September 1928 die Kammerspiele im Lustspielhaus im ehemaligen Kleinen Lustspielhaus in den Großen Bleichen. 1932 übernahm Erich Ziegel das Thalia-Theater, benannte es in Kammerspiele im Thalia-Theater um und führte es in der Tradition seiner Kammerspiele fort. 1934 musste er die Leitung wegen seiner Ehe mit einer Jüdin abgeben. Das Ehepaar verließ freiwillig-unfreiwillig die Stadt, deren kulturelles Leben es 16 Jahre lang entscheidend geprägt hatte und die ihm zur Heimat geworden war. In einem Abschiedsbrief resümierte Erich Ziegel die Hamburger Zeit: „Als ich am 26. August 1916 – ich weiß das Datum noch, weil es mein Geburtstag war – in Hamburg eintraf, ahnte ich nicht, daß diese damals so wunderschöne Stadt meine, unsere eigentliche Heimat werden sollte. Wir kannten sie nur von flüchtigen Aufenthalten auf der Durchreise nach Helgoland oder Sylt.

Zwei Jahre später – fast auf den gleichen Tag – eröffneten wir die Hamburger Kammerspiele am Besenbinderhof mit einer Frank-Wedekind-Woche zum Gedächtnis des einige Monate vorher verstorbenen Dichters. Der Rahmen war ein bißchen schäbig und ein bißchen romantisch, aber die Vorstellungen durchbrachen bei der geistigen Elite den Bann des Mißtrauens.

Und dann – dann folgten die schönsten, die glücklichsten und, wie ich zu hoffen wage, fruchtbarsten Jahre meines, unseres Lebens und Schaffens.

Bis nach sechzehn Jahren die schwerste, traurigste Zeit kam, die Stunde, in der ich, von Ekel vor der braunen Pest geschüttelt, Hamburg verließ, um nicht wiederzukehren.“<sup>2</sup>

Erich Ziegel fand zunächst bei Gründgens in Berlin ein Unterkommen. 1935 emigrierten Mirjam Horwitz und Erich Ziegel nach Wien. Da Erich Ziegel in Wien keine ausreichenden Arbeitsmöglichkeiten fand, kehrte er 1936 mit Genehmigung der Reichskulturkammer nach Berlin zurück, einige Zeit später durfte dank Gründgens' Intervention auch Mirjam Horwitz nach Berlin kommen, allerdings ohne wieder auftreten zu dürfen. Ab Mitte der 40-er Jahre hielt sich das Ehepaar erneut in Wien auf, wo Erich Ziegel Schauspieler und Direktor der Kammerspiele und des Theaters „Die Insel“ wurde und wo auch Mirjam Horwitz bis 1951 auf der Bühne stand.



Im Herbst 1949 kamen die beiden erstmals nach Hamburg zurück und gastierten im Thalia-Theater in Gerhart Hauptmanns „Biberpelz“. Es kam auch noch zu einigen anderen Aufträgen, aber eigentlich gab es in der Hamburger Kulturlandschaft keinen adäquaten Ort mehr für das Ehepaar Ziegel-Horwitz. Doch ungebrochen in seinen Ideen und seiner Arbeitslust machte Erich Ziegel noch bis kurz vor seinem Tod Pläne, ein neues Theater zu eröffnen. Seine Frau konnte ihn nur mit Mühe davon abhalten. Als Erich Ziegel am 30. November 1950 in München starb, siedelte Mirjam Horwitz nach Hamburg über. Sie sah nur noch eine Aufgabe vor sich: „die Bücher meines Mannes so schön und seiner würdig herauszugeben, wie ich es vermag.“<sup>3</sup> 1967 starb sie in einem Altenheim in Lütjensee bei Hamburg.

Text: Brita Reimers

Quellen:

- 1) Mirjam Horwitz: Plaudereien, Unvollständiges und unveröffentlichtes Rundfunkmanuskript von 1953, Hamburger Theatersammlung, Universität Hamburg.
  - 2) Zitiert nach: Paul Möhring: Von Ackermann bis Ziegel, Theater in Hamburg, Hamburg 1970.
  - 3) Brief an Paul Theodor Hoffmann vom 29. Januar 1951. Unveröffentlicht, Hamburger Theatersammlung, Universität Hamburg.
- 
- **Ericus**, *HafenCity (1907)*: *Erich Soltow (?-?) Ratsherr (Senator) von Hamburg*  
Senator-Erich-Soltow-Stiftung, Altenwohnanlage.
  
  - **Ericusbrücke**, *HafenCity (1907)*, siehe: *Ericus*.
  
  - **Ericuspromenade**, *HafenCity (2013)*, siehe: *Ericus*.
  
  - **Ericusspitze**, *HafenCity (1907)*, siehe: *Ericus*.



- **Erik-Blumenfeld-Platz, Blankenese (2003): Erik Blumenfeld (1915-1997), Unternehmer, Verfolgter des Nationalsozialismus, Bürgerschaftsabgeordneter, Abgeordneter im Bundestag und Europaparlament**

Sein Vater „Ernst Blumenfeld leitete eine kleine Reederei mit Kohlenimport und Handel. Nach dessen Tod 1927 wurde das Unternehmen von Ehefrau Ebba geleitet. Die gebürtige Dänin hatte entscheidenden Anteil daran, dass es für ihren Sohn Erik ein Leben nach dem KZ gab. Sie kannte Himmlers Leibmasseur Felix Kersten, der im Sommer 1944 die Freilassung [aus dem KZ. Die SS hatte Erik Blumenfeld als so genannten „Halbjuden“ zwischen 1942 und 1944 in die Konzentrationslager Auschwitz und Buchenwald deportiert] erwirkte. Voraussetzung war Erik Blumenfelds ‚freiwillige‘ Sterilisation. Nach dem Zweiten Weltkrieg trat Blumenfeld in die CDU ein, wurde Vizepräsident der Handelskammer, zählte zu den Gründungsmitgliedern des Übersee-Clubs und wirkte zwischen 1977 und 1991 als Präsident der Deutsch-Israelischen Gesellschaft.“ 1).

Der Historiker Prof. Dr. Frank Bajohr verfasste eine sehr lesenswerte Biographie über Erik Blumenfeld unter dem Titel: „Hanseat und Grenzgänger“. Jens Meyer-Odewald schreibt darüber in einer Rezension: „Im Mittelpunkt der Werke steht der Prototyp des hanseatischen Kaufmanns, der sich als zweifacher Bürgermeisterkandidat, aber auch als Außenpolitiker und Weltmann einen Namen machte. Wohl auch deswegen ganz besonders, weil sein unabhängiges Denken ebenso wie seine freigeistigen Positionen oft genug im Widerspruch zur nicht selten kleinkarierten Praxis in seiner Partei standen. Es passt ins Bild des Individualisten Blumenfeld, dass er mit namhaften Zeitgenossen wie Zarah Leander, Edward Heath, Margaret Thatcher, Teddy Kollek, Chaim Herzog, Yitzhak Rabin oder den Kennedys befreundet war, dem Mief in den Hamburger CDU-Ortsverbänden indes aus dem Wege ging.“ 2)

Als am 29. März 1979 im Bundesstag die Debatte um die Verjährung von Mordtaten geführt wurde und es hierbei auch um die Verjährung von NS-Verbrechen ging, trat Erik Blumenfeld an das Redepult und begründete, „warum er in Union mit 23 Fraktionskollegen gegen eine Verjährung von Mordtaten auch aus der Nazizeit eintrat. ‚Da ein Teil meiner Familie und meiner Freunde ausgerottet worden ist, weiß zumindest ich, wovon ich spreche‘, sagte er. Es war sehr still im Plenum, ebenso wie auf der Zuschauertribüne. Dort hatten Überlebende des Holocaust Platz genommen. Auch in der Folgezeit kämpfte Blumenfeld gegen einen Schlussstrich unter das Unvorstellbare - und für freundschaftliche Kontakte nach Osteuropa und Israel. Zur Faszination eines der letzten Hanseaten (...) zählen Lebenslust und Klugheit, mit der ‚Sir Erik‘ für sich einzunehmen wusste. Er war Lebemann und Weltbürger in Personalunion. Die Telefonistinnen in Bonn wählten ihn zum ‚schönsten Mann des Bundestages‘. Blumenfeld, der stets so aussah, als komme er just aus einem Londoner



Herrenclub, ließ sich von einem Chauffeur durch Hamburg fahren, glänzte mit Handicap 13, als nur die Hautevolee Golf spielte, hatte bei den Damen Schlag als Kavalier und Charmeur erster Klasse. Von seinem Kontor im Chilehaus aus dirigierte er den Seehafen-Verlag sowie die väterlichen Betriebe, die vom Brennstoffhandel bis zur Kunststoffverarbeitung reichten. (...) Vor dem Zweiten Weltkrieg hatte ‚Sir Erik‘ der hanseatischen Swing-Jugend angehört und auf diese Art, quasi mit besonderer Note, sein Anderssein dokumentiert. Nicht selten übrigens mit Geistesverwandten wie Axel Caesar Springer. Genau dieser Typus Hanseat hatte eine Diebesfreude daran, Freund wie Gegner immer wieder zu verblüffen. Auch durch Kontakte aus der Lagerzeit duzte er alte Kommunisten - ganz selbstverständlich. Was auch für den persönlichen Sekretär des damaligen DDR-Präsidenten Wilhelm Pieck galt. Und auf parlamentarischen Bierabenden zeigte sich Blumenfeld - frei von ideologischen Barrieren - erstaunlich textsicher beim Schmettern der Internationale und anderer Arbeiterlieder. Im Duett mit den Sozis. Unkonventionelle Lebensweise, ein Dasein nach eigenem Gusto, waren nach seinem Geschmack.“ 3)

Seine Ehefrau, die Rechtsanwältin **Brigitte Lichtenauer-Blumenfeld** erhielt 2012 das Bundesverdienstkreuz für ihr Engagement für die Aussöhnung und die Verständigung mit Israel. 2003 wurde der Blankeneser Bahnhofplatz in Erik-Blumenfeld-Platz benannt. Dieser Benennung war eine monatelange Pro- und Kontra-Diskussion vorausgegangen. In seiner Rede zur Einweihung des Platzes ging der damalige Erste Bürgermeister darauf ein. „An die Anwohner gerichtet, die gegen die Umbenennung waren, sagte von Beust: ‚Wenn Sie sich an die neue Adresse gewöhnt haben, werden Sie sehr schnell merken, dass sie keine Belastung, sondern eine Ehre und Anerkennung ist.‘ (...) Scharf ging Brigitte Lichtenauer-Blumenfeld mit den Gegnern der Umbenennung ins Gericht: ‚Gut, dass die ins Skurrile laufenden Irritationen der letzten Monate erledigt sind. In der unwürdigen Diskussion wussten einige Kritiker weder, wer Erik Blumenfeld war, noch, wie sich sein Name richtig schreibt.‘ Ihren Mann hätte dies alles sehr amüsiert. Lichtenauer-Blumenfeld: ‚Eriks Ziel war immer die Aussöhnung, der Ausgleich. Kritiker, die nur ihren eigenen Interessen folgten, sollten seinem Beispiel folgen,‘“ schrieb Jan-Eric Lindner im Hamburger Abendblatt vom 12.5.2003. Einen Tag nach der Einweihung montierten Unbekannte in der Nacht fünf neue Straßenschilder mit der Aufschrift „Erik-Blumenfeld-Platz“ ab und stahlen sie. Daraufhin mussten neue Schilder angebracht werden.

#### Quellen:

- 1) Hamburger Abendblatt vom 27.3.2010.
- 2) Ebenda.
- 3) Ebenda.





- **Erlerring, Wilhelmsburg (1975): Fritz Erler (1913-1967), Verwaltungsbeamter bei der Berliner Stadtverwaltung, Bundestagsabgeordneter, Fraktionsvorsitzender der SPD**

In der Zeit des Nationalsozialismus schloss Fritz Erler sich der Widerstandsgruppe „Neu Beginnen“ an. 1938, wenige Monate nach seiner Hochzeit mit **Käthe Wiegand** (1912-2006), die er in der Berliner Stadtverwaltung kennen- und lieben gelernt hatten, wurde er verhaftet und nach einjähriger Untersuchungshaft zu zehn Jahren Zuchthaus wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ verurteilt. „Er konnte jedoch bei einem der berühmten ‚Todesmärsche‘ vom KZ Dachau aus fliehen und sich die letzten Kriegswochen in Süddeutschland versteckt halten.“  
1)

„Für die junge Frau bedeutete die damit für sie verbundene gesellschaftliche Isolation ebenfalls eine Art Gefangenschaft. ‚Es wurde ziemlich einsam um sie in einem Staat, der sie feindlich betrachtete‘, hat später ein Wegbegleiter vermerkt.“  
2) Hinzu kam, dass Käthe Erler mit der Heirat ihren Beruf aufgeben musste, das verlangte das Gesetz zum „Doppelverdienertum“. Danach hatten erwerbstätige Behördenangestellte und Beamtinnen aus dem Erwerbsarbeitsleben auszuscheiden, sobald sie einen „Ernährer“ heirateten. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Fritz Erler Landrat in Biberach und Tuttlingen, ab 1949 Bundestagsabgeordneter, wo er in Pforzheim für den Bundestag kandidierte. Seine Frau und die Kinder zogen stets mit ihm.

Seine politische Karriere machte es ihm oft nicht leicht und auch nicht möglich, seine Rolle als Ehemann und Vater zu erfüllen. Und so ist dann auch unter einem Familienbild, das in der Pforzheimer Zeitung am 19.10.2012 abgedruckt wurde, zu lesen: „Einen Spaziergang mit der gesamten Familie gab es höchstens mal am Wochenende, wenn der Politiker Fritz Erler etwas Zeit für die Ehefrau Käthe und die Kinder (...) hatte.“

Aber auch Käthe Erler, die als 19-Jährige 1931 in die SPD eingetreten war, war politisch aktiv. Zwei Jahre, bevor Fritz Erler an Leukämie erkrankte, wurde sie in den Gemeinderat gewählt. Fritz Erler verstarb 1967. Von 1966-1987 war Käthe Erler Stadträtin in Pforzheim. „Der Schwerpunkt ihrer Tätigkeit im Gemeinderat, fortan wurde sie zur Stimmenkönigin bei den Wahlen, lag im Jugendwohlfahrts- und Sozialausschuss, im Schul-, im Krankenhaus- und Kulturausschuss. Ihr Rat und ihre Lebenserfahrung waren unter anderem der Manfred-Bader-Stiftung, der August-Kayser-Stiftung, der Ehe- und Familienberatungsstelle, der Nachbarschaftshilfe und Pro Familia, dem Frauen- und Müttertreff zugutegekommen. Und sie hat einen Babysitterdienst mit auf den Weg gebracht. Als Käthe Erler an ihrem 75. Geburtstag vom damaligen Oberbürgermeister Joachim Becker das Bundesverdienstkreuz überreicht wurde, betonte er, dass sie sich stets für den



sogenannten kleinen Mann eingesetzt habe – für die Schwachen und die Jugend. Sie habe viel Not gelindert, ihre Arbeit sei dabei jedoch fast immer im Stillen geschehen.“ 3)

Quellen:

- 1) wikipedia, Stand: 10.9.2013.
- 2) Thomas Frei in PZ News vom 19.10.2012.
- 3) Ebenda.

- **Ernst-Albers-Straße**, *Marienthal (vor 1933): Ernst Albers (1803-1884), Kaufmann, Oberalter, hatte größeren Grundbesitz in Wandsbek*

- **Ernst-August-Deich**, *Wilhelmsburg (1900): Ernst August von Hannover, Kronprinz*

Ernst August, Kronprinz von Hannover (1845-1923), war seit 1878 verheiratet mit Prinzessin Thyra von Dänemark (1853-1933), die jüngste Tochter König Christians IX. von Dänemark. Das Paar hatte sechs Kinder und lebte im Exil in Österreich.

Vor ihrer Ehe mit dem Kronprinzen war Thyra, als sie ein junges Mädchen gewesen war, in den bürgerlichen Leutnant der Kavallerie, Wilhelm Friedemann Marcher (1841-1872) verliebt gewesen. Das Ergebnis dieser Laison war: Thyra wurde schwanger. Um den gesellschaftlichen Skandal einer unehelichen Schwangerschaft zu vertuschen, reiste Thyra zu ihrem Bruder nach Athen. Dort entband die damals 18-Jährige 1871 in einem Krankenhaus ein Mädchen. Der Öffentlichkeit wurde der Krankenhausaufenthalt mit der Erkrankung der Prinzessin an Gelbsucht erklärt.

Rasmus und Anne Marie Jørgensen adoptierten das Kind und nannten es Maria Katharina (Kate) (1871-1964). Wilhelm Friedemann Marcher, der Vater des Kindes, nahm sich am 4. Januar 1872 das Leben.

- **Ernst-August-Stieg**, *Wilhelmsburg (1992): siehe Ernst-August-Deich.*



- **Ernst-August-Straße, Othmarschen (1898): Ernst August Wriedt (1842-1923),** *Vorbesitzer des Geländes, Fabrikant*  
*Gartenenthusiast.*
  
- **Ernst-Bergeest-Weg, Marmstorf (1931): Ernst Bergeest (1855-1924), über 40** *Jahre lang Mitglied des Marmstorfer Gemeinderates*
  
- **Ernst-Cassirer-Park, Rotherbaum (2011): Prof. Dr. Ernst Cassirer (1874-1945),** *erster deutsch-jüdischer Rektor der Universität Hamburg, wegen seiner jüdischer Herkunft Verfolgter des NS-Regimes.* Cassirer wurde als Sohn des jüdischen Kaufmanns Eduard Cassirer und dessen Ehefrau Eugenie Cassirer in Breslau geboren. Nach dem Abitur am Johannesgymnasium Breslau studierte er ab 1892 zunächst Rechtswissenschaft, bald darauf Deutsche Literatur und Philosophie an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin. Er forschte und lehrte zunächst in Berlin. Ab 1896 wechselte er nach Marburg, wo er in den unmittelbaren Studentenkreis Cohens aufgenommen wurde und sich damit der Marburger Schule des Neukantianismus anschloss. 1899 promovierte er und habilitierte sich 1906. In den nächsten dreizehn Jahren war er dort Privatdozent und arbeitete vor allem an den Grundlagen seines erkenntnistheoretischen Werkes. Seit 1902 war er mit seiner Cousine Toni Bondy verheiratet, mit der er drei Kinder hatte. 1919 folgte er einem Ruf an die neu gegründete Universität Hamburg, wo er bis zu seiner Entfernung aus dieser Position 1933 als Professor für Philosophie tätig war und 1929/30 sogar das Rektorat innehatte. Damit war er einer der ersten deutsch-jüdischen Rektoren an einer Universität in Deutschland. 1923 bis 1929 veröffentlichte er sukzessive sein dreibändiges Hauptwerk, die „Philosophie der symbolischen Formen“. Damit schuf er eine bedeutungstheoretische Lehre von der Gestaltung der Wirklichkeit durch den Menschen. Sein Ziel ist es, – in Ergänzung und Abwandlung der Ideen des Philosophen Immanuel Kant – die Verschiedenartigkeit von Zugangsweisen zur Welt wie Mythos, Religion, Wissenschaft, Sprache usw. durch Symbole aufzuzeigen. Darüber hinaus arbeitete Cassirer an der Hamburger Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg, eng mit ihrem als Kunsthistoriker und Kulturwissenschaftler sehr bekannten Gründer Aby Warburg zusammen. Hier entstanden einige Studien, insbesondere zur Renaissance. Seine Antrittsrede als Rektor vom November 1929 „Formen und Formwandlungen des philosophischen Wahrheitsbegriffs“ ist ein engagiertes Bekenntnis zur Verfassung der Weimarer Republik.



Bevor die Cassirers im Oktober 1919 von Berlin nach Hamburg umzogen, erhielt Toni Cassirer „eine Warnung des Hamburger Psychologen William Stern [siehe: Sternwiete] (...), ‚dass sich in der Hamburger Universität ein kompakter rechter Studentenblock gebildet hätte, der unter anderem Flugblätter verteilte, die zum Boykott jüdischer Autoren aufforderten‘, (...). ‚An der Universität ereignete sich anfangs wenig oder fast gar nichts, was beunruhigend hätte wirken können; aber um so deutlicher konnte man ihn (den Antisemitismus, M. W.) auf der Straße, in den Schulen in der Nachbarschaft entdecken, ohne erst nach ihm zu suchen. Unsere Kinder, die im Berliner Westen niemals unter Antisemitismus zu leiden gehabt hatten, waren sehr betroffen über diese neuen Erfahrungen. Georg hatte es besonders schlecht, da die einzige Schule, die seinem bisherigen Schulplan entsprach, allgemein als antisemitisch bekannt war. Anne wurde auf ihrem Schulweg durch Zurufe aus den Nachbarhäusern belästigt, und ich [Toni Cassirer] selbst stand im ersten Hamburger Sommer zum ersten Mal einem antisemitischen Angriff gegenüber.‘ Die Cassirers waren in eine vornehme Gegend an einem Kanal der Alster gezogen, der von eleganten Villen mit gepflegten Gärten gesäumt wird. Als Toni Cassirer einmal gemeinsam mit ihrem sechsundsiebzigjährigen Vater lesend im Garten saß und ein lärmendes Kind im Garten gegenüber ihre Konzentration störte, bat sie es schließlich ‚sehr freundlich, entweder den ganzen Lärm ganz zu lassen oder aber in einem anderen Teil des Gartens zu spielen‘, worauf der Vater des Kindes erschien und über den Kanal rief: ‚Glauben Sie denn, daß Sie uns nicht stören?‘ Auf die erstaunte Frage: ‚Wodurch?‘ antwortete dieser: ‚Durch Ihren puren Anblick – Sie gehören ja alle nach Palästina‘. Die vornehmen ‚Hanseaten‘ an der Alster begannen, ihre Vornehmheit dem deutschen Zeitgeist zu opfern – und das vor Hitlers Machtübernahme.“ 1) Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten emigrierte Cassirer mit seiner Frau Toni und den Kindern sofort nach England. Er hatte schon im April 1933 um seine Entlassung als Ordinarius der Hamburger Universität nachgesucht, als die Bücherverbrennung bereits begonnen hatte und nachdem am 7. April das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums erging, welches sich insbesondere gegen deutsche Beamte jüdischer Herkunft wandte. Zudem hatte der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund landesweit die „Aktion wider den undeutschen Geist“ gegen jüdische Professoren und Studenten an allen Hochschulen und in den Hochschulstädten unternommen.

Wenig später übersiedelte Cassirer nach Schweden, wo er 1939 schwedischer Staatsbürger wurde; 1941 schließlich in die USA. In der Emigration war er Gastprofessor in Oxford, anschließend Inhaber eines philosophischen Lehrstuhls in Göteborg und später Professor an der Yale-Universität und an der Columbia-Universität in New York. Ernst Cassirer starb im April 1945 in New York an einem



Herzanfall. Seine Analyse zur Entstehung des Nationalsozialismus in „Vom Mythos des Staates“ erschien erst nach seinem Tod.

Frank Kürschner-Pelkmann schreibt in einem Buch „Jüdisches Leben in Hamburg. Ein Stadtführer“ über die Hamburger Universität und deren Verhalten während der Zeit des Nationalsozialismus sowie deren „Aufarbeitung“ dieser Zeit: „So erschreckend das Verhalten der Universität und ihrer Mitglieder in den Jahren 1933 bis 1945 war, so skandalös ist auch der Umgang mit dieser Geschichte in den folgenden Jahrzehnten. In Festschriften der Universität und ihrer Institute kamen die dunklen Kapitel der Nazizeit praktisch nicht vor. Wissenschaftler, die willfährig den braunen Herren gedient hatten, machten weiter Karriere., Es dauerte bis Anfang der 90er Jahre, bis die Universität nach öffentlichen Protesten daranging, die Aberkennung der Doktorwürde von 59 jüdischen Wissenschaftlern während der Nazizeit wieder aufzuheben. Viele der Täter genossen ihre hohen Pensionen, während aus den Verfolgten die Vergessenen wurden.“ 2)

Zusammengestellt von Cornelia Göksu

Benutzte Quellen:

Wikipedia sowie [www.dhm.de/lemo/html/biografien/CassirerErnst](http://www.dhm.de/lemo/html/biografien/CassirerErnst) (= Quellensammlung zur Deutschen Geschichte vom Beginn des 19. Jhds. bis zur Gegenwart, hrsg. v. Deutschen Historischen Museum, Berlin, und Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn, sowie Bundesarchiv)

1) Matthias Wegner: Hanseaten. Von stolzen Bürgern und schönen Legenden. München 2008, S. 381.

2) Frank Kürschner-Pelkmann: Jüdisches Leben in Hamburg. Ein Stadtführer. Hamburg 1997, S. 39.

- **Ernst-Cassirer-Weg**, Bergedorf/Lohbrügge (1964), siehe: Ernst-Cassirer-Park.
- **Ernst-Eger-Straße**, Harburg (1950): *Ernst Eger (1837-1913), Industrieller, Wirtschaftsführer, Grundbesitzer*

1865 heiratete Ernst Eger die Tochter des Harburger Krameramtmanns und Spediteurs Christian Ludwig Riesel. Gemeinschaftlich mit seinem Schwiegervater erwarb er die erwähnten Ländereien in Harburg, deren Mittelpunkt die „Ernst-Eger-Straße“ war.

Im Alter von 47 Jahren, im Jahr 1884, gründeten Ernst Eger und der bekannte Industrielle Konsul Robert Francke die „Harburger Salpeterfabrik Francke &



Eger“. Die erfolgreiche Fabrik ging zehn Jahre nach der Gründung in den alleinigen Besitz von Ernst Eger über.

In viele Ehrenämter berufen, war Ernst Eger auch Mitglied des Nationalliberalen Vereins und der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, der er seit ihrer Gründung angehörte. Schon 73-jährig, wurde Ernst Eger in Harburg 1910 der Titel Kommerzienrat verliehen. Dies auch wegen seiner Verdienste für die Schaffung der Krankenunterstützungskasse und einer Pensionskasse für die Arbeiter seiner Fabrik in Harburg.

Ernst Eger starb etwas später, im Jahre 1913, in Harburg, dem Ort seiner großen Erfolge. Er wurde in dem Familiengrab auf dem Alten Friedhof in Harburg beigesetzt.

Seinen acht Kindern hinterließ er die Salpeterfabrik, die dann als „Harburger Salpeterfabrik E. Eger mbH“ firmierte. Konnte die Firma die ersten Jahre der Inflation recht gut überstehen, war das Ende aus anderem Grunde abzusehen: Die Einfuhr von Natronsalpeter war nicht mehr wirtschaftlich, da in der I.G.-Farben-Industrie die synthetische Herstellung von Salpeter entwickelt worden war.

Die Fabrik musste 1927 geschlossen werden.

- **Ernst-Finder-Weg**, *Bergedorf/Lohbrügge (1942): Prof. Dr. Ernst Finder (1865-1940), Oberlehrer, Heimatforscher*

Ernst Finder (geboren am 16. Februar 1865 in Moorfleet bei Hamburg, gestorben am 11. Juli 1940 in Hamburg) war der Sohn des in Billwärder (damalige Schreibweise) ansässigen, „nicht unbetugten [sic!] Milchbauern“<sup>1)</sup> Eggert Finder (1834-1914). Nach Schulbesuch, kaufmännischer Lehre und nachgeholtem Abitur studierte er von 1889 an in Berlin, Heidelberg und Göttingen. Ab 1896 absolvierte er sein Anleitungs- und ein Probejahr an Hamburger Schulen und promovierte 1898 an der Universität Rostock mit einem Beitrag zur niederdeutschen Geschichte: „Der Anteil des Grafen Anton I. von Oldenburg am Schmalkaldischen Kriege und die Eroberung von Delmenhorst 1547“. Ab Oktober 1899 war er Oberlehrer (seit 1915 „Professor“) an der Realschule Eilbeck (damalige Schreibweise) – bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1930. Seine Hauptfächer waren Geschichte, Erdkunde, Deutsch und Französisch. In Hamburg ließ er sich schließlich in Hamm nieder; seine Wohnung befand sich seit 1918 lange Jahre in der Meridianstraße 5, von 1933 bis 1940 im Dimpfelsweg 14. 2)



Der Dimpfelsweg wurde im Bombardement der „Operation Gomorrha“ 1943 vollständig zerstört. 3) Als FINDER dort zu Beginn des „Dritten Reichs“ einzog, galt die Straße als „gutbürgerliche“ Wohnadresse. Die Hammer Landstraße mit der Eiffestraße verbindend, lag sie „auf der Grenze zwischen 'Oben' und 'Unten Hamm', dem Hamm der 'Bürger' und dem der Arbeiter.“ 4) Im Dimpfelsweg Nr. 1 befand sich (bis 1936) zum Beispiel die Praxis des Hausarztes Dr. Max Besser 5), das gleiche Haus war die Adresse des Kinderarztes Dr. Moritz Heidemann und seiner Frau, der Frauen- und Kinderärztin Dr. Charlotte Heidemann (bis 1938). Im Haus Nummer 5 wohnte Professor Dr. Reinhold Mayer, Oberregierungsrat a.D., Landestierarzt in Hamburg 6), ebenso Professor Dr. Erich Titschak, Kustos am Zoologischen Museum 7). Bis 1943 wohnte in dieser Straße auch Pastor Walther Hunzinger, in der NS-Zeit für die Bekennende Kirche engagiert. (1930 erschien seine Dissertationsschrift „Der Begriff des Gefühls und seine Wandlungen in Schleiermachers Religionsauffassung“ zunächst im Eigenverlag im Dimpfelsweg 22.) 8) Wenige Häuser weiter, Nr. 26, hatte bis 1943 ein Ex- und Importkaufmann, F. S. Hockenheimer, seine Wohnung. 9)

Moritz Heidemann und seiner Frau Charlotte gelang es noch, 1938 nach Argentinien zu emigrieren; Max Besser beging vor der Deportation nach Minsk 1941 mit seiner Frau Käthe Selbstmord; Fred Sally Hockenheimer, nachdem seine Frau Helene und ihr Sohn Karl-Heinz im Feuersturm 1943 umgekommen waren, wurde 1944 nach Theresienstadt und von da nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.

Dr. Ernst FINDER hatte kein solches Schicksal zu befürchten. Seit seiner Promotion, während seiner Zeit als Lehrer in Eilbeck, aber auch in den Jahren nach seiner Pensionierung konnte er sich unbeirrbar dem einem Thema widmen, das ihn umtrieb: dem niederdeutschen „Volkstum“. Ausgehend von seiner „Heimat“, Billwärder und die Vierlande, entwickelte er eine rege volkskundliche Tätigkeit. Grundlegend war für ihn das Verständnis seiner engeren und weiteren „Heimat“ als Teil einer großen „niedersächsischen“ (oder „niederdeutschen“) Region, die nach Ansicht der Niederdeutschen Bewegung von Flandern bis über Ostpreußen hinaus ins Baltikum reichte. Es ging um die Verteidigung und Stärkung der plattdeutschen Sprache, einer angeblich damit verbundenen „niederdeutsche Wesensart“ und eines entsprechenden „Volkstums“. Dieses sollte letztendlich dem „Germanentum“ und, wie es später auch hieß, einer vermeintlichen „nordischen Rasse“ verpflichtet sein. „Wesentlicher Antrieb Finders war seine Auffassung, dass die kulturellen Zeugnisse der alten Zeit mehr und mehr durch die Veränderungen der Moderne verloren gingen. Er sah sich daher dazu berufen, die noch vorhandenen Spuren der urständigen Kultur jener Gebiete für die Nachwelt zu sichern.“ 10)



So begann er zunächst, sich mit den Vierlanden zu beschäftigen. 1907 erschien als „wissenschaftliche Beilage zum Bericht über das Schuljahr 1906/07“ seiner Eilbecker Schule die Schrift „Die Vierlande um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Niedersachsens.“ 11) Kurz danach ergänzte er dies um ein Heft mit dem Titel „Kirche und Schule in den Vierlanden von 1550 bis 1650“. 12) Als er 1910 ein Buch über „Tracht, Haus und Hof der Vierländer“ für den „Verein für Hamburgische Geschichte“ rezensierte (er gehörte dem Verein seit 1905 an), sprach er zwar von einem „einzigartigen Werke“, breitete dann aber eine ausführliche Liste kritischer Einwände aus eigener Detailkenntnis aus. 13) 1914 veröffentlichte die „Pädagogische Vereinigung von 1905 in Hamburg“ ein „Heimatbuch“ mit Beiträgen verschiedener Autoren. Im Vorwort wurde als „großes Ziel“ genannt: „Liebe zu wecken zur Heimat!“ Dort hieß es: „Wer kann die hehre Erhabenheit, das tiefstinnere Wesen seiner Heimat ganz erfassen? Aber versuchen, ihr näherzukommen, die vielen feinen Fäden, die ins Innere führen, zu verfolgen, die reichen Schätze, die vielfach verborgen liegen, zu heben, den innigen Zusammenhang zwischen der mütterlichen Erde und unserer Wesensart zu ergründen – versuchen sollten es alle (...).“ 14) Was konnte Finder zu einer solchen Ergründung des „Zusammenhangs zwischen mütterlicher Erde und Wesensart“ beisteuern? Er schrieb über „Die Vierlande“. 15)

Zur gleichen Zeit, kurz vor Kriegsbeginn, lag dem „Verein für Hamburgische Geschichte“ Finders Manuskript für ein Vierlande-Buch vor. (Der Druck verzögerte sich aber durch den Krieg und die nachfolgenden politischen und finanziellen Turbulenzen.) Zwei Jahre später, 1916, hielt Finder bei der „Deutschen Gesellschaft in Hamburg“, initiiert von dem Germanistik- und speziell Niederdeutsch-Professor Conrad Borchling vom „Allgemeinen Vorlesungswesen“, dem Vorläufer der Hamburger Universität, einen Vortrag über „Das Jahr und seine Feste in den Vierlanden“. Im „Verein für Hamburgische Geschichte“ sprach er im Juni 1918. Mochte außerhalb der Vereinsmauern auch die wilhelminische Welt ihrem Ende gerade rasant entgegengehen, Finder referierte über „Die Reformation und evangelisches Kirchenleben in den Vierlanden“. 16)

Erst 1922, nachdem eine private Spende die Drucklegung ermöglicht hatte, war es dann so weit: In zwei Bänden erschienen Finders langjährig und vielfältig zusammengetragenen Vierlandensien unter dem Titel „Die Vierlande. Beiträge zur Geschichte, Landes- und Volkskunde Niedersachsens“ als Veröffentlichung des „Vereins für Hamburgische Geschichte“. 17) Spätestens seitdem galt Finder in Hamburg und darüber hinaus als Experte in Sachen Vierlande, aber überhaupt als engagierter Parteigänger des Niederdeutschtums.





Bereits 1918 hatte er anlässlich der Rezension eines Buches von Hamburgs führendem Volkskundler, Otto Lauffer (1874-1949), dessen Konzept „der deutschen Volkskunde“ dargestellt. Lauffer wurde 1919 Professor an der Hamburger Universität und war ab 1908 Direktor des Museums für Hamburgische Geschichte, bis 1946; im Jahr 1933 gehörte er zu den Unterzeichnern des „Bekennnisses der Professoren an den deutschen Universitäten und Hochschulen zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat“ (übrigens wie auch der genannte Germanistik-Professor Conrad Borchling und der Rassenbiologe Professor Walter Scheidt, von dem noch zu sprechen sein wird.)

Lauffers Buch, so Finder, berichte „über niederdeutsche Stammeskunde und Stammesveranlagung, über die äußeren Lebensformen des niederdeutschen Volkstums, über die Sprache und die volkstümliche Dichtung, den volkstümlichen Glauben und die volkstümliche Sitte. (...) Der Leser wird belehrt über Siedelungsverhältnisse, Hausbau, Hausrat, Tracht, über die Stellung des Hochdeutschen zum Niederdeutschen, über die Äußerungen der Volksseele, wie sie zum Ausdruck kommen in Sprichwörtern, Volksrätseln, Abzählreimen, Kinderreimen, Spottreimen, volkstümlichen Liedern u. a. m., über das Gebiet des sog. Aberglaubens, der mit der Volkssitte aufs innigste verwachsen, in unsere Urzeit zurückweist, über die in unsern Tagen wieder zu Ehren kommende Volksheilkunde, über die volkstümlichen Gebräuche, die vornehmlich den Kreislauf des Jahres sinnig schmücken und die Hauptstufen des menschlichen Daseins (Geburt, Jugend, Hochzeit, Ehe, Tod) verklären und adeln.“

Eine solche Ansammlung volkskundlicher Fundsachen füge sich dann „zu einem einheitlichen Bilde des niedersächsischen Volkstums“ zusammen. 18)

Dies war genau die Art von Volkskunde, die Finder vertrat und praktizierte – nicht nur in seinem Vierlande-Buch, sondern in allen weiteren Veröffentlichungen. Gleich, mit welcher Region er sich beschäftigte, der Blick ging zurück in die Vergangenheit, richtete sich auf Lebensformen, denen ein Wert zugesprochen wurde, welcher sich aus Distanz und Gegnerschaft zur Moderne - zu Aufklärung, Großstadt, Technik und Industrie, Demokratie und Weltoffenheit - rechtfertigte. Anhand der Veröffentlichungen Finders lässt sich zeigen, wie von dieser Position aus der Anschluss an die nationalsozialistische Blut- und Boden-Ideologie gesucht und gefunden werden konnte 19) und wie dies bei Finder tatsächlich auch geschah.

Ernst Finder als Elfenbeinturm-Privatgelehrten zu sehen, der seine Bestimmung vornehmlich weltabgewandt in Archiven und Bibliotheken suchte, wäre jedoch eine Fehleinschätzung. Wie schon erwähnt, nahm er an der Arbeit des Hamburger Geschichtsvereins aktiv teil und pflegte überhaupt seine Kontakte zu akademischen Kreisen; ebenso betätigte er sich aber in der Szene der



Niederdeutschen Bewegung in Hamburg. Bei seinen volkskundlichen Recherchen sammelte er auch regelmäßig Informationen „vor Ort“, wobei ihm seine Plattdeutschkenntnisse halfen, mündliche Überlieferungen zusammenzutragen.

Schon 1904, als in Hamburg eine „Freie Vereinigung von Freunden der Niederdeutschen Sprache und Literatur“ gegründet wurde, die sich kurz danach den Namen „Quickborn“ zulegte, war Finder unter den Männern der ersten Stunde. Bald war dieser Verein die maßgebliche Gruppierung der Niederdeutschen Bewegung Hamburgs. Zu den entscheidenden „Machern“ des „Quickborn“ gehörten der nachmals langjährige Vorsitzende Paul Wriede (1870-1926), daneben Hinrich Wriede (1882-1958), Volkskundler, plattdeutscher Schriftsteller und Volksschullehrer, aber auch Johann Kinau (1880-1916), der sich als Schriftsteller Gorch Fock nannte. Alle drei hatten ihre familiären Wurzeln oder lebten und arbeiteten in Finkenwerder – und alle drei waren sich auch schon in Hamburg im niederdeutsch inspirierten „Kreis um die Himmelsleiter“ begegnet, wo Gorch Fock inmitten von Künstlern und Literaten eine zentrale Rolle spielte. Hans Friedrich Blunck (1888-1961), der damals auch dazu gehörte (ab 1933 war er erster Präsident der NS-Reichsschrifttumskammer, bis 1935), sprach von diesem Kreis als fast schon „geschlossene Kampfgruppe“ - es ging um „gemeinsamen Widerstand“ gegen „Berlin“. 20)

Als der „Quickborn“ etabliert war, entfaltete er eine rege Veranstaltungstätigkeit, und ab 1907 besaß er eine eigene Zeitschrift: die „Mitteilungen aus dem Quickborn“. Einer der ersten Vorträge im Verein wurde von Dr. Ernst Finder gehalten. Er sprach über „das Eindringen des Hochdeutschen in Hamburg“. Allein in den Anfangsjahren 1904 bis 1909 hielt er dort vier Vorträge; im Jahr 1936 verlieh ihm der „Quickborn“ den Titel „Ehrenmitglied“. (Finder war seit 1905 auch Mitglied im „Verein für Vierländer Kunst und Heimatkunde“; seit 1917 im „Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck“; von 1917 bis 1923 vertrat er den Hamburger Geschichtsverein in der „Theobald-Stiftung zur Förderung der niederdeutschen Sprachforschung“.) 21)

Ernst Finder, Hinrich Wriede und Johann Kinau (Gorch Fock) wirkten dann 1914 auch gemeinsam an der erwähnten Veröffentlichung der „Pädagogischen Vereinigung“ mit.

Gorch Fock und Hinrich Wriede schrieben über Sagen, die Elbe, das niedersächsische Bauernhaus und Finkenwerder; Wriede bemerkte in diesem „Heimatbuch“ über die in seiner Sicht bedauerlichen Veränderungen in Finkenwerder: „Schon wohnen fremde Arbeiter, Holländer und Süddeutsche, auf unserer Insel; wie lange wird es dauern, dann werden Polen, Tschechen, Galizier und sonstige minderwertige Rassen ihren Einzug halten.“ 22)



Finders spätere volkskundliche Beschäftigung mit Finkenwerder hat demnach eine lange Vorgeschichte. Von 1919 an arbeitete er aber – im Auftrag des „Vereins für Hamburgische Geschichte“ - als Nächstes an einer Studie über Billwärder. Daneben widmete er sich ab 1922 einigen Aspekten der Geschichte Hamburgs. „Hamburgisches Bürgertum in der Vergangenheit“ hieß das Ergebnis schließlich; es hörte in seinen Betrachtungen Ende des 18. Jahrhunderts auf. So manche abstoßenden Seiten des städtischen Lebens wurden dabei herausgearbeitet, trotz vieler amüsanter und beeindruckender insgesamt. Der Rezensent des „Vereins für Hamburgische Geschichte“ nannte es eine „erstaunliche wissenschaftliche Leistung“ und meinte, „dem Verfasser hat zweifellos so etwas wie eine s t ä d t i s c h e V o l k s k u n d e vorgeschwebt“. Dass Finder hierbei seinem erprobten volkskundlichen Konzept treu geblieben ist, verdeutlicht die fast schon ironische Besprechung: „Daß der Autor dieser aus einer unübersehbaren Anzahl von historischen Mosaiksteinchen zusammengesetzten Arbeit gerade 'Finder' heißt, scheint nicht nur ein neckisches Spiel des Zufalls, sondern zugleich auch das namentliche Symbol seines heuristischen Erfolgs zu sein. Es überkommt den Leser der Lektüre des Buches sehr bald das Gefühl, als sei auch nicht das kleinste Kulturpartikelchen aus der hamburgischen Vergangenheit übersehen – als könnte das Werk schlechterdings nicht kompletter sein. Wie aus den Bezeichnungen der acht Hauptkapitel hervorgeht (Der Lebenskreis – Nahrungs- und Genußmittel – Gesundheit und Krankheit – Haus und Hausrat – Zeiten und Feste des Jahres – Gartenwesen und Gartenlust – Geselligkeit und Vergnügungen – Wege und Stege) wird ganz vorwiegend die sachliche Kultur behandelt und das Geistige nur gelegentlich im Rahmen von Sitte und Brauch erörtert.“ 23) Das Werk war diesmal nicht vom Geschichtsverein, sondern vom Hamburger Staat finanziert worden. Es erschien in dem Jahr, 1930, in dem Finder seine Lehrtätigkeit beendete.

Die folgende, seit 1919 längst vorbereitete Veröffentlichung erschien fünf Jahre später, 1935. Ein weiteres Mal – und nun wieder in gewohnt ländlich-antistädtischer Perspektive – legte Finder eine traditionell volkskundliche Kompilation vor, in diesem Fall unter dem Titel „Die Landschaft Billwärder, ihre Geschichte und ihre Kultur“. 24) Verändert hatten sich inzwischen aber die politischen Verhältnisse. Zuvor war Finders volkskundliche Arbeit auf die im Umkreis der Niederdeutschen Bewegung übliche kulturkritische, anti-moder-nistische Haltung begrenzt gewesen, wie sie etwa auch im „Quickborn“ gepflegt wurde. Dort, wie in der niederdeutschen Szene überhaupt, wurde 1933 der Beginn einer „neuen Zeit“ freudig begrüßt. 25) Auch im „Verein für Hamburgische Geschichte“, der bis 1937 noch nicht vollends den NS-Erwartungen entsprach, standen die Befürworter der nationalsozialistischen Herrschaft aber bereit, dem Zeitgeist Geltung zu verschaffen. 26)



Finder entschloss sich, in seiner Volkskunde Billwärders die Zeichen der Zeit in deutliche Worte zu fassen. „Seit der Neugestaltung des Reiches“, schrieb er, „ist auch für unsere Marsch eine neue Zeit heraufgezogen, die unter Verwirklichung der Volksgemeinschaft spürbar wird auf dem Gebiete der geistigen und sachlichen Kultur. Das Bauerntum, das von Natur aus für die Ernährung unseres Volkes zu sorgen hat, ist auch der unablässig fließende Quell für den Bestand, die Erneuerung der Lebenskraft unseres Volkes, das, wenn es die Urkräfte des deutschen Seins, Blut und Boden, die in Jahrhunderten deutsche Sonderart geformt haben, verleugnet oder ihr entsagen muß, in der Großstadt nicht selten in wenigen Geschlechterfolgen zu verkümmern pflegt.“ Und er fügte hinzu, was die Botschaft unanfechtbar zu machen versprach: „'Das Deutschland der Zukunft wird ein Bauernreich sein, oder es wird nicht sein.' (Adolf Hitler)“.

An anderer Stelle in diesem Buch bekannte er sich zu der von nationalsozialistischer Seite immer wieder angemahnten Ausrichtung der Heimat- und „Volkstums“-Arbeit auf Gegenwart und Zukunft: „In der starken Bewegtheit der Gegenwart kündet sich an, vollzieht sich eine Zeit- und Volkswende. Das Ziel des Dritten Reiches ist die innere Erneuerung des deutschen Volkes. Heimatliches Brauchtum guter Art soll wieder eine Stütze des Volkstums werden, denn in unserem selbstbewußten nationalen Staate sind die Werte des eigenen Volkstums erkannt, die Heimatbewegung hat kraftvoll eingesetzt: Sie will in allen Bereichen das Vätererbe, das Kulturgut volklich-heimatlichen Lebens, bewahren, soweit es gut und erhaltenswert ist, das Gemeinschaftsleben stärken und mit neuem Geist auf volksmäßiger Grundlage erfüllen. Die Vergangenheit soll wirksam bleiben, damit die Gegenwart sich wieder an ihr belebe und die Zukunft durch sie Kraft und Zuversicht gewinne.“ 27)

Auch dieses Buch Finders wurde wegen „seiner Stofffülle“, „seinem reichen und sorgfältigen Quellennachweis“, jetzt aber auch wegen seiner „bewußt und betont reindeutschen Sprache“ gelobt, und dem Verfasser wurde eine tadellose „Haltung“ bescheinigt. 28)

Nach Erscheinen dieser Publikation war Finders nächstes Vorhaben in folgerichtiger Fortsetzung seiner bisherigen Arbeit auf ein besonders prägnantes Objekt niederdeutschen „Volkstums“ gerichtet. Die „Mitteilungen aus dem Quickborn“ zeigten im Jahrgang 1935/1936 an, dass Vereinsmitglied Dr. Ernst Finder an einem neuen Buch über Finkenwerder arbeite. Zugleich wurde angekündigt, dass für Mitte 1936 in Finkenwerder eine große 700-Jahr-Feier zu erwarten und dass der Finkenwerder Volksschullehrer Adolf Albershardt (1892-1969) damit befasst sei. 29) Er war gleichfalls „Quickborn“-Mitglied. Seit 1912 war er in Finkenwerder tätig und hatte sich nach dem Ende des Weltkrieges aktiv in die Gestaltung des Ortes eingeschaltet. Damit hatte er u.a. auch Anschluss an



die aus „Himmelsleiter“- und „Quickborn“-Zusammenhängen bekannten Finkenwerder gefunden – Gorch Fock (der allerdings 1916 gestorben war), statt seiner nach dem Weltkrieg sein Bruder Rudolf Kinau (1887-1975) und Hinrich Wriede.

Schnell galt der aus Lübeck stammende Albershardt, der seit 1918 für das Lokalblatt „Norddeutsche Nachrichten“ Beiträge zu Finkenwerder schrieb, als besonders dem Ort bzw., wie es meist hieß, der Insel verbundener Niederdeutscher. Als Finder 1935 für sein neues Buch zu recherchieren begann, habe er Albershardt gefragt, berichtete dieser 1940, „ob ich nicht selbst auf Grund meiner heimatlichen Forschung die Herausgabe eines Finkenwälder Buches plante, da gab es für mich nur eine Antwort: 'Finkenwälder kann keinen besseren Chronisten finden, als Sie es sind.'“ Und Albershardt ergänzte: „Es ist für mich eine herzliche Freude gewesen, daß sich durch die jahrelange Zusammenarbeit eine ehrliche Freundschaft zu dem 27 Jahre älteren Professor entwickelte.“ 30)

Finkenwerder (oder „Finkenwälder“, wie der zu Hamburg gehörende Nordteil der Insel geschrieben wurde) war für Volkskundler schon länger von besonderem Interesse gewesen, da auf der relativ isolierten, „reinen“ Bauern- und Fischerinsel der mystifizierte „germanisch-nordische“ Mensch vermutet wurde, was zu einer „Stilisierung Finkenwerders zu einem Musterbeispiel für herausragendes rassisches Erbgut“ führte. So machten sich Volkskundler und Rassenbiologen auf die Suche nach dem „niederdeutschen Menschen“, als dessen Prototyp der Finkenwerder häufig angesehen“ wurde. 31) Hinrich Wriede, seit den „Quickborn“-Anfängen 1904 selbst als Volkskundler Finkenwerders hervorgetreten, tat sich deshalb 1925/1926 mit dem Hamburger Rassenkundler Walter Scheidt zusammen, der schon damals mit Hilfe von Schädelvermessungen usw. die „typische ererbte Eigenart des Finkenwälder Menschen-schlages“ herausfinden wollte. 32)

Mit vielfacher Unterstützung Adolf Albershardts konnte Finder bei der Zusammenstellung seines Finkenwerder-Buches auf solche Vorarbeit zurückgreifen. Wie stets befragte er aber auch Finkenwerder Einwohner, „die in immer gern und zuverlässig gewährten Auskünften auf landes- und volkskundlichem Gebiet ein freundliches Entgegenkommen gezeigt haben.“ 33) Ebenso trug er, wie gewohnt, zusammen, was sich in Archiven und Chroniken finden ließ. Insofern war das neue Werk, das Ende 1939 ausgeliefert wurde – als Erscheinungsdatum galt 1940 –, ein „typischer“ Finder. Der Verfasser nannte es: „Die Elbinsel Finkenwälder. Ein Beitrag zur Geschichte, Landes- und Volkskunde Niedersachsens.“ 34) Auch dieses Buch übernahm der „Verein für Hamburgische Geschichte“ in sein Veröffentlichungsprogramm. In der Vereinszeitschrift wurde von „einem umfassenden Werk“ gesprochen; der Verfasser habe sich und Finkenwerder damit „ein Denkmal gesetzt, für das ihm nicht nur die Elbinsel, sondern auch die Heimatstadt Hamburg Dank schuldet“. „Jeder Freund der



Heimatgeschichte und des heimatlichen Volkstums wird viel Freude an dem Werke haben und man möchte ihm weite Verbreitung in unserem Heimatgebiete wünschen“, schrieb der Rezensent abschließend. Es war Adolf Albershardt. 35)

Nicht störend wurden Passagen empfunden, die an dem Erkenntnisgewinn (auch an der Formulierungssicherheit) solcher Volkskunde eher zweifeln lassen. Beispielsweise: „Die äußere Erscheinung des Menschen ist nicht nur durch die Körperbeschaffenheit bedingt, sie hängt auch zum nicht geringen Teil von der Körperbekleidung ab, ja, Mensch und Tracht können von innen her miteinander verwachsen sein.“ Oder: „Die Zahl der Bewohner ist durch fremdbürtigen Zuzug unaufhörlich gewachsen und ist noch immer im Ansteigen. Die Neusiedler entstammen den verschiedensten Teilen unseres Vaterlandes. Als eigentliche Finkenwärder fühlen sie sich nicht (oder noch nicht) trotz mehrfach eingegangener ehelicher Verbindungen mit alteingesessenen Familien des Landes. Unter den veränderten Zeitverhältnissen droht das Finkenwärder Volksleben seine Besonderheit zu verlieren.“ 36)

Bei aller unverändert rückwärtsgewandten niederdeutschen Kulturkritik war Finder jedoch offenbar bewusst, dass Ende 1939/Anfang 1940 niederdeutsche Heimatpflege nicht ohne verstärktes Bekenntnis zu den Erwartungen der nationalen Gegenwart möglich war. Entsprechend wusste er „der Regierung des Dritten Reiches (...) zu danken“ - so etwa für die Aufwertung „der Landbevölkerung (...) im Gemeinschaftsleben“, z.B. durch „Verkehrsverbesserung“. 37) Wenn er die Fotos („Lichtbilder“) Albershardts lobte, die in großer Zahl das Buch illustrierten, nannte er den Fotografen einen „Finkenwärder Volksgenossen“ 38). Der sprachlichen Anpassung an NS-Gepflogenheiten entsprach, dass Finder, dem es eigentlich um die Bewahrung des Überlieferten ging, nun dennoch die Errungenschaften der „neuen Zeit“ zumindest erwähnte. So registrierte er, dass „ein 50 Hektar großes Fluggelände entsteht, aus dem schon die ersten Hallen für Flugzeuge emporwachsen“ und dass „der Reichsstatthalter die Verlegung des Hamburg-Altonaer Fischereihafens und der mit ihm verbundenen Fischindustrie nach Finkenwärder“ verkündet habe. 39) Schließlich fasste Finder zusammen: „Eine neue Zeit ist für Finkenwärder angebrochen. Große Veränderungen stehen der Insel bevor“ 40), und sein Fazit lautete: „Finkenwärder ist in völliger Umgestaltung begriffen. Das Großgewerbe nimmt von der Insel Besitz. Ein Straßennetz, an dem Zehntausende von Volksgenossen ihre Wohnstätte finden sollen, wird gebaut. Der Heimatfreund mag beklagen, daß im Laufe der Entwicklung die stillen landschaftlichen Schönheiten des Eilands verlorengehen. Indes: die Gegenwart fordert gebieterisch ihr Recht.“ 41)

Wie sich volkskundliche Vergangenheitsorientierung mit der Anerkennung nationalsozialistischer Gegenwart verbinden ließ, zeigte dann eine Passage am Ende des Abschnitts „Brauchtum im Jahreslaufe“, wo Finder auf ein ganz



aktuelles „Brauchtum“ hinwies – und damit zugleich seinem Mitstreiter Adolf Albershardt das Wort überließ: „Ihr verdienter Leiter äußert sich im folgenden über die *Finkwarder Speeldeel*“, leitete Finder dies ein. 42) Albershardt hatte nämlich 1936 vor der erwähnten 700-Jahr-Feier die niederdeutsche Volkstanz-, Trachten und Laienspielgruppe „Finkwarder Speeldeel“ neu belebt. Ursprünglich war sie 1906 von Gorch Fock und Hinrich Wriede gegründet und dann von Wriede nach dem Weltkrieg einige Jahre - letztlich vergeblich – weitergeführt worden. Nun schrieb Albershardt in Finders Buch über die „Speeldeel“:

„Eine Kampfgruppe für die Erhaltung und Sicherung des Volkstums war notwendig. (...) Als dann Finkenwärder seine 700-Jahrfeier 1936 begehen konnte, gründete Adolf Albershardt (...) die 'Finkwarder Speeldeel' zum dritten Mal. (...) Die 'Finkwarder Speeldeel' fand schon 1936 Anschluß an die NS-Gemeinschaft 'Kraft durch Freude' (Amt Feierabend, Abteilung Volkstum und Brauchtum). Höhepunkt im Dienst von 'Kraft durch Freude' waren eine Fahrt mit der 'Monte Olivia' nach Norwegen (1937), der Tanz vor Frau v. Horthy beim Führerbesuch auf Helgoland (1938), die Teilnahme mehrerer Paare an der Jungfernfahrt des 'Wilhelm Gustloff' nach Italien (1938) und die Mitwirkung auf den KdF-Reichskongressen in der 'Hanseatenhalle' beim 'Volk spielt fürs Volk' (1938 und 1939).“ 43)

Das „Brauchtum im Jahreslaufe“, wie Finder formulierte, bot somit eine Gelegenheit, den Bogen in die Gegenwart des „Dritten Reichs“ zu schlagen. 1935 hatte Finder in seinem Billwärder-Buch frohlockt, „die Heimatbewegung hat kraftvoll eingesetzt“. Die „Vergangenheit soll wirksam bleiben“, hatte er NS-konform postuliert, „damit die Gegenwart sich wieder an ihr belebe und die Zukunft durch sie Kraft und Zuversicht gewinne.“ Vier Jahre später war nun deutlich, wo dies endete: bei „Kraft durch Freude“, beim „Dienst“ mit Plattdeutsch, Volkstanz und Trachtenpflege für den nationalsozialistischen Staat, der die „Volksgenossen“ gerade in die Zukunft eines Raub- und Vernichtungskrieges führte.

Finder hat sich auch nicht gescheut, das „Volkstum“ Finkenwerders dort aufzuspüren, wo es von vielen Niederdeutsch Bewegten schon lange vermutet und wo es im NS-Staat programmatisch verortet wurde: in der Rasse. Eine seiner „Erkenntnisse“ über „die“ Finkenwerder lautete, mit bezeichnendem Anfang: „Rassenmäßige Veranlagung, Geschichte, Umwelt und Familienverhältnisse, die von Natur gegebene Bodenform, Witterungsverhältnisse, der die wirtschaftliche Lage bedingende Beruf, auch die Nahrung haben die Wesenszüge der Bewohner geformt, haben ihre Denk- und Sinnesart gelenkt und ihr Volkstum bestimmt.“ 44) So konnte er „über die körperlichen Eigenschaften der Finkenwärder“ 45) schreiben - bzw. über die „körperlichen Rassenmerkmale, welche die alleingesessene Bevölkerung Finkenwärders kennzeichnen“. 46) Daraus gelang es



ihm einen zeitgemäß zufriedenstellenden Befund abzuleiten: „Die meisten Eigenschaften [der Finkenwerder] werden herkömmlicher[-] und wohl auch berechtigterweise der nordischen Rasse zugeschrieben.“ 47) Hier bediente er sich der rassenbiologischen Angaben von „Universitätsprofessor Dr. W. Scheidt“ – jenes Scheidt, mit dem Hinrich Wriede schon 1926 das Finkenwerder „Volkstum“ ergründen wollte und der seine Studien inzwischen erweitert hatte. 48) Seit 1933 war er Professor für Rassenbiologie an der Universität, auf der umgewidmeten Stelle des jüdischen Philosophen Ernst Cassirer, der 1933 entlassen und in die Emigration gezwungen wurde. Solche Zusammenhänge zu bedenken, lag Finder offenbar fern. In seiner Volkskunde zählte als „Volk“ nur die „alteingesessene Bevölkerung“, nicht aber irgendwelche „fremdbürtigen Neusiedler“, die gewiss keine „eigentlichen Finkenwärdler“ waren. Wie sollte, wer so schrieb, einen Gedanken auf einen jüdischen Philosophen verwenden?

Einige Monate nach Erscheinen des Finkenwerder-Buches starb Ernst Finder im Alter von 75 Jahren. Wie schon von Finders Finkenwerder Mitstreiter, Adolf Albershardt, wurde das Buch – und wurde sein Autor – allorts geschätzt und empfohlen. Der (vertretungsweise amtierende) Vorsitzende des „Vereins für Hamburgische Geschichte“, Hans Nirrnheim, sprach 1940 anerkennend von einem Buch von „grundlegendem Werte“ 49), und der Verein teilte den Mitgliedern und Freunden am 12. Oktober 1939, sechs Wochen nach Kriegsbeginn, mit, dass trotz wohl zu erwartender Finanzprobleme „mit dem Druck des Werkes von Ernst Finder (...) zu unserer Freude eben jetzt begonnen werden konnte. (...) Heil Hitler! Der Vorstand des Vereins für Hamburgische Geschichte.“ 50) Dementsprechend zeigten die „Hamburgischen Geschichts- und Heimatblätter“ (ebenfalls vom Geschichtsverein herausgegeben) das Buch als eine der „wertvollen literarischen Neuerscheinungen“ an. 51) Kurz zuvor hatte der „Verein“ seinem „langjährigen Mitglied“ Dr. Finder die Lappenberg-Medaille in Bronze verliehen. 52)

Im Niederdeutsch-Verein „Quickborn“ sah man das alles ähnlich. Schon am 12. Februar 1936 war Finder der Titel „Ehrenmitglied“ verliehen worden – Vorstandsmitglied Hinrich Wriede verkündete den Beschluss - 53), und Otto Specht schrieb 1940 zu dem Finkenwerder-Buch Finders, es sei „besonders wertvoll, daß der Verfasser (...) den Sitten und Gebräuchen nachgegangen ist und das Ergebnis in diesem wertvollen Buche niedergelegt hat.“ 54) Hans Bahn bescheinigte Finder zum 75. Geburtstag gar, er habe bereits 1922, in seinem Buch über die Vierlande, „einer späteren Zeit eine Einstellung zur Volkstumpflegerie vorweg[genommen], die heute nationalsozialistisches Gemeingut geworden ist.“ Von diesem Hans Bahn wurde in der zweiten Auflage dem Finkenwerder-Buch ein ergänzender Artikel als Anhang beigefügt. 55)





Die parteiamtlichen Propagandisten des Niederdeutschtums, die seit 1935 alle einschlägigen Aktivitäten unter dem Dach der „Vereinigung Niederdeutsches Hamburg“(VNH) zu kontrollieren suchten, boten den Vorsitzenden des VNH-Fachausschusses „Heimatliche Geschichte“ auf, Ernst Finder zu würdigen. Sozusagen im Auftrag des 1. Vorsitzender der VNH (NS-Kultursenator v. Allwörden) nutzte Rudolf Schmidt (Schulleiter der Oberschule für Jungen Eppendorf) als vielfältiger NS-Propagandist der Hansestadt das Dezember-Heft der „Niederdeutschen Warte“ 1940 zu einem Schwerpunkt: „Professor Dr. Ernst Finder zum Gedächtnis“. Schmidt selbst schrieb über den Volkskundler und sein letztes Buch über „Gorch Focks Fischerinsel“ 56). Dabei ging es ihm aber „Um eine Volkskunde der Großstadt“, wie er seinen Artikel überschrieb, und er bedauerte: „Allzu sehr hat sich die Wissenschaft von der Volkskunde auf die ländlichen Gebiete eingestellt (...)“. Mit dem Altonaer Volkskundler Otto Lehmann forderte Schmidt dann: „Eine ernsthafte Volkskunde, die das gesamte Volk umfassend sein Brauchtum, seine Kultur und die formenden Kräfte in Stadt und Land untersucht, muß zu Ergebnissen führen, die in ihrer praktischen Auswertung unserem ganzen deutschen Volke zugute kommen. Es handelt sich ja nicht um Erkenntnis. Wir treiben Volkskunde um unserer Zukunft willen, um zu wissen, - was habe ich zu tun!“ Solchen Erwartungen der NS-Partei hatte Finder nicht wirklich genügen können. So fand Schmidt schließlich, der Volkskundler sei „einer von denen“ gewesen, die eine NS-genehme Volkskunde in gewisser Weise vorbereitet hätten, der also den „Boden hat schaffen helfen“ 57), mehr nicht, aber auch nicht weniger. Im Anschluss an Schmidts Artikel wurde Adolf Albershardt Gelegenheit gegeben, Finders „Persönlichkeit“ darzustellen. 58)

Für 1943 war eine zweite Auflage des Finkenwerder-Buches vorgesehen; dazu kam es jedoch nicht - in Folge der Bomben- und Feuerschäden im Verlauf der „Operation Gomorrha“ im Juli/August. Daraufhin entschieden der „Verein für Hamburgische Geschichte“ und der Verlag nach 1945, sobald es ging das Buch erneut herauszubringen. Sie bemühten Adolf Albershardt für die nötigen Vorbereitungen. Der angeblich unveränderte Neudruck geriet auf diese Weise zu einer „entnazifizierten“ Version 59), in der NS-Vokabular und Passagen, die sich auf das „Dritte Reich“ bezogen, verschwunden waren oder verharmlosend umgeschrieben worden waren. Albershardt sorgte auch dafür, dass in der Darstellung seiner „Finkwarder Speeldeel“ möglichst jeder belastende Hinweis auf ihre NS-Verstrickung getilgt war. Das Gesamtkonzept des Buches, einschließlich der Auswertung der rassenbiologischen Untersuchungen Walter Scheidts, blieb jedoch unangetastet. 60) Kritik an der „deutschen Volkskunde“, die nach 1945 ganz grundsätzlich formuliert wurde, blieb unberücksichtigt. 61) So erschien Finders Buch erneut 1951.



Im Vorwort „Zum Geleit“ erfreute sich der Geschichtsverein unverändert „des vortrefflichen Werks“ 62) und im „Quickborn“ fand Ludwig Lahaine, dass die Neuauflage „jedem Heimatfreunde zur wahren Freude“ erschienen sei, widme das Buch sich doch der „Elbinsel vor Hamburgs Toren, deren ursprüngliche Eigenart von der sich ausdehnenden Großstadt immer stärker verwirrt wird. (...) Finders letztes Werk ruft bei uns Älteren liebe Erinnerungen an das alte Finkenwerder wach (...).“ 63)

Erinnerungen wohl auch an das alte, seit 1945 vergangene Hamburg, in dem Lahaine Mitarbeiter Rudolf Schmidts im Fachausschuss für „Heimatliche Geschichte“ der VNH gewesen war. Damals, 1940, hatte Ernst Finder noch vom NS-Senat (bzw. Reichsstatthalter und Gauleiter Kaufmann) die „Medaille für treue Arbeit im Dienste des Volkes“ bekommen. Und ab dem 1. Januar 1943 war in Lohbrügge eine Straße nach dem Volkskundler benannt, der „Ernst-Finder-Weg“. 64)

Text: Ralph Busch

Quellen und Anmerkungen:

- 1) „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 29/1935-1936, S. 48
- 2) Zu Finders Biographie siehe Gunnar B. Zimmermann, „Finder, Ernst“, in: Hamburgische Biographie. Personallexikon, Band 6, Göttingen 2012, S. 91/92; ders., „Komplementäre Identitätsräume. Regionale Geschichtslandschaften in der bürgerlichen Gedächtniskultur Hamburgs von 1918 bis 1933“, in: Janina Fuge/Rainer Hering/Harald Schmid (Hg.), Das Gedächtnis von Stadt und Region. Geschichtsbilder in Norddeutschland (= Hamburger Zeitspuren 7), München/Hamburg 2010, S. 15-38; Hamburger Lehrerzeitung. Wochenschrift des Nationalsozialistischen Lehrerbundes Gau Hamburg 14/2. März 1935 StAHH, Zeitungsausschnittsammlung, 731-8\_A 756 Finder, Ernst); Wikipedia: „Ernst Finder“: [https://de.wikipedia.org/wiki/Ernst\\_Finder](https://de.wikipedia.org/wiki/Ernst_Finder) (17.6.15) - Finders Dissertation erschien : Kiel 1898. - Zu seinen Wohnadressen: Siehe die Hamburger Adreßbücher ab 1918 und 1933 bis 1940.
- 3) Siehe die Schilderung in Renate Hauschild-Thiessen (Hg.), Die Hamburger Katastrophe vom Sommer 1943 in Augenzeugenberichten (= Veröffentlichungen des Vereins für Hamburgische Geschichte 38), Hamburg 1993, S. 75-81: „Erich Titschak: Dimpfsweg 5“ und S. 157-159: „Erich Titschak: 'Mit leeren Händen verlassen wir die Stätte“.
- 4) Hildegard Thevs, „Dr. Max Besser“, [http://www.stolpersteine-hamburg.de/index.php?MAIN\\_ID=7&BIO\\_ID=1878](http://www.stolpersteine-hamburg.de/index.php?MAIN_ID=7&BIO_ID=1878) (17.6.15)
- 5) Ebd. - Zu Dr. Heidemann und seiner Frau Dr. Charlotte Heidemann: Eduard Seidler, Jüdische Kinderärzte 1933-1945. Entrechtet – geflohen – ermordet. Erweiterte Neuauflage. Jewish pediatricians – victims of persecution 1933-1945. Completed new edition, Basel u.a. 2007, S. 288
- 6) Siehe Standard Adressbuch der deutschen Tierärzte, tierärztlichen Behörden, Hochschulen und Vereinigungen, 1931, [http://www.505083forumromanum.com/.../entry\\_ubb.user\\_505083.1385565378.1121993122.2.standard\\_adressbuch\\_deutschen\\_tieraerzte\\_tieraerztlichen\\_behoerden\\_hochschulen\\_und\\_vereinigungen-rheinische\\_ahnen\\_und.html](http://www.505083forumromanum.com/.../entry_ubb.user_505083.1385565378.1121993122.2.standard_adressbuch_deutschen_tieraerzte_tieraerztlichen_behoerden_hochschulen_und_vereinigungen-rheinische_ahnen_und.html) (11.6.15)
- 7) Siehe Hamburger Adreßbuch 1940, S. IV/287 (vgl. Hauschild-Thiessen (wie Anm. 3) zu Titschak).



- 8) Zu Hunzinger siehe Rainer Hering, „Hunzinger, Walther“, in: Hamburgische Biographie. Personallexikon, Band 3, Göttingen 2006, S. 176.
- 9) Zu Hockenheimer: Stefanie Antoniadis-Wiegel/Susanne Lohmeyer/Hildegard Thevs, „Fred Sally Hockenheimer“, [http://www.stolpersteine-hamburg.de/index.php?&MAIN\\_ID=7&p=85&BIO\\_ID=785](http://www.stolpersteine-hamburg.de/index.php?&MAIN_ID=7&p=85&BIO_ID=785) (11.6.15)
- 10) Zimmermann, Identitätsräume (wie Anm. 2), S. 20 – Generell: Kay Dohnke /Norbert Hopster/Jan Wirrer (Hg.), Niederdeutsch im Nationalsozialismus. Studien zur Rolle regionaler Kultur im Faschismus, Hildesheim/Zürich/New York 1994 – Den „Mythos germanischer Kontinuität“ hat schon Wolfgang Emmerich, Zur Kritik der Volkstumsideologie, Frankfurt/M. 1971, instruktiv behandelt; siehe unter neueren Beiträgen beispielsweise Ingo Wiwjorra, „Die deutsche Vorgeschichtsforschung und ihr Verhältnis zu Nationalismus und Rassismus“, in: Uwe Puschner/Walter Schmitz/Justus H. Ulbricht, Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871-1918, München/New Providence/London/Paris 1996, S. 186-207, und Rainer Kipper, Der Germanenmythos im Deutschen Kaiserreich. Formen und Funktionen historischer Selbstthematization (= Formen der Erinnerung 11), Göttingen 2002.
- 11) Erschienen: Hamburg 1907
- 12) Erschienen: o.O. o.J. Hamburg ca. 1908)
- 13) Besprochen wurde das Buch Hermann Haase, Tracht, Haus und Hof der Vierländer. Beitrag zur Kulturgeschichte, Hamburg 1910, in der „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 15/1910, 273-277.
- 14) Pädagogische Vereinigung von 1905 in Hamburg (Hg.), Heimatbuch für unser hamburgisches Wandergebiet, Hamburg 1914, „Vorwort“
- 15) Ernst Finder, „Die Vierlande“, in: Heimatbuch (wie Anm. 14), S. 150-159
- 16) Siehe Mirko Nottsched/Myriam Richter, „Die 'Deutsche Gesellschaft in Hamburg' und ihre Sitzungen (1910-1925). Ein wissenschaftlicher Verein im Umfeld der Hamburger Germanistik“, in: Myriam Richter/Mirko Nottsched (Hg.), 100 Jahre Germanistik in Hamburg. Tradition und Perspektiven (= Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte 19), Berlin/Hamburg 2011, S. 434, sowie „Mitteilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 13/1918, S. 118/119.
- 17) Zur Spende siehe Zimmermann, Identitätsräume (wie Anm. 2), S. 20, und dort Anm. 43.
- 18) Finders Besprechung galt Otto Lauffer, Niederdeutsche Volkskunde (= Wissenschaft und Bildung, Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens 140), Leipzig 1917, und erschien in der „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 22/1918, S. 219/220. - Zu Lauffer: Bernward Deneke, „Lauffer, Otto“, in: Neue Deutsche Biographie 13/1982, S. 712/713; Wikipedia: „Otto Lauffer“, [https://de.wikipedia.org/wiki/Otto\\_Lauffer](https://de.wikipedia.org/wiki/Otto_Lauffer) (11.6.15). Bislang steht eine eingehende Darstellung zu Lauffer und seiner Volkskunde aus: „Gerade in Hinsicht auf die politischen Verflechtungen von Lauffer im Speziellen und der (Hamburger Volkskunde) im Allgemeinen bedarf es für eine genaue Einordnung noch weiterer Forschung.“ (Victoria Asschenfeldt/Olaf Matthes (Hg.), Quellen zur Geschichte des Museums für Hamburgische Geschichte 1839 bis 1973, Hamburg 2014, S. 185)
- 19) „Die Verwandtschaft von niederdeutscher und nationalsozialistischer Bewegung rührt schlicht daher, daß beide der gleichen Wurzel entstammen: der großen konservativ-nationalen Strömung der deutschen Geistesgeschichte (...). Die (...) entwickelte Volkstumsideologie, die dann im 19. Jahrhundert Weltanschauung und Kultur Deutschlands so nachhaltig bestimmte, führte schließlich direkt in die Perversion des unbedingten Glaubens an Rasse, Blut und Boden. Zur Sicherung dieser ideologischen Kontinuität haben die regionalistischen Bestrebungen, hat bei uns in Norddeutschland) die niederdeutsche Bewegung entscheidend beigetragen.“ (Claus Schuppenhauer, „Harry Wolff – geboren als Jude, Niederdeutscher aus Überzeugung. Vorläufige Nachricht von einem vergessenen Aktivisten der Heimatbewegung“,



- in: Friedrich W. Michelsen/Gerd Spiekermann (Hg.), *Dat en Spor blifft. Ulf Bichel zum 60. Geburtstag am 9. April 1985* (= Quickborn Bücher 80/81), Göttingen 1985, S. 47 – Eine kritische Aufarbeitung der Volkskunde hat erst spät eingesetzt, siehe dazu u.a. Helge Gerndt (Hg.), *Fach und Begriff „Volkskunde“ in der Diskussion* (= Wege der Forschung 641), Darmstadt 1988; Wolfgang Jacobeit u.a. (Hg.), *Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*, Wien/Köln/Weimar 1994
- 20) Hans Friedrich Blunck, „Gorch Fock und der 'Kreis um die Himmelsleiter““, in: Walter Schnoor (Hg.), *Gorch Fock und seine Heimat. Von Deich und Dünung*, Berlin o.J. 1937), S. 203 – Dazu: Ulf-Thomas Lesle, „Hamburg als 'Mittelpunkt und Kraftquelle'. Die 'Niederdeutsche Bewegung' – ihre Voraussetzungen und Verbindungen“, in: Inge Stephan/Hans-Gerd Winter (Hg.), „Liebe, die im Abgrund Anker wirft.“ *Autoren und literarisches Feld im Hamburg des 20. Jahrhunderts*, Hamburg 1989, S. 69-82
- 21) Siehe Gunnar B. Zimmermann, *Hamburgische Biographie. Personallexikon* (wie Anm. 2), S. 92. - Zimmermanns Angabe (siehe ebd.), Finder habe ab 1908 beim „Quickborn“ Vorträge gehalten, ist insofern ungenau – siehe „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 1/1907-1908, S. 27, und 3/1909, S. 27-29.
- 22) Hinrich Wriede, „Finkenwärder, eine Fischerinsel“, in: *Heimatsbuch* (wie Anm. 14), S. 173
- 23) Ernst Finder, *Hamburgisches Bürgertum in der Vergangenheit*, Hamburg 1930, wurde in der „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 31/1930, S. 265-268, von E. Grohne besprochen.
- 24) Ernst Finder, *Die Landschaft Billwärder, ihre Geschichte und ihre Kultur* (= Veröffentlichung des Vereins für Hamburgische Geschichte 9), Hamburg 1935
- 25) Siehe Fritz Specht, „Wo stehen wir Plattdeutschen?“, „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 26/Sommer 1933, S. 65-68; generell zur Szene: Kay Dohnke, „'Nordlüüd tohoop!' Plattdeutsch, Niederdeutsch, Nordisch. Zur ideologischen Radikalisierung norddeutscher Regionalkultur im Reflex auf die bildende Kunst zur Zeit des Nationalsozialismus“, in: Brigitte Hartel/Bernfried Lichtenau (Hg.), *Architektur und bildende Kunst von 1933 bis 1945*, Frankfurt/M. 1997, S. 53-74
- 26) Detailliert dazu: Joist Grolle/Ina Lorenz, „Der Ausschluss der jüdischen Mitglieder aus dem Verein für Hamburgische Geschichte. Ein lange beschwiegenes Kapitel der NS-Zeit (mit biographischem Anhang)“, „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 93/2007, S. 1-145
- 27) Ernst Finder, *Billwärder* (wie Anm. 24), S. 120 und S. 376
- 28) Besprechung von W. F. Lembke in der „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 35/1936, S. 118-122
- 29) Siehe „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 29/1935-1936, S. 48 (Finder), S. 120 (Albershardt) – Eine kurze, unkritische biographische Skizze zu Adolf (eigentlich: Adolph) Albershardt in Kurt Wagner/Rudolf Meier/Hinrich Stroh, *Finkenwerder. Auf den Spuren der Vergangenheit*, Hamburg □1986, S. 164/165.
- 30) Adolf Albershardt, „Finders Persönlichkeit. Mensch und Werk. II“, „Niederdeutsche Warte“ 8/1940, S. 4
- 31) Reinhard Goltz, *Die Sprache der Finkenwerder Fischer. Die Finkenwerder Hochseefischerei. Studien zur Entwicklung eines Fachwortschatzes*, Herford 1984, S. 38
- 32) Walter Scheidt/Hinrich Wriede, *Die Elbinsel Finkenwärder*, München 1927, S. 114 – Zu H. Wriedes volkskundlichen Vorträgen im „Quickborn“ siehe z.B. „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 3/1909, S. 27-29 - Für das Buch von 1927 (zuerst: 1926) hatte Wriede den Teil „Volkstum“, Scheidt den Teil „Rasse“ beige-steuert. Zu Scheidts Rassenbiologie siehe u.a. Christian Hühnemörder, *Biologie und Rassenbiologie 1933-1945*“, in: Eckart Krause/Ludwig



- Huber/Holger Fischer (Hg.), Hochschulalltag im „Dritten Reich“. Die Hamburger Universität 1933-1945, 3 Bände, Berlin/Hamburg 1991, besonders S. 1169-1196. - Zu H. Wriede siehe Hans-Peter de Lorent, „Die braunen Lehrer des schwarzen Schülers (Teil 1: Hinrich Wriede)“, „Hamburger Lehrerzeitung“ 10-11/2012, S. 50-54 (fortgesetzt in: ders., „Die braunen Lehrer des schwarzen Schülers (Teil 2: Friedrich Grimmelshäuser)“, „Hamburger Lehrerzeitung“ 12/2012, S. 52-54).
- 33) Ernst Finder, Die Elbinsel Finkenwärder. Ein Beitrag zur Geschichte, Landes- und Volkskunde Niedersachsens (= Veröffentlichung des Vereins für Hamburgische Geschichte 13), Hamburg 1940, „Vorwort“
- 34) (Wie Anm. 33) - Die Ausgabe von 1951 trägt den unveränderten Titel.
- 35) Besprechung in der „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 39/1940, S. 236/237
- 36) Ernst Finder, Finkenwärder (wie Anm. 33), S.130 und S.192 -Finders Wortwahl „fremdbürtig“ ist als persönliche und altmodische Variante zu „fremdblütig“ zu lesen, welches „schon im völkischen Sprachgebrauch“ eingeführt war, bevor es zur NS-Vokabel wurde. (Cornelia Schmitz-Berning, Vokabular des Nationalsozialismus, Berlin/New York 2007, S. 236. Siehe die Einträge „fremdblütig“, S. 236/237, und „fremdvölkisch“, S. 239/240.)
- 37) Ernst Finder, Finkenwärder (wie Anm. 33), S. 137
- 38) Ebd., „Vorwort“
- 39) Ebd., S. 64
- 40) Ebd., S. 172
- 41) Ebd., S. 331
- 42) Ebd., S. 284
- 43) Ebd., S. 284/285
- 44) Ebd., S. 133
- 45) Ebd.
- 46) Finder bezieht sich hier (ebd.) auf Scheidts Buch „Bevölkerungsbiologie der Elbinsel Finkenwärder vom Dreißigjährigen Kriege bis zur Gegenwart“, Jena 1932: „Die körperlichen Rassenmerkmale, welche die alteingesessene Bevölkerung Finkenwärders kennzeichnen, sind in einem aufschlußreichen Buch von dem hamburgischen Universitätsprofessor Dr. W. Scheidt, S. 81 ff. aufgezeigt (...).“ (Das Buch erschien als Band 10 der Reihe „Deutsche Rassenkunde. Forschungen über Rassen und Stämme, Volkstum und Familien im deutschen Volk“ bzw. als Band 2 von „Niedersächsische Bauern“.)
- 47) Ernst Finder, Finkenwärder (wie Anm. 33), S. 134
- 48) Vgl. Anm. 32.
- 49) Hans Nirrnhelm im „Vereinsbericht für das Jahr 1940“ : „Hamburgische Geschichts- und Heimatblätter“ 13/April 1941, S. 34/35
- 50) Rundschreiben des Vereinsvorstandes am 12. Oktober 1939 „An die Mitglieder und Freunde des Vereins für Hamburgische Geschichte!“, Privatbesitz
- 51) „Hamburgische Geschichts- und Heimatblätter“ 12/Mai 1940, S. 302
- 52) Siehe ebd., S. 300
- 53) Siehe „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 29/1935-1936, S. 47
- 54) Otto Specht zu Finders Finkenwerder-Buch in „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 34/1940-1941, S. 38.
- 55) Hans Bahn in „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 33/1939-1940, S. 192 – Zu Hans (Johannes) Bahn siehe Birte Pusback, „Hans Bahn und die Hamburger Denkmalpflege 1934-1945“, in: Ruth Heftrig/Olaf Peters/Barbara Schellewald (Hg.), Kunstgeschichte im „Dritten Reich“. Theorien, Methoden, Praktiken, Berlin 2008, S. 337-346; Manfred F. Fischer, „Hans Bahn (1934-1945)“, in: Manfred F. Fischer/Elke Först, Denkmalpflege in Hamburg. Idee – Gesetz –



Geschichte (= Arbeitshefte zur Denkmalpflege in Hamburg 19), Hamburg 2000, S. 49-56. Der „Quickborn“-Autor Bahn hatte nicht zufällig über FINDER geschrieben. Bahn war ab 1934 bis 1945 kommissarischer Leiter des Hamburger Denkmalschutzamtes, das zur Behörde für Volkstum, Kirche und Kunst gehörte, also von v. Allwörden geführt wurde, der auch die „Vereinigung Niederdeutsches Hamburg“ leitete. Auch Bahn war ein Vertreter des „Heimatgedankens“, was für ihn von Amts wegen hieß, alten Baubestand zu konservieren. „Ohne Heimatliebe keine Vaterlandsliebe!“ hatte er schon 1936 als Losung ausgegeben (siehe Pusback, a.a.O., S. 342) und 1942 hieß es in einer anderen Schrift Bahns: „Wir glauben, dass unser Volk ohne Tradition, ohne innere Bindung an die Leistungen der Vorfahren nicht den Weg in die Zukunft nehmen kann mit derjenigen Sicherheit, die der angeborene Instinkt verleiht. (...) Wenn der Staat unser Volk emporentwickeln will, so ist die Erhaltung der grossen, bodenständigen Kultur und ihre Erschliessung für alle eine sittliche Pflicht.“ (Zitiert nach ebd., S. 341)

Sein Text „Zwei Finkenwärder Haustypen“, angefügt in der Neuauflage des FINDER-Buches (S. 332-337), stammt aus diesen Zusammenhängen. (Die beigegefügtten Haus-Darstellungen wurden von Bahns Mitarbeiter Gädtgen im Mai 1935 angefertigt.) Der herausgebende Geschichtsverein fand 1951, dies sei „eine wertvolle Ergänzung der Finderschen Ausführungen über die Bauweise auf der Insel“ (FINDER (wie Anm. 62), „Zum Geleit“) Wie Bahn vor 1945 meinte auch der Geschichtsverein 1951 mit beachtenswerter „Bauweise“ nur solche Bauwerke, die aus der Vergangenheit vor Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts stammten.

Hans Bahn war „1933 (...) der NSDAP beigetreten. Nach eigenem Bekunden beschränkte er aber seine Mitarbeit (...) bald auf das unbedingt Notwendige.“ (Fischer, a.a.O., S. 50). Er war, befindet Fischer, ein „Mitläufer aus Berufsidealismus“ (ebd.). „Die extrem konservative, völkische Tradition der Institution Denkmalpflege) – die durchaus auch nach 1945 noch Spuren hinterlassen hat -“, heißt es dagegen bei Hermann Hipp, „machte ihre Vertreter zu den prädestinierten Erfüllungsgehilfen des Nationalsozialismus, ob sie das bewusst so erstrebten, nur einfach in Kauf nahmen oder sogar gelegentlich in Frage stellten. Bahn war in diesem Sinne Nationalsozialist und hat nationalsozialistisch ausgerichtete Denkmalpflege betrieben, daran kann gar kein Zweifel bestehen. Niedersächsische Bauernhäuser und die in der geplanten 'Denkmalzone Cremon' in der (Hamburger Altstadt) stilisierte Bürgerhaus-tradition in sozialhygienischer und niederdeutsch-völkischer Deutung bestimmen die Ziele seiner Arbeit.“ (Hermann Hipp, „Rezension zu Fischer/Först, Denkmalpflege in Hamburg, Hamburg 2000“, „Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte“ 87/2001, S. 239-245, Zitat: S. 242)

56) Rudolf Schmidt, „Um eine Volkskunde der Großstadt“, „Niederdeutsche Warte“ 8/Dezember 1940, S. 2

57) Ebd.

58) Siehe Adolf Albershardt, „Finders Persönlichkeit. Mensch und Werk II“, „Niederdeutsche Warte“ 8/Dezember 1940, S. 4 – Einen ersten Teil zu Persönlichkeit und Werk Finders steuerte Gustav Apel bei, der u.a. im Bereich Alstertal volkskundlich aktiv war und daher sowohl FINDER als auch Rudolf Schmidt bekannt war; siehe z.B. Armin Clasen/Walter Rehders/G. Ustav) Apel, Hummelsbüttel und Poppenbüttel. Geschichte zweier Dörfer und ihrer Höfe (= Die Bauerndörfer vor den Toren Hamburgs 1, hrsg. v. Rudolf Schmidt für d. Vereinigung Niederdeutsches Hamburg, Fachgruppe Heimatliche Geschichte), Hamburg 1938

59) Harald Schloz, Finkenwerder – vom „Fischeridyll“ zum „Industriestandort“?, Hamburg 1996, S. 11, spricht davon, es handele sich um eine „sozusagen 'entnazifizierte'“ Neuauflage. Jens Homann hat die beiden Ausgaben von 1940 und 1951 detailliert verglichen und eine Synopse der Veränderungen vorgelegt, z.T. unter Verwendung von Vorarbeiten von Joist Grolle. Siehe



Jens Homann, Die Zeit des „Dritten Reiches“ in Finkenwerder im Spiegel der heimatgeschichtlichen Literatur, unveröffentlichtes Typoskript, 2 Bände, Hamburg 2009, Band 2, S. 132 und S. 134-138.

- 60) Auch in der Ausgabe von 1951 wird Scheidt unverändert mit rassenbiologischen Angaben herangezogen - siehe etwa die Literaturliste, S. 338, oder die zitierten Aussagen, S. 133 (vgl. Anm. 44, 45, 46); der Gesamtaufbau des Buches bleibt unverändert.
- 61) Der Soziologe Heinz Maus legte 1946 kritische Überlegungen „Zur Situation der deutschen Volkskunde“ vor, in denen es hieß: „Mag immerhin da und dort die Volkskunde auf alte Weise sich umtun – wie Herbarien nützlich sind, nützlicher aber die Laboratorien für Pflanzenzüchtung, so auch sind von ihr Untersuchungsmethoden heute aufzunehmen, die sich einmal durch ihr Objekt bestimmen: durch die Sozialordnung, welche ein Volk und seine Kultur kennzeichnet; die damit aber auch die hergebrachte Volkskunde selber gründlich verändern möchte.“ (Text in Gerndt (Hg.), Fach und Begriff „Volkskunde“ (wie Anm. 19), S. 36.) Weder die Volkskundler selbst noch ihr Umfeld (wie z.B. in diesem Fall der „Verein für Hamburgische Geschichte“) waren damals aber zu einer „gründlichen Veränderung“ bereit.
- 62) Ernst Finder, Die Elbinsel Finkenwärder. Ein Beitrag zur Geschichte, Landes- und Volkskunde Niedersachsens (= Veröffentlichung des Vereins für Hamburgische Geschichte 13), Hamburg, 2. Aufl., 1951, „Zum Geleit“
- 63) „Mitteilungen aus dem Quickborn“ 43/1952, S. 11/12
- 64) Zur „Medaille für treue Arbeit im Dienste des Volkes“ siehe Gunnar B. Zimmermann, Hamburgische Biographie. Personallexikon (wie Anm. 2), S. 92. (Die Medaille, in der NS-Zeit ausschließlich in Bronze, zeigt auf der Vorderseite das Hamburger Wappen mit zwei Löwen und die Schrift „Freie und Hansestadt Hamburg“, auf der Rückseite den Text „Das Gemeinwohl ist das höchste Gesetz“, kranzförmig umrahmt von zwei Lorbeer-Zweigen. Auch nach 1945 wurde und wird die Medaille vom Hamburger Senat verliehen (nun auch in Silber). Als Finder sie 1940 bekam, befand sich zwischen den Spitzen der Lorbeerzweige allerdings ein Hakenkreuz.) - Die Benennung des „Ernst-Finder-Wegs“ erfolgte nach Zimmermann (siehe ebd.) 1942, laut dem Bergedorfer Archiv Ludwig Uphoff offiziell (laut „Amtl. Anzeiger Nr. 1“) am 1. Januar 1943. Siehe <http://www.bergedorf-chronik.de/strassen/html/E0156.html> (18.6.15)

- **Ernst-Henning-Straße**, Bergedorf (1949): Ernst Henning (1892-1931), kommunistischer Bürgervertreter, NS-Opfer, Gegner der NSDAP, von SA-Leuten erschossen

Siehe auch: Marie-Henning-Weg, in Bd. 2.

Stolperstein vor: Hassestraße 11

Ernst Henning wurde in ein politisch engagiertes Elternhaus hineingeboren: Sein Vater Otto war SPD-Mitglied und hatte deshalb in der Kaiserzeit Repressalien zu erleiden. Die Familie musste oft umziehen und ließ sich schließlich in Bergedorf nieder. Dort gründete Otto Henning 1910 eine Eisengießerei. Ernst Henning konnte trotz der zahlreichen Ortswechsel das Abitur ablegen, blieb danach aber dem Gewerbe seines Vaters treu und erlernte den Beruf des Formers. Als über-



zeugter Kriegsgegner wollte Otto Henning im Ersten Weltkrieg keine Rüstungsgüter liefern und erhielt deshalb keine Materiallieferungen mehr. So musste er seinen Betrieb wieder aufgeben und verzog nach Ostpreußen.

Sein Sohn Ernst blieb in Bergedorf und gründete dort eine Familie. Mit seiner Frau Marie hatte er drei Kinder: Emmi (geb. 1913), Mariechen (geb. 1915) und Otto (geb. 1920). Die Familie lebte in der Hassestraße 11. Ernst Henning war zunächst wie sein Vater SPD-Mitglied, wechselte aber 1917 zur USPD, weil diese Partei den Krieg des Deutschen Kaiserreichs ablehnte. Zudem engagierte er sich als Gewerkschafter im Deutschen Metallarbeiter-Verband. Nach Ende des Ersten Weltkriegs wirkte er bei der Gründung des Bergedorfer Arbeiter- und Soldatenrates mit, der in der ersten Zeit nach der November-Revolution lokale administrative Gewalt ausübte.

1919 wurde Ernst Henning Mitglied der gerade gegründeten KPD. Er arbeitete in der Hamburger Motorenfabrik Carl Jastram, einem mittelständischen Bergedorfer Betrieb, der Mitte der 1920er Jahre etwa 250 Menschen zum Bau von Motoren für Maschinen und Schiffe, aber auch auf einer kleinen Werft beschäftigte. Dort war Henning Betriebsratsvorsitzender. 1923 beteiligte er sich an der Vorbereitung und Durchführung des „Hamburger Aufstands“, der sich im Bergedorfer Bereich auf Schiffbek beschränkte. Nach dessen Niederschlagung floh Ernst Henning aus Bergedorf, um seiner Verhaftung zu entgehen. Nach einem Jahr stellte er sich und wurde zu vier Jahren Festungshaft verurteilt, die er in Gollnow in Pommern antrat. 1925 führte eine allgemeine Amnestie zu seiner Entlassung.

Bald darauf wurde er Leiter des KPD-Unterbezirks Lauenburg. 1927 wurde er ins Bergedorfer Stadtparlament gewählt und übernahm den Vorsitz in der dortigen KPD und im Roten Frontkämpferbund (RFB). Außerdem war er seit 1928 Mitglied der Hamburger Bürgerschaft. In deren „Landausschuss“ engagierte er sich für die Belange der Landbevölkerung in den Vier- und Marschlanden und erlangte dort auf diese Weise eine gewisse Popularität. So setzte er sich für eine Verbesserung des Schulwesens ein und kämpfte 1930, nach einem Deichbruch in Nettelnburg, für schnelle Hilfen an die betroffene Bevölkerung. Dank Hennings Einsatz konnte die KPD Ende der 1920-er Jahre zahlreiche Ortsgruppen in den Vier- und Marschlanden gründen. Damit trat sie in unmittelbare Konkurrenz zur NSDAP, die gerade in ländlichen Bereichen, bei Bauern und Handwerkern, punkten konnte.

Gegen Ende der 1920-er Jahre nahmen die politischen Auseinandersetzungen zwischen SPD und KPD auch in Bergedorf an Schärfe zu. Man bezichtigte sich gegenseitig, insgeheim mit der NSDAP zu paktieren: Die SPD fasste Kommunisten und Nazis kurz und bündig zu „Kozis“ zusammen, die KPD sprach in ihren Flugblättern und Zeitungen von Sozialdemokraten als „Sozialfaschisten“.





In Bergedorf stellten die Sozialdemokraten mit Wilhelm Wiesner von 1919 bis 1931 den Bürgermeister. Bei den zahlreichen Wahlen um 1930 erhielt die SPD in Bergedorf zwischen 4200 und 4600 Stimmen, die Kommunisten kamen auf etwa 1000 Stimmen. Bis 1930 hatte die NSDAP in Bergedorf kaum Mitglieder und Wählerstimmen, bei der Reichstagswahl im September 1930 konnte sie dort jedoch ihren Stimmanteil verzehnfachen: 2377 Menschen wählten die NSDAP (Reichstagswahl 1928: 220 Stimmen).

Ernst Henning stand in einer über Gerichtsverfahren und polemische Flugblätter ausgetragenen Auseinandersetzung mit dem sozialdemokratischen Bergedorfer Polizeichef und Reichsbannerführer Haase. Im März 1931 warf er Haase in einem Flugblatt unter anderem vor, er habe 1929 Kinder des Jung-Spartakus-Bundes verhaften und misshandeln lassen, 1930 die Mai-Demonstration der KPD verboten und bezichtigte ihn, NS-Leute bei ihrer Veranstaltung in Geesthacht am 26. Januar 1931 bewaffnet zu haben. Die Kommunisten waren dort mit einem Trupp erschienen, um die Versammlung zu verhindern. Es kam zu einer Schießerei, bei der zwei Tote und sechs Verletzte zu beklagen waren.

Am 14. März 1931 nahm Ernst Henning gemeinsam mit seinem Altonaer Genossen Louis Cahnbley an einer öffentlichen Parteiveranstaltung im Clubraum der Gaststätte Albers in Zollenspieker teil. Sie war unter dem Titel angekündigt: „Nazis, Sozis und die übrigen bürgerlichen Lakaien plündern die Werktätigen in Stadt und Land! Wer kämpft gegen die Plünderer?“ Vorn in der Gaststätte saßen bei Hennings Ankunft drei Bergedorfer SA-Männer in Zivil. Die Veranstaltung endete gegen 23 Uhr und kurz nach Mitternacht bestiegen Henning und Cahnbley den Nachtautobus nach Hamburg. Wenige Stationen später stiegen die drei SA-Männer aus der Gaststätte sowie ein SA-Mann in Uniform mit Begleiter zu. Offenbar verwechselten die Nationalsozialisten Cahnbley mit dem bei ihnen besonders verhassten Hamburger KPD-Führer Etkar André, denn einer von ihnen sprach ihn mit diesem Namen an und drohte ihm mit Erschießung. Als sich Ernst Henning einmischte und erklärte, es handele sich nicht um André, sondern um Cahnbley, wurde auch er bedroht. Die SA-Männer schossen dann nicht nur auf die beiden Kommunisten, sondern auch auf andere Fahrgäste und verletzten einige von ihnen schwer. Während Ernst Henning sofort tot war, überlebte Louis Cahnbley schwer verletzt.

Dieser offensichtlich geplante Mordanschlag schlug in der Öffentlichkeit hohe Wellen und rückte die NSDAP selbst bei ihren Anhängern in ein schlechtes Licht, zumal mehrere Unbeteiligte zu Schaden gekommen waren. Wohl deshalb distanzierte sich die Partei zunächst von den drei identifizierten Mördern. Sie wurden aus der Partei ausgeschlossen und genötigt, sich der Polizei zu stellen. Gleichzeitig kam jedoch Adolf Hitler persönlich für ihre Verteidigung auf und schickte den Staranwalt der Bewegung, Hans Frank, ins Feld. (Dieser wurde



nach 1933 Reichsminister ohne Geschäftsbereich, im Zweiten Weltkrieg Generalgouverneur von Polen und als „Schlächter von Polen“ bekannt. 1946 wurde er im Nürnberger Prozess zum Tode verurteilt und hingerichtet.)

Die Täter, Albert Jansen, Otto Bammel und Hans Höckmair, wurden zu milden sechs und sieben Jahren Gefängnis verurteilt. Im März 1933 wurden sie entlassen und mit gut dotierten Posten versorgt.

Der Hamburger Senat reagierte auf den Mord mit einem Versammlungsverbot für KPD und NSDAP. Der sozialdemokratische Bürgermeister Roß hielt vor der Bürgerschaft eine Rede, in der er den Mord verurteilte und KPD und NSDAP als zügellose „Feinde des Staates“ gleichermaßen für die zunehmende politische Gewalt verantwortlich machte. Diese Gleichsetzung mit den Mördern löste bei der KPD wütende Proteste aus, es kam zu Tumulten und Protestkundgebungen in der Bürgerschaft und auf der Straße, zehn KPD-Abgeordnete wurden für einen Monat von den Sitzungen ausgeschlossen.

Ernst Henning wurde zunächst in Winterhude in der Leichenhalle an der Jarrestraße aufgebahrt und von dort nach Ohlsdorf zur Einäscherung überführt. Der Trauerzug soll 35.000 Menschen umfasst haben, Fahnen und Transparente gaben ihm den Charakter einer Demonstration. Ernst Thälmann, der aus Hamburg stammende Vorsitzende der KPD, hielt die Grabrede. Nach der Trauerfeier und in der Nacht darauf kam es zu Straßenschlachten mit der Polizei. Wieder wurde geschossen, ein Unbeteiligter kam zu Tode, ein Polizist wurde verletzt. Am 24. März 1931 wurde Hennings Urne nach Bergedorf gebracht und auf dem dortigen Friedhof beigesetzt. Auch hier kam es zu einem großen Demonstrationzug. Die Bergedorfer Grabrede wurde von Carl Boldt gehalten.

Der Schock über den Mord an Ernst Henning führte unter der Anhängerschaft der KPD zu einem beachtlichen Mobilisierungseffekt. Jedoch bewirkte er nicht, dass sich SPD und KPD aufeinander zu bewegten oder die bürgerlichen Parteien die Republik offensiver gegen die Bedrohung durch die NSDAP verteidigten. Eher scheint er die Spirale aus Protest, Erbitterung, gegenseitiger Schuldzuweisung und Gewaltbereitschaft weiter angeheizt zu haben, die das Ende der Weimarer Republik auch in Hamburg bestimmte.

Text: Ulrike Sparr

Quellen:

Forschungsstelle für Zeitgeschichte Hamburg (FZH), Hans-Schwarz-Archiv 13-3-3-1-2; Martina Scheffler: „Mord über Deutschland“ Die Hamburger KPD und der Mord an Ernst Henning 1931, Hamburg 2006; Alfred Dreckmann (Hrsg.): Bergedorfer Industrie in Texten und Bildern, Band 2, Bergedorf 1993; ders.: „Wer nicht getauft ist, aufsteh'n!“ Das andere Bergedorf, Hamburg 1987; ders.: In Bergedorf war alles genauso! (Schlossheft 9), 2. Aufl., Bergedorf 2004; Frank Müller: Mitglieder der Bürgerschaft – Opfer totalitärer Verfolgung, Hamburg 1993; Helmut Ebeling:



Schwarze Chronik einer Weltstadt, Hamburg 1980, S. 275–293;  
[http://de.wikipedia.org/wiki/Hans\\_Frank](http://de.wikipedia.org/wiki/Hans_Frank) (Eintrag zu Hans Frank, einges. 18.10.2010).

- **Ernst-Horn-Straße**, *Stellingen (1961): Ernst Horn (1875-1948), Vorsitzender der Baugenossenschaft Langenfelde*
- **Ernst-Kabel-Stieg**, Hohenfelde (1957): Ernst Kabel (1879-1955), Vorsitzender des Vereins „Geborene Hamburger e.V.“. Siehe auch: Heidi-Kabel-Platz, in Bd. 2.

Ernst Eduard Kabel war selbstständiger Buchdrucker und hatte seinen Betrieb im Hinterhaus der Großen Bleichen 30. Verheiratet war er mit Agnes, geb. Oelkers, deren Vater eine Linierfabrik in der Katharinenstraße besaß.

In der Druckerei wurden Vereins-Zeitungen, Plakate für Konzert-Direktionen, Eintrittskarten, Prospekte und Broschüren gedruckt. Agnes Kabel half ihrem Mann in der Druckerei - manchmal bis in die Nacht hinein.

In seiner Freizeit lernte Ernst Kabel auch Richard Ohnsorg (siehe: Ohnsorg-Weg, in Bd. 3 online) kennen, denn Heidi Kabels Vater trat als Rezitator und auf Plattdeutschen Abenden auf und war außerdem als Vorsitzender des Vereins Geborene Hamburger aktiv. Dieser Verein hatte sich 1897 gegründet, um ein Signal gegen die Überfremdung durch Zugezogene zu setzen. Mitglied durften nur Männer werden, die in den Grenzen des alten Hamburgs geboren waren. Erst seit 1977 wird Frauen nicht mehr die Mitgliedschaft verwehrt.

1935 trat der Vorstand des Vereins geschlossen der NSDAP bei. Heidi Kabel schreibt dazu in ihren Erinnerungen: „Mein Vater erzählte mir, daß sicherlich auch er und die anderen Herren des Vorstandes vom Verein geborener Hamburger wohl bald in die NSDAP eintreten müßten, wollten sie nicht riskieren, ‚gleichgeschaltet‘ zu werden. ‚Gleichgeschaltet‘ hieß damals für den Verein: Einzug des Vereinsvermögens und das Einsetzen eines neuen Vorstandes aus Parteimitgliedern, der dann dem Verein auch neue, andere Ziele als die bisherigen setzen würde.“

Um all' das zu erhalten, was der Verein seit Gründung im Jahre 1897 aufgebaut hatte, darunter das Ferienheim, das nur durch die Beiträge und Spenden der Mitglieder finanziert wurde, würden die Vorstandsherren kaum drumherum können, der NSDAP beizutreten.

Es blieb keine Wahl, wenn man als oberstes Ziel die Rettung des Vereins im



Auge hatte, in jenem Jahr 1935. Daß der Grund, einen Verein zu retten, einem ein paar Jahre später, angesichts dessen, was noch geschehen sollte, nicht mehr ausreichte, um den Beitritt zu dieser Partei zu erklären, war eine schmerzliche Erfahrung. Nur konnte man aus dieser Partei auch nicht austreten, wollte man nicht seine gesamte bürgerliche Existenz verlieren.

Ein paar Wochen später trat der Vorstand des Vereins geschlossen der NSDAP bei, auch mein Vater.“ 1)

Der Vereinsvorstand verhinderte seine „Gleichschaltung“ möglicherweise tatsächlich durch eine „Selbstgleichschaltung“, allerdings um den Preis, dass der Verein von nun an „freiwillig“ die nationalsozialistischen „Spielregeln“ beherzigte, d.h., die Satzung musste z. B. dahingehend geändert werden, dass Juden kein Mitglied werden durften. Andere Vereine entzogen sich solch einer „Gleichschaltung“, indem sie sich vorher auflösten.

Zum Thema „Verlust der bürgerlichen Existenz“, wenn jemand während der NS-Zeit aus der NSDAP austrat: In der Regel kam es zu Nachfragen oder Schikanen durch die Partei, nicht aber zum Verlust der bürgerlichen Existenz (siehe dazu Wolfgang Benz (Hrsg.): *Wie wurde man Parteigenosse?* Frankfurt a. M. 2009).

Quellen:

1) Heidi Kabel: *Manchmal war es nicht zum Lachen*. Hamburg 1979, S. 118f.

- **Ernst-Mantius-Brücke**, *Bergedorf (1923): Dr. Ernst Mantius (1838-1897), Bürgermeister in Bergedorf*
- **Ernst-Mantius-Straße**, *Bergedorf (1897), siehe Ernst-Mantius-Brücke.*
- **Ernst-Merck-Brücke**, *Altstadt (1902): Ernst Freiherr von Merck (1811-1863), Kaufmann, gemeinnützig tätig*

Das Merck-Stift wurde Anfang der 1890er-Jahre von Mary Merck in den Kurzen Mühren 32 gestiftet. 1894 wurde ein neues Gebäude in der Knorrestraße 9 erbaut. 1899 fand die Integration des Gebäudes in die Amalie-Sieveking-Stiftung durch Dr. Mary Sieveking, geb. Merck (1835-1907), Vorsteherin der Amalie-



Sieveking-Stiftung und Tochter der Stifterin des Merck-Stiftes, statt. 1981 erfolgte der Verkauf des Gebäudes, um ein neues Stiftsgebäude zu errichten.

- **Ernst-Merck-Straße**, *St. Georg (1863)*, siehe: *Ernst-Merck-Brücke*.
- **Ernst-Mittelbach-Ring**, Niendorf (1982): Ernst Mittelbach (1903-1944), Gewerbeoberlehrer, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus

Siehe auch: Annemarie-Ladewig-Kehre; Catharina-Fellendorf-Straße; Erika-Etter-Kehre; Erna-Behling-Kehre; Gertrud-Meyer-Straße; Hanne-Mertens-Weg; Helene-Heyckendorf-Kehre; Katharina-Jacob-Weg; Lisbeth-Bruhn-Stieg; Margarete-Mrosek-Bogen; Margit-Zinke-Straße; Marie-Fiering-Kehre; Thüreystraße; Tennigkeitweg, in Bd. 2.

Siehe auch: Mitglieder der Widerstandsgruppe Bästlein-Jacob-Abshagen: Karl-Kock-Weg; Kurt-Schill-Weg; Rudolf-Klug-Weg; Werner-Schroeder-Straße, in Bd. 3 online.

Stolperstein vor: Brekelbaums Park 10/Atrium der G 18, Gewerbeschule für Fertigungs- und Flugzeugtechnik Ernst Mittelbach; und Stolperstein vor: Wellingsbütteler Landstraße 186.

Mahnmal: Tisch mit 12 Stühlen, siehe dazu bei: Georg-Appel-Straße.

Ernst Mittelbach kam am 31. Dezember 1903 als Sohn des Gewerbelehrers Carl Mittelbach und seiner Ehefrau Magda Boya, geb. Möller, in Hamburg zur Welt. Ernst studierte Ingenieurwesen und arbeitete als Gewerbelehrer an verschiedenen Schulen. Am Ende seines Lebens unterrichtete er als Gewerbeoberlehrer an der Gewerbeschule für Flugtechnik am Brekelbaumspark in Borgfelde. Am 7. Oktober 1938 heiratete er Kate Margaret Davis.

Als Mitglied der Widerstandsgruppe Jacob-Bästlein-Abshagen wurde er am 31. Januar 1944 wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ angeklagt, zum Tode verurteilt und am Nachmittag des 26. April 1944 zusammen mit Karl Otto Mende und Kurt Vorpahl im Untersuchungsgefängnis am Holstenwall 3 hingerichtet. Seine Enthauptung wurde erst fünf Monate später vom Polizeipräsidenten in Hamburg beim Standesamt angezeigt.

Text: Hildegard Thevs, entnommen aus: [www.stolpersteine-hamburg.de](http://www.stolpersteine-hamburg.de)

Quellen:



Staatsarchiv Hamburg (StAH), 332-5 Standesämter, 1203+743/1944; Archiv der Ernst-Thälmann-Gedenkstätte, NS-Akten, Anklageschrift „Hornberger und Andere“; Klaus Bästlein: „Hitlers Niederlage ist nicht unsere Niederlage, sondern Sieg“. Die Bästlein-Organisation, in: Beate Meyer, Joachim Szodrzynski (Hrsg.): Vom Zweifeln und Weitermachen. Fragmente der KPD-Geschichte. Hamburg 1988, S. 44-89.

- **Ernst-Mittelbach-Stieg, Niendorf (1987), siehe: Ernst-Mittelbach-Ring.**
- **Ernst-Scherling-Weg, Horn (1966): Ernst Scherling (1859-1939), Geschäftsführer der GEG**
- **Ernst-Thälmann-Platz, Eppendorf (1985): Ernst Thälmann (1886-1944), Hafenarbeiter, Bürgerschaftsabgeordneter, KPD-Vorsitzender, Gegner und Opfer des Nationalsozialismus**

Siehe auch: Marie-Henning-Weg, in Bd. 2.

Stolperstein vor: Tarpenbekstraße 66.

Ernst Thälmann war der Sohn von Johannes und Maria Magdalena Thälmann, geborene Kohpeiss, die 1884 geheiratet hatten. Die Familie wohnte Alterwall 68. Ihre Tochter Frieda wurde am 4. April 1887 geboren. Über Frieda ist lediglich bekannt, dass sie nicht politisch aktiv war und bis zu ihrem Tod am 8. Juli 1967 in Hamburg lebte. Laut Geburtsregister gab es wahrscheinlich weitere Geschwister, die aber bereits im Kleinkindalter verstarben. Als die Eltern 1892/93 wegen Hehlerei im Gefängnis saßen, wurden Ernst und Frieda in Pflegefamilien gegeben.

Die beiden mussten als Kinder viel im elterlichen Lebensmittelgeschäft und Fuhrbetrieb mitarbeiten, so dass wenig Zeit für die Schule blieb. Trotz guter Leistungen – er hatte die „Selekta“ erreicht – verließ Ernst im Alter von 14 Jahren die Volksschule. (Die Selekta bezeichnet eine Besonderheit des Hamburgischen Schulwesens Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts. Nach Beendigung der neunjährigen Volksschule konnten begabte Schüler sie besuchen und sich unter anderem für die Bewerbung auf das Lehrerseminar qualifizieren.) Somit besaß Ernst nicht die Voraussetzung, sich zum Handwerker oder gar Lehrer ausbilden zu lassen, wie er es sich erhofft hatte. Zwei Jahre lang arbeitete er weiter im Familienbetrieb. Wegen ständiger Streitereien um seine Entlohnung – sein Vater



zahlte ihm für seine Arbeit nur ein Taschengeld – und um mehr persönlichen Freiraum verließ er schließlich sein Zuhause und nahm eine Reihe von Gelegenheitsarbeiten auf Hamburger Werften an. Hier zeigte sich erstmals Thälmanns Selbstbewusstsein, das er als Heizer an Bord des Dampfers „Amerika“ ebenso an den Tag legte wie auch 1910 während einer kurzen Episode als Landarbeiter in der Nähe von New York.

Nach Hamburg zurückgekehrt, fand Ernst Thälmann wieder Arbeit im Hafen. Hier war er durch seine Erfahrungen als Gelegenheitsarbeiter politisiert worden. 1903 war er in die Sozialdemokratische Partei, 1904 in die Transportarbeitergewerkschaft eingetreten, wo er noch vor dem Ersten Weltkrieg zum Vorsitzenden der Abteilung Fuhrleute aufstieg. Als er 1910 seine zukünftige Frau Rosa Koch kennenlernte, war er als Fuhrmann tätig. Rosa, geboren am 27. März 1890 in Bargfeld, war Plätterin bei der Wäscherei „Frauenlob“, die auf einer von Thälmanns Touren lag. Die beiden heirateten 1915, kurz bevor Ernst Thälmann zur Artillerie eingezogen wurde. Wie viele, die vor 1914 politisch links gestanden hatten, kämpfte er während des gesamten Krieges loyal für sein Vaterland. Als die Armee im Herbst 1918 aufgelöst wurde, kehrte er nach Hamburg zurück. Auch als führender Kommunist blieb er stolz auf sein „Eisernes Kreuz“ II. Klasse, einer Auszeichnung, die im Frühjahr 1918 en masse verliehen worden war, um die Moral der bedrängten Truppen zu heben. Mindestens zweimal wurde Ernst Thälmann bei Kampfhandlungen verwundet.

Wieder in Hamburg, fand er eine gut bezahlte Stelle beim Arbeitsamt, wo er bis zum Inspektor aufstieg. Während dieser Zeit wurde sein einziges Kind, die Tochter Irma (6. November 1919) geboren. Ernst Thälmanns politische Karriere nahm nach dem Krieg einen rasanten Aufschwung. Er schloss sich der Hamburger Ortsgruppe der USPD an, die aus der SPD hervorgegangen war. Als führendes Mitglied ihres linken Flügels setzte er sich sehr für den Zusammenschluss der Partei mit der KPD ein, der schließlich im Dezember 1920 vollzogen wurde. Seit Februar 1919 war Thälmann Abgeordneter der Hamburgischen Bürgerschaft, ein Mandat, das er bis 1933 innehatte.

Ernst Thälmann wurde am 29. März 1921 fristlos gekündigt, nachdem er unerlaubt seinem Arbeitsplatz ferngeblieben war, um einem Aufruf der KPD zu den Waffen zu folgen und sich der so genannten März-Aktion anzuschließen. Dieser Aufstand war ein Versuch vor allem mitteldeutscher KPD-Anhänger und -Anhängerinnen, die bürgerliche Republik zu schwächen. Er scheiterte. Für kurze Zeit arbeitete Thälmann anschließend wieder sowohl für seinen Vater als Fuhrmann als auch auf Werften. Seit der „März-Aktion“ verdiente er sein Geld jedoch in erster Linie als hauptamtlicher Mitarbeiter der KPD.



Während einer Welle rechtsradikalen Terrors wurde 1922 ein Versuch unternommen, Ernst Thälmann zu ermorden. Am 17. Juni explodierte eine Handgranate vor der Erdgeschosswohnung der Familie in der Siemssenstraße 4. Sie richtete nicht nur Sachschaden an, sondern jagte auch seiner Frau und der kleinen Tochter einen Riesenschrecken ein.

1924 wurde er in den Reichstag gewählt, wo er bis zum Ende der Weimarer Republik der Parlamentsfraktion der KPD vorstand. Diese Funktion brachte längere Aufenthalte in Berlin mit sich. Außerdem war Thälmann regelmäßiger Gast in Moskau, sowohl in seiner Rolle als führender deutscher Kommunist als auch als Mitglied des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationalen. Das Exekutivkomitee lenkte die Politik der Mitgliedsparteien, koordinierte sie nach einheitlichen Grundsätzen und verfolgte als Endziel die Weltrevolution.

Sein Auftreten als „Mann aus dem Volk“ – ungelernter Transportarbeiter mit Hamburger Zungenschlag und Schiffermütze – war hilfreich für seinen Aufstieg zum Vorsitzenden einer deutschen KP Stalinscher Prägung. Persönlich nahe stand er Stalin jedoch nie. Im Herbst 1925 wurde Ernst Thälmann auf Intervention Stalins Vorsitzender der KPD und mithin zu Deutschlands prominentestem Kommunisten. Durch seine Kandidatur für das Amt des Reichspräsidenten bei den Wahlen 1925 und 1932 geriet er einmal mehr ins Scheinwerferlicht innenpolitischer Aufmerksamkeit.

Sein Spitzname „Teddy“ wurde nach dem so genannten Hamburger Aufstand von 1923 in der KPD verbreitet. Einem Parteimythos zufolge hatte er außergewöhnlichen Kampfgeist bewiesen – er sei ein Kämpfer, dem alle Kommunisten nacheifern sollten.

Für sein Familienleben wurden Thälmanns politische Aktivitäten mehr und mehr zur Zerreißprobe. Seine Frau blieb mit der Tochter in Hamburg, ab 1929 in der Tarpenbekstraße 66, wo die Wohnung aus Sicherheitsgründen im 2. Stock lag. Rosa und Irma lebten mit Rosas Vater in einem „typischen Arbeiterhaushalt“, wie es ein höherer KPD-Funktionär ausdrückte. In Berlin trat Thälmann, was Kleidung und Sprache anging, weiterhin als Hamburger Arbeiter auf. Traf er mit Menschen zusammen, die nicht aus seinem Milieu stammten, fühlte er sich unwohl. Wahrscheinlich war sein Bedürfnis nach einem Zuhause der Auslöser für eine Liebesaffäre mit seiner Vermieterin Martha Kluczynski, einer KPD-Genossin.

In ihrer Wohnung in der Lützower Straße 9 in Charlottenburg wurde Ernst Thälmann am 3. März 1933 zusammen mit seinem engen Mitarbeiter Werner Hirsch bei einer Razzia der Schutzpolizei verhaftet. Martha Kluczynski sollte ihn nicht wiedersehen. (1975 starb sie in Ost-Berlin.) Laut Polizeiakte standen Thälmanns gepackte Taschen bereit – ein Hinweis auf die (zu) späte Entscheidung, in den Untergrund zu gehen.





Ernst Thälmann verbrachte fast zwölf Jahre in Einzelhaft in Hitlers Kerkern. In den ersten Jahren wurde er gefoltert. Später bot man an, ihn freizulassen, wenn er öffentlich dem Sowjetkommunismus abschwören würde. Auf diesen Handel ließ er sich nicht ein. Thälmann saß zuerst im Berliner Gefängnis Moabit ein, bevor er nach Hannover, später nach Bautzen verlegt wurde.

Mindestens einmal wurde ernsthaft geplant, ihn aus der Gefangenschaft zu befreien, aber im letzten Moment unterbanden die im Exil lebenden KPD-Führer diesen Versuch.

In all diesen Jahren erhielt Thälmann regelmäßig Besuch von seiner Frau. Indem sie Kontakt zu verschiedenen Kurieren hielt, agierte sie als Bindeglied zwischen ihm und der im Exil lebenden KPD-Führerschaft. Durch die Treue zu ihrem Mann ging Rosa ein hohes Risiko ein. Mindestens einmal wurde sie von der Gestapo verhaftet. Außerdem arbeitete sie eng mit Thälmanns Hamburger Rechtsanwalt zusammen, bis die Nationalsozialisten Mitte der 1930-er Jahre alle Aussichten auf einen Prozess zunichte machten.

Wie schon während des Ersten Weltkriegs erwies sich Thälmann auch im Gefängnis als eifriger Briefeschreiber. Die erhaltenen Dokumente ermöglichen Einblicke in seine Persönlichkeit. In Briefen an enge Angehörige – von Tochter und Frau bis zu Vater und Schwager – wechselte er übergangslos von Familienangelegenheiten zu politischen Themen. Eine besonders enge Beziehung entwickelte er zu seinem Vater, der 1927 in die KPD eingetreten war, nachdem die Inflation sämtliche Familiensparnisse „geschluckt“ hatte. Vom Tod des Vaters am 31. Oktober 1933 erfuhr Thälmann im Gefängnis Moabit, an der Beerdigung in Hamburg am 4. November 1933 durfte er nicht teilnehmen. Seine Mutter, die ihm nicht so nahe gestanden hatte, war bereits am 9. März 1927 in Hamburg verstorben.

In der Zeitung las Ernst Thälmann gern Meldungen über Hamburg und hob hervor, er sei stolz, aus einer Stadt zu kommen, die sich als „Zentrum des Welthandels“ und „Tor zur Welt“ bezeichnete. In der Erinnerung verklärte er das Leben in seiner Heimatstadt und betonte, er habe sich unter den Menschen dort am wohlsten gefühlt.

Thälmanns Ermordung war dem Attentat vom 20. Juli 1944 auf Hitler geschuldet. Kurz nach dem misslungenen Anschlag teilte Hitler Himmler mit, Thälmann „ist zu exekutieren“. In der Nacht vom 17. auf den 18. August wurde er vom Gefängnis Bautzen ins KZ Buchenwald gebracht, wo er von der SS erschossen wurde. Im Nachkriegs-Westdeutschland gab es einige Versuche, die mutmaßlichen Mörder zu verurteilen – ohne Erfolg.

Rosa und Irma Thälmann waren 1944 im KZ Ravensbrück inhaftiert worden und wurden von der Roten Armee befreit. Nach dem Krieg lebten sie in der DDR und



wirkten an der Entstehung des politisch instrumentalisierten „Mythos“ Ernst Thälmann mit. Schon während des Spanischen Bürgerkriegs hatte ein Bataillon der Internationalen Brigaden seinen Namen getragen. In der Sowjetischen Besatzungszone wurde 1948 die „Pionierorganisation Ernst Thälmann“ gegründet. Später trugen in der DDR und anderen sozialistischen Ländern unzählige Straßen und Plätze, Schulen und Arbeitskollektive seinen Namen, sogar Ortschaften wurden nach ihm benannt. Vor der kubanischen Südküste, in der Schweinebucht gelegen, gibt es eine „Ernst-Thälmann-Insel“. Auch in Hamburg wurde 1946 für einige Jahre eine Straße nach ihm benannt. Nach der blutigen Niederschlagung des Ungarn-Aufstandes zehn Jahre später, erhielt sie allerdings (1956) den bis heute gebräuchlichen Namen Budapester Straße, da man mitten im Kalten Krieg keinen Kommunisten als Namensgeber in der Öffentlichkeit aufwerten wollte.

Die Gedenkstätte Ernst Thälmann am Ernst-Thälmann-Platz (1985 so benannt) in Eppendorf hält die Erinnerung an den „Sohn seiner Klasse“, so der Titel eines Defa-Films, wach. Die ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dort haben auch den Stolperstein legen lassen. Nach der „Wende“ verschwand der Name Ernst Thälmanns in den „neuen Bundesländern“ mehr und mehr aus der Öffentlichkeit, heutige junge Menschen wissen kaum noch etwas von ihm.

Ernst Thälmanns Frau Rosa starb am 21. September 1962 in Ost-Berlin, die Tochter Irma am 10. Dezember 2000 im wiedervereinigten Berlin, wo sie 1998 erfolglos als DKP-Kandidatin am Bundestagswahlkampf teilgenommen hatte.

Text: Norman LaPorte, University of Glamorgan, Wales, Übersetzung aus dem Englischen und Bearbeitung Sabine Brunotte

#### Quellen:

Bundesarchiv (Berlin), Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR (BA-SAPMO), NL 4003 (Thälmann Nachlass); Staatsarchiv Hamburg (StaH), Polizeibehörde I, 331-1, I, 898,902, 905; Politische Polizei, V 236-3, 236-6; Komintern Archiv (Moskau), Bestand 526 (Ernst Thälmann); dtv Lexikon, Mannheim und München 1997; mündliche Auskunft Lisa Sukowski, Gedenkstätte Ernst Thälmann Hamburg-Eppendorf, vom 6.5.2010; telefonische Auskunft StaH Jörg-Olaf Thiessen vom 7.1.2011.

**Rosa Thälmann**, geb. Koch (27.3.1890 Bargfeld bei Hamburg – 21.9.1962 Berlin/DDR)

Rosa Thälmann war das achte Kind eines armen Schuhmachers. Sie besuchte der Volksschule und wurde Landarbeiterin, später Wäscherin/Plätterin in der Großwäscherei „Frauenlob“. Dort lernte sie ihren späteren Ehemann Ernst Thälmann kennen, der für die Wäscherei als Kutscher arbeitete und Rosa zur „Politik brachte“. 1915 heiratete das Paar. Rosa Thälmann gehörte - so wie ihr Mann auch - seit 1918 der USPD und später der KPD an. 1919 wurde die Tochter Irma geboren. Nachdem Ernst Thälmann Anfang März 1933 verhaftet worden



war, besuchte Rosa Thälmann ihren Mann alle drei Wochen in Gefängnis Berlin-Moabit und übermittelte Nachrichten. Im April 1943 wurde die Tochter Irma verhaftet, im Mai Rosa Thälmann. Im September 1944 wurden Mutter und Tochter ins KZ Ravensbrück überführt.

1950 wurde Rosa Thälmann Abgeordnete der Volkskammer in der DDR, Mitglied des Präsidiums der Antifaschistischen Widerstandskämpfer.

Quellen:

siehe [www.berliner-zeitung.de/archiv/rosa-war-die-frau-von-ernst-](http://www.berliner-zeitung.de/archiv/rosa-war-die-frau-von-ernst-)

- **Ernst-Tichauer-Weg**, *Bergedorf/Allermöhe (1995): Dr. Ernst Tichauer (1888-1941), jüdischer Zahnarzt in Bergedorf, Opfer des Nationalsozialismus*

Stolperstein vor: Alte Holstenstraße 61.

Ernst Siegfried Tichauer wurde 1888 in Thorn in der Provinz Westpreußen geboren. Seine Eltern Max Tichauer und Henriette, geborene Soberski, müssen sich finanziell gut gestanden haben, denn sie konnten ihrem Sohn den Besuch des Gymnasiums und das Studium der Zahnmedizin ermöglichen. Von Thorn zog Familie Tichauer nach Berlin. Während des Studiums an der Berliner Universität lernte Ernst Tichauer Ellie Rosenthal (geb. 6.11.1887 in Berlin, deportiert am 8.11.1941 nach Minsk) Tochter aus „gutem Hause“, kennen. Ihr Vater war der Kommerzienrath Max Rosenthal; sein Ehrentitel deutet auf eine exponierte Stellung im Wirtschaftsbereich hin. Nach dem Studium eröffnete Ernst Tichauer 1912 in Berlin am Kottbusser Damm 20/21 eine Zahnarztpraxis. Am 5. Januar 1917 zog er nach Hamburg, ließ sich dort nieder und heiratete am 10. Februar 1917 Ellie Rosenthal.

Zu dieser Zeit dürfte seine Ehefrau bereits als Zahnärztin in der Praxis mitgearbeitet haben. Anfänglich wohnten sie zur Untermiete in „bester Hamburger Lage“: An der Alster 60 Parterre, bei L' Arronge, in der Nähe der Alster-Badeanstalt. Acht Monate später wurde Ernst Tichauer zum Krieg eingezogen, Ellie Tichauer wohnte in dieser Zeit in Berlin-Neukölln. Nach Ende des Ersten Weltkrieges bezogen die Eheleute Tichauer im Januar 1919 als Untermieter Räume in der Oderfelder Straße 15 (Harvestehude), aber schon ein halbes Jahr später zogen sie nach Bergedorf, wohin auch die Zahnarztpraxis verlegt wurde. 1921 wurde die Tochter Helga geboren. 1922 schrieb Ernst Tichauer eine zahnmedizinische Abhandlung zum Thema „Die Füllung in mechanisch-statischer Beurteilung“. 1923 kam in Bergedorf der Sohn Klaus zur Welt. Die Tochter besuchte nach der Volksschule in Bergedorf die dortige Luisenschule, die sie aber Ostern 1938 zwangsweise ohne Abiturzeugnis verlassen



musste. Der Sohn konnte nur bis März 1936 die Hansa-Oberrealschule in Bergedorf besuchen, dann wurde er zwangsweise an die Talmud Tora Schule (Rotherbaum) versetzt.

Die damalige Holstenstraße bildete über viele Jahre den Lebensmittelpunkt der Familie: Zuerst wohnte sie in der Holstenstraße 11 (1929–1932), später in der Holstenstraße 4a (1932–1938). Im Mai 1931 erwarben die Eheleute in Bergedorf ein Haus mit Grundstück in der Sichterstraße 6 (ehemals Boelckestraße bzw. Hauptmannstraße) für 20.000 RM – 1938 verkauften sie es notgedrungen für 15.000 RM. Die Zahnarztpraxis von Ernst Tichauer in der Holstenstraße war 1932 eine von 12 Praxen in Bergedorf, das damals 19.000 Einwohner zählte. Ab Januar 1933 versuchte die NSDAP Kunden und Patienten von jüdischen Kaufleuten, Ärzten und Juristen einzuschüchtern und fernzuhalten. An der Zahnarztpraxis Tichauer wurde ein Schild mit dem Satz „Wer zum Juden geht ...“ aufgehängt. Zusätzlich wurde dieses Schild und damit auch der Praxiseingang von dem Bergedorfer Tierarzt und Fleischbeschauer Carl Best (Reinbeker Weg 36) bewacht, der seit Mai 1933 Mitglied der NSDAP und seit Januar 1934 Mitglied der Reiter-SA war. Seine Tochter war die beste Schulfreundin von Helga Tichauer gewesen.

Auch auf der gegenüberliegenden Straßenseite der Praxis waren zeitweilig SA-Männer postiert, sodass viele Patienten es nicht länger wagten, die Praxis zu besuchen – einige kamen erst bei Anbruch der Dunkelheit, um unerkannt zu bleiben. Den dadurch herbeigeführten Patientenrückgang verschärfte der NS-Staat am 27. Juli 1933 durch eine „Verordnung über die Zulassung von Zahnärzten und Zahnpraktikern zur Tätigkeit bei den Krankenkassen“. Als Teilnehmer des Ersten Weltkrieges erhielt Ernst Tichauer zunächst eine Ausnahmegenehmigung, seine Praxis weiterhin zu betreiben. Die Drangsalierungen ließen jedoch nicht nach.

Im September 1935 trat das Ehepaar Tichauer in die Jüdische Gemeinde ein. Zum 31. Januar 1939 wurde Ernst Tichauer die Approbation entzogen und er wurde aus der Mitgliederliste der Zahnärztekammer gestrichen. Fortan durfte er nur noch jüdische Patienten behandeln. Briefbogen und Praxisstempel mussten nun einen Davidstern und den Zusatz „Zugelassen zur Behandlung jüdischer Zahnkranker“ aufweisen.

Am 27. Februar 1939 zog das Ehepaar Tichauer nach Hamburg-Harvestehude in die Isestraße 55 in den 1. Stock rechts. Die Fünfeinhalb-Zimmer-Wohnung bewohnte seit Juni 1937 Moritz Weinberg mit Ehefrau und Sohn. Von dessen Wohnung durften sie drei Zimmer sowie Küche und Bad nutzen, waren aber verpflichtet, jüdische Untermieter aufzunehmen. Im Juni 1940 zog das jüdische Ehepaar Erich und Johanna Meyer mit ihrer neugeborenen Tochter für wenige



Tage ein, bevor es nach Castrop umzog. Im Januar 1941 emigrierte Familie Weinberg. Im März 1941 kamen die drei älteren Schwestern Pein – sie zogen im Dezember 1941 in ein anderes Quartier.

Da die neue Unterkunft kleiner war als in Bergedorf, verkauften die Tichauers notgedrungen die hochwertige Einrichtung des elterlichen Schlafzimmers. Die 1927 abgeschlossene Lebensversicherung bei der Provincial-Versicherung wurde zum 1. Januar 1939 aufgehoben. Die Auszahlung des so genannten „Rückkaufswertes“ vor Ende der Laufzeit bedeutete aufgrund von Stornogebühren einen finanziellen Nachteil.

Ihre beiden minderjährigen Kinder hatten sie am 2. Februar 1939 mit einem Kindertransport über die Organisation der holländischen Quäker nach England geschickt. Die 16-jährige Tochter hatte in ihrem Koffer neben wenigen Kleidungsstücken, einem Dirndl, einem Regenmantel, einem alten Tennisschläger der Mutter und einem Fotoalbum auch Literatur eingepackt: Das jüdische Jahr, Theodor Storm „Von Moor und Heide“ sowie das „Wunderbuch unserer Heimat“. Im Gepäck des 14-jährigen Sohnes befanden sich u. a. Hut, Krawatte, Regenmantel, Badehose und ein Platten-Fotoapparat Agfa Standard 6x9 aus dem Jahre 1927.

Nach halbjährigem Schulbesuch in London unterbrach der Beginn des Zweiten Weltkriegs die Briefkontakte und Geldtransfers zwischen Deutschland und Großbritannien. Ohne Geldmittel der Eltern musste der Sohn die Schule verlassen und in einer Schuhfabrik arbeiten. Im Mai 1940 wurde der mittlerweile 17-Jährige als wehrfähiger „feindlicher Ausländer“ zuerst in Großbritannien und später für zwei Jahre in Kanada interniert. Von 1942 bis 1944 arbeitete er in Kanada in einer Schuhfabrik, ehe er sich mit 21 Jahren als Soldat zu den „Armed Forces Canada“ meldete. Seine Schwester wurde im Frühjahr 1940 ebenfalls als „feindliche Ausländerin“ für neun Monate auf der Isle of Man interniert, 1941 arbeitete sie als Sekretärin und ab 1944 als Lehrerin in Großbritannien.

Für die in Deutschland festsitzenden Eltern wurde die Lebenssituation immer bedrohlicher. Nach Berufsverbot, Strafsteuern und kompletter gesellschaftlicher Ausgrenzung folgte ab 19. September 1941 die Vorschrift, deutlich sichtbar einen Judenstern an der Kleidung zu tragen. Der mit dem Ehepaar Tichauer befreundete Kaufmann Paul Godau berichtete gegenüber dem Amt für Wiedergutmachung über die letzte gemeinsame Begegnung: „In unserer Gegenwart schloss Herr Dr. Tichauer die Wohnung ab und brachte die Schlüssel zur Gestapo nach der Moorweidenstraße zum Logenhaus, wo die Juden sich melden mussten.“

Am 8. November 1941 wurden Ernst und Ellie Tichauer ins Getto Minsk deportiert. Bereits vor der Deportation waren die Wohnungsgegenstände von der



Behörde erfasst worden. Im Auftrag des NS-Staates versteigerte der Auktionator Carl F. Schlüter (Versteigerungsräume Alsterufer 12) am 30. Dezember 1941 diverse Bilder und Drucke, Möbel, Hausrat und auch Kleidungsstücke aus dem Besitz der Familie Tichauer. Drei Damenmäntel von Ellie Tichauer erbrachten 23 RM, Maskeradenkleider und ein Zylinder wurden für 5 RM ersteigert. Insgesamt erbrachte die Versteigerung 1667 RM, die an das Deutsche Reich fielen.

Der Auktionator Arthur Landjunk (Versteigerungsräume Alter Wall 64) überwies am 2. April 1942 noch einmal 118,45 RM an die Oberfinanzkasse für Versteigerungserlöse aus dem Besitz der Tichauers. Welche Gegenstände versteigert wurden, ist in diesem Fall nicht mehr nachvollziehbar, da das Versteigerungsprotokoll nicht erhalten ist. Was aus der teuren Praxiseinrichtung mit lederbezogenem Behandlungsstuhl, Bohrer, Lampe, vollständigem Instrumentenschrank, Medikamenten und Füllmaterialien wurde, ist nicht bekannt. Eine Mitnahme ins Getto Minsk kann jedoch ausgeschlossen werden.

Eineinhalb Jahre später tauchten noch einmal Lebenszeichen der Eheleute Tichauer in NS-Akten auf: Aus einem Bericht aus dem Jahre 1943 über Erschießungsaktionen im Raum Minsk geht hervor, dass Ernst Tichauer gezwungen wurde, den Gefangenen die Goldzähne herauszubrechen, seine Frau musste ihm dabei assistieren. „Am 13. Apr. 1943 wurde der deutsche ehemalige Zahnarzt Ernst I. Tichauer und seine Frau Elisa Sara Tichauer geb. Rosenthal durch den SD (Hauptscharführer Rühle) ins Gerichtsgefängnis eingeliefert. Seit dieser Zeit wurden bei den eingelieferten deutschen und russischen Juden die Goldbrücken, Kronen und Plomben ausgezogen bzw. herausgebrochen. Dieses geschieht jedes Mal 1–2 Stunden vor der Betr. Aktion. Es wurden seit dem 13.4.1943 516 deutsche und russische Juden erledigt. gez. Günther“. Da diese Häftlings-Sonderkommandos auch zu Zeugen der Abläufe in der NS-Mordmaschinerie wurden, achtete die SS darauf, dass sie „nach Abschluss der Aktion“ erschossen wurden. Nach dem April 1943 gibt es keine Hinweise mehr über den Verbleib von Ernst und Ellie Tichauer. Später wurden sie von einem Amtsgericht auf das Jahr 1945 für tot erklärt.

Noch kurz vor dem Einmarsch britischer Truppen vernichtete die Zahnärztekammer in Hamburg Anfang 1945 die Unterlagen der ausgeschlossenen jüdischen Zahnärzte.

Text: Björn Eggert

Text entnommen [www.stolpersteine-hamburg.de](http://www.stolpersteine-hamburg.de)

Quellen:

Staatsarchiv Hamburg (StaH) 213-13 (Landgericht Hamburg), 820 E 312/62. StaH 213-13 (mit Unterakte 2 Wik 561/1953); StaH 213-13 Z 5648 (Hausverkauf 1938); StaH 221-11 (Staatskommissar für die Entnazifizierung), M 2462 (Dr. Carl Best); StaH 314-15 (OFP), FVg



3788 (Helga u. Klaus Tichauer); StaH 332-8 (Alte Einwohnermeldekartei); StaH 332-8 (Hauskartei), K 2445 (Isestraße 55); StaH 351-11 (Amt für Wiedergutmachung AfW, Eg 061187 (Ellie Tichauer); StaH 351-11 (AfW), 260721 (Helga Tichauer); StaH 351-11 (AfW), 050423 (Klaus Tichauer); Landesarchiv Berlin, B Rep. 058, 1 Js 9/65, Box 80, Beistück 104, Schr. Gerichtsgefängnis Minsk v. 31.5.1943 an Generalkommissar von Weißruthenien in Minsk; TB 1929-1938 (Tichauer); TB 1936 (Tierarzt Best); Adressbuch (AB) Berlin 1912, 1913 (Ernst Tichauer); Kulturbehörde der Freien und Hansestadt Hamburg: Kiek mol – neue und bewährte Stadtteilrundgänge, Hamburg 1998, S. 84 (Holstenstr. 9/11); Ingo Böhle: „Juden können nicht Mitglieder der Kasse sein“, Versicherungswirtschaft und die jüdischen Versicherten im Nationalsozialismus am Beispiel Hamburgs. Hamburg 2003, S. 14; online-Katalog der Deutschen Nationalbibliothek (Ernst Tichauer).

- **Erste Banksbrücke**, *Hammerbrook (1930)*, siehe: *Banksstraße*.
- **Erste Borstelmannbrücke**, *Hamm (1930)*, siehe: *Borstelmansweg*.
- **Erste Grevenbrücke**, *Hammerbrook (1930)*: *Der Weg war Eigentum der Grafen von Holstein*
- **Erwin-König-Weg**, *Heimfeld (1976)*: *Dr. Erwin König (1880-1960), Chirurg am Allgemeinen Krankenhaus Harburg*
- **Erzbergerstraße**, *Ottensen (1945)*: *Matthias Erzberger (1875-1921), Reichstagsabgeordneter, wurde von seinen politische Gegnern ermordet*

Erzberger deckte 1905/06 den Kolonialskandal auf, so dass der Reichstag die Fortsetzung des Krieges gegen die Herero und Nama in Deutsch-Südwest-Afrika ablehnte und Reichskanzler Bülow 1907 Neuwahlen ausschreiben ließ, die berüchtigten „Hottentottenwahlen“.

Matthias Erzberger nahm es auf sich, 1918 den Waffenstillstand zu unterzeichnen, und gehörte zu den Gründungsvätern der ersten deutschen Republik. Dafür verfolgten die alten Eliten den Zentrumspolitiker mit



nimmermüdem Hass – am 26. August 1921 wurde er von zwei Marineoffizieren ermordet.

Verheiratet war Erzberger seit 1900 mit **Paula Eberhard**. Das Paar hatte drei Kinder.

- **Eschelsweg**, Altona-Altstadt (1950): Jens Jacob Eschels (1757-1842), Kapitän, Grönlandfahrer. Siehe auch: [www.freedom-roads.de](http://www.freedom-roads.de) zur Wanderausstellung „Freedom roads! Koloniale Straßennamen
- **Esmarchstraße**, Altona-Altstadt (1950): *Prof. Dr. Friedrich von Esmarch (1823-1908), Arzt, verbesserte das Lazarettwesen, Begründer des zivilen Samariterwesens*

Dem Samariterwesen wandten sich sehr schnell auch Frauen zu. Dem trug Esmarch in seinen Schriften, in denen er sich direkt an Frauen wandte Rechnung. So wandte er sich in seinem Buch „Die erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen: Ein Leitfaden für Samariter-Schulen in 6 Vorträgen“ direkt an die Frauen. „Ich wende mich hierbei vorzugsweise an meine Zuhörerinnen. Ist doch die eigentliche Krankenpflege von altersher Ihre schönste Aufgabe gewesen, wird doch gerade an Ihnen, meine Damen, mit vollstem Recht die Leichtigkeit und Zartheit der Hand, die aufopfernde, treue Hingabe, die Selbstverleugnung gerühmt.“ (S. 173.) Und in seiner 1887 verfassten Schrift „Durch welche Arbeiten können sich im Kriege Frauen nützlich machen? In einem Brief an die Vorsitzende eines Hilfsvereins“ gab er u. a. Hinweise auf Kaufadressen und für die Herstellung von künstlichen Schwämmen, Mullsäcken, Binden und Dreieckstüchern und ermahnte die Frauen, nur mit gewaschenen Händen die Tätigkeit als Samariterin aufzunehmen.

Seit 1853 war Esmarch in erster Ehe mit **Anna Strohmeyer** (1832-1870) verheiratet, mit der er drei Kinder hatte. Nachdem seine Frau Ende der 1860er-Jahre an Tuberkulose erkrankt war, woran sie 1870 verstarb, verliebte sich Esmarch zwei Jahre später in seine Patientin **Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg** (1833-1917), eine Tante der späteren Deutschen Kaiserin Auguste Viktoria (siehe auch: Augustenpassage und Auguste-Victoria-Kai, in Bd. 2). Das Paar heiratete im selben Jahr auf Schloß Primkenau. Es wird kolportiert, dass der renommierte Arzt Esmarch von der als





resolut bezeichneten Prinzessin geheiratet worden sei. Das Paar bekam ebenfalls drei Kinder.

Durch die Heirat mit einer Adligen und der Verbindung zum Kaiserhaus „hob“ sich Esmarchs gesellschaftliche Stellung und er wurde 1887 in den erblichen Adelstand erhoben.

Dass solche morganatischen Ehen im Hochadel nicht gern gesehen, ja sogar gefürchtet wurden, ist einem Brief von Prinzessin Charlotte von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (1803-1880) zu entnehmen, die „selbst Spross einer unebenbürtigen Ehe“ 1) war. Anlässlich der morganastischen Heirat ihrer Nichte Henriette Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg mit Esmarch schreibt sie „an ihren Neffen Friedrich (...) Henriettes ältesten Bruder und Augustenburgischen Hauschef: ‚Lieber Fritz (...) Tief betrübt und schmerzlich ist uns die Nachricht von der morganatischen Heirath Deiner Schwester Henriette gewesen, und) besonders daß ich mir für sie, die doch sonst so ganz verschiedene Grundsätze aussprach, ) kein Glück aus einer solchen Verbindung verspreche. Ich habe ja so lange gerade in den Kreisen gelebt, in welche sie jetzt eintritt, und) weiß, ) was ihr besonders von den Frauen derselben bevorsteht. Gebe Gott, ) daß sie ihren Schritt nie bereuen möge, wenn erst der Rausch der Leidenschaft vorüber ist. Wie werden die Feinde unseres Hauses triumphieren! ...) Wie tief betrübt ich bin, vermag ich nicht auszusprechen. ...).“ 2)

„Der gesellschaftliche Ehrgeiz seiner Gattin brachte Esmarch Auseinandersetzungen mit seinem Assistenten Gustav Adolf Neuber und mit seinem Kollegen Professor Heinrich Quincke. Einerseits ging es um ein neues antiseptisches Verfahren in der Wundbehandlung, zum anderen um die Dienstvilla, die Esmarch nicht zugunsten eines Neubaus der Medizinischen Klinik räumen wollte. Diese Auseinandersetzungen überschatteten Esmarchs Alter und führten zur Entfremdung von der Fakultät und der breiten Öffentlichkeit. In Schleswig-Holstein aber blieb Esmarch der verehrte Chirurg, der viele Ehrungen erhalten hatte.“ 3)

Quellen:

1) Silke Marburg: Europäischer Hochadel. Berlin 2008, S. 184.

2) Ebenda.

[www.kiel.de/kultur/stadtgeschichte/ehrenbuerger/friedrich\\_von\\_esmarch.php](http://www.kiel.de/kultur/stadtgeschichte/ehrenbuerger/friedrich_von_esmarch.php)

- **Euckenstraße, Tonndorf (1951): Prof. Rudolf Christoph Eucken (1846-1926), Philosoph, Nobelpreis für Literatur**



*Eucken hatte eine enge Bindung zu seiner Mutter Ida Maria, geb. Gittermann (1814-1872). Sein Vater Ammo Becker Eucken – ein Postmeister – war bereits gestorben, als Eucken noch ein kleines Kind war.*

1882 war Eucken mit der siebzehn Jahre jüngeren **Irene Passow** (1863–1941) verheiratet. Das Paar bekam zwei Söhne und eine Tochter. Der Sohn Arnold wurde Chemiker, der Sohn Walter Nationalökonom. Die Tochter **Ida Marie** (1888 – 1943) wurde Konzertsängerin (Sopran) und trat u. a. mit Max Reger auf (siehe Regerstieg und Regerstraße, in Bd. 3 online), einem Freund ihres Vaters. Ida Marie verlobte sich mit dem Pianisten und Komponisten Walt Jäger, mit dem sie gemeinsam auftrat, der aber an einer im Ersten Weltkrieg zugezogenen Verwundung verstarb. Ida Maria heiratete keinen anderen Mann und bekam auch keine Kinder. Sie arbeitete in der Geschäftsstelle des Euckenbundes und im Kuratorium des Eucken-Hauses sowie bei der Herausgabe der Zeitschrift „Die Tatwelt“ mit.

Bei Irene Passow brach, nachdem ihre Kinder größer waren, „die alte Jugendsehnsucht nach künstlerischer Betätigung durch. Irene Eucken wurde Malerin. Jahrelang gehörten nun ihre Vormittage ... der Ausbildung in der Kunsthochschule Weimar, die übrige Zeit dem Haushalt und der Familie ... Sie arbeitete ... mit wachsendem Erfolg. Stilleben entstanden, Landschaften, Porträts – Bilder, mit denen sie allmählich das Lob wirklicher Kenner errang, daneben aber auch kunstgewerbliche Arbeiten“. 1) Sie stellte u. a. gemeinsam mit Ada Nolde (siehe: Noldering, in Bd. 3 online) und Ludwig Kirchner aus (siehe: Kirchnerweg, in Bd. 3 online).

Darüber hinaus führte Irene Eucken den für seine Gastfreundschaft gerühmten Professorenhaushalt. Solche Art der Geselligkeit wurde auch in anderen Häusern in Jena gepflegt. „Aus Briefen und Erinnerungen spricht der Wille, mittels Malerei, Kunst, Literatur, Musik sowie Aufgeschlossenheit gegenüber brennenden Zeitfragen ein ‚Gegengewicht gegen die Öde der konventionellen Geselligkeit‘ zu bilden. (...) Euckens beherbergten Ferdinand Hodler während seines Jena-Aufenthaltes 1908. (...) Der Wunsch nach Weltläufigkeit verband sich mit dem Reformgeist der Jahrhundertwende. Man glaubte an die friedliche Veränderbarkeit der Welt. Den allerdings ungebrochen traditionellen Rollenerwartungen entsprechend fiel den Frauen hier eine besondere Aufgabe zu. Nicht nur Irene Eucken, Anna Auerbach, Clara Rosenthal (...) brillierten in der Rolle der Gastgeberin (...).“ 2)

Im Jahre 1903 gründete Irene Eucken die Gesellschaft der Künstler und Kunstfreunde von Weimar und Jena.

Aber damit nicht genug. Hatte sie im Ersten Weltkrieg – wie viele bürgerliche Frauen in Deutschland - noch die Küche eines Lazarets geleitet, gründete sie



1921 die Textil- und Kunstwerkstätten GmbH und ließ im Euckenschen Haus technische Anlagen für die Stickereiabteilung der GmbH einrichten. An diesen Maschinen fertigten Frauen nach den Entwürfen von Irene Eucken Stickereien an.

Irene Eucken war nicht nur Malerin, sondern auch Designerin für Kunstgewerbe und Mode. So hatte sie z. B. 1916 in Bremen eine „Ausstellung von Kleidern aus der Stickstube von Frau Eucken.“ Hierfür fertigte Kirchner drei Holzschnitte für den Katalog an.

Nach dem Tod ihres Mannes 1926 vermietete sie zwei Drittel des Hauses an die Universität Jena, die dort 1928 das Eucken-Haus, einen geistigen Mittelpunkt für ausländische Gelehrte und Studenten, einrichtete. Das Haus wurde auch zur Tagungsstätte für den Euckenbund, der sich der Erhaltung und Verbreitung des geistigen Erbes Rudolf Euckens widmete. Irene Eucken organisierte die Euckenbund-Tagungen, die bis 1938 durchgeführt wurden, und stellte ihre Kraft dem Rudolf-Eucken-Haus in der Botzstraße 5 zur Verfügung.

Quellen:

- 1) Erinnerungen von der Schwiegertochter Edith Eucken-Endsiek, zit. nach: Lüder Gerken (Hrsg.): Walter Eucken und sein Werk. Rückblick auf den Vordenker der sozialen Marktwirtschaft. Tübingen 2000, S.57.
- 2) Meike G. Werner: Moderne in der Provinz. Kulturelle Experimente im Fin de Siècle Jena. Göttingen 2003, S. 55f.

- **Eulerweg, Rahlstedt (1957): Leonhard Euler (1707-1783), Schweizer Mathematiker**

In erster Ehe war Leonhard Euler seit 1733 mit **Katharina Gsell** (1707-1773), Tochter des russischen Hofmalers Gsell und seiner Ehefrau Maria Gertrud von Loen, verheiratet und bekam mit ihr dreizehn Kinder. Nach ihrem Tod heiratete er drei Jahre später ihre Halbschwester **Salomea Abigail** (1723-nach 1790), Tochter oder Enkelin (es gibt in der Literatur verschiedene Versionen) der Malerin Maria Dorothea, verheiratete Gsell (3. Ehefrau von Gsell), die eine Tochter von Maria Sibylla Merian war (siehe: Meriandamm, in Bd. 2).

Euler wurde von Katharina der Großen gefördert, die seit 1762 als Kaiserin von Russland amtierte. Sie schenkte Euler ein Palais in St. Petersburg, wo er mit seinem Sohn Johann Albrecht lebte. Euler arbeitete in St. Petersburg Kunstammer. 1771 erblindete Euler, arbeitete aber dennoch weiter mit Hilfe seiner Söhne Johann Albrecht (1734-1800), Karl (1740-1790) und Christoph (1743-1808) sowie seines Sekretärs Nikolaus Fuß.



Als Euler noch in Berlin arbeitete, nahm er 1750 nach dem Tod seines Vaters, seine Mutter auf. Sie lebte bei ihrem Sohn bis zu ihrem Tode 1761.

- **Everlingweg, Billstedt (1964):** *Dr. h. c. Henry Everling (1873-1960), Gold- und Silberschmied, Bürgerschaftsabgeordneter, Geschäftsführer verschiedener Konsumgenossenschaftlicher Betriebe, Ehrenszenator der Universität Hamburg, Ehrenbürger der Stadt Hamburg*

1933 verhalf Everling dem späteren Hamburger Bürgermeister Max Brauer (siehe: Max-Brauer-Allee, in Bd. 3 online) , den er aus gemeinsamer Tätigkeit bei der Produktion kannte, durch Überlassung seines Passes zur Flucht. Während des Zweiten Weltkrieges wurde Everling mehrmals verhaftet.

- **Ewaldsweg, Hamm (1910):** *Gotthold Ewald, Grundstückseigentümer*



[zurück zur Inhaltsübersicht](#)

- **Faaßweg, Eppendorf (1921):** *August Heinrich Faaß (1806-1887), Pastor in Eppendorf*

Verheiratet mit Emmy, geb. Schröder (1808-1890).

- **Faberstraße, Eimsbüttel (1895):** *Hans Jacob Faber (1716-1800), Senatssyndikus, begründete die Fabersche Fideikommission, Vorbesitzer des Geländes*

„Noch nicht 14 Jahre alt, verlor er seinen Vater. Aber die Mutter [Maria, geb. Stockfleth], Tochter des angesehenen Kaufmannes Martin Stockfleth, Schwester von Daniel Stockfleth, der an Stelle des Vaters zum Bürgermeister gewählt wurde, tat, von Freunden beraten, alles, um die Studien ihres Sohnes mit Nachdruck zu fördern. (...) In seinem persönlichen Leben hatte er schon am 5. Dezember 1747 bald nach der Ernennung zum Sekretär die wohl edle Jungfrau Catharina Schele, Tochter des Bürgermeisters Martin Lucas Schele, geheiratet. Mit ihr lebt er 47 Jahre in engverbundener und zärtlicher Liebe. Sie gebar ihm den einzigen Sohn Martin Johannes am 4. Juni 1752, der am 30. September 1775 sein Studium in Göttingen als Doktor beider Rechte abschloss (...). Seine erhabene Ehefrau starb nach verschiedenen Gichtanfällen schließlich an Wassersucht. Dieses Trostes beraubt, wurde er, selbst schon alt und krank, auf das schwerste mitgenommen und verbringt so den Rest seines Lebens.“ 1)

Quellen:

- 1) Senatssyndikus Johannes Jacob Faber (7. März 1716 – 1. August 1800). Verfasser des Nekrologs: Joh. A. Reimarus 1800. Aus dem Lateinischen übersetzt: Christoph W. Büsch 2007. Transkription: Dr. Axel Freiherr von dem Bussche 2008. Unter: [www.hamburgerpersoenlichkeiten.de/hamburgerpersoenlichkeiten/member\\_file\\_uploads/helper.asp?id=1145](http://www.hamburgerpersoenlichkeiten.de/hamburgerpersoenlichkeiten/member_file_uploads/helper.asp?id=1145)

- **Fabriciusstieg, Bramfeld (1952):** *Johann Albert Fabricius (1668-1736), Rektor des Johanneums*



Verheiratet mit der 32 Jahre jüngeren **Margaretha, geb. Schultze** (1700-1736). Das Paar hatte zwei Töchter. Eine der Töchter, Joh. Friederike, heiratete Hermann Samuel Reimarus (siehe: Reimarusstraße, in Bd. 2).

- **Fabriciusstraße**, Bramfeld (1945), siehe: Fabriciusstieg.
- **Falckweg**, Othmarschen (1950): *Prof. Dr. Nikolaus Falck (1784-1850), Jurist, Rechtshistoriker in Schleswig-Holstein*  
Verheiratet, Vater von sieben Kindern.

- **Falladabogen**, Bramfeld (1979): *Hans Fallada (1893-1947), Schriftsteller*

Der als Rudolf Ditzen geborene Schriftsteller, der unter seinem Pseudonym Hans Fallada bekannt wurde, kam auf Intervention seiner Eltern zum ersten Mal als Schüler in ein Sanatorium, nachdem er einer ihm nur flüchtig bekannten jungen Frau nachgestellt und deren Eltern und ihr anonyme und anzügliche Briefe geschrieben hatte.

Während des Ersten Weltkriegs und kurz danach war er zwischen 1917 und 1919 wegen seiner Alkohol- und Morphinsucht wieder in Privatsanatorien. Damals begannen seine ersten schriftstellerischen Versuche. Später musste er wegen Betrugs- und Unterschlagungsdelikte, die er auf Grund seiner Drogen- und Alkoholsucht begangen hatte, zweimal in Haft.

1928 nach seiner zweiten Haftentlassung lernte er in Hamburg **Anna Issel** (Suse) (12.3.1901 Geestemünde – 8.8.1990 Feldberg) kennen. Er lebte damals als Untermieter bei Annas Eltern in der Eiffestraße. Ein Jahr später heiratete das Paar, konnte aber noch nicht zusammenziehen, weil das Geld fehlte. So blieb Anna noch bei ihrer Mutter, während Hans Fallada in Neumünster wohnte, wo er im dortigen Fremdenverkehrsverband und als Reporter arbeitete. Das Paar bekam im Laufe der Zeit vier Kinder, von denen zwei schon früh verstarben.

Nach der Machtübernahme durch Nationalsozialisten wurde Hans Fallada, der als Schriftsteller seit Anfang der 1930er- Jahre Erfolg hatte, von seinen Vermietern denunziert wegen angeblich staatsfeindlicher Äußerungen. Hans Fallada kam kurz in Haft. Nach seiner Entlassung wurden seine Werke seitens des nationalsozialistischen Staates negativ beurteilt. Sein Buch „Wolf unter Wölfen“, das als Kritik an der Weimarer Republik gesehen wurde, wurde jedoch von Joseph Goebbels gelobt.



Anna Ditzen war dem Schriftsteller Fallada eine große Stütze. „Sie hat mich erst zu dem gemacht, was ich geworden bin, sie hat einen Verbummelten wieder das Arbeiten gelehrt, einen Hoffnungslosen die Hoffnung“, so Fallada, der seine Frau für seinen Roman „Kleiner Mann – was nun?“ als Romanvorlage („Lämmchen“) nahm. 1944 ließ sich das Ehepaar Ditzen wegen Falladas Alkohol- und Drogensucht scheiden, lebte aber noch einige Zeit zusammen auf ihrem Hof in Carwitz. In dieser Zeit schoss Ditzen im Drogenrausch während eines Streits mit seiner geschiedenen Frau mit einer Pistole in einen Tisch. Er wurde wegen versuchten Totschlags angeklagt und verurteilt und kam in den Maßregelvollzug zur Beobachtung in die Abteilung Heil- und Pflegeanstalt der Landesanstalt Neustrelitz-Strelitz. Hier schrieb er auch seinen Roman „Der Trinker“. Nach einigen Monaten wurde er wieder entlassen und heiratete zwei Monate später im Februar 1945 die fast 30 Jahre jüngere Ursula Losch, geb. Boltzenthal (gestorben 1958), die ebenfalls drogen- und alkoholabhängig war. Um beider Drogensucht zu finanzieren, prostituierte sich Ursula und infizierte sich und ihren Mann mit Syphilis. 1946 wurde Ditzen wegen seiner Alkoholkrankheit und Morphinismus in die Nervenlinik der Berliner Charité eingewiesen. Wenige Monate später starb er an Herzversagen.

Ditzens geschiedene Frau Anna, die nach der Scheidung allein auf dem Hof in Carwitz lebte und dort Ackerbau betrieb sowie Feriengäste aufnahm, wurde Falladas Nachlassverwalterin. 1965 verkaufte sie den Hof an den Kinderbuchverlag Berlin und zog nach Feldberg.

- **Fallstraße, Rahlstedt (1951):** *Leo Fall (1873-1926), Österreichischer Operettenkomponist*

Falls Werke wurden von den Nationalsozialisten verboten.

Verheiratet war Leo Fall seit 1904 mit **Berta Jadassohn** (1880–1934), Tochter der Gesangspädagogin Helene Jadassohn, geb. Friedländer (1843-1891) und des Musiktheoretikers Salomon Jadassohn. Leo Fall hatte Rahel Raphaèle (Berta) Jadassohn 1904 im Harmonie-Verlag in Berlin kennengelernt, wo Berta Jadassohn im Sekretariat arbeitete. Sie war die Schwester eines der Verlagsinhaber. 1904 heiratete das Paar. Jahre zuvor war Leo Fall 1897 Vater einer unehelichen Tochter geworden. Die Mutter hieß Sophie Frieda Corleisen, geb. Behrmann, die Tochter Rischka Corleisen. Leo Fall zahlte für seine Tochter Unterhalt. „Es wird heute spekuliert, dass die Überweisungen über das Verlagshaus ‚Block Erben‘ gingen, damit seine Frau Bertha nichts davon wissen sollte.“ 1)



Wegen der Affären ihres Mannes kriselte die Ehe und seine Frau Bertha wandte sich sogar an einen Anwalt, um die Scheidung einzureichen. Doch dann kam es wieder zu einer Versöhnung.

Leo Fall verdiente viel Geld; er und seine Frau gaben aber auch viel Geld aus. Nach seinem Tod verurteilte Bertha Fall wegen schlechter Beratung in finanziellen Angelegenheiten. Als sie keinen Ausweg mehr sah, nahm sie sich am 12.12.1934 in Wien das Leben.

Quellen:

- 1) Karin Ploog: ... Als die Noten laufen lernten ... Geschichte und Geschichten der U-Musik bis 1945. Erster Teil. Norderstedt 2014, S. 251.
- **Fassbinderweg**, *Langenhorn (2010): nach dem historischen Handwerksberuf der Fassbinder.*
  
  - **Feddersenstraße**, *Groß Flottbek (1950): Martin Peter Feddersen (1849-1930), Maler und Bildhauer aus Altona*  
Verheiratet seit 1887 mit der Klavierlehrerin **Dora Ehlers**. Das Paar hatte drei Kinder.
  
  - **Fehlandtstraße**, *Neustadt (1827): Christian Detlef Fehlandt (1780-1850), Grundeigentümer*  
Verheiratet seit 1815 mit **Maria Magdalena Bichels** (1796- nach 1841). Das Paar hatte einen Sohn.
  
  - **Fehlinghöhe**, *Steilshoop (1973): Jürgen Fehling (1885-1968), Regisseur und Vorbesitzer des Geländes*  
Fehling stand auf der Gottbegnadeten-Liste (Führerliste) der wichtigsten Künstler des NS-Staates. In der Zeit des Nationalsozialismus inszenierte Fehling Blut- und Boden-Stücke von Hans Friedrich Blunck, Friedrich Griese und Hanns Johst. Seit 1934 arbeitete er am Gendarmenmarkt unter Gustaf Gründgens. Im





„November 1935 in Anwesenheit von Göring und Goebbels Aufführung des Stücks ‚Thomas Paine‘ des Nazi-Barden Johst. Goebbels am 17.11.1935 im Tagebuch: ‚Ein Revolutionsdrama erster Klasse. Von Fehling hinreißend inszeniert.“ 1) Zwischen 1935 und 1936 war Fehling Gastregisseur am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg und von 1941 bis 1944 wieder am Gendarmenmarkt.

Anselm Heinrich schreibt in seiner Abhandlung „Brüche und Kontinuitäten. Theater im ‚Dritten Reich‘ und in der Bundesrepublik“ 2): „Bei der Klassikerpflege kam es in einzelnen Fällen zu durchaus mutigen Inszenierungen, und dem Regime gelang es nie, die Theaterarbeit vollends zu kontrollieren (was auch letztendlich gar nicht in Goebbels’ Interesse lag). Die Regisseure Gustaf Gründgens, Heinz Hilpert und besonders Jürgen Fehling verstanden es, in ihren Inszenierungen den totalitären Charakter des Regimes subtil zu kritisieren. Beispielsweise wurde in Jürgen Fehlings *Richard III.* von 1937 Gloster als gnadenlos agierender und kühl kalkulierender Machtpolitiker dargestellt, dessen hinkender Gang an Goebbels erinnerte, und auch die Uniformen sahen denen der SS zum Verwechseln ähnlich. 3) Fehlings politische Rücksichtslosigkeit und künstlerische Kompromisslosigkeit, Hilperths Humanismus und Gründgens’ Ästhetik schienen kaum in Einklang zu bringen mit den Forderungen der NS-Kulturpolitik an ein völkisches Theater. Und dennoch passten sie ins politische Konzept. Die NS-Führung schmückte sich geradezu mit diesen Starregisseuren, erschien kultiviert, ja fast liberal, und konnte sich damit in der deutschen Öffentlichkeit – aber auch international – als kulturvolle Regierung präsentieren. Dies fiel umso leichter, als die genannten Regisseure Ausnahmen blieben und man ihnen (relative) Freiheiten einräumen konnte, die weniger berühmten Theatermachern nicht gewährt wurden. In diesem Sinne erscheinen die Inszenierungen von Hilpert und Gründgens, die von dem Theaterhistoriker Wilhelm Hortmann und anderen bis heute als Beispiele mutigen Widerstands gewertet wurden, sehr viel harmloser und weniger politisch als bisher angenommen. 4) (...)

Die Schließung aller deutschen Theater ein knappes Jahr vor Kriegsende erleichterte die Rede vom Neubeginn nach dem 8. Mai 1945, denn es war tatsächlich keine Spielstätte mehr geöffnet. Kaum ein Theater war zudem von alliierten Luftangriffen verschont geblieben, nicht wenige waren restlos zerstört. Zumindest theoretisch hätte also die Möglichkeit eines grundlegenden Neuanfangs durchaus bestanden. Dass dieser nicht zustande kam, lag nicht nur daran, dass es zumeist an den entsprechenden Persönlichkeiten fehlte, die einen demokratischen Neubeginn auf dem Theater glaubhaft hätten versinnbildlichen können, es fehlte auch am Willen und an der Überzeugung von der Notwendigkeit eines solchen Schritts. Den Theaterschaffenden war es nämlich schon vor 1945



gelingen, die Legende von der unpolitischen Kunst sorgsam zu pflegen. Trotz entgegengesetzter offizieller Verlautbarungen während der NS-Zeit, die den Theatermachern eine eindeutig politische Rolle zuwiesen, stellten die Theater in diesem geschönten Selbstbild ein Rückzugsgebiet während des Krieges dar, einen Ort, an dem die Vorstellung des kultivierten Deutschlands aufrechterhalten wurde (...) Eine Aufarbeitung der NS-Vergangenheit schien vielen in Anbetracht solcher ‚Leistungen‘ nicht nötig (...). Entsprechend boten etliche Theatergeschichten noch bis in die 1980er- Jahre hinein keine Aufarbeitung der Verstrickung der Theater in das NS-Regime, sondern stellten lediglich die künstlerischen Leistungen während dieser Zeit heraus – wenn sie sich überhaupt damit beschäftigten. (...)“5)

Fehling war der Enkel des Dichters Emanuel Geibel (siehe: Geibelstraße, in Bd. 3 online). Er litt unter einer manisch-depressiven Erkrankung und befand sich in klinischer Behandlung.

Seine Lebensgefährtin war die Theaterschauspielerin **Joana Maria Gorvin**, richtiger Name: Maria Gerda Glückselig (30. September 1922 Sibiu (Hermannstadt) - 2. September 1993 Klosterneuburg).

Joana Maria Gorvin war die Tochter des Dirigenten und Musikpädagogen Karl Max Glückselig. Ihre Mutter hatte Gesang studiert und gab Gesangsunterricht. 1938 begann sie in Berlin an der Schauspielschule des Berliner Staatstheaters bei Gustaf Gründgens. Auf sein Anraten hin nahm sie den Künstlerinnennamen Gorvin an, da ihr richtiger Nachname Glückselig antisemitische Reaktionen hätte hervorrufen können.

Fehling hatte sie kennengelernt, da war sie siebzehn und er 54 Jahre alt. „Fehling inszenierte im Staatstheater Billingers ‚Am hohen Meer‘. Dazu wurden Schauspielschülerinnen gebraucht. Fehling sah die junge Gorvin das erste Mal. Sie durfte als Double für Käthe Gold die Beleuchtungsprobe machen. Es war ein recht harter Kampf, bis Fehling die junge Künstlerin als Schauspielerin anerkannte. Er wollte sie nicht auf der Bühne sehen. Er wollte sie ausschließlich für sich allein besitzen. Als Mensch. Aber Joana Maria Gorvin setzte dem eisernen Willen Fehlings, von dem es hieß, er habe erst jeden Schauspieler ‚zerbrochen‘, um ihn nach seiner künstlerischen Vorstellung wieder zusammenzubauen, den eigenen Willen entgegen. Sie sprach kurzerhand beim Potsdamer Stadttheater vor, wurde engagiert und nun von Fehling akzeptiert.“ 6)

Auf Empfehlung Jürgen Fehlings kam sie 1943 dann in das Gründgens-Ensemble des Berliner Staatstheaters am Gendarmenmarkt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg übernahm sie auch Sprechrollen im Hörfunk. 1960 traf sie wieder auf Gustav Gründgens, der am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg inszenierte. Sie erhielt von ihm Engagements und zog mit Fehling nach



Hamburg. Damals war Fehling schon „mit einigen Unterbrechungen Patient der Psychiatrischen Klinik von Professor Bürger-Prinz. Kein Tag vergeht, an dem Joana Maria Gorvin nicht nach Eppendorf fährt und drei bis vier Stunden in Fehlings Krankenzimmer verbringt. Fehling nimmt sehr regen Anteil an ihrer Arbeit. Er liest ihre Kritiken, sieht sich die Fotos an, macht treffsichere Bemerkungen zu neuen Inszenierungen. (...). Joana Maria Gorvin sagt etwas sehr Schönes über ihre Beziehungen zu diesem Mann: ‚Wenn Fehling nicht mehr da ist, werde ich ihn vermissen als einen Gradmesser. Seit Beginn meiner Karriere ist er das Thermometer, an dem ich meine Leistung ablese. Er hat den sechsten Sinn unter der Haut.‘ (...).“ 7)

Nachdem ihr Ehemann Jürgen Fehling 1968 gestorben war, wurde Joana Gorvin seine Archivverwalterin. 1971 heiratete Joana Maria Gorvin den Großkaufmann Dr. Maximilian B. Bauer. 1974, nach einem Streit mit dem Intendanten des Schauspielhauses in Hamburg, Ivan Nagel, verließ sie das Theater und zog mit ihrem Mann 1975 nach Klosterneuburg bei Wien. Ab 1978 trat sie mehrmals bei den Salzburger Festspielen auf. Ihre letzte große Rolle spielte sie 1992 in Berlin in Botho Strauß' Stück „Schlusschor“. Joana Maria Gorvin starb kurz vor ihrem 71. Geburtstag an einer Gehirnblutung. Ihr Ehemann stiftete 1995 den Joana-Maria-Gorvin-Preis, der seitdem alle fünf Jahre von der Akademie der Künste (Berlin) vergeben wird.

Qellen:

- 1) Ernst Klee: Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. Frankfurt am Main 2009, S. 133.
- 2) Anselm Heinrich: Brüche und Kontinuitäten. Theater im „Dritten Reich“ und in der Bundesrepublik, in: Zeitgeschichte-online, Dezember 2012, URL: <http://www.zeitgeschichte-online.de/thema/brueche-und-kontinuitaeten>
- 3) Zit. nach Anselm Heinrich: Vgl. Rühle, Günther. „Ich bin Fehling. Shakespeares *Richard III.*, eine Inszenierung in der Diktatur – Jürgen Fehlings nicht geheures Theater“. *Theater heute* (Oktober 2002). S. 34-41. Vgl. auch Hortmann, Wilhelm. *Shakespeare und das deutsche Theater im 20. Jahrhundert. Mit einem Kapitel über Shakespeare auf den Bühnen der DDR von Maik Hamburger*. Berlin: Henschel, 2001. S. 151-155; siehe auch London, John. „Non-German Drama in the Third Reich“. London, John (Hg.). *Theatre under the Nazis*. Manchester: Manchester University Press, 2000. S. 247-250.
- 4) Zit. nach Anselm Heinrich: Vgl. Elisabeth Schulz Hostetter. *The Berlin State Theatre under the Nazi Regime – A Study of the Administration, Key Productions, and Critical Responses from 1933-1944*. New York: Mellen Press, 2004. S. 185-188. Schulz-Hostetter urteilt differenzierter, indem sie Gründgens und Fehling zwar zugesteht, kritische Töne angeschlagen zu haben, andererseits aber auch deutlich macht, dass ihre Inszenierungen eindeutig „products of their time“ gewesen seien (ebd., S. 187).
- 5) Anselm Heinrich, a. a. O.



- 6) Eberhard von Wiese: Hamburgs Bühnenlieblinge privat. Geistverwandt: Die Gorvin und Quadflieg. Hamburger Abendblatt vom 26.3.1966.
- 7) Ebenda.
- **Fehsenfeldstraße, Rahlstedt (1950): August Fehsenfeld (1861-1933), Vorbesitzer des Geländes**
  - **Fehrsweg, Fuhlsbüttel (1925): Johann Hinrich Fehrs (1838-1916), niederdeutscher Dichter**

Fehrs war seit 1865 verheiratet mit der Pastorentochter **Maria Amalia Rehquate** (7.2.1834 Breitenberg – 28.9.1899 Bargum). Das Paar hatte sechs Söhne und zwei Töchter. Maria Amalia Fehrs war in Itzehoe durch ihre Tätigkeit sehr bekannt. Sie hatte 1884 – ein Jahr vor ihrer Heirat mit Johann Hinrich Fehrs - eine private Mädchenschule gegründet, die Vorläuferin der späteren Auguste-Viktoria-Schule. Zuerst führte sie die Schule allein und war auch die einzige Lehrerin. Doch es gab immer mehr Anmeldungen von Schülerinnen, so dass Maria Amalia Rehquate Lehrer einstellen musste. Einer von ihnen war Johann Hinrich Fehrs. Ein Jahr nach der Hochzeit bekam Maria Amalia ihr erstes Kind, das letzte der acht Kinder im Jahre 1878. Fehrs leitete nun die Schule.
  - **Feilenhauerweg, Langenhorn (2010): nach dem historischen Beruf der Feilenhauer.**
  - **Feiningerstraße, Billstedt (1971): Lyonel Feininger (1871-1956), Maler**

1901 heiratete Feininger **Clara Fürst** (geboren 1879 in Berlin, am 10.1.1944 deportiert ins KZ Theresienstadt, weiter deportiert am 23.10.1944 ins KZ Auschwitz), die Schwester des Malers Edmund Fürst und Tochter des jüdischen Malers und Bildhauers Gustav Fürst. Clara Fürst lernte Feininger wohl über ihren Bruder kennen. Das Paar bekam zwei Kinder (geboren 1901 und 1902).

1903 lernte Feininger die Künstlerin **Julia Berg**, geborene Lilienfeld (1881–1970) kennen. Damals studierte Julia Berg an der Großherzoglichen Kunstschule in



Weimar, später wurde sie freischaffende Malerin. Feininger und Julia Berg trennten sich von ihren Ehepartnern und zogen 1906 nach Paris.

„Clara Feininger lebte seit etwa 1915 zwanzig Jahre lang in Berlin-Steglitz, Birkbuschstraße 6. Den Berliner Adressbüchern zufolge war sie Pianistin. Vermutlich lebte sie von den Unterhaltszahlungen, die Lyonel Feininger nach der Scheidung 1907 an sie leisten musste. (...) Am 10. Januar 1944 wurde sie mit dem 99. Alterstransport nach Theresienstadt deportiert und von dort am 23. Oktober 1944 nach Auschwitz. Sie hat nicht überlebt.“ 1) Für sie wurde in Berlin vor dem Haus Beethovenstraße 29 ein Stolperstein verlegt.

In Paris wurde Feiningers und Julia Bergs gemeinsamer Sohn Andreas (1906–1999) geboren. Feininger studierte am Atelier Colarossi und war bei der *Chicago Sunday Tribune* unter Vertrag für zwei Comic-Serien. 1908 heirateten Lyonel Feininger und Julia Berg und zogen nach Berlin. Dort wurden zwei weitere Söhne geboren: Laurence (1909–1976) und Theodore Lux (1910–2011). 1926 zog die Familie nach Dessau. Während der Zeit des Nationalsozialismus galten Feiningers Werke als „Entartete Kunst“. 1937 verließ das Ehepaar Feininger wegen der jüdischen Herkunft von Julia Berg Deutschland und emigrierte in die USA.

Quellen:

Claudia Schoppmann, Hannelore Emmerich: Stolperstein für Clara unter:  
Fürst<http://www.stolpersteine-berlin.de/de/biografie/1281>

- **Feldnerstraße, Heimfeld (1890):** *Wilhelm Feldner (1836-1909), Ortsvorsteher in Heimfeld*
- **Felginerweg, Billstedt (1963):** *Theodor Felginer (1686-1726), Verleger*  
Felginer arbeitete seit 1715 mit dem Buchhändler Christian Liebezeit (gest. ca. 1720) in Hamburg zusammen. 1721 heiratete er dessen Witwe **Catharina Sophia**. Nach dem Tod ihres Mannes, fünf Jahre nach der Hochzeit, führte sie das Geschäft erfolgreich fort. 1739 machte sie ihren Schwiegersohn Johann Carl Bode zum Teilhaber.



- **Felix-Dahn-Straße, Eimsbüttel (1938): Felix Dahn (1834-1912), Jurist, Historiker, Schriftsteller**

Felix Dahn war in erster Ehe mit der Malerin Sophie Fries (1835–1898) verheiratet. Das Paar hatte einen Sohn.

Während seiner Ehe lernte Felix Dahn 1867 seine Schülerin **Therese Freiin Droste zu Hülshoff** (28. Mai 1845 in Münster - 21. Januar 1929 in Breslau), verwandt mit der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff (siehe: Droste-Hülshoff-Straße, in Bd. 2) kennen. Zuerst mochten sich die beiden nicht. Doch bald entwickelte sich eine stürmische Liebe zwischen der damals 22-jährigen angehenden Schriftstellerin und späteren Ehrensensatorin der Universität Breslau und dem elf Jahre älteren Professor. Das Paar heiratete 1873 gegen den Willen ihrer Familien. Ein Jahr später verarbeitete Felix Dahn diese Liebesgeschichte in seinem Werk „Sind Götter?“ Das Ehepaar lebte in Königsberg, wohin Felix Dahn 1872 einen Ruf als Professor erhalten hatte. Über seine Ehe schrieb Felix Dahn 1894: „Und ich hatte das ebenfalls unaussprechliche Glück, meine Therese gefunden und schließlich erkämpft zu haben. Ich glaube nicht, dass es eine glücklichere Ehe geben kann, als die unsere seit nun zwanzig Jahren“.

Das Ehepaar blieb kinderlos. Therese führte besonders in Breslau einen literarischen Salon. Gemeinsam mit seiner Frau verfasste Felix Dahn mehrere historische Romane zur deutschen Frühgeschichte und Sammlungen von Sagen und mythologischen Erzählungen, in denen das Germanentum im Mittelpunkt stand.

Über Frauen in bestimmten Berufen äußerte sich Felix Dahn wie folgt: „Weibliche Richter und Anwälte können wir nicht brauchen und zum ärztlichen Beruf fehlen ihnen die körperlichen Kräfte wie gewisse Charaktereigenschaften.“ 1)

Quellen:

1) <http://www.aphorismen.de/zitat/27873>

- **Felix-Jud-Ring, Bergedorf/Allermöhe (1995): Felix Jud (1899-1985), Buchhändler, Widerstandskämpfer**

Siehe auch: Margaretha-Rothe-Weg, in Bd. 2

Als der 24-jährige Felix Jud (7.3.1899 – 27.8.1985) am 20. November 1923 seine Buchhandlung in den Colonnaden 104 eröffnete, hieß es in der Einladung: „Allen Verhältnissen zum Trotz – im Glauben an eine bessere Zukunft Deutschlands und im Vertrauen auf das literarisch gebildete Hamburger Publikum – haben wir uns entschlossen, eine neue Buchhandlung zu eröffnen: Die HAMBURGER BÜCHERSTUBE FELIX JUD & CO soll eine Pflegestätte sein für das gute und



schöne Buch, für Publikationen über alte und moderne Kunst und für Bücher über Philosophie. Darüber hinaus werden alle wesentlichen Erscheinungen aller andern Wissensgebiete stets vorrätig sein.“ 1)

Bevor der aus dem niederschlesischen Klingenthal stammende „Bücherwurm“ Felix Jud seiner Berufung als Buchhändler nachgehen konnte, hatte er nach der Schulzeit zuerst einmal eine kaufmännische Lehre im Eisenwarenhandel absolviert. Nach seiner Buchhändlerlehre „nahm er kurz nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges (da war er fünfzehn Jahre alt) die volle Verantwortung für die Frommann'sche Hofbuchhandlung in Jena. 1919 fand er eine Stelle in Hamburg, und vier Jahre später“ 1) machte er sich mit der „Bücherstube Felix Jud & Co.“ in den Colonnaden selbstständig.

Mit den Nationalsozialisten verband Felix Jud nichts. Aus Opposition gegenüber dem NS-Regime stellte er ein Schild in sein Ladenschaufenster mit der Aufschrift: „Bücher kauft man beim Jud“. „1935, als jeder Buchhändler per Erlass dazu verpflichtet wurde, an Hitlers Geburtstag ein Sonderfenster in seinem Geschäft zu gestalten, platzierte Felix Jud ein eingerissenes Titelblatt mit dem Photo des Führers in der Mitte der Scheibe und füllte das Fenster mit diversen Exemplaren des Südsee-Reisebuches ‚Heitere Tage mit braunen Menschen‘ von Richard Katz [1888–1968].“ 1)

„Natürlich erregte auch sein Name bei den Machthabern Anstoß und Verdacht. Wie kann ein Arier ‚Jud‘ heißen? Er reagierte mit einer Provokation. Er hingte einen großen Barockrahmen in sein Schaufenster, oben unter der Bilderleiste war die Judenkarikatur aus dem Stürmer ‚Jud bleibt Jud‘ – der krummbeinige, krummnasige, spitzbäuchige wöchentliche Jude. Darunter Felix Jud, ein Foto als Säugling auf dem Lammfell, dann ein Foto als Konfirmand, ein weiteres aus der Gegenwart, darunter ‚Jud bleibt Jud‘. Das war nicht zu bezweifeln. Aber quer zu dem ganzen ein Wäschebrett für ‚Persil bleibt Persil‘“, schreiben Wilfried Weber und Marina Krauth in ihrem Buch „Und wer besorgt das Spielzeug?“ 75 Jahre Hamburger Bücherstube Felix Jud & Co. 2)

In der NS-Zeit versammelte sich in der Buchhandlung ein Kreis „Andersdenkender“ und diskutierte über die andere Literatur und das andere Leben. Unter ihnen war auch Axel Springer (siehe: Axel-Springer-Platz, in Bd.1: Alphabetische Auflistung der nach Männern benannten Straßen).

Am 19. Dezember 1943 wurde Felix Jud wegen der Verbindung zur „Weißen Rose“ und des Verkaufs „verbotener Bücher“ unter dem Ladentisch, verhaftet und ins Polizeigefängnis Fuhlsbüttel gebracht. Am 6. Juni 1944 folgte die Verlegung ins KZ Neuengamme. In der Anklage vom 23. Februar 1945 im Verfahren gegen Albert Suhr und vier andere, wurde Felix Jud in der Hauptverhandlung am 19. April 1945 vor dem Volksgerichtshof in Hamburg zu



vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Als im Mai 1945 die britischen Streitkräfte in Hamburg eintrafen, wurde Felix Jud aus dem KZ Neuengamme befreit.

Nach dem Zweiten Weltkrieg besaß er kaum Geld. Seine Buchhandlung in den Colonnaden war 1943 durch Bomben zerstört worden. Mit finanzieller und tatkräftiger Hilfe durch Freunde gelang es Felix Jud, eine Ruine am Neuen Wall auszubauen und dort 1948 seine Bücherstube neu zu eröffnen. Als das Grundstück 1955 verkauft wurde, gab Axel Springer ihm ein Darlehen, dessen Rückzahlung später auf Axel Springers Weisung hin einfach vergessen wurde. Dadurch war Felix Jud in die Lage versetzt worden, eine neue Bücherstube an einem anderen Standort eröffnen zu können. Dort am Neuen Wall 13 befindet sich die Buchhandlung noch heute.

Felix Jud war nach dem Zweiten Weltkrieg kulturpolitischer Berater der Alliierten; Gründungsmitglied des FDP-Landesverbandes, Mitglied im Verwaltungsrat der Hamburger Öffentlichen Bücherhallen sowie Mitbegründer des Norddeutschen Verleger- und Buchhändlerverbandes.

Quellen:

- 1) [www.felix-jud.de/pages/historie](http://www.felix-jud.de/pages/historie) [15.5.2010.]
- 2) Wilfried Weber, Martina Krauth (Hrsg.): „Und wer besorgt das Spielzeug?“ 75 Jahre Hamburger Bücherstube Felix Jud & Co. Hamburg 1998.

- **Femerlingstraße**, *Eißendorf (1910): Peter Christian Wilhelm Femerling (1808-1886), Vollhufner, Vorbesitzer des Geländes, Ortsvorsteher in Eißendorf*
  
- **Fenglerstraße**, *Wandsbek (1950): Christian Fengler (1834-1919), Pastor in Wandsbek*
  
- **Ferdinand-Ancker-Straße**, *Nienstedten (vor 1928): Ferdinand Ancker (1837-1920), Kaufmann, Ziegeleibesitzer, gründete die Villenkolonien Othmarschen und Hochkamp*
  
- **Ferdinand-Beit-Straße**, *St. Georg (1948): Ferdinand Beit (1858-1928), Kaufmann, Bürgerschaftsabgeordneter*





Siehe auch: Alfred-Beit-Weg, Verwandter von Ferdinand Beit, in Bd. 3 online

Ferdinand Beit bewohnte nach dem Tod seiner Mutter **Johanna, geb. Seligmann** (1829–1915), Tochter des Bankiers Seligmann Ladenburg, die 1890/1891 von Martin Haller errichtete Villa Beit in der Milchstraße Ecke Harvestehuder Weg in Hamburg-Pöseldorf.

- **Ferdinands Höh**, *Blankenese (1908): Ferdinand Flashoff (1819-1900), Besitzer eines Lack- und Farbengeschäftes, hatte hier ein Haus gebaut, das er Ferdinands Höh nannte*
- **Ferdinandstor**, Altstadt (um 1842), siehe: Ferdinandstraße
- **Ferdinandstraße**, *Altstadt (1843): Kaiser Ferdinand (1608-1657)*

1631 heiratete Kaiser Ferdinand, nachdem zuvor jahrelange politische Verhandlungen wegen dieser Heiratsverbindung geführt worden waren, **Maria Anna von Spanien** (1606-1646). Eigentlich sollte sie den späteren Karl I. von England heiraten. Doch diese Heirat kam nicht zustande, weil Karl nicht zum Katholizismus übertreten und Maria Anna keinen Ketzer heiraten wollte. So wurde Ferdinand ihr Gemahl, den sie vor der Hochzeit überhaupt noch nicht kennengelernt hatte. „Ferdinand hatte bei diesen verworrenen politischen Kuppelgeschäften im Vergleich mit potentiellen Konkurrenten einen großen Nachteil: am spanischen Hof waren die Berichte über ihn aus ungeklärten Gründen beängstigend schlecht. Maria war jedoch folgsam, sie kannte ihre Pflichten, und außerdem war der Ehevertrag unwiderruflich geschlossen worden. Sie erwartete offenbar einen verwachsenen, stumpfsinnigen Bräutigam und verliebte sich auf den ersten Blick in ihn, als sich beide zum ersten Male begegneten und sie zu ihrer Erleichterung einem gut gewachsenen und geistig normalen Habsburger gegenüberstand.“ 1) Das Paar, das eine glückliche Ehe geführt haben soll, bekam sechs Kinder. Maria Anna begleitete ihren Mann oft auf Reisen. Und bei seiner Abwesenheit wurde sie von ihm zur Regentin bestellt. Bei der Geburt ihres sechsten Kindes starb die damals 39-Jährige, ebenso das Kind.



Nach dem Tod seiner ersten Frau heiratete Kaiser Ferdinand Erzherzogin **Maria Leopoldine von Österreich-Tirol (1632 - 1649)**. Ein Jahr später wurde ein Sohn geboren, bei dessen Geburt die 17-jährige Maria Leopoldine verstarb.

Zwei Jahre später (1651) heiratete Ferdinand erneut. Diesmal war die Auserwählte **Eleonora Magdalena Gonzaga von Mantua-Nevers (1630-1686)**. Mit ihr bekam er vier Kinder. Eleonora galt als sehr gebildet und fromm, schrieb religiöse Gedichte auf italienisch, komponierte und leitete eine literarische Akademie. Auch war sie eine große Stifterin. So gründete sie 1663 z. B. das Ursulinenkloster in Wien und 1662 den Orden „Sklavinnen der Tugend“ für adelige Damen und 1668 den Sternkreuzorden, ebenfalls für Damen der Aristokratie. Zusätzlich war sie Schirmherrin des in Wiener Neustadt gegründeten Karmeliterinnenklosters. Auch als Witwe wurde, engagierte sie sich weiterhin kulturell und religiös und veranstaltete am Hof ihres Stiefsohnes Kaiser Leopold I. Feste und Ballette.

Quellen:

1) <http://www.koni.onlinehome.de/ausfuehrliche-biographien/maria-a-frames.htm>

- **Fernando-Lorenzen-Platz**, *Groß Flottbek (2009): Fernando Lorenzen (1859-1917), Architekt, Kirchenbaumeister in Altona und Hamburg*
- **Fersenfeldtsweg**, *Winterhude (1907): Prof. Hermann Peter Fersenfeldt (1786-1853), Architekt, Erbauer der Jacobi- und Petrikirche*
- **Feßlerstraße**, *Barmbek-Süd (1886): G. H. L. Imbek, genannt Feßler (1826-1884), Vorbesitzer des Geländes*
- **Fetrasweg**, *Rahlstedt (1951): Oskar Fetrás (Otto Faster) (1854-1931), Walzerkomponist (Mondnacht auf der Alster), Musiker im Uhlenhorster Fährhaus*  
Fetrás war unverheiratet.



- **Fettstraße, Eimsbüttel (1870):** *H. J. Fett (1817-1894), Grundeigentümer, Bauunternehmer* Siehe auch: Margaretenstraße, in Bd. 2.
- **Feuerbachstraße, Groß Flottbek (1926):** *Anselm Feuerbach (1829-1880), Maler*  
Feuerbachs „künstlerische Ambitionen wurden nach Kräften durch die Eltern gefördert, vor allem durch seine Stiefmutter Henriette, die ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihn richtete und für ihn die wichtigste Bezugsperson werden sollte.“ 1)

Während seines Studiums in Düsseldorf bei Schadow begann der Briefwechsel mit seiner Stiefmutter, die in Speyer lebte. Der Briefwechsel sollte bis zu Feuerbachs Tod andauern. Das Leben der Schriftstellerin **Henriette Feuerbach, geb. Heydenreich** (13.8.1812 – 5.8.1892), und Ehefrau des Altphilologen und Archäologen Joseph Anselm Feuerbach war „einzig und allein der Förderung des Sohnes geweiht (...). Im klaren Erkennen der charakterlichen Schwächen des Sohnes, ererbt vom nervös reizbaren Vater, übernahm sie zwangsläufig die Aufgabe, zu mildern, auszugleichen, zu versöhnen, Wege wieder zu eröffnen, die durch jene Impulsivität verschüttet waren.“ 2)

Doch sie beschäftigte sich auch noch mit anderen Dingen. So gab sie Klavierunterricht, leitete einen Chor, veranstaltete Hauskonzerte und führte bei sich zu Hause einen Musiksalon, zu dem auch Clara Schumann und Johannes Brahms als Gäste kamen. Darüber hinaus veröffentlichte sie mehrere Schriften, so z. B. 1839 „Gedanken über die Liebenswürdigkeit von Frauen“, 1846 dann „Sonntagsmuße. Ein Buch für Frauen“. 1853 gab sie mit Hermann Hettner das vierbändige Werk der „Nachgelassenen Schriften“ ihres verstorbenen Mannes Joseph Anselm Feuerbach heraus.

Der Stiefsohn Anselm teilte diese innige Beziehung zu seiner Stiefmutter: „Habe ich doch Dich, liebe Mutter, Du wirst mein guter Stern sein, der mir leuchtet, wenn es Nacht werden will um mich“, hatte Feuerbach am 14. Juli 1861 geschrieben. Vierzig Jahre lang (...) hat Henriette Feuerbach mit ihrem ‚Sohn und Freund‘ die Schwankungen seines Schicksals, die durch die wechselnden Stimmungen seines Temperamentes verstärkt wurden, mutig ertragen; sie ist die Stütze gewesen, an der er sich aufrichtete, wenn seine Kraft zu versagen drohte. Sie war, vielleicht weil sie die Stiefmutter war, eine Mutter von jener seltenen Uneigennützigkeit, die für das Talent des Sohnes und seine menschlich-selbständige Eigenart zugleich Verständnis hatte.“ 3)



Nach Feuerbachs Tod editierte seine Stiefmutter das „Vermächtnis“ ihres Sohnes. „Dies ist alles, was mir bleibt“, schreibt sie, „womit ich die Schulden bezahlen kann, abgesehen von dem, was die Hauptsache ist, wofür ich 50 Jahre gelebt, gelitten und gestritten habe, die Künstlerehre meines Sohnes zu sichern durch anständige Unterbringung seiner Werke.“ 4)

Das „Vermächtnis“ erschien 1882 und basierte auf „Briefen als auch unfertigen Aufzeichnungen des Malers (..).Hinsichtlich des Quellenwertes ist das ‚Vermächtnis‘ jedoch äußerst kritisch zu betrachten, da die Schriftzeugnisse des Malers zugunsten des Erfolgs der Publikation und der damit verbundenen Rehabilitation ihres Sohnes durch Henriette stark verfremdet wurden.“ 5)

Feuerbachs produktivste Zeit begann, als er in Rom 1860 seinem Modell **Anna Risi** begegnete. Sein Freund und Biograph Julius Allgeyer schreibt von einer schicksalhaften Begegnung. Feuerbach erblickte auf einem Spaziergang die junge Schusterfrau aus dem Handwerkerviertel Trastevere. Ihre Schönheit zog ihn in den Bann und inspirierte ihn sogleich zu der Anfertigung eines Madonnenbildes. Die Realität soll allerdings anders ausgesehen haben: Anna Risi – Feuerbach nannte sie Nanna - soll damals „mit ihrem Ehemann zugezogen [sein], der als Köhler und Kunsttischler nachweisbar ist. Und bekannt ist allerdings, dass sie, gerade zwanzig Jahre alt, schon zuvor anderen Malern Modell stand, unter ihnen Frederic Leighton, später geadelter Protagonist der britischen Viktorianer und den Präraffaeliten nah. In den internationalen Künstlerzirkeln Roms wird auch Feuerbach ihr begegnet sein,“ so Rose-Maria Gropp in ihrem Artikel „Anna Risi ist Nanna. Anselm Feuerbachs Rollenporträts von ihr sind gemalte Liebeserklärungen. Das Museum Wiesbaden feiert den Maler und die herrliche Römerin“, in: Frankfurter Allgemeine vom 3.1.2014.

Feuerbach fand „in Anna Risi ‚...die perfekte Inkarnation antiker Schönheit.‘ (...) Seit Feuerbach im Herbst 1860 nach einem Aufenthalt in Deutschland wieder in Rom weilte, stand Anna ihm Modell. 1861 trennte sie sich für den Maler von ihrem Mann und ihren Kindern, um die folgenden fünf Jahre sein Leben als Geliebte, Modell und Haushälterin zu teilen. Er arbeitete in dieser Zeit ausschließlich mit ihr. Zahlreichen weiblichen Figuren auf seinen Werken verlieh sie ein Gesicht; unter anderem malte er sie als Julia, Francesca, Laura und als Iphigenie. Zudem fertigte er rund 20 Porträts seiner Geliebten, in denen sie zum Teil ebenfalls in historische Rollen schlüpfte.“ 6)

Anna Risi stand für ihn auch Modell für seine Gemälde „Iphigenie“ und „Medea“. „Eine Erklärung für seine, wie eine Besessenheit anmutende Hinwendung zu der Iphigenie Mythologie wurzelt (..) in dem Umstand der Identifikation des Malers mit der mythologischen Figur, die, wie er es formuliert, sein ‚...innerstes Gefühl aus[drücke], was leider recht oft in Heimweh besteh.‘ Die Visualisierung des



Iphigenie-Stoffes als ein wichtiges persönliches Anliegen, beschäftigte ihn darum über Jahre, trieb ihn um, wie er selbst schreibt und wurde immer wieder als Inbegriff seiner eigenen, von Einsamkeit geprägten, quälenden Seelenlage aufgegriffen.“ 7)

Auch zu seiner bildlichen Darstellung von „Orpheus und Eurydike“ hatte Feuerbach eine persönliche Beziehung. „Zwei Elemente sind es, die Feuerbach an der mythischen Begebenheit offensichtlich faszinierten: Zum einen das tragische Schicksal einer großen Liebe, zum anderen die Person des göttlichen Sängers, der seinen Empfindungen durch Musik Ausdruck zu verleihen vermochte und dadurch beinahe den Tod überwindet. (...) Sowohl aufgrund der Motivwahl als auch der Art der Schilderung ist eine persönliche Beziehung Feuerbachs zu der Bildthematik des Orpheus, im Sinne einer Identifikation des Malers mit dem Schicksal des mythischen Sängers nicht auszuschließen, dem genau wie ihm selbst die Geliebte entrissen wurde. 1865 hatte Nanna Feuerbach für einen wohlhabenden Engländer verlassen. Einen Beleg für die Annahme, dass das Gemälde eine mit diesem Ereignis zusammenhängende persönliche Dimension besitzt, sieht Ecker in dem Umstand, dass ‚Orpheus und Eurydike [...] annähernd die Züge von Anselm Feuerbach und Anna Risi [besitzen].‘ Dies ist vor allem deshalb bemerkenswert, da er zu diesem Zeitpunkt bereits mit seinem neuen Modell **Lucia Brunacci** arbeitete. Ähnlich wie Nanna stammte die erst siebzehn jährige Lucia aus Trastevere, war die Frau eines Wirtes und bereits Mutter von zwei Kindern. Lucia stand nach dem Weggang Nannas für nahezu jedes Gemälde Modell, das Feuerbach zwischen 1867 und 1873 malte. Obgleich ihm die ‚neue Iphigenie‘, wie der Maler sein zweites römisches Modell in einem Brief bezeichnete, ebenfalls ‚unentbehrlich‘ wurde, erlangte Lucia aber anscheinend nicht die Bedeutung, die Nanna in Feuerbachs Leben gespielt hat. Wie Vogelberg formuliert, veranstaltete Feuerbach aufgrund der bitteren Erfahrung, die er mit Anna erlebt hatte, um sein zweites Modell ‚...nicht jene feierliche Inthronisation...‘, wie sie zuvor Nanna zuteil wurde, die er mit Kleidern und Schmuck beschenkte und mit der er vierspännig durch Rom fuhr. In diesem Zusammenhang sei angemerkt, dass er von Lucia auch keine Bildnisse schuf wie im Falle Anna Risis.“ 8)

Aber zurück zu Anna: „Seine Stiefmutter betrachtete mit Skepsis und Missfallen das Verhältnis zu Anna Risi und machte ihm Vorwürfe wegen des verschwenderischen Lebensstils, den er seinem Modell ermöglichte. Feuerbach wies jedoch alle mütterlichen Vorhaltungen zurück und verteidigte seine Beziehung zu Nanna, der er, wie er schreibt, seine ‚... besten Ideen verdanke...‘ und die für seine Kunst „unentbehrlich“ geworden sei.

Durchaus besaß Nanna für Feuerbach die Bedeutung einer Muse, die ihn zur Umsetzung einer Vielzahl an Bildideen anregte und ausschlaggebende



Bedeutung hinsichtlich der Ausbildung seines reifen Stils und der gesteigerten Produktivität des Künstlers in den frühen 1860er Jahren.“ 9)

Doch was versprach sich Anna Risi von dieser Verbindung zu Feuerbach? „Worauf sie [Anna Risi] sich mit dem schwierigen und syphilitischen Anselm Feuerbach eingelassen hatte, war ihr vermutlich in vollem Umfang zu diesem Zeitpunkt nicht klar.“ 10)

Aber auch Anna Risi war krank. Sie litt an einer Herzerkrankung. „Am 8. Mai 1861 beschrieb er [Feuerbach] ihr durch Krankheit begründetes trauriges Wesen, das auch in den Porträts spürbar ist: ‚Mein armes Modell hat eine unheilbare Herzkrankheit, weswegen ich auch das Rauchen gelassen habe, und es ist anzunehmen, daß ich der Letzte bin, dem es vergönnt ist, die Züge nachzubilden. Sie kommt gerne zu mir und ich mache immer viele Späße, um sie aufzuheitern und sie aufzuscheuchen aus dem Ernst, in dem Gedanken eines unvermeidlichen Untergangs.‘

Anna bot ihm ganz offenbar die Möglichkeit der Spiegelung seiner eigenen Persönlichkeit, die immer wieder in depressiven Phasen an innerer Qual und Seelenpein litt. Ob er darüber berichtete, um bei Henriette Feuerbach, seiner Stiefmutter, Mitleid für Anna zu erregen oder ob er damit ihre besondere Faszination, nämlich die der überzeitlichen tragischen Heldin, beschrieb, ist unklar.

Aber er gestand auch nach zwei Jahren Beziehung zu ihr noch ungerne ein, welcher Art ihre Verbindung war. So gab er in einem Brief vom 8. Februar 1862 immer noch vor, keine Liebesbeziehung zu ihr, sondern lediglich ein Modell zu seiner alleinigen

Verfügung zu haben. Allerdings beschrieb er auch, in welcher Abhängigkeit die beiden zueinander standen: ‚Ich bin im Besitze des schönsten Modells von ganz Rom, zum Neid und Aerger aller Künstler, die abgefahren sind. Die Person hat mir zuliebe alle und die größten Anträge abgewiesen und ich habe das heilige Versprechen, dass, wenn ich ihr Arbeit gebe bis zu meiner Abreise, ich sicher sein kann, dass ich der Letzte bin, dem es vergönnt ist, sie zu malen. ... Daß Liebessachen vorwalten, die etwaigen Heiratsplänen, die du hast, im Wege sind, darüber sei ganz ruhig; es ist nichts von alledem; ihr Lebenswandel ist anerkannt tadellos; und da sie verheiratet ist, so ist er reine Neigung und Verehrung und ich müßte der dümmste aller Jungen sein, wenn ich solche Dinge unbeachtet beiseite ließe.‘ Offenbar verheimlichte er seiner Mutter, dass Anna Risi ihren Mann verlassen hatte und mit ihm zusammenlebte. (...) Erst am 28. Okt. 1863 sprach er von einer dreijährigen Liebesbeziehung zu Anna, weswegen er nicht will, dass sie für Andere arbeitete: ‚Zuletzt nur zwei Worte, ich danke Dir, liebe Mutter, für die Art, mit der Du mein Verhältnis mit Anna berührst. Ich sage nur



soviel, wenn es ein Buch in der Welt gibt, in dem es geschrieben steht, dass man das Weib, das man drei Jahre geliebt hat und die Freud und Leid geteilt hat, die alle Begeisterung für die Kunst wachgehalten hat, wenn es geschrieben steht, dass man eine solche, Verhältnisse halben, seien sie, welche sie seien, verlassen soll, dass sie genötigt wäre in irgend einen fremden Dienst, oder sonst was zu gehen, dann bin ich bereit zu renunzieren. Vorderhand habe ich noch Mut und Stärke genug, sie zu schützen, gegen jedermann.‘ Mehr ist über Anna Risi, ihre Lebensumstände und Beziehung mit dem Maler in Feuerbachs Briefen nicht zu erfahren. Schon aufgrund seiner Erkrankung an Syphilis wird ihre Liebesbeziehung doch sehr eingeschränkt gewesen sein, sofern er darauf Rücksicht nahm, sie nicht auch zu infizieren.“ 11)

Doch nach fünfjähriger Beziehung trennte sich Anna Risi 1865 von Feuerbach. Als sie ihn verließ, weilte Feuerbach bei seiner Mutter. Er besaß zu diesem Zeitpunkt im Sommer 1865 weder ein Atelier noch eine Wohnung in Rom. „Wo war sie untergekommen, wie war sie im Sommer 1865 finanziell gestellt, war sie nun doch genötigt in fremden Dienst zu treten? Von Feuerbach erfährt man darüber nichts, obwohl er noch geraume Zeit über ihre Beziehung nachdenkt. So reflektierte er Allgeyer gegenüber darüber, dass er sie geheiratet hätte, wenn es das italienische Scheidungsrecht zugelassen hätte: ‚Wer mich kennt, dem brauch ich nicht erst zu sagen, dass ein Wesen, das mich in solcher Weise durch Jahre an sich zu ketten vermochte, nichts Gewöhnliches sein kann; ich würde mich für immer mit ihr verbunden haben, wenn eine Scheidung und Wiedervereinigung nicht damals in Rom zu den Unmöglichkeiten gehört hätte.‘ Er wußte auch, was er ihr verdankte, wie er ausdrücklich am 17.12.1865 formulierte: ‚Der Verlust meines Modelles – was für den Künstler die Seele ist – lässt sich hart fühlen. Würde die Welt nur halb meine Noblesse haben, würden solche gemeinen Geschichten nicht passieren. Was Frauen anbelangt, so brauche ich keine Hausfrau, aber eine Muse, die meinen Schönheitssinn belebt und mein Herz adelt.‘

Solchen Vorstellungen musste Lucia Brunacci, die bald wegen ihrer großen Ähnlichkeit Anna Risi als Modell ersetzte, nicht genügen, wie er am 16. Okt. 1868 schrieb: ‚Vor sechs Jahren würde mir mein bildschönes Modell, das die Ideen aus dem Kopf heraustrieb, Ersatz gewesen sein für das traurigste aller traurigen Leben; heutzutage sind meine Bedürfnisse anderer Art und vom bloßen Anschauen / und Weiterbilden kann ich nicht leben. Ich brauche ein Freundin, die mir das Leben wert macht, da wir einmal auf diesem Planeten nicht zur Einsamkeit geboren sind.‘ Zu dieser Zeit war Anna Risi schon wieder geraume Zeit in Rom, denn wir erfahren in einem Brief vom 3. Febr. 1868 nicht nur, dass er ein Atelier bezogen hat, das das schönste in Rom sei und das er vorläufig auf Lebenszeit festhalten wolle, sondern auch, dass Anna im Januar 1868 nach Rom



zurückgekehrt sei: ‚Mein ehemaliges Modell ist in sehr katzenjämmerlichem Zustande vor etwas drei Wochen in Rom wieder eingerückt. Ich bin ganz unberührt und so weit, dass mich selbst die brilliantesten Revanchen nicht mehr bewegen. Mein jetziges Hauptmodell werde ich dafür vor meiner Abreise für die unbezahlbaren geleisteten Dienste fürstlich belohnen.‘ Interessant hieran ist, dass er nicht nur Annas herunterbekommenen Zustand bemerkte, sondern in einem Atem mit der fürstlichen Entlohnung der Lucia Brunacci vor seiner anstehenden Abreise erwähnte. Diese Bemerkung könnte Anlaß zu der Annahme geben, dass Feuerbach inzwischen verstanden hat, dass er sein Modell Anna Risi verloren hatte, weil er ihre finanzielle Versorgung nicht gesichert hat. Mit Lucia Brunacci sollte ihm das nicht geschehen. Sie bezahlte er zeitlebens für ihre Dienste, auch wenn er nicht in Rom war.“ 12)

#### Quellen:

- 1) Janina Majerczy: Anselm Feuerbach. Modell und Mythologie. Masterarbeit im Fach Kunstgeschichte an der Universität Osnabrück. Osnabrück 2011, S. 5.
  - 2) **Walter Josephi:** Adolf Friedrich von Schack und Anselm Feuerbach: Originalbriefe des Künstlers und seiner Mutter im Mecklenburgischen Geheimen und Hauptarchiv zu Schwerin. In: Mecklenburgische Jahrbücher, Band 103 (1939), S. 85-166.
  - 3) Hermann Uhde-Bernays Anselm Feuerbach: Ein Vermächtnis von Anselm Feuerbach - Kapitel 1 Vorwort zur neuen Ausgabe <http://gutenberg.spiegel.de/buch/-4462/1>
  - 4) zit. nach Hermann Uhde-Bernays, a. a. O.
  - 5) Janina Majerczy, a. a. O., S. 8.
  - 6) Janina Majerczy, a. a. O. S. 16.
  - 7) Janina Majerczy, a. a. O., S. 37.
  - 8) Janina Majerczy, a. a. O., S. 44ff.
  - 9) Janina Majerczy, a. a. O., S. 106ff.
  - 10) Anselm Feuerbach und sein römisches Modell Anna Risi – eine Spurensuche <http://www.kunstbuero-winter.de/wordpress/wp-content/uploads/2013/09/nannafeuerbach.pdf>
  - 11) Anselm Feuerbach, a. a. O., S. 12
  - 12) Anselm Feuerbach, a. a. O., S. 16.
- **Fibigerstraße, Langenhorn (1948): Johann Fibiger (1867-1928), dänischer Nobelpreisträger für Medizin**





- **Fichtestraße, Eilbek (1896): Johann Gottlieb Fichte (1762-1814), Philosoph**

Als Fichte 1788 in Zürich eine Hauslehrerstelle annahm, verlobte er sich mit der Kaufmannstochter **Johanna Marie Rahn** (1755-1819), Nichte des Dichters Klopstock. Nach der Verlobung ging Fichte nach Leipzig - seine Hauslehrerstelle, die er zwei Jahre innehatte, hatte er aufgeben müssen, da er die Auffassung geäußert hatte, bevor man als Eltern Kinder erziehe, müssen zuerst einmal die Eltern selbst erzogen werden.

Fichte suchte sein finanzielles Auskommen: Seine Idee, Prinzenlehrer zu werden, scheiterte, ebenso sein Plan, eine „Zeitschrift für weibliche Bildung“ herauszugeben. Er versuchte sein Glück in verschiedenen Städten und kehrte schließlich im Juni 1793 als bekannter philosophischer Schriftsteller in die Schweiz zurück, um seine Verlobte zu heiraten. Die Hochzeit wurde im Oktober desselben Jahres begangen.

1813 erkrankte seine Frau Johanna an Lazarettfieber, das sie sich bei der Pflege von verwundeten Soldaten zugezogen hatte. Sie genas, aber Fichte hatte sich angesteckt und starb daran am 29. Januar 1814.

Im Werk Fichtes finden sich diverse despektierliche Äußerungen über Juden, die in der Fachliteratur als „judenfeindliche Ausfälle“ und „antijüdischer Affekt“ bezeichnet werden.

Fichte zur Stellung der Frau: Johann Gottlieb Fichte: Grundlage des Naturrechts nach Prinzipien der Wissenschaftslehre (1796)

### § 16

In dem Begriffe der Ehe liegt die unbegrenzteste Unterwerfung der Frau unter den Willen des Mannes; nicht aus einem juridischen, sondern aus einem moralischen Grunde. Sie muss sich unterwerfen um ihrer eigenen Ehre willen. - Die Frau gehört nicht sich selbst an, sondern dem Manne. Indem der Staat die Ehe, d.i. gerade dies ihm wohlbekannte, nicht durch ihn, sondern durch etwas Höheres als er, begründete Verhältnis anerkennt, thut er Verzicht darauf, das Weib von nun an als eine juridische Person zu betrachten. Der Mann tritt ganz an ihre Stelle; sie ist durch ihre Verheirathung für den Staat ganz vernichtet, zufolge ihres eigenen nothwendigen Willens, den der Staat garantiert hat. Der Mann wird ihre Garantie bei dem Staate; er wird ihr rechtlicher Vormund; er lebt in allem ihr öffentliches Leben; und sie behält lediglich ein häusliches Leben übrig.

Die Garantie des Mannes für die Frau versteht sich von selbst, denn sie folgt aus der Natur ihrer Verbindung; ihre Grenzen werden wir tiefer unten sehen. - Jedoch kann es nicht undienlich seyn, dass er sie noch besonders erkläre, ausdrücklich sich zum Bürger für dieses Weib einsetze. Man kann das Ja des Mannes bei der



Trauung als die Zusicherung dieser Garantie ansehen, und nur unter dieser Bedingung erhält es einen Sinn.

### **§17**

Im Begriff der Ehe liegt, dass die Frau, die ihre Persönlichkeit hingiebt, dem Manne zugleich das Eigenthum aller ihrer Güter und ihrer ihr im Staate ausschließlich zukommenden Rechte übergebe. Indem der Staat eine Ehe anerkennt, anerkennt und garantiert er zugleich dem Manne das Eigenthum der Güter seiner Frau - nicht gegen die Frau; denn mit dieser ist der Voraussetzung nach kein Rechtsstreit möglich, sondern gegen alle übrigen Bürger. (...)

### **§18**

Es bedarf keiner Gesetze des Staates, um das Verhältnis der Eheleute unter einander zu ordnen; es bedarf ebensowenig der Gesetze, um das Verhältniss beider gegen andere Bürger zu ordnen. (...) Wie der Staat die Eheleute ansieht, als eine juristische Person, deren äusserlicher Repräsentant der Mann ist und ihre Vermögen als ein Vermögen: so ist jeder einzelne Bürger verbunden, sie gleichfalls anzusehen. Bei Rechtsstreitigkeiten hat jeder sich an den Mann zu halten; unmittelbar mit der Frau kann keiner etwas abzumachen haben. Alles, was daraus folgt, ist die Schuldigkeit der Eheleute, ihre Ehe unter denen, mit welchen sie zunächst zu thun haben.

### **§ 19**

Ursprünglich, d.i. der blossen Naturanlage nach, geht der Mann allerdings auf Befriedigung des Geschlechtstriebes aus. Wenn er aber entweder vor der Ehe durch Nachdenken und Belehrung, und in dem wirklichen Umgange mit ehrwürdigen Personen des weiblichen Geschlechts (besonders an seiner Mutter), lernt, dass im Weibe Liebe wohne, und sie nur aus Liebe sich ergeben solle, so veredelt sich auch bei ihm der blosse Naturtrieb. Auch er will nicht mehr bloss geniessen, sondern er will geliebt seyn. 1)

Quellen:

1) [www.deuframat.de/.../fichte-grundlage-des-naturrechts-nach-prinzipien-...](http://www.deuframat.de/.../fichte-grundlage-des-naturrechts-nach-prinzipien-...)

- **Finkenstraße, St. Pauli (um 1737): Petrus Finke (1644-1698), Vorbesitzer des Geländes, Advokat**



- **Fischers Allee**, Ottensen (um 1868): Dr. Jacob Hermann Heinrich Fischer (1754-1814), Pastor in Ottensen, Grundeigentümer des Geländes
- **Fitgerweg**, Wilhelmsburg (1951): Arthur Fitger (1840-1909), Schriftsteller, Maler, Kunstkritiker

Siehe auch: Modersohnstraße, in Bd. 2.

Um 1900 war Arthur Fitger in Bremen eine Lokalgröße. Mit seinen in der Weser-Zeitung veröffentlichten Kunstkritiken beherrschte er die Kunstszene und den bremischen Kunstgeschmack. Fitger war auch Vorsitzender des Kunstvereins. Von den Künstlerinnen und Künstlern in Wörpswede hielt er nichts. Als Paula Becker-Modersohn und Marie Bock 1899 in der Bremer Kunsthalle ausstellten, schrieb Fitger eine vernichtende Kritik: „Für die Arbeiten der beiden genannten Damen reicht der Wörterschatz einer reinlichen Sprache nicht aus, und bei einer unreinlichen wollen wir keine Anleihe machen.“ Auch die Bildhauerin Clara Rilke-Westhoff bekam für ihre 1899 erstmals in der Bremer Kunsthalle gezeigten Werke von Seiten Fitgers Kritik, nicht wegen ihres Werkes, sondern, weil sie „eine junge Frau war, die da Plastiken vorstellte, (...). In der ‚Weser-Zeitung‘ hieß es: ‚Eines möchten wir zu bedenken geben. Die Künstlerin ist, wie wir hören, eine noch sehr junge Dame; dafür scheint uns ihre Kunst schon ein bißchen reichlich dreist. Dreistigkeit steht nur ganz kleinen Kindern wohl, hernach, und namentlich junge Mädchen, kleidet eine zarte Schüchternheit viel anmutiger, bis dann, bei reiferen Jahren die kindliche Dreistigkeit als jugendliche Kühnheit wieder hervortreten und alle Herzen bezaubern mag‘, (...). Es lohnt nicht, das Frauenbild dieses Herrn zu kommentieren. Die Sätze stehen beispielhaft für eine Zeit, in der – trotz vieler Emanzipationsbemühungen – selbst die Ausbildung zur Künstlerin von Rollenklischees bestimmt war.“<sup>1)</sup>

Freundschaftlich sehr verbunden war Fitger mit der Malerin Amalie Henriette Sophie Musfeldt (22.8.1828 Bremen – 28.6.1888 Bremen). Sie stand ihm stilistisch auch sehr nahe.

Arthur Fitger blieb unverheiratet.

Quellen:

- 1) Uta Baier: Clara Rilke-Westhoff. Unter:  
[www.kulturstiftung.de/publikationen/arsprototo/ausgaben/2-2013/clara-rilke-westhoff/](http://www.kulturstiftung.de/publikationen/arsprototo/ausgaben/2-2013/clara-rilke-westhoff/)



- **Flashoffs Treppe**, *Blankenese (vor 1903): Franz Joseph Flashoff (gest. 1874), Glasermeister, Grundeigentümer*

- **Flebbestraße**, *Wilstorf (1950): Fritz Flebbe (1893-1929), Harburger Maler*

Nachdem seine Ina, mit der Flebbe die Tochter Isolde hatte, im Februar 1920 an Grippe gestorben war, lebte er später mit Margarethe Wesenick zusammen, die er 1926 heiratete. Im selben Jahr wurde die Tochter Mechthild geboren.

- **Flemingstraße**, *Winterhude (1910): Paul Fleming (1609-1640), Dichter*

„Eine liebevolle Stiefmutter [Ursula Zehler (gest.1633)] betreute F. und seine Schwester. Seine Patin, Katharina Gräfin von Schönburg, ermöglichte dem begabten Knaben die Ausbildung, zunächst in der Stadtschule zu Mittweida, seit 1623 auf der Thomasschule in Leipzig.“ Fleming, Willi, "Fleming, Paul" 1)

1635 lernte er „in Reval die drei Töchter der Kaufmannsfamilie Niehusen [aus Hamburg] kennen. In seinem Gedicht an **Elsabe Niehusen** ‚Ein getreues Hertze wissen‘ betonte er den Wert der Treue für die menschliche Selbstbehauptung.“ 2) Doch bald musste Fleming mit seiner Gesandtschaft wieder Reval verlassen. Ein Jahr später erhielt er die Nachricht, dass Elsabe sich mit dem Hauslehrer der Familie verlobt hatte, den sie 1637 heiratete und mit dem sie Reval verließ.

Als Fleming 1639 nach Reval zurückkehrte, verliebte er sich in **Anna Niehusen**, die jüngere Schwester seiner Verflorenen Geliebten Elsabe. „Zeugnis von seiner tiefen Zuneigung geben zahlreiche Sonette, Epigramme und Oden, die er an sie richtet. Anna, inzwischen fast 18-jährig, glich (..) im Aussehen vermutlich sehr ihrer älteren Schwester Elsabe, aber bereits während seines ersten Aufenthaltes in Reval hatte er die charakterlichen Unterschiede der insgesamt drei Schwestern in seinem Gedicht ‚Dreien Schwestern‘ festgehalten. Liest man die Gedichte aus jener Zeit, lässt sich vermuten, dass Anna anfangs Flemings Werben abwehrte und nicht gewillt war mit ihm eine Beziehung einzugehen. Doch schließlich hatte er Erfolg: am 8. Juli 1639 wurde die Verlobung der beiden Liebenden bekannt gegeben. Bereits drei Tage später brach Paul Fleming auf, um an der niederländischen Universität Leiden seine Doktorwürde zu erlangen. Er kehrte nie nach Reval zurück. Am 2. April 1640 starb er in Hamburg an einer Lungenentzündung.“ 3)

Eine tiefe Freundschaft pflegte Fleming mit Georg Gloger. In der Literatur wird diskutiert, ob sie homoerotische Tendenzen hatte.



„Als Höhepunkt seines Schaffens gelten Flemings erotische Dichtungen, in denen der deutschsprachige Petrarkismus seinen Höhepunkt erreichte. Er setzte dem petrarkischen Motiv der Selbstaufgabe das poetische Bekenntnis zur Selbstbehauptung entgegen und thematisierte wiederum das Hauptmotiv seiner gesamten Dichtung: die Beständigkeit und Treue zur Geliebten, zu sich selbst, zum Vaterland und zu seinem Glauben.“ 4)

Quellen:

- 1) Neue Deutsche Biographie 5 (1961), S. 238 f. [Onlinefassung]; URL: <http://www.deutsche-biographie.de/ppn118533908.html>
  - 2) Katja Lindhorst: Paul Flemings späte Liebeslyrik und seine Beziehung zu Anna Niehus. Hausarbeit (Hauptseminar) Universität Leipzig, Philologische Fakultät FB Germanistik WS 2003/2004.
  - 3) Ebenda.
  - 4) Wikipedia: Paul Fleming (Stand: 31.8.2015)
- 
- **Flotowstraße**, *Barmbek-Süd (1899): Friedrich Freiherr von Flotow (1812-1883), Komponist*  
1849 heiratete Flotow die Schauspielerin **Elisabeth von Zadow** (1832–1851).<sup>1</sup> Das Paar bekam 1851 ein Kind. Im November 1855 ging Flotow seine zweite Ehe ein - heiratete die Tänzerin **Anna Theen** (1833–1872). Das Paar bekam drei Kinder. 1867/68 ließ sich Flotow von seiner Frau scheiden und heiratete am 9. August 1868 ihre Schwester, die Sängerin **Rosina Theen** (1846–1925). Das Paar bekam eine Tochter. Ab 1880 lebte Flotow mit seiner Frau Rosina und der gemeinsamen Tochter bei seiner Schwester **Bernhardine Rößner** in Darmstadt. Dort hatte er eine Villa gekauft. Drei Jahre später starb er.
  
  - **Flüggestraße**, *Winterhude (1907): Johannes Flügge (1775-1816), legte den ersten öffentlichen botanischen Garten in Hamburg an*
  
  - **Försterkamp**, *Hausbruch (1975): nach dem Feld (Kamp) des Försters.*
  
  - **Försterstieg**, Heimfeld (1938), nach der seit 1780 bestehenden Wegbezeichnung.



- **Föttingergarten, Barmbek-Nord (1952): Prof. Dr. Hermann Föttinger (1877-1945), Erfinder des Flüssigkeitsgetriebes**

„Im Zweiten Weltkrieg hielt er mindestens in einem historisch verbürgten Fall eine flammende Rede mit Durchhalteappellen für den faschistischen deutschen Staat.“ 1) 1920 hatte Föttinger Ella Margarete Fügner, geb. Schulz, geheiratet. Sechs Jahre darauf ließ sich das Paar scheiden. Ein Jahr später, 1927, heiratete Föttinger Klara Katharina Grau, geb. Künstler. Im November 1933 wurde die Ehe für nichtig erklärt.

Quellen:

- 1) [archiv.pressestelle.tu-berlin.de/tui/95/mai/fb10.html](http://archiv.pressestelle.tu-berlin.de/tui/95/mai/fb10.html).

- **Fontanestraße, Osdorf (1928/29): Theodor Fontane (1819-1898), Dichter**

Siehe auch: Fanny-Lewald-Ring und Traunweg, in Bd. 2.

„Gedichte, Lieder und Balladen des jungen Fontane lernten **Fanny Lewald** und Adolf Stahr 1847 in ihrem Salon durch Rezitationen von Bernhard von Lepel kennen.“ 1) Das Ehepaar Lewald-Stahr war begeistert. 1849 lernte Fanny Lewald Fontane selbst kennen. „Der Kontakt hielt etwa ein Jahr, in dieser Zeit war Fontane ohne Stellung und noch ohne Mut zur freien Schriftstellerei. Fanny Lewald als populäre Schriftstellerin wurde gebeten, sich bei der Bibliothek für ihn zu verwenden. (...) Die Lewald riet ihm über Lepel von solchen Notlösungen ab: ‚Raten Sie ihm, hier die erste beste Provisorstelle anzunehmen (Fontane stammte aus einer Apotheke) und noch hier zu bleiben. Warten ist das Schwerste, aber auch das Prinzip aller Lebensweisheit, und je später er heiratet – unter uns gesagt – um so besser für den Dichter.‘ (...) Zwischen der Lewald und Fontane gab es hauptsächlich künstlerische Differenzen, der junge Fontane bediente sich konservativerer Formen als die Lewald, er lehnte das tendenziöse Schreiben ab, während sie es von der Dichtung damals geradezu forderte.“ 1)

Der junge Fontane nannte sie einen Blaustrumpf. Über Frauenrechte und Frauenstimmrecht äußerte er sich 1870 gegenüber seiner Ehefrau: „Man kann all diesen Dingen gegenüber sagen ‚warum nicht!‘ aber doch noch mit größerem Recht: ‚wozu?‘“

Im Alter schrieb Fontane rückblickend über Fanny Lewalds Rat, den sie ihm einmal hinsichtlich des schriftstellerischen Aufbau eines Romans gegeben hatte: „Wobei mir immer einfällt, was die gute Fanny Lewald zu mir sagte: ‚Wenn es sein kann, laß ich immer nur zwei Menschen sprechen, auch drei, auch vier, aber darüber hinaus gehe ich nur im äußersten Notfall.‘ Das hat damals einen großen



Eindruck auf mich gemacht. Solche Bemerkungen aus der Metiererfahrung heraus sind immer wichtig, und ich habe meine eigene Schreiberei wesentlich danach gemodelt.“ 2)

Theodor Fontane, geboren als Sohn eines hugenottischen Apothekers, absolvierte zuerst eine Ausbildung zum Apotheker und arbeitete auch eine Zeit lang in der väterlichen Apotheke. 1845 verlobte er sich mit der 21-jährigen **Emilie Rouanet-Kummer** (1824-1902). In der Verlobungszeit zeugte Fontane zwei Kinder mit anderen Frau(en). Bis zur Hochzeit mit Emilie vergingen fünf Jahre, denn Fontane fand keine feste Anstellung: Voraussetzung, um eine Familie ernähren zu können. Nachdem er 1850 eine feste Anstellung in der Presseabteilung des Innenministeriums bekommen konnte, heiratete das Paar noch im selben Jahr. Ein Jahr nach der Hochzeit wurde das erste Kind geboren. Insgesamt kamen sieben Kinder auf die Welt, von denen drei als Neugeborene starben. Die 1860 geborene Tochter Martha, von Fontane zärtlich Mete genannt, wurde sein Lieblingskind.

Emilie Rouanet war ein außerehelich gezeugtes Kind (Mutter Pfarrwitwe, Vater Militärchirurg), das als Dreijährige von dem Kunsthandwerker und Bohemien Karl Wilhelm Kummer adoptiert worden war, einem Hallodri, der aber darauf achtete, dass Emilie eine gute Schulausbildung bekam. Ansonsten gab Kummer, der mehrmals verheiratet war, Emilie in die Obhut seiner Dienstmädchen, die sich allerdings kaum um Emilie kümmerten.

Emilie und Theodor Fontanes Ehe basierte auf Vernunft. Fontane fand seine Ehefrau „interessant“. Es waren, wie Walter Jens in der „Die Zeit“ schrieb: „Partner, die, trotz aller Dissonanzen – wobei Madame meistens nachgab, während Monsieur das letzte Wort behielt -, gemeinsame Interessen hatten, sich gleich kenntnisreich über Politik und Malerei (...) verständigen konnten. Die Intensität, mit der Fontane sich in den Briefen an seine Frau über das Handwerk des Schreibens und die Technik poetischer Charakterogramme ausläßt, zeigt deutlich, daß er zu einer Leserin sprach, die seine Manuskripte nicht nur abschrieb, sondern sie auch mit Verbesserungsvorschlägen zu begleiten verstand. (Und meistens recht mit ihrer – eher mürrisch als dankbar aufgenommenen – Kritik hatte.)“ 3)

Emilie musste als Ehefrau lange Zeit allein leben, denn Fontane war häufig auf Reisen. Auch ihre Kinder wurden meist dann geboren, wenn Fontane nicht im Land war. Walter Jens analysiert: „ (...) der Kommentar Fontanes zu Emilies Schwangerschaften, Geburten und Wochenbettplagen? Mißglückte Kalauer, mehr nicht: ‚Nur keine allzu elenden Würmchen; es ist eine Art Ehrensache, also nimm Dich zusammen und thu das deine. Man schreibt mir sonst auf den Grabstein: seine Balladen waren strammer als seine Kinder.‘ Und dann: ‚Also



doch wieder ein Junge! Es scheint, daß wir auf Mädchen verzichten müssen und wir wollen uns auch weiter keine Mühe damit geben: das weibliche Geschlecht verdient es nicht einmal (...). Wenn Du nur Regelmäßigkeit in die Sache brächtest! Erst mit dem Kopf, dann mit den Beinen; nun gar mit dem Allerwerthesten, wohin soll das schließlich noch führen?' (...) Der Mann, der sonst einen untrüglichen Sinn für Entsprechungen zwischen Gegenstand und Stil, der Situation und ihrer kongruenten Darbietung in Wortwahl und Syntax hatte (...), ausgerechnet Fontane verstößt, sobald der Alltagsbereich der Frauen berührt wird, gegen eigene Maximen. Im Salon und in der guten Stube war er zu Hause – Besen und Windeln oder Gespräche zwischen einer Hebamme und einer Schwangeren konnte er beim besten Willen nicht beschreiben.

Beckmessereien? Gewiß nicht: Die Force eines Autors tritt nie deutlicher als dann hervor, wenn ein Bereich benannt wird, der ihn, ausnahmsweise, einmal sprachlos werden ließ. Und weshalb? Weil er für Fontane einfach nicht interessant war.“ 3)

Emilie besorgte den Haushalt, die Wirtschaftsführung, die Erziehung der Kinder, die vielen Umzüge und pflegte Fontane, als er ernstlich erkrankt war. „Fünfundzwanzig Jahre Ehe mit einem mittellosen Schriftsteller, der noch keinen einzigen Roman geschrieben und dennoch eine gut dotierte, feste Beamtenstellung als Erster Sekretär der Akademie der Künste nach einigen Monaten wieder aufkündigt, weil ihm die Bevormundung und die Langeweile unerträglich und seine Freiheit wichtiger als alles andere ist, eine solche Ehe ist schwer zu ertragen. ‚Wohin ich sehe, nirgends ein kleiner Lichtstrahl der Hoffnung oder des Anderswerdens‘, schreibt Emilie Anfang 1877 an eine Freundin. ‚Glauben Sie nun nicht, teure Freundin, dass ich trostlos bin, ich bin ganz still ergeben. Da ich nach meiner Kraft tue und getan habe, um uns leidlich über Bord zu halten.“ 4)

Nachdem Fontane erste Erfolge mit seinen Romanen bekam, „atmet [Emilie] auf und will ‚nur noch für Th. F. leben und streben‘, sie akzeptiert nun endgültig, ‚dass es das erste Bedingnis eines häuslichen Glückes ist, dass der Mann in seiner Tätigkeit glücklich und unbehindert ist; alles andere, Umgang, Freundschaft etc., ist nur Ornament.“ 4)

Emilie Fontane starb 1902, vier Jahre nach dem Tod ihres Ehemannes. In den letzten Jahren hatte sie seinen Nachlass verwaltet.

Quellen:

- 1) Krimhild Stöver: Leben und Wirken der Fanny Lewald. Oldenburg 2004, S. 81.
- 2) a. a. O., S. 81f.
- 3) Walter Jens: Einsamkeit in sexualibus. Der Briefwechsel zwischen Emilie und Theodor





Fontane, in: Die Zeit 1998/38. [www.zeit.de/1998/38/199838.fontane\\_.xml](http://www.zeit.de/1998/38/199838.fontane_.xml)

- 4) Astrid von Pufendorf: „ich klage nicht“. Eine neue Biografie würdigt Theodor Fontanes Frau Emilie und ist zugleich ein Dokument einer Liebesgeschichte jenseits der Zeit, in: die taz vom 22.8.2002.

- **Fontenay, Rotherbaum (um 1820): John Fontenay (1769 – 1835), Schiffsmakler, Vorbesitzer des Geländes**

Über John Fontenays Herkunft wird vermutet, die 13-jährige Auswanderin Jane Fontenay, die vermutlich während der Überfahrt von Jersey nach Boston auf dem Schoner „Molly“ von einem Unbekannten geschwängert worden war, hätte ihren Sohn John in Amerika geboren. Jane Fontenay arbeitete als Dienstbotin, ihr Sohn wurde in der Familie ihres Dienstherrn aufgenommen.

Unbekannt ist, wie John Fontenay nach Hamburg kam. 1802 heiratete er, der als Schiffsmakler arbeitete, die reiche Schlachterwitwe **Anna Catharina Kirsten, geb. Ballheimer**, (1770-1839), die vier Kinder mit in die Ehe brachte. Fontenay starb in seinem Wohnhaus, heute Mittelweg 185.

- **Fontenay Allee, Rotherbaum (1820), siehe: Fontenay.**

- **Forsmannstraße, Winterhude (1907): Franz Gustav-Joachim Forsmann (1795-1878), Architekt, Stadtbaumeister**

Seine Mutter **Margaretha, geb. Meyer** (1753-1836) war Bildnismalerin und Elfenbeinschnitzerin. Ihre Ausbildung absolvierte sie bei ihrem Onkel, dem Medailleur Simon Peter Meyer. Später wurde sie seine Mitarbeiterin. Nach seinem Tod führte sie seine Arbeiten an mechanischen Instrumenten fort, so im Planetarium. Sie leistete feinmechanische Arbeiten an Mikroskopen und Elektrisiermaschinen und schnitzte Becher, Blumensträuße und Bildnisse in halberhabener Arbeit aus Elfenbein. Verheiratet war sie seit 1783 mit dem Kupferstecher Gustav Andreas Forsmann (1773-1830).

- **Fraenkelstraße, Barmbek-Nord (1945): Prof. Dr. med. Eugen Fraenkel (1873-1925), Leiter des pathologischen Instituts am Krankenhaus Eppendorf**



Eugen Fraenkel war mit der Bankierstochter Marie, geb. Deutsch (1861–1944) verheiratet. Das Paar hatte drei Kinder (geb. 1882, 1884 und 1888). Seine Ehefrau Marie wurde mit 81 Jahren ins KZ Theresienstadt deportiert, wo sie 1943 starb. Zum Gedenken an Marie Fraenkel und an Eugen Fraenkels Bruder Max liegen Stolpersteine in Hamburg.

- **Frahmredder, Sasel (1951):** *Hinrich-Ludwig Frahm (1856-1936), Heimatforscher, Hauptschullehrer. Mitbegründer des Alstertalvereins*

Siehe auch: Bohlenweg, in Bd. 3 online.

Ludwig Frahms Ehefrau war eine geborene Thormählen.

- **Frahmstraße, Blankenese (1949):** *Heinrich Frahm (1871-1947), Gemeindevorsteher in Blankenese*

- **Frankring, Volksdorf (1957):** *Hermann Frank (1871-1941), Unternehmer, und Paul August Frank (1878-1951), Architekt*

Siehe unter [www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/](http://www.hamburg.de/ns-dabeigewesene/)

- **Franz-Gartmann-Treppe, Nienstedten (1970):** Franz Gartmann (1880-1916), Vorbesitzer des Geländes, Fabrikant.

Siehe auch unter: <https://maps.google.de/maps/ms?gl=de&ie=UTF8...1...>  
*Koloniale Spuren im öffentlichen Straßenraum*

- **Franz-Marc-Straße, Billstedt (1971):** Franz Marc (1880-1916), Maler

Siehe auch: Münterweg, in Bd. 2.

Siehe auch: Erna-Stahl-Ring, in Bd. 2.



**Gabriele Münters** Haus in Murnau, das sogenannte „Russenhaus“, war ein wichtiger Treffpunkt der Mitglieder der KünstlerInnengruppe der „Blaue Reiter“. Zu Besuch kamen Franz Marc, der in dem nahe gelegenen Sindelsdorf lebte, Alexej von Jawlensky, Marianne von Werefkin, August Macke und Arnold Schönberg, ausserdem Sammler und Galeristen. In Münters Haus, in dem sie mit Wassily Kandinsky lebte, wurde im Oktober 1911 der Almanach „Der Blaue Reiter“, vorbereitet. An den Sitzungen nahmen neben Münter und Kandinsky auch die Ehepaare Franz und Maria Marc sowie August und Elisabeth Macke teil.

Im Dezember 1912 lernte Franz Marc die Dichterin **Else Lasker-Schüler** kennen. Es entwickelte sich zwischen ihnen eine enge Freundschaft.

Als Franz Marc um 1899 Student des Münchener Professors für Indologie, Richard Simon, war, um bei ihm Privatunterricht in der altindischen Sprache zu erhalten, lernte er auch Simons **Frau Annette, geb. von Eckardt** (1871-1934) kennen und verliebte sich in die knapp neun Jahre Ältere. Zwischen ihm und der Malerin, Kopistin, Schriftstellerin und Kunst- und Antiquitätenkennerin entwickelte sich eine Liebesbeziehung. Annette Simon, die in dieser Zeit zwei Kinder gebar - das letzte Kind, eine Tochter, wurde 1903 geboren und zwei Jahre später liebevoll von Franz Marc portraitiert, kopierte Handschriften des europäischen Mittelalters, war bekannt als Nachschöpferin von Miniaturmalereien für Faksimilieausgaben, arbeitete als Porträtistin und war bekannt in den Schwabinger Antiquitätenhändlerkreisen, verkaufte selbst auch Antiquitäten. Sie verschaffte Franz Marc durch ihre guten Beziehungen zum Kunsthandel Geldaufträge. So bekam er durch sie u. a. Aufträge für Grafiken. Gemeinsam entwarfen sie 1903 Webmuster für den Plessmann'schen Handwebstuhl. 1904 mietete Annette auf ihre Kosten für Franz Marc ein Atelier ganz in der Nähe ihrer ehelichen Wohnung. Ende 1905 trennte sich das Liebespaar. Es blieb jedoch freundschaftlich miteinander verbunden.

Emotionalen Krisen versuchte Franz Marc damit zu begegnen, indem er sich zurückzog und/oder auf Reisen ging.

Bereits im Februar 1905 hatte Franz Marc auf einem Schwabinger Künstlerfest die Kunststudentin **Maria Franck** (1887-1955) kennengelernt. Doch beide verloren sich zuerst einmal wieder aus den Augen, nachdem Maria nach Berlin zurückgekehrt war.

Als Franz Marc sich nach Kochel zurückgezogen hatte, um dort zu arbeiten, waren ihm Maria Franck und eine weitere Freundin, die Malerin, Illustratorin und Silhouetten-Künstlerin **Marie Schür** (1869- nach 1918), gefolgt. Die drei gingen auf Franz Marcs Wunsch hin ein Dreiecksverhältnis ein.

1907 heiratete Franz Marc die elf Jahre ältere **Marie Schnür**, um ihr zu ermöglichen, ihren 1906 in Paris heimlich geborenen unehelichen Sohn aus der



Beziehung mit Angelo Jank (andere Biografen sagen, der Vater des Sohnes war August Gallinger), zu sich nehmen zu können. Nach damaliger Rechtsauffassung durfte Marie Schnür ihren unehelichen Sohn nicht allein erziehen, sondern hätte ihn zu ihren Eltern geben müssen. Franz Marc bot ihr an, sie pro forma zu heiraten. In dieser Zeit war er schon mit Maria Franck liiert, die von dem Vorhaben in Kenntnis gesetzt wurde.

Marie Schnür entstammte einer wohlhabenden Familie, die ein Gut in Mecklenburg-Vorpommern bewirtschaftete. Ihre zeichnerische Ausbildung erhielt sie in der Schule des Vereins der Berliner Künstlerinnen und später in München bei Ludwig Schmid-Reutte und Wilhelm Dürr d. J. Nach ihrer Ausbildung bestritt sie ihren Lebensunterhalt als Illustratorin für die erscheinende illustrierte Zeitschrift *Jugend* (*Münchner illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben*). Sie unterrichtete auch an der *Damenakademie* des *Münchner Künstlerinnenvereins*, wo sie die Klasse für *Stilleben* und Blumenbilder leitete. Hier lernte sie auch den elf Jahre jüngeren Franz Marc und Maria Franck kennen, die damals Schülerin an der Damenakademie war.

Nach einem Jahr Ehe wurde die Scheinehe wieder geschieden. Doch entgegen der vorher getroffenen Absprachen beschuldigte Marie Schnür ihren Exgatten des Ehebruchs mit Maria Franck. Aus diesem Grund durften Marc und Maria Franck nach damals geltendem Recht nicht heiraten. Auch ein 1911 von Marc beantragter Dispens für eine Eheschließung wurde verweigert. Das Paar bezeichnete sich fortan aber öffentlich als Ehepaar.

Nach ihrer Scheidung wurde Marie Schnür Mitglied eines Künstlerkreises um die Malerin und Illustratorin Marion Gräfin Kaulitz und entwarf Künstlerpuppen, die in einer Ausstellung im Kaufhaus Hermann Tietz gezeigt wurden. Marie Schnür kehrte zu ihren Eltern nach Swinemünde zurück, später zog sie nach Berlin. Über ihren weiteren Lebensweg ist nichts bekannt.

**Maria Franck** entstammte einer gutbürgerlichen Familie. Nach dem Besuch einer Höheren Mädchenschule in Berlin erhielt sie 1895 an der Berliner Königlichen Kunstschule eine Ausbildung zur Zeichenlehrerin. 1903 zog sie nach München und besuchte dort die Damenakademie des Münchner Künstlerinnenvereins – ein Studium an der Kunstakademie war damals Frauen noch verwehrt. Maria Franck, die Franz Marc im Februar 1905 auf einem Schwabinger Künstlerfest kennengelernt hatte, begegnete ihm im Dezember 1905 erneut auf einem Künstlerfest. (Den Sommer und den Herbst 1905 hatte Maria Franck in Worpswede bei Otto Modersohn verbracht, wo sie bei ihm Zeichnen lernte.) Zwischen Franz Marc und Marie Schnür, die eine Lehrerin von Maria Franck war, hatte sich zu diesem Zeitpunkt schon eine enge Freundschaft entwickelt. Nun kam noch die Liebe zu Maria Franck hinzu.



Fünf Jahre nach Marcs Scheidung von Marie Schnür durfte das Paar Maria Franck und Franz Marc endlich heiraten. Die Hochzeit fand am 3. Juni 1913 im München statt. Das Paar zog nach Ried bei Kochel am See.

Als der Erste Weltkrieg begann, meldete sich Franz Marc freiwillig als Soldat und wurde am 4.3.1916 als Soldat getötet. Maria Marc übernahm die Nachlassverwaltung ihres verstorbenen Mannes, studierte an 1922 am Bauhaus in Weimar Weberei und lebte zwischen 1929 und 1938 in Ascona in der Nähe der Künstlergemeinschaft des Monte Verità. 1939 zog Maria Marc zurück nach Ried und webte dort mit Johanna Schütz-Wolff, die sie am Bauhaus kennengelernt hatte.

- **Franz-Röttel-Park, Langenhorn (2012):** Franz Röttel (1921-2004), Angestellter, Mitglied der SPD, Mitglied der Bezirksversammlung, kommunale Verdienste

Hinsichtlich der auf Antrag der SPD und mit den Stimmen des damaligen Koalitionspartners FDP in der Bezirksversammlung Hamburg-Nord beschlossenen Umbenennung des „Park am Dorfteich“ in „Franz-Röttel-Park“ gab unter den Bezirkspolitikern Unstimmigkeiten. Bert C. Biehl schrieb dazu am 23.4.2012 im Hamburger Wochenblatt unter der Überschrift „Aufregung um kleinen Park. Benennung nach Franz Röttel erst nach bizarrer Debatte“. „Mit der Mehrheit der SPD/FDP-Koalition hat die Bezirksversammlung Nord (BV) am vergangenen Donnerstag beschlossen, den kleinen Park am Dorfteich am Beginn der Tangstedter Landstraße nach seinem ‚Erfinder‘, dem früheren SPD-Kommunalpolitiker Franz Röttel (1921-2004), zu benennen. Den Antrag hatte die SPD gestellt, weil ‚wir von vielen Langenhornern darauf angesprochen worden sind‘, so der Abgeordnete Gulfam Malik. Zu Lebzeiten hatte sich Röttel in vielfältiger Weise für die Menschen im Stadtteil eingesetzt, war Träger des Bundesverdienstkreuzes und langjähriger Bezirksabgeordneter (...).

Dem Beschluss vorausgegangen war ein parteipolitisches Ränkespiel. Der SPD-Antrag war zunächst im Regionalausschuss eingebracht und von dessen Arbeitsgruppe Namensgebung – hier hat die Opposition die Mehrheit – verworfen worden. Mit ihrer Mehrheit überwies die Koalition den Antrag dennoch in die BV [Bezirksversammlung]. Dort gab es eine bizarre Debatte, in deren Verlauf die BV-Vorsitzende Dagmar Wiedemann fast zur Ordnungsglocke gegriffen hätte. Denn etliche Äußerungen hatten mit parlamentarischem Anstand nur wenig gemein. GAL und Linke bestanden auch noch, als ginge es um das Thema Atomausstieg und nicht um eine Grünfläche, auf namentlicher Abstimmung. ‚Provinztheater‘, kodderte Ralf Lindenberg (FDP).



Rachid Messaoudi (Linke) meinte, es gebe wichtigere Probleme in Langenhorn als ‚die Umbenennung eines Teiches nach irgendeinem Franz Röttel.‘ Den kenne in Langenhorn eh ‚keiner unter 40 Jahren mehr‘, glaubt der 37-jährige Ex-Frankfurter, der jetzt in Ohlsdorf lebt. Eine frühere Viehtränke nach dem Bundesverdienstkreuzträger zu benennen, das sei eine Verhöhnung, steigert sich Messaoudi, es sei unglaublich, ‚dass jemand noch im Grab beleidigt wird.‘ Versammlungsleiterin Wiedemann rüffelte Messaoudi: ‚Das war hart am Rande des Zulässigen.‘

GAL-Fraktionschef Michael Werner-Boelz hatte sich sogar eine 22 Jahre alte Legende angelesen, um die Person Röttel madig zu machen. Es ging um ein Grünen-Trauma aus dem Jahr 1990. Damals hatte es in der BV Nord die Hamburg-weit erste zarte Anbahnung einer politischen Zusammenarbeit geben sollen. Anlass: Die SPD hatte ihre damalige Kreisvorsitzende Helgrit Fischer-Menzel als Kandidatin für das Amt der Bezirksamtsleiterin aufgestellt. Für eine Mehrheit brauchte sie allerdings die Stimmen der GAL. Doch Fischer-Menzel fiel bei der Wahl durch. Belegt ist, dass vor der Wahl der SPD-Bezirksabgeordnete Franz Röttel – aber auch mindestens zwei seiner Kollegen – öffentlich erklärt hatten, die schon damals umstrittene Parteilinke Fischer-Menzel nicht wählen zu wollen. Ironischerweise hatte ausgerechnet Bürgermeister Henning Voscherau – als SPD-Rechter ein Gegner der Grünen - die Dissidenten ins Gebet nehmen müssen.

Belegt ist allerdings auch: Nach dem Wahldebakel hatten Röttel und andere ‚in der Fraktion gelobt, für die eigene Kandidatin gestimmt zu haben‘, berichtete zumindest das Hamburger Abendblatt. Dies Detail fehlte 22 Jahre später in den Ausführungen von GAL-Chef Werner-Boelz. Die Wahl der Bezirksamtsleitung war seinerzeit geheim verlaufen. ‚Ich weiß nicht, wie Franz Röttel abgestimmt hat – und Sie auch nicht‘, zürnte SPD-Fraktionschef Thomas Domres folgerichtig in Werner-Boelz‘ Richtung. Es sei ‚unanständig‘, wie hier ein Toter verleumdet werde.‘

Die CDU stimmte gegen den Antrag, weil das Votum der Benennungs-AG übergangen worden sei. Der Antrag wurde schließlich mit 27 gegen 24 Stimmen beschlossen.“ 1)

Quellen:

- 1) <http://www.hamburger-wochenblatt.de/fuhlsbuettel/lokales/aufregung-um-kleinen-park-d464.html>



- **Franz-Rohr-Weg**, *Bergedorf (2006): Franz-Josef Rohr (1903-1986), Fraktionsvorsitzender der CDU in der Bezirksversammlung Bergedorf*

Vorher hieß die Straße Gustav-Stille-Weg. Sie wurde wegen dessen NS-Belastung umbenannt. Gustav Stille, Arzt und Schriftsteller, verfasste rassenideologische Schriften mit starken antisemitischen Tendenzen

- **Freesenstraße**, *Marienthal (vor 1938): Johann F. Freese, Pächter des Gutes Wandsbek im 16. Jhd.*

- **Freiligrathstraße**, *Hohenfelde (1889): Ferdinand Freiligrath (1810-1876), Dichter*

1829 verlobte sich Freiligrath heimlich (auf Betreiben des Vaters) mit **Caroline (Lina) Schollmann**. Sie war die zehn Jahre ältere Schwester seiner Stiefmutter.

Als sich Freiligrath in Thüringen aufhielt, lernte er **Ida Melos (1817-1899)**, die Tochter des örtlichen Gymnasialprofessors und Autors Johann Gottfried Melos kennen und verlobte sich, nachdem er seine Verlobung mit Caroline Schollmann gelöst hatte, 1840 mit ihr. Ein Jahr später wurde geheiratet. Das Paar zog nach Darmstadt, dann nach St. Goar. Finanziell lebten die beiden von einer Pension von 300 Talern, die der preußische König Friedrich Wilhelm IV. auf Empfehlung Alexander von Humboldts (siehe: Humboldtstraße, in Bd. 3 online) bewilligte. Ida und Ferdinand Freiligrath bekamen fünf Kinder (geboren: 1845, 1847, 1849, 1850, 1852).

Ab 1843 geriet Freiligrath mit seinen Gedichten in die politische Zensur. Er forderte die Pressefreiheit und Abschaffung der Adelherrschaft und kam mit Karl Marx in Kontakt, wurde Mitglied des kommunistischen Bundes, verzichtete auf die vom König gegebene Pension, ging ins politische Exil nach England (London). Immer mit dabei seine Ehefrau, die während dieser unruhigen Zeiten und der vielen Umzüge häufig schwanger war und die gemeinsamen Kinder gebar.

- **Freudenthalweg**, *Wilstorf (1950): Friedrich Freudenthal (1849-1929), Schriftsteller, Heidedichter*



- **Frickestraße, Eppendorf (1887 und 1928):** *Carl Georg Fricke (1790-1841), Chirurg am Freimaurerkrankenhaus und St. Georg Krankenhaus und Arzt am Krankenhaus Eppendorf*

Fricke war verheiratet. Seine Frau starb 1840. „Im J. 1840 hatte F. das Unglück, seine Frau, mit welcher er seit seinen Studienjahren verbunden gewesen war und mit welcher er eine sehr glückliche Ehe geführt hatte, durch den Tod zu verlieren; dieser schmerzliche Verlust, verbunden mit einer aufreibenden Berufsthätigkeit, untergrub seine an sich nicht starke Gesundheit, im Winter 1840—41 bekam er Bluthusten, er verkaufte sein Hab und Gut, machte sein Testament und verließ Hamburg. Zuerst ging er nach Heidelberg, später nach Ems, schließlich nach Italien, wo er am 4. Decbr. 1841 an Schwindsucht gestorben ist.“

Quellen:

Hirsch, August, "Fricke, Johann Karl Georg" in: Allgemeine Deutsche Biographie 7 (1878), S. 381-382 [Onlinefassung];

URL: <http://www.deutsche-biographie.de/ppn118693352.html?anchor=adb>

- **Friedmannbogen, Bergedorf (1979):** *Robert Friedmann (1888-1940), Architekt, Erbauer der Synagoge in der Oberstraße in Hamburg*

Aufgrund seiner jüdischen Herkunft sah sich Friedmann gezwungen, ab 1933 in Palästina und damit im Exil zu bleiben, wo er sich ursprünglich von seinem chronischen Asthma erholen wollte. In Palästina konnte er nicht mehr an die Erfolge der Hamburger Zeit anknüpfen. Nach einigen kleineren Bauprojekten starb Friedmann 1940 in Jerusalem.

- **Friedrich-Ebert-Damm, Wandsbek (1945),** siehe: Ebertallee.
- **Friedrich-Ebert-Hof, Ottensen (1951),** siehe: Ebertallee.
- **Friedrich-Ebert-Straße, Niendorf (1945),** siehe Ebertallee.





- **Friedrich-Frank-Bogen, Bergedorf (1968):** *Friedrich Frank (1884-1960), Senator von 1946-1953; Bürgermeister in Bergedorf (1931-1933), Ortsamtsleiter in Bergedorf*

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde Friedrich Frank wegen angeblichen Waffenbesitzes vom 3. 9. bis 3. 10. 1933 im Gefängnis Fuhlsbüttel inhaftiert. Nach dem Attentat auf Hitler wurde er erneut inhaftiert (2.8. bis 23.9.1944).

- **Friedrich-Karl-Straße, Wellingsbüttel (1929):** *Friedrich Karl Ludwig Herzog von Schleswig-Holstein (1757-1816), Besitzer des Gutes Wellingsbüttel*

1780 heiratete er **Friederike von Schlieben** (1757 - 1827), Tochter des preußischen Ministers Graf Karl Leopold von Schlieben. Das Paar hatte drei Kinder (geboren: 1780, 1783, 1785).

- **Friedrich-Kirsten-Straße, Wellingsbüttel (1929):** *Friedrich Kirsten (1842-1924), Kaufmann, Grundstücksmakler, Besitzer des Gutes Wandsbek*

- **Friedrich-Legahn-Straße, Blankenese (1928):** *Friedrich Legahn 1832-1924), ließ diese Straße erbauen, Dekorateur, Tapezierer*

- **Friedrich-List-Straße, Wilstorf ( (1924):** *Friedrich List (1789-1846), Ökonom, Eisenbahn-Pionier. Vorkämpfer für den Deutschen Zollverein und das Eisenbahnwesen*

Mit 28 Jahren, 1817, wurde List an die Staatswirtschaftliche Fakultät der Universität Tübingen berufen. Im selben Jahr hielt er um die Hand von **Karoline Neidhard, geb. Seybold** an (geb. 1789-1866). Diese hatte mit 18 Jahren den Bremer Kaufmann Johann Friedrich Neidhard geheiratet und einen Sohn geboren. Doch sehr schnell wurde sie Witwe.

In einem Brief vom 8.1.1818 schrieb List an Karoline N.: „Ihr schönes Herz, Ihr rührendes Wesen, Ihre Anspruchslosigkeit, Ihre Zurückgezogenheit haben mich bezaubert. Sie sind mein Ideal einer Hausfrau, ich liebe Sie mit inniger glühender



Liebe (...)“ 1) Und weiter schreibt List: „Die Damen der Mode sind Flitterzeug, lockeres Spielzeug; Männer, welche die Heirat nur als Mittel betrachten, um zu Geld zu kommen, oder sich Einfluss zu verschaffen, sind mir verhasst. Ich suche Seelenverwandtschaft und Seelenharmonie, und Sie werden mein leitender Engel sein. Ich werde bereit sein, mein Leben für sie zu geben.“ 2)

Am 19. Februar 1818 heiratete das Paar. Am 10. Dezember 1818 wurde die Tochter Emilie geboren. Sie wurde der Liebling des Vaters und arbeitete ab 1833 für ihn als Sekretärin. Am 23. Februar 1820 kamen der Sohn Oskar, am 1. Juli 1822 die Tochter Elise und am 20. Januar 1829 die Tochter Karoline auf die Welt.

Häufig hatte die Familie unter materieller Not zu leiden. Auch hatte Karoline List „bei ihrer Hochzeit“ noch nicht geahnt, „welch ruheloses und nervenaufreibendes Leben ihr damit beschieden war und wie die Charakterzüge ihres Mannes ihr eigenes Schicksal beeinflussen würden. Aber sie folgte ihrem Mann, wohin er auch ging, mit der ihr eigenen, himmlischen Sanftmut (...). In ihrem bewegten Leben musste sie insgesamt 33 Mal in zwei Kontinenten den Wohnsitz wechseln. (...) Angesichts ihrer häuslichen Veranlagung, die im krassen Gegensatz zum ruhelosen Leben ihres Mannes stand, ist es nicht verwunderlich, dass Karoline häufig an Depressionen und physischer Erkrankung gelitten hat (...)“ 3)

Sie überlebte ihren Mann, der sich wegen Schwermut das Leben nahm, um zwanzig Jahre. Als Witwe lebte sie häufig bei einer ihrer Töchter in München und erhielt eine Leibrente vom bayerischen König Ludwig I. als Anerkennung der Verdienste ihres Mannes.

Quellen:

- 1) Eugen Wendler: Friedrich List im Zeitalter der Globalisierung. Wiesbaden 2014, S. 32.
- 2) Eugen Wendler, a. a. O., S. 33.
- 3) Eugen Wendler, a. a. O., S. 34.

- **Friedrich-Ludwig-Jahn-Straße, Harburg (1933): Friedrich Ludwig Jahn (1778-1852): Pädagoge, Schöpfer der deutschen Turnbewegung**

1814 heiratete Jahn Helene Kollhoff (gest. 1823), Tochter eines Landwirtes. In zweiter Ehe war Jahn seit 1825 vermählt mit Emilie Hentsch (1792–1876). Aus erster Ehe hatte Jahn drei Kinder, die zwischen 1815 und 1819 geboren wurden und von denen zwei sehr früh verstarben. Aus seiner zweiten Ehe hatte Jahn eine Tochter.

„Turnen war Teil der deutschen Nationalbewegung und Mittel der Nationalerziehung. Die ‚Pfleger vaterländischer Gesinnung‘ fand auf dem



‚Thing‘ des Turnplatzes statt. Dort wurden patriotische Reden gehalten, Lieder gesungen und Gedenkfeiern abgehalten. Schließlich dienten auch die Turnfahrten dem Ziel, das Vaterland kennen und lieben zu lernen. Da Turnen im Dienst der Charakterbildung und der Wehrerziehung stand, wurde es von den preußischen Behörden zumindest zeitweise unterstützt. Auch Jahn betonte die militärische und staatspolitische Brauchbarkeit des Turnens, lehnte soldatischen Drill jedoch grundsätzlich ab. Nach den Befreiungskriegen (1813-1815), an denen die Turner sich unter anderem im Lützowschen Freikorps beteiligt hatten, erfüllten sich die Träume der Patrioten nicht. Bei dem Versuch, ein neues Gleichgewicht in Europa herzustellen und die liberalen Verfassungsbewegungen zu unterdrücken, entstand der aus 39 Einzelstaaten zusammengesetzte Deutsche Bund mit stark restaurativen Tendenzen. Zwar breitete sich das Turnen weiter aus, die politischen Ziele der Turner, die nach wie vor die deutsche Einheit und das politische Mitbestimmungsrecht des Volkes propagierten, erregten jetzt aber den Verdacht der Behörden. 1820 wurde das Turnen durch eine preußische Kabinettsorder verboten, die Turnplätze wurden geschlossen und Jahn, dessen Person und Wirken bis heute kontrovers beurteilt werden, wurde für einige Zeit inhaftiert.

Obwohl der Turnplatz ‚als Tummelplatz für die gesamte Bevölkerung und als Sammelpunkt des ganzen öffentlichen Lebens gedacht‘ war, wurde unter der ‚gesamten Bevölkerung‘ nur die eine, die männliche Hälfte der Menschheit verstanden. In Jahns ‚Deutscher Turnkunst‘, dem Standardwerk der Turner, werden Mädchen und Frauen nicht ein einziges Mal erwähnt. Erst als in den 1830er Jahren, in der Zeit der ‚Turnsperrre‘, der gesundheitliche Wert der Leibesübungen einen neuen Stellenwert erhielt, wurden die ersten Turnkurse für Mädchen angeboten, nicht zuletzt, weil die Gesundheit des ‚schwachen Geschlechts‘ durch Bewegungsarmut bedroht schien. (...)

Mit der Reichsgründung 1871 war eines der wichtigsten Ziele der Turner verwirklicht. Die 1868 gegründete Deutsche Turnerschaft (DT) stellte sich vorbehaltlos und in vielfältiger Weise in den Dienst des Deutschen Reiches. So betonten die Turner jetzt den wichtigen Beitrag des Turnens zur Wehrerziehung. Drill und die Disziplinierung des Körpers galten ‚als unsterblicher Schutzgeist unseres Volksheeres‘, als ‚unentbehrlicher Bestandteil des Turnens‘ und als Voraussetzung zur Förderung der Wehrkraft. Haltungen und Bewegungen der Turner, verkörpert in den Massenfrieübungen auf den Turnfesten, symbolisierten die Turnerideologie, die im Einklang mit den herrschenden Denk- und Deutungsmustern auf die Einordnung des Individuums in die Gemeinschaft und deren Ausrichtung auf Gott, Kaiser und Vaterland zielte. Dies gilt allerdings nur für die sogenannte bürgerliche Turnbewegung, die Ende des 19. Jahrhunderts



Konkurrenz durch den sozialistisch orientierten Arbeiter-Turnerbund und die jüdische Turnbewegung erhielt.

Während Frauen bis zum Ende der 1880er Jahre vom Turnen ausgeschlossen waren, bestand für Mädchen in eingeschränktem Maße die Möglichkeit, an Turnkursen teilzunehmen. Zudem nahmen manche Schulen, vor allem private höhere Töchterschulen, seit den 1850er Jahren Turnen in ihren Fächerkanon auf. Da Frauen nicht am männlichen Maßstab der Wehrhaftigkeit, Stärke und Überlegenheit gemessen wurden, schien die ‚körperliche Ertüchtigung des weiblichen Geschlechts‘ keine allzu große Bedeutung zu haben. Die Übungsauswahl im Mädchenturnen war zudem aufgrund zahlreicher Vorurteile und Vorbehalte äußerst beschränkt. Es galt die Devise: ‚Kopf oben, Beine unten und geschlossen.‘ Erst gegen Ende des Jahrhunderts wurde die Ineffektivität der Übungen kritisiert und unter dem Motto ‚Starke werden nur von Starken geboren‘ eine Reform des Mädchenturnens gefordert. (...)

Turnen und Sport wurden von Männern für Männer entwickelt und dienten der Präsentation männlicher Leistungsfähigkeit. Vor, aber auch noch nach dem Ersten Weltkrieg stießen Frauen bei ihren Bestrebungen, am Sport teilzunehmen, auf zahlreiche Probleme und Barrieren. Selbst die Leichtathletik galt als Männersache, denn: ‚Der Kampf gebührt dem Mann, der Natur des Weibes ist er wesensfremd.‘ Schwimmen galt als gesund, warf aber moralische Bedenken auf, obwohl die Schwimmkostüme nur wenig Haut unbedeckt ließen. Bei allen Sportarten, besonders aber beim Rad- und beim Skifahren, erwies sich der obligatorische Rock als entscheidendes Hemmnis. Es waren vor allem ästhetische Normen, denen sich Frauen in Gesellschaft und Sport unterwerfen mussten. Daher wurden Frauen beispielsweise im Rudern nur zu Wettbewerben im Stilrudern zugelassen, bei denen es nicht auf die Geschwindigkeit, sondern nur auf die Bewegungsausführung ankam.

Im Frauenturnen setzte sich nach langen Auseinandersetzungen die Hose durch, den Kampf um die Mitgliederrechte und die Beteiligung auswärtiger Turnerinnen an Turnfesten gewannen die Frauen allerdings erst in der Weimarer Republik. Mit der wachsenden Akzeptanz der Frauenerwerbstätigkeit und der beginnenden Integration der Frauen in die Leistungsgesellschaft nahm in den 1920er Jahren dann auch die Beteiligung von Frauen am Leistungssport und an Turnwettkämpfen zu. 1928 wurde das Frauenturnen als Mannschaftsmehrkampf schließlich olympisch.“ 1)

Quellen:

1) Getrud Pfister: 200 Jahre Turnbewegung – von der Hasenheide bis heute. Unter: <http://www.bpb.de/apuz/33345/200-jahre-turnbewegung-von-der-hasenheide-bis-heute?p=all>



- **Friedrich-Naumann-Straße**, Heimfeld (1929): Dr. Friedrich Naumann (1860-1919), Mitbegründer der FDP, Mitglied der Weimarer Nationalversammlung, Reichstagsabgeordneter

Siehe auch: Emmy-Beckmann-Weg, Gertrud-Bäumer-Stieg; Elly-Heuss-Knapp-Ring; Wichernsweg, in Bd. 2.

Verheiratet war Friedrich Naumann seit 1889 mit **Maria Magdalena, geb. Zimmermann** (1859-1938), Tochter eines Pfarrers. Das Paar bekam die Tochter Elisabeth. Theodor Heuss schrieb über die Ehe des Ehepaares Naumann, dass es eine Naumann völlig lähmende Ehe gewesen sein soll. „Die Ehe selber war nicht frei von tapferer Resignation, gegen die er [Friedrich Naumann] sich lange wehrte; sie forderte manche nachsichtige Geduld und Fürsorglichkeit. Mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit habe Maria versucht, an der Arbeit ihres Mannes teilzunehmen. Naumann habe diesem Mühen ‚zarten und freundlichen Dank‘ erwiesen.“ 1)

Befreundet war Friedrich Naumann mit Gertrud Bäumer. „Gertrud Bäumer gehörte zu den Vertreterinnen eines Feminismus, die dem ‚weiblichen Prinzip‘ die Aufgabe zuschrieben, zur Humanisierung des Lebens beizutragen. Politisch identifizierte sie sich mit dem durch seine soziale Note bestimmten Liberalismus Friedrich Naumanns, mit dem sie ab 1906 eng zusammenarbeitete; ab 1912 war sie für den Kulturteil seiner 1894 gegründeten Zeitschrift Die Hilfe redaktionell verantwortlich, nach seinem Tod 1919 wurde sie zeitweilig die alleinige Herausgeberin. Auch mit Friedrich Naumann verband sie nicht nur eine Arbeitsgemeinschaft, sondern eine intensive Freundschaft. Friedrich Naumann kam durch seine Tätigkeit als Pfarrer mit den ärmeren Bevölkerungsschichten in Berührung. Er verschloss sich deren Problemen jedoch nicht, sondern suchte nach Lösungsmöglichkeiten, die er in einer Verbindung von ‚national‘ und ‚sozial‘ fand. Er war der Überzeugung, dass nur eine nationale Machtpolitik nach außen die sozialen Reformen im Innern sichern könnte. Diesen Zielen war der 1896 von ihm gegründete National-soziale Verein verpflichtet. (...) Die Sogwirkung, die die Sozialdemokraten auf die Arbeiterklasse ausübten, betrachtete Naumann mit Argwohn. Er wollte die Arbeiterschaft für Staat, Nation und ‚soziales Kaisertum‘ gewinnen. Der Verein löste sich aber schon 1903 wieder auf, nachdem er bei der Reichstagswahl 1903 gescheitert war, und Naumann wechselte mit seinen Gesinnungsgenossen in die Freisinnige Vereinigung über. Nach Abschaffung des preußischen Vereinsrechts im Jahre 1908 (das Frauen bis dahin den Eintritt in politische Parteien verbot), traten Gertrud Bäumer und Helene Lange der Freisinnigen Vereinigung, später der daraus hervorgegangenen linksliberalen Fortschrittlichen Volkspartei (FVP) bei. Im Jahr 1919 gründete Gertrud Bäumer gemeinsam mit Friedrich Naumann und anderen die



Deutsche Demokratische Partei (DDP). Theodor Heuss gehörte zu ihren ersten Mitgliedern. (...). „ 2)

Quellen:

- 1) Elke Seefried (Hrsg. und Bearbeiterin): Theodor Heuss. In der Defensive. Briefe 1933-1945. München 2009, Fußnote 6 und S. 447.
- 2) Wikipedia: Gertrud Bäumer (Stand: 27.10.2014)

- **Friedrichsberger Brücke**, Barmbek-Süd (1945), siehe: Friedrichsberger Straße.
  
- **Friedrichsberger Straße**, Barmbek-Süd (1868): *Flurname, zurückzuführen auf den Bauern Friedrich, der hier Ackerland besaß*
  
- **Friedrich-Schöning-Weg**, Osdorf (1992): *Friedrich Schöning (1878-1968), Senator in Altona (1909-1933), Ortsamtsleiter in Blankenese (1945-1950)*  
Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten kurz in Schutzhaft genommen.
  
- **Friedrich-Schütter-Platz**, Uhlenhorst (2001): *Friedrich Schütter (1921-1995), Schauspieler, Intendant des Ernst-Deutsch-Theaters, Gründer des Jungen Theaters*

Siehe auch: Gerda-Gmelin-Platz, in Bd. 2.

Schauspielschüler u. a. bei Helmuth Gmelin, trat auch Ende der 1940er- Jahre im Theater im Zimmer auf. Gründete mit dem Schauspieler Wolfgang Borchert (damit ist nicht der Schriftsteller W. B. gemeint) das Junge Theater in Hamburg, eine Spielstätte für Nachwuchsförderung und ein Forum für zeitgenössische Dramatik, mehrere Umzüge: endgültige Spielstätte an der Mundsburg. 1973 wurde das Junge Theater anlässlich des vierten Todestages von Ernst Deutsch in Ernst-Deutsch-Theater umbenannt. Seine dritte Ehefrau **Isabella Vèrtes-Schütter**, die Schütter 1990 heiratete, trat seine Nachfolge im Ernst-Deutsch-Theater an.



- **Friedrichstraße, St. Pauli (1800), männlicher Vorname**
- **Fritz-Döhling-Weg, Neugraben-Fischbek (1972): Fritz Döhling (1884-1961), Architekt, Förderer des Naturschutzes**
- **Fritz-Flinte-Ring, Steilshoop (1970): Fritz Flinte (1876-1963), Lehrer, verdient gemacht um visuelle Lehrmethoden, Maler**

Flintes Malstil entsprach zwar nicht den Vorlieben der Nationalsozialisten, dennoch durfte Flinte nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten weiter ausstellen und erhielt auch staatliche Stipendien.

Verheiratet war er seit 1920 mit der Gewerbeoberlehrerin und Stilllebenmalerin **Mathilde Friederika Wolff**. Das Paar bekam zwei Kinder und trennte sich später.

Die gemeinsame Tochter **Hilde Flinte** (30.6.1923-11.5.1995) wurde Malerin, Graphikerin, Stickerin. Sie studierte bei Wilhelm Grimm und E. Hartmann an der HfbK Hamburg. 1950-1951 Studium am „Baukreis“ Hamburg. Sie lebte und arbeitete am Naumannplatz 1. Sie war Mitglied der Gedok, malte Landschaften und Hamburger Motive sowie Portraits. Nach einer langen Krankheit begann sie mit der Bild-Stickerei von Bildteppichen mit Landschaften.

- **Fritz-Lindemann-Weg, Bergedorf/Lohbrügge (1964): Fritz Lindemann (1894-1944), Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus, Schriftsteller, General**

Siehe auch: Lilo-Gloeden-Kehre, in Bd. 2.

Fritz Lindemann wurde 1894 in Berlin-Charlottenburg als Sohn des Artillerieoffiziers Friedrich Lindemann geboren. 1912 legte er das Abitur am Victoria-Gymnasium in Potsdam ab. Er nahm 1914 bis 1918 am Ersten Weltkrieg teil, ab 1916 als Oberleutnant im Generalstab. 1919 bekämpfte er die Düsseldorfer Räterepublik als Mitglied eines Freikorps. Er wurde in die Reichswehr übernommen und gehörte zeitweise der deutschen Friedensdelegation in Versailles an. 1923 bis 1926 absolvierte er die Generalstabsausbildung in Berlin. 1932 studierte er an der Berliner Universität Wirtschaftswissenschaften und lehrte 1933 bis 1936 Taktik und Kriegsgeschichte an der Kriegsakademie in Berlin.



1936 folgte die Versetzung nach Hamburg zum Generalkommando des X. Armeekorps (Sophienterrasse 14) und 1937 die Beförderung zum Oberst. Fritz Lindemann war seit 1937 im Hamburger Fernsprechbuch mit der Bezeichnung Oberstleutnant und der Wohnanschrift Maria-Louisen-Straße 57 eingetragen. Mit Ehefrau und drei Kindern bewohnte er eine Sieben-Zimmer-Wohnung im 3. Stock, zu der auch ein sogenanntes Mädchenzimmer für das Hausmädchen Erika gehörte.

Zum 1. August 1938 schied Fritz Lindemann aus dem aktiven Dienst aus. Er trat in die NSDAP ein und übernahm im Oktober 1938 eine journalistische Tätigkeit als militärpolitischer Kommentator bei den „Kieler Neuesten Nachrichten“. Ab Mai 1939 arbeitete er beim „Hamburger Fremdenblatt“. Im Zuge der Mobilmachung wurde er im August 1939 als Offizier reaktiviert. Er nahm am Überfall auf Polen (1939), am Westfeldzug gegen Frankreich (1940) und am Überfall auf die Sowjetunion (1941–1942) teil. Im Januar 1942 erhielt er die Ernennung zum Generalmajor. Im Oktober 1943 wurde ihm die Führung des Stabs der Artillerie beim Oberkommando des Heeres in Berlin übertragen, wo er erste Kontakte zu Claus Schenk Graf von Stauffenberg knüpfte. Im Dezember 1943 wurde Fritz Lindemann zum General der Artillerie ernannt.

Er wirkte aktiv an den Vorbereitungen zum Attentat auf Adolf Hitler mit, die der engere Kreis der Widerständler vom 20. Juli 1944 traf. Lindemann übernahm die Rolle eines Emissärs, er stellte Verbindungen zu regimekritischen Offizieren her. Nach dem Umsturz sollte er Sprecher einer neuen Regierung werden und im Rundfunk einen ersten Aufruf an die deutsche Bevölkerung verlesen. Fritz Lindemann führte im Sommer 1944 in Dresden auch Gespräche mit sozialdemokratischen und kommunistischen Gegnern des NS-Regimes.

Nach dem gescheiterten Attentat vom 20. Juli hielt Fritz Lindemann sich anfänglich bei seinem Onkel in Dresden verborgen und flüchtete dann nach Berlin, wo ihn das Ehepaar Gloeden versteckte. Am 20. August wurde ein Steckbrief des „Deserteurs“ Lindemann u. a. im „Völkischen Beobachter“ veröffentlicht und eine Belohnung von 500000 RM ausgesetzt: „Lindemann hat sich an den Vorbereitungen zum Attentat auf den Führer am 20. Juli beteiligt. (...) Angaben jedweder Art, die zur Ergreifung des Täters dienlich sind, nimmt jede Polizeibehörde entgegen. Wer den Flüchtigen irgendwie unterstützt oder von seinem jetzigen Aufenthalt Kenntnis hat und sich nunmehr nicht unverzüglich bei der Polizei meldet, hat schwerste Strafen zu erwarten.“

Der Sohn Georg Lindemann, Oberfähnrich zur See, wurde am 25. August 1944 von der Gestapo in der Wohnung Maria-Louisen-Straße festgenommen. Auch Fritz Lindemann wurde denunziert und am 3. September 1944 in Berlin von der Gestapo verhaftet. Er widersetzte sich dem und erlitt dabei einen Bauchschuss





und einen Oberschenkeldurchschuss. Nach zwei Operationen und mehreren Verhören erlag er am 22. September 1944 seinen schweren Verletzungen.

Die Menschen, die Fritz Lindemann bei der Flucht geholfen oder ihn versteckt hatten, bezahlten dies mit dem Leben: Erich und Elisabeth-Charlotte Gloeden und deren Mutter Elisabeth Kuznitzky wurden im November 1944 zum Tode verurteilt. Die Urteile wurden sofort vollstreckt. Carl Marks und Hans Sierks, die Lindemann bei der Flucht von Dresden nach Berlin geholfen haben, erhielten ebenfalls die Todesstrafe und wurden noch Ende April von der SS in Berlin erschossen. Der 72-jährige Onkel Max Lindemann aus Dresden wurde auf Grund seines Alters freigesprochen, seine Ehefrau Elsa Lindemann nahm sich im September 1944 in der Haft das Leben. Der Cousin Hermann Lindemann wurde zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt.

Fritz Lindemanns Familie traf die „Sippenhaft“: Die Ehefrau, die sich mit ihrer zehnjährigen Tochter bei Verwandten bei Andernach am Rhein aufhielt, wurde dort verhaftet. Ihre Stationen waren die Konzentrationslager Ravensbrück, Stutthoff, Buchenwald und Dachau.

Die Tochter kam mit den Kindern von anderen Widerstandskämpfern in das Kinderheim Bad Sachsa/Harz. Die neunzehn und 20 Jahre alten Söhne, beide Soldaten, wurden vom Volkgerichtshof zu fünf bzw. sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. Alle Familienmitglieder überlebten die Sippenhaft. Die Ehefrau von Fritz Lindemann wohnte nach dem Krieg mit ihren Kindern und drei Enkelkindern bis 1959 wieder in der Maria-Louisen-Straße 57.

Text: Björn Eggert

Lindemann war seit 1922 mit **Lina von Friedeburg** (1898 -1982) Tochter des preußischen Generalleutnants Friedrich von Friedeburg und dessen Ehefrau Willy, geb. Wenckstein, verheiratet. Das Paar hatte drei Kinder (geboren 1923, 1924, 1934). 1944 wurde Lina auf Burg Namedy von der Gestapo verhaftet. Als Haftgrund wurde „Sippenhaft“ angegeben, wegen der Ehe mit einem gesuchten „Verschwörer“. Lina Lindemann kam ins Gefängnis Koblenz und wurde im Ungewissen gehalten, was mit ihren Kindern passierte. Anfang 1945 kam sie ins Frauen KZ-Ravensbrück, von dort ins KZ Stutthof und von dort im März 1945 ins KZ Buchenwald. Einen Monat später wurde sie mit anderen 139 „Sippen- und Sonderhäftlingen“ aus 21 Nationen nach Niederdorf in Südtirol verschleppt und dort dann schließlich im Hotel Pragser Waldsee befreit. Zurück auf Burg Namedy traf sie ihre Kinder wieder.

Quellen:

Ursel Hochmuth / Gertrud Meyer: Streiflichter aus dem Hamburger Widerstand 1933–1945, Frankfurt/M. 1969, S. 445–447; [www.dhm.de/lemo/html/biografien/LindemannFritz/index.html](http://www.dhm.de/lemo/html/biografien/LindemannFritz/index.html) (eingesehen 7.3.2007); [www.dhm.de/lemo/forum/kollektives\\_gedaechtnis/213/index.html](http://www.dhm.de/lemo/forum/kollektives_gedaechtnis/213/index.html)



(eingesehen 10.9.2007); Wolfgang Welkerling: Ein Wehrmachtsgeneral auf dem Weg zum Antifaschisten. Zur Biographie des Generals der Artillerie Fritz Lindemann (1894–1944), in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (DDR), Heft 9/1989; Amtliches Fernsprechbuch Hamburg 1937–1943; Informationen der Enkelin A. M. H. (Hannover).

- **Fritz-Neubers-Weg**, *Barmbek-Nord* (1927): *Fritz Neuber* (1837-1889), *Hamburger Bildhauer*

- **Fritz-Reuter-Straße**, *Bramfeld* (1890): *Fritz Reuter* (1810-1874), *Schriftsteller*

Siehe auch: Dethlefstwiete und Wuthenowstraße, in Bd. 2.

Fritz Reuter war verheiratet mit **Luise, geb. Kuntze** (1817-1894), Tochter eines Theologen, der als Rektor arbeitet. Sie war das älteste unter zehn Kindern und schon früh mit häuslichen Arbeiten betraut. „Luises sehr frühe Einbindung in häusliche Arbeiten ist notwendig, selbstverständlich – älteste Töchter werden schon aus Angst vernünftig! – und verfehlt ihre Wirkung auf die Charakterbildung nicht. Es gibt keine andere Möglichkeit als das Entwickeln von Pflichtbewußtsein und Vernunft.“<sup>1)</sup> Luise Kuntze wurde Kindererzieherin. Im Alter von 26 Jahren nahm sie eine Stelle beim Pfarrer Augustin in Rittermannshagen an, um dort die Kinder des Hauses zu erziehen. Dort lernte Luise Kuntze Fritz Reuter kennen, der im wenige Kilometer entfernten Gut des Gutspächters Rust eine Anstellung gefunden hatte. Fritz Reuter verliebte sich in Luise und hielt um ihre Hand an. Doch Luise zögerte, denn Fritz Reuter war damals schon alkoholkrank, ein ehemaliger politischer Festungsgefangener, ohne gesicherte Existenz und enterbt. Doch schließlich verlobten sich die beiden 1847.

In ihrer Brautzeit musste Luise mehrmals erleben, dass Fritz Reuter wegen seiner Trunksucht ins Krankenhaus gebracht werden musste. So 1848: „Das Frühjahr 1848 verbringt sie [Luise] wieder zu Hause in Roggenstorf; die heftigen Kopfschmerzen, unter denen sie ihr Leben lang leiden wird, machen sie zuweilen hilflos, jede Bewegung bereitet ihr Qualen. Fritz, der inzwischen im Stavenhagener Reformverein ein ‚arger Politiker geworden ist‘, (...) macht sich Sorgen um seine Braut. Doch jetzt kann er nichts für sie tun, er will nach Schwerin, dem Außerordentlichen Landtag beiwohnen. Dort verfällt er wieder einmal seinem alten Leiden, liegt vom 5. bis zum 30. Mai im Schweriner Krankenhaus, eingewiesen wegen Säuferwahnsinns; bei der Entlassung notiert man: ‚... sprang aus Nr. 14 zum Fenster heraus.‘ Luise ist bitter enttäuscht, denkt über ihren Entschluß nach, zögert, und wieder beschwört Fritz sie, fleht sie an,



sich nicht von ihm abzuwenden, bittet um ihre Liebe (...).“ 2) Luise verzieh ihm, wie sie dies später noch viele hundert Male tat und heiratete ihn 1851.

Nach der Hochzeit trug Luise durch Unterricht in französischer Sprache und in Musik zum Lebensunterhalt bei.“ Reuter als Stadtverordneter [in Tretow] verkehrt mit allen wichtigen Leuten im Ort, er wird geachtet, mit ihm auch sie. Luise ist eins mit ihrem Mann und seiner Arbeit, teilt seinen Erfolg und den Mißerfolg, ist erstes – freundliches – Publikum für seine Werke. Mehr und mehr wird sie auch einbezogen, denn sie besorgt das überaus lästige, doch so notwendige Korrekturlesen.“ 3) Später übernahm sie auch die sehr umfangreiche Korrespondenz.

Langsam wurde Reuter als Schriftsteller bekannt und hatte Erfolg. Doch über eines war das Ehepaar sehr betrübt: es blieb kinderlos. „Luise fühlt sich schuldig. (...) sicher ist allein sie dafür verantwortlich. Die meisten Leute denken so. Sie versagt, sie schenkt ihrem Mann kein Kind. Die bedauernden Gesichter der Freunde sind schwer zu ertragen, die heimlichen Tuscheleien und gehässigen Bemerkungen der Neubrandenburger Gesellschaft noch weniger. Doch sie hat ja Fritz, der weiß sie zu schätzen, auch ohne Kind.“ 4)

Trotz seiner vielen Versprechen, mit dem Trinken aufzuhören, Fritz Reuter konnte es nicht. „Wer kann ermessen, was sie aushält in der trauten Zweisamkeit mit dem genialen glänzenden Unterhalter, wenn er ‚krank‘ ist! (...). Sanitätsrat Dr. Witthauer, Eisenach, schreibt 1895: ‚Seine Krankheit, in welcher ich ihn zuweilen gesehen, war nichts anderes als ein hochgradiger Katzenjammer und zwar nachdem er etwa 8 Tage lang jeden Tag flott Wein gezecht hatte (bis zu 8 Flaschen pro Tag), (...). Kolossales Erbrechen, Würgen, selbst blutiges Erbrechen (...).“ 5) Luise, die ihren Ehemann in solchen Situationen pflegte, gönnte sich nach den überstandenen Qualen ein neues Kleid.

Je erfolgreicher und bekannter Reuter als Schriftsteller wurde, desto mehr Verehrerinnen besuchten ihn und schrieben lange Briefe. Und Fritz Reuter? Er trank weiter und wurde immer stärker alkoholkrank. Luise musste immer öfter Besucher abwimmeln, weil Reuter nicht in der Lage war, sie zu empfangen. Nach einem 1874 erlittenen Schlaganfall starb Fritz Reuter wenige Monate später. Als Witwe hatte Luise Reuter ein gutes finanzielles Auskommen aus den Einnahmen von Reuters Werken und aus gekauften Aktien. „Der Neid der Eisenacher, besonders der weiblichen Gesellschaft, auf die Frau, die vorher ‚die nächste zu Fritz Reuter‘ war und nun so vermögend ist, grassiert.“ 6) Luise Reuter gab Geld und half, wo es nötig war. „Sie unterstützt ihre Geschwister und deren Kinder, finanziert die Ausbildung des Enkelsohns der Frau Voß, einer entfernten Cousine, spendet einen ansehnlichen Betrag zur Erneuerung und Ausstattung der Kirche St. Georg in Eisenach, will dabei aber ihren Namen nicht genannt



wissen. (...) Wenig Liebe hat Luise geerntet in Deutschland. Je ausufernder der Kult um Reuters Werk und seine Person sich gestaltete, desto tiefer sank die Frau in der Achtung des Volkes. Fast jede Stadt in Norddeutschland hat eine Straße, einen Platz, eine Schule nach dem großen Mecklenburger benannt. An Luise erinnert eine Straße in Deutschland: der Lowise-Reuter-Ring“ in Berlin-Britz. (...) Wir verdanken Luise viel. Sie war ihrem Mann Muse, Geliebte, Haushälterin, Krankenpflegerin. Sie war ihm Ruhepol, Kraftquell und Heimat. Die schönsten wertvollsten Werke der niederdeutschen Literatur wären ungeschrieben geblieben, hätte sie ihm nicht immer mal wieder dat Winglas bisid bröcht.“ 7)

#### Quellen:

- 1) Cornelia Nenz: Auf immer und ewig Dein Fritz Reuter. Aus dem Leben der Luise Reuter. 2. Aufl., Rostock 1999, S. 9.
  - 2) Cornelia Nenz, a. a. O., S. 17.
  - 3) Cornelia Nenz, a. a. O., S. 25.
  - 4) Cornelia Nenz, a. a. O., S. 32f.
  - 5) Cornelia Nenz, a. a. O., S. 34.
  - 6) Cornelia Nenz, a. a. O., S. 83.
  - 7) Cornelia Nenz, a. a. O., S. 89ff.
- **Fritz-Schade-Weg, Ochsenwerder (2012): Fritz Schade (1905-1972), Pastor in Ochsenwerder, Gegner des Nationalsozialismus**

Fritz Schade, geboren 1905 im damals noch nicht nach Hamburg eingemeindeten Wandsbek, war zwischen 1932 und 1952 Pastor in Ochsenwerder. Danach wirkte er bis 1972 als Gemeindepastor in Wandsbek. 1953 war er an der Grundsteinlegung des auffälligen achteckigen Kirchenbaus direkt am S-Bahnhof Tonndorf beteiligt. Kurz vor seinem Ruhestand verstarb er auf der Kanzel in der von ihm 1965/66 mitbegründeten Emmauskirche während seiner Predigt. Sein Grab liegt in unmittelbarer Nähe auf dem Friedhof Hinschenfelde.

Pastor Schade, der zwischen 1932 und 1952 in der Gemeinde St. Pankratius in Ochsenwerder tätig war, hatte im Rahmen seiner sehr begrenzten Möglichkeiten Menschen im KZ Neuengamme mit Kleidung und wärmendem Zubehör versorgt. Um diesen humanen Einsatz unter schwierigsten politischen, innerkirchlichen und gesellschaftlichen Bedingungen zu würdigen, regte der Kirchenvorstand Ochsenwerder an, für eine neu entstehende Straße zwischen Ochsenwerder



Landscheideweg und Graumannstwiete in Bergedorf den Namen „(Pastor) Fritz-Schade-Weg“ zu vergeben.

Am 8. Oktober 2012 war es soweit. Die „Bergedorfer Zeitung“ berichtete: „Zur ‚Einweihung‘ des Straßenschildes kamen mehr als 60 Besucher - darunter viele Nachfahren des ehemaligen Pastors. Fritz Schade hatte im Dritten Reich sein Leben aufs Spiel gesetzt. Seine Meinung zum Nationalsozialismus äußerte Pastor Fritz Schade auch in seinen Predigten. Das ist historisch belegt. ‚Mein Vater hat schon 1936 auf der Kanzel vor Goebbels gewarnt‘, sagte Gotthard Schade und fügte hinzu: ‚Deshalb wurde er nur von einem Teil des Dorfes respektiert‘. Fritz Schade sprach damals Sätze wie ‚Unser Führer ist Jesus Christus‘. Der Dorfpolizist hörte den Predigten des mutigen Pastors deshalb besonders aufmerksam zu. Weil Fritz Schade sich weigerte, für den Reichsbischof zu beten, wurde er vom damaligen Hamburger Bischof Franz Tügel sogar abgemahnt. Trotzdem überlebte der Geistliche.

Gotthard Schade war zum Festakt der Straßenbenennung mit seinen Brüdern Georg und Michael Schade sowie seiner Schwester Mechthild Johnson und rund 30 Enkeln und Urenkeln angereist. Das Wirken von Fritz Schade hat viele Spuren hinterlassen. Sein Sohn Georg wurde Diakon, Gotthard wählte den Beruf des Pastors. ‚Ich weiß von acht Menschen, die zur Zeit meines Vaters zur Kirchenjugend in Ochsenwerder gehörten und später selbst Kirchenvertreter wurden. Einer von ihnen ging sogar nach Rom‘, resümierte Georg Schade, ‚wir freuen uns sehr darüber, dass unser Vater nicht vergessen wurde‘. Hans-Georg Schmidt, Pastor im Ruhestand und ehemaliger Leiter der Alsterdorfer Anstalten, war Konfirmand bei Fritz Schade. Schmidt erinnerte in seiner Ansprache bei dem Empfang im Pastorat an den couragierten Mann, den er als ‚gebildeten Theologen‘ in guter Erinnerung hat.

Text: Cornelia Göksu

Quellen:

Pastor Friedrich Schade in: Friedhof Hinschenfelde auf [www.kirche-tonndorf.de](http://www.kirche-tonndorf.de) und W. Rösler von der Friedhofsverwaltung Wandsbek sowie [www.bergedorfer-zeitung.de/printarchiv/vier-und-marschlande/article169678/Ehrung-eines-mutigen-Pastoren.html](http://www.bergedorfer-zeitung.de/printarchiv/vier-und-marschlande/article169678/Ehrung-eines-mutigen-Pastoren.html)

- **Fritz-Schumacher-Allee**, Langenhorn (1920): Prof. Dr. Fritz Schumacher (1869-1947), Oberbaudirektor

Siehe auch: Gretchen-Wohlwill-Platz, Anita-Rée-Straße, in Bd. 2.

Der aus Bremen stammende Fritz Schumacher war Architekt, Stadtplaner und Schriftsteller. Die zweite Hälfte seines Lebens arbeitete er als bedeutender



Oberbaudirektor in Hamburg. In den 1920-Jahren, in einer Zeit der Wohnungsnot, entstanden viele Siedlungen, Schulen und andere staatliche Gebäude, die man heute noch als Fritz-Schumacher-Bauten ohne weiteres erkennen kann: Backstein und Klinker in Verbindung mit neuen Baustoffen wie Beton, Ausschmückung der Gebäude mit Skulpturen und Brunnen und auch durch farbige Keramik. Hierfür engagierte er oftmals junge Künstlerinnen und Künstler. „Gerade angesichts der Knappheit der Mittel nach dem [Ersten Welt] Krieg hat Schumacher sich mit besonderen Programmen um die Förderung bildender Künstler bei der Ausgestaltung seiner Schulbauten verdient gemacht. (...)1933 wurde Schumacher von den Nationalsozialisten aus der ihnen wichtigen Schlüsselposition entlassen, obwohl er sie trotz innerer Distanz nie direkt bekämpft hatte.“ 1)

Schumacher blieb ledig und lebte mit seinen beiden Schwestern in einem Haus.

Quellen:

Manfred F. Fischer: Fritz Schumacher, in: Franklin Kopitzsch, Dirk Brietzke (Hrsg.): Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Bd. 2. Hamburg 2003, S. 389f.

- **Fritz-Solmitz-Weg**, *Langenhorn (1987): Fritz Solmitz (1893-1933), Redakteur, Sozialdemokrat, Gegner/Opfer des Nationalsozialismus*

Fritz Solmitz entstammte einer wohlhabenden assimilierten jüdischen Familie in Berlin. Ab 1913 studierte er Rechtswissenschaften, Nationalökonomie und Staatswissenschaften in Freiburg/Breisgau. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges nahm Solmitz, der der SPD beigetreten war und die jüdische Gemeinde verlassen hatte, sein Studium in Berlin wieder auf, arbeitete als Referendar und Richter und wurde 1921 mit einem Beitrag zur Methode der Marx'schen Sozialphilosophie an der Universität Freiburg promoviert. Anschließend war er drei Jahre Dezernent für öffentliche Wohlfahrtspflege in der städtischen Berliner Verwaltung.

1924 siedelte Solmitz nach Lübeck über, wo er als Redakteur der örtlichen sozialdemokratischen Tageszeitung Lübecker Volksbote arbeitete. Von 1926 bis 1932 war er Mitglied der Lübecker Bürgerschaft. Daneben organisierte er die Bildungsarbeit bei den Jungsozialisten und war im Vorstand des Lübecker Arbeiter-Kulturkartells. Als Politikredakteur des Lübecker Volksboten, dessen Chefredakteur bis 1933 Julius Leber [siehe: Julius-Leber-Straße, in Bd. 3 online] war, arbeitete er mit dem jungen Willy Brandt [siehe: Willy-Brandt-Straße, in Bd. 3 online] zusammen. Dieser schrieb unter seinem Geburtsnamen Herbert Frahm



als Schüler seine ersten Beiträge für die Zeitung und lernte unter Anleitung von Fritz Solmitz, Fremdbeiträge zu redigieren.

Nach der Machtübernahme der NSDAP und dem Reichstagsbrand wurde Solmitz im März 1933 gefangen genommen. Man hängte ihm ein Schild mit der Aufschrift „Jude“ um den Hals und karrte ihn durch die Stadt. Solmitz wurde zunächst im Gefängnis Lübeck-Lauerhof und ab Mai 1933 im KZ Fuhlsbüttel inhaftiert. Seine Frau Karoline erwirkte seine Entlassung; doch diese Zusage wurde Solmitz vorenthalten. Solmitz war in Einzelhaft schwer misshandelt worden. Nachdem ihm von SS-Wachleuten unter Willi Dusenschön weitere Prügel angedroht worden waren, wurde er am 19. September 1933, drei Tage nach dem eigentlich vorgesehenen Termin seiner Haftentlassung, in seiner Zelle erhängt aufgefunden. Die nationalsozialistischen Behörden gaben der Ehefrau gegenüber Selbstmord als Todesursache an. Ob Solmitz zum Suizid getrieben oder aber von seinen Bewachern ermordet wurde, blieb ungeklärt.

Solmitz selbst hatte im KZ Fuhlsbüttel Briefe auf Zigarettenpapier verfasst, in denen er die ihm zugefügten Misshandlungen schilderte. Die Notizen verbarg er in seiner Taschenuhr, die seiner Ehefrau Karoline ausgehändigt wurde. Diese Berichte wurden von der sozialdemokratischen Widerstandsgruppe um Walter Schmedemann [siehe auch: Walter-Schmedemann-Straße, in Bd. 1: Alphabetische Auflistung der nach Männern benannten Straßen] ins Ausland gebracht und sind eines der frühesten Dokumente, die die Zustände in deutschen Konzentrationslagern authentisch darstellen: „(...) Es bleibt mir nur die Wahl bei jedem Schlüsselrasseln vor der Tür zu zittern oder zum Strick zu greifen (...)“. Im Prozess gegen den Führer der Wachmannschaft Willi Dusenschön lagen diese Aufzeichnungen als Beweismittel vor. Dusenschön wurde vom Landgericht Hamburg 1962 vom Vorwurf des Mordes an Solmitz aus „Mangel an Beweisen“ freigesprochen.

Der kommunistische Schriftsteller und zeitweilige Mitinsasse von Solmitz im KZ Fuhlsbüttel, Willi Bredel, übernahm Teile von dessen Berichten aus dem Konzentrationslager für seinen 1934 in London veröffentlichten Roman „Die Prüfung“, in dem der Lübecker Redakteur den Namen Dr. Fritz Koltwitz trägt. Er lässt Koltwitz darin wegen des Verrats durch eigene Genossen an der Sozialdemokratie zweifeln: Er, der Sozialdemokrat, der politische Redakteur der Parteizeitung, wird von einem Parteimitglied, dem Polizeipräsidenten Mehrlein, verhaftet und den Nazis ausgeliefert. Und warum? Warum? Nur, weil er gegen die Gleichschaltung der Zeitung war. Nur, weil er ihnen zu links, zu oppositionell war. Auch weil er Jude ist. Genossen? Schöne Genossen! (Zitiert nach Willi Bredel: Die Prüfung, Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar 1968, Seite 90).



**Karoline Solmitz** (1893-1966) fand Notizen ihres Mannes in dessen Taschenuhr, die ihr nach seinem Tod ausgehändigt worden war. Mit diesen Dokumenten strengte sie in Hamburg ein Verfahren gegen den vermutlichen Haupttäter, SS-Mann Willi Dusenschön, an. Obwohl die Echtheit der Notizen bewiesen war und durch Zeugenaussagen bekräftigt wurde, wurde das Verfahren 1960 eingestellt.

Karoline Solmitz emigrierte nach dem Krieg mit ihren vier Kindern in die USA.

Zusammengestellt von Cornelia Göksu

benutzte Quellen:

Wikipedia „Fritz Solmitz“ und Hans-Peter Bull in Die Zeit v. 19.10.1962, [www.zeit.de/1962/42/der-selbstmord-war-eine-panne](http://www.zeit.de/1962/42/der-selbstmord-war-eine-panne)

- **Fritzschweg, Billstedt (1969):** *Christian Fritzsch (1695-1769), Kupferstecher*  
Verheiratet. Mindestens zwei Söhne.
  
- **Fritz-Stoffert-Straße, Bergedorf (1939):** *Fritz Stoffert (1817-1910), Kaufmann, Kunstmaler, Heimatschriftsteller in Bergedorf*
  
- **Frobeniusweg, Billstedt (1948):** *Georg Ludwig Frobenius (1566-1645), Buchhändler, Verleger in Hamburg*  
Verheiratet seit 1595 mit Margarethe Witteburg oder Witteburg. Das Paar bekam vier Kinder.
  
- **Fröbelstraße, Rotherbaum (1892):** *Friedrich Fröbel (1782-1852), Pädagoge, Kleinkindpädagogik*

Siehe auch: Traunweg, in Bd. 2.

Ein Jahr nach der Geburt Friedrich Fröbels starb dessen Mutter **Jacobine Eleonore Friederike, geb. Hoffmann** (1744-1783). Sie war mit dem evangelischen Pfarrer Johann Jakob Fröbel verheiratet gewesen und hatte sechs Kinder bekommen. Friedrich Fröbel war das sechste Kind. Den Verlust seiner





Mutter hatte Friedrich Fröbel zeit seines Lebens nie überwunden. Dies führte wohl auch dazu, dass er sich den Erziehungs- und Betreuungsmethoden von Kleinkindern widmete. „Ich habe es oft im allgemeinen und namentlich auch wohl zu Euch insbesondere ausgesprochen, daß gleich mit dem Tod, mit dem Verluste meiner Mutter, mit dem Verluste der Lebenseinigung mit meiner Mutter, mit dem Verluste der Menschen- und Erdenliebe meiner Mutter und so eigentlich mit dem Verluste der menschlichen Wechselliebe zwischen Mutter und Kind durch den Tod meiner Mutter, daß mit diesem Augenblick mein ganzes künftiges Leben seinen Charakter, und ich möchte selbst sagen, seinen Beruf und seine äußere Form als Mensch dieser Zeit und dieses Raumes erhielt“, schrieb er vierzig Jahre später an seine Frau und die Mitarbeiterinnen in Keilhau. Zeit seines Lebens hat Friedrich Fröbel unter dem Tode seiner Mutter gelitten. Wechselnde Bezugspersonen und die orthodoxe Strenge des Vaters bewirkten eine innere Vereinsamung des Kindes. Verschärft wurde diese Situation durch das Unverständnis seiner Stiefmutter. Sein Vater hatte zwei Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau wieder geheiratet, Sophie Marie Friederike Otto aus Eisfeld. Friedrich Fröbel erinnerte sich später an sein Elternhaus nur mit gemischten Gefühlen, er schrieb: ‚Sich selbst überlassen, der Roheit und Gemeinheit hingegeben, wie konnte ein die reinen natürlichen Herzensempfindungen und Gefühle wie das meine bedürfendes Gemüt, da und in einem solchen Leben einen Ruhe-, einen Stütz-, einen Keimpunkt finden!‘ Diese Situation im Elternhaus drückte Friedrich Fröbel immer mehr in die Rolle des unverstandenen Kindes. Es reagierte auf diese psychischen Pressionen, auf diese innere Gewalt nicht aggressiv, sondern durch verstärkte Introversion. In gelegentlichen autobiographischen Notizen sprach er später von seinem Elternhaus als ‚Gehege, Gehöft und Klausur‘ in welches er eingesperrt worden war. Diese Situation änderte sich auch nicht grundlegend, als er in die Schule kam. Da sich sein Vater mit dem Leiter der Jungenschule zerstritten hatte, mußte Friedrich in die Mädchenschule gehen. Bibellesen und Katechismusunterricht waren hier der Hauptunterrichtsgegenstand. Die für den kleinen Jungen schwer erträglichen Verhältnisse im Elternhaus änderten sich erst, als sein Onkel, Johann Christoph Hoffmann, Superintendent in Stadtilm, sich des Jungen erbarmte und ihn zu sich nahm.“ 1)

1807 übernahm Fröbel eine Hauslehrerstelle bei der reichen Familie von Holzhausen. „Zu der Frau **Caroline von Holzhausen** entwickelte sich eine sehr innige Beziehung, die Fröbel in seinen Phantasien sehr weit trieb, aber aus der gesellschaftlichen Distanz heraus nicht durchsetzbar war. Vom Vater dieser Kinder mußte Fröbel des öfteren Demütigungen und Degradierungen seines Standes und Berufes hinnehmen. Damit wurde sein neugewonnenes Selbstbewußtsein ständig strapaziert. Den Gegenpol bildete die Mutter, die eine sehr



verständliche und gebildete Frau war, mit der sich Fröbel auch im geistigen Austausch befand. Es war eine rechte Wunschvorstellung Fröbels, von einer reinen geistigen Vereinigung der Geschlechter zu sprechen, die ihn mit der Einstellung als Hofmeister in die Familie von Holzhausen beschäftigte. In Briefen wird immer wieder deutlich, daß Fröbel sich nicht ‚als Angestellter‘, sondern als Freund der Mutter und geistiger Vater der ihm anvertrauten Kinder‘ sah. (...) Die Beziehung zur Frau Caroline von Holzhausen wurde sehr eng, intim vielleicht von beiden gewollt, aber vom Anstand der Zeit her nicht gedurft. So blieb Fröbel nur die Phantasie eines Voyeurs, der wenigstens die ‚geistige Vereinigung‘ als Befriedigung für seine heimlichen Wünsche sah. In seiner Empfindung zu dieser sehr gebildeten Frau und einer gewissen sexuellen Verstörtheit, bedingt durch Biografie der Kindheit und vorgeschriebene gesellschaftlich bedingte Distanz, suchte Fröbel auf die schreibende Weise wenigstens in die Nähe dieser Frau zu gelangen. Aus der Korrespondenz mit ihr ist aber auch abzulesen, daß sie dem verschleierte Werben Fröbels nicht abgeneigt gegenüber stand. Die auf geistiger Ebene basierende Zuneigung beider stieg zu seinem Weggang bis 1811 auf einen für beide wahrscheinlich nicht mehr kontrollierbaren Höhepunkt an. Mit ihrem charakterlich schwachen Mann, einem typischen Vertreter des von der Selbstherrlichkeit, Exaltiertheit und Affektiertheit geprägten überlebten Adelsgeschlecht, konnte sich Caroline von Holzhausen nicht unterhalten, denn die Frau galt genauso nichts wie eine einfühlende Erziehung seiner Kinder. In dieser Frau entstand ein Bedürfnis, das Fröbel ihr zum Teil befriedigen konnte. Schließlich bemühte er sich um die Erfüllung ihrer mütterlichen Wünsche, die von ihr zur Welt gebrachten Kinder für das Leben fähig zu machen. Der verständnisvolle Umgang mit den Kindern und die Achtung dieser Frau für sein Tun, das sie beim leiblichen Vater vermißte, hinterließen bei Caroline von Holzhausen einen tiefen Eindruck. Die sich aus der geistigen Verbindung beider entwickelnde Partnerschaft wurde möglicherweise für Fröbel zu eng. Er besann sich seines Wollens und schrieb später 1831 darüber: ‚Auch ich konnte nun damals nicht länger an diesem Orte und in diesem Verhältnis verweilen. Ein Anderes, ganz Anderes, höheres suchte ich nun, nach dem sich ja mein Gemüt und Geist so lang, lang gesehnt hatte: es war das klare, in sich selbst ruhende Wissen, das lindernde, pflegende, erhebende, sich vertrauend und ganz und immer mit von neuem geöffneten reichen Gemüt sich hingebende Wissen von der Natur, dem, der sich ihm ebenso ganz hingibt.‘ Im Sommer 1811 verläßt Fröbel die Familie von Holzhausen, ohne je von dem beeindruckenden Wesen dieser Frau frei zu kommen: ‚Abschied von Dir, geliebte Seele, Gattin mir von Gott und Ewigkeit und in alle Ewigkeit gegeben . . . Gib dem Kinde einen Kuß und den Segen des scheidenden Vaters; sei ihm bewahrende, aber auch liebende und strenge Mutter. Lebewohl; reiche mir zum Abschied Deine Lippen



und Deine Stirn.' (...) Am 18. März 1812 wurde von Caroline von Holzhausen Sohn Hector geboren.“ 2)

In Keilhau errichtete Fröbel 1817 u. a. mit **Wilhelmine Henriette, geborene Hoffmeister**, geschiedene Klöpffer (1780-1839) eine Erziehungsanstalt. Ein Jahr später heiratete er die zwei Jahre Jüngere. „ Sie war die Tochter eines Königlich Preußischen Kriegsrates, unglücklich verheiratet gewesen (...), verfügte (..) über solide Kenntnisse in der Philosophie und bewies in der Keilhauer Zeit auch pädagogisches Einfühlungsvermögen. (...) Aus der umfangreichen Korrespondenz Fröbels geht aber immer wieder hervor, daß er nie richtig von der geistigen Ehe zu Caroline von Holzhausen loskam. So ist zu vermuten, daß die Ehe mit Henriette Wilhelmine eine Zweckehe darstellte, um nach den Vorstellungen zu seinem Sphäregesetz, ‚vollkommene‘ Wissenschaft nur über die Ehe möglich ist. Außerdem mußte zur Erziehung der Kinder in Keilhau eine familiäre Atmosphäre herrschen. Fröbels Ehe blieb kinderlos. Aus Briefdokumenten kann geschlossen werden, daß der Grund für die Ehescheidung aus der ersten Ehe auf eine syphilitische Erkrankung des ersten Ehemanns und die Ansteckung seiner Frau zurückzuführen war. Vor der Eheschließung mit Fröbel teilte sie ihm mit, daß nach Aussagen ihres Arztes, sie keine Kinder bekommen kann. Fröbel heiratet sie trotzdem. War es Mitleid oder Eigennutz, Liebe vielleicht nicht, jedenfalls nicht die Zuneigung, die zur Caroline von Holzhausen bestand. Das beweisen die verschiedenen Schreibstile der Briefe. Briefe an seine Frau waren oft nur Sachschilderungen, während Caroline von Holzhausen regelrecht umschwärmt wurde.“ 3)

Allerdings lässt sich z. B. sein Brief an seine Braut auch anders interpretieren: „F. an Henriette Wilhelmine Hoffmeister in Berlin v. 6.8.1818 (Keilhau)(BN 444, Bl 116-121, Brieforiginal 3 B 8° 12 S.)

Keilhau den 6. August 1818.

Herzlichen Gruß und Kuß zuvor meine Geliebte! Ja, meine Wilhelmine das äußere Leben auch in seiner hohen Bedeutung und recht erkannt fo[r]dert nun mit aller der Macht welche ihm diese seine hohe Bedeutung giebt, seine Rechte. Ja es ist nun gut wenn wir bald recht bald geeint werden, es kann es darf nicht anders mehr seyn; daher thue ich alles was von mir abhängt um den 13ten *August* in Deiner Stadt und bey Dich zu kommen. Siehe, Seele meines Lebens! mein inneres Lebens [sc: Leben] mußte so weit, als es der jetzige Gesamtzustand der äußern Lebensverhält[-] verhältnisse es erlaubt, vollendet seyn ehe ich zu Dir kommen und Dich bitten konnte und durfte: nun komme und folge mir. Ich mußte in mir das äußere Leben beherrschen, oder wie ich mich darüber ausspreche, ich mußte über demselben erhaben seyn, das heißt ich mußte auch das äußere Leben nach seinem Kostbaren Werthe, nach seiner hohen Bedeutung klar



erkannt haben, ehe die Ruhe Deines Herzens, der Friede Deiner Seele, die Klarheit Deines Geistes, die Reinheit Deines Gemüthes, die Sicherheit Deines Handelns, die / [116R] Treue Deines Wirkens, in Deiner Einigung mit mir gesichert, geborgen war. Und nun, da die Gnade Gottes dieß gewisse Gefühl in mein Gemüthe, dieße klare Überzeugung und Bewußtseyn in meinen Geist gesenkt mir geschenkt, ich darf sagen: mit demselben mein rastloses treues Streben gekrönt hat, jetzt mögen auch die äußern Verhältnisse um mir und bey mir hier noch stehen wie sie wollen; erlaubt Gottes Güte mir den letzten Schritt zu thun so soll kein äußeres Verhältniß nichts Äußeres mich abhalten denselben zu thun. Ich werde Dir sagen und zeigen und beweisen, daß ich durch diesen Druck der äußern Verhältnisse und Lagen und Umgebungen hindurch in einen Kampf hindurch gehen mußte, der mir oft die Vernichtung meines innern und äußern Lebens unfehlbar drohete, hindurch gehen mußte. Ehe ich als ein innerlich freyer Mann, ehe ich als ein in mir und außer mir freyer Mann zu Dir dem freyen Weibe kommen und sagen konnte und durfte: nun komme eine Dein Leben mit dem meinen. Gestehen will ich es Dir, (und eine Thräne die mir über die Wange rollt bestätigt dieß) / [117] für mein Leben gern hätte ich <jetzt> Dir den Anblick so mancher Unordnung, so vieler äußern Fehlerhaftigkeit durch die ich mich hindurch kämpfen musste (und Du kannst Dir bey meinen Gesinnungen, sagen mit welchen Empfindungen mit welchen Gefühlen mit welcher Resignation) erspart, bey der innigsten Hochachtung und Liebe Deiner, erspart, doch das Schicksal erlaubt es nicht, und so sey es dann auch! Vielleicht fo[r]dert mein Schicksal daß Du sehest, es das Schicksal habe dich, mir Du Gottes-Gabe, mir nicht als Preis des jugend[-]lichen spielenden Ringens der Kraft mit der Kraft, sondern als Preis des heißesten Kampfes des Mannes wo es Leben und Lieben galt, zu erkannt doch Du wirst nun sehen durch welchen Kampf mit dem Todtem (todten, Geistes- und Gemüths todten Menschen, todten Verhältnissen, todten <Stoffen> und schweren <Materien> ich mich hindurch kämpfen mußte und [sc: um] das Leben abermals zu erringen, wieder zu erringen damit mir sein innerstes Wesen, sein Kommen aus Gott sein Ruhem in Gott klar und um damit es nie wieder zu mir schwinde, bewußt werde,) - ich hindurch musste und Dein Blick, Deine Gegenwart, Dein Vertrauen was Du durch Gott einem Manne, mir schenkst wird aus dem todten neues Leben, neue Gestalt / [117R] junges jugendliches Leben, jugendliche schöne Gestalt hervorrufen.

Doch das geschriebene Wort will nun gar nicht mehr auslangen [sc: ausreichen] Dir zu sagen, was ich Dir sagen möchte. Ja das Herz und das Gemüthe und der Geist soll uns auch im Raume, denn wir sind Menschen, räumliche, körperliche Wesen, dem Herzen, dem Gemüthe und dem Geist näher rücken. Wills Gott, und Gott will es, wenige Tage nachdem Du diese Zeilen von mir erhalten hast, fühlen wir die Schläge Deines Herzens und meines Herzens in einen; der ruhige, still,



Gott vertrauende Blick des Einen findet seine Bestätigung in dem sichern, klaren Gott vertrauenden, in Gott ruhenden Blick des Andern. Noch wenige Tage! -

Siehe nicht trübe meine Geliebte, erwarte nicht Trauriges und trauerndes von Deiner Einigung mit mir weil mein Blick so gern auf der ernstesten Seite des Lebens ruht, der Seite, welche die Menschen so häufig die instere nennen, <aber> das Ruhende des Lebens in Gott, das Entquellen des Lebens aus Gott, ein solches Leben ist doch das reinste, freudigste fröhlichste - se[e]ligste. Aber es ist wahr, es ist gar nicht zu läugnen, es hat für den Menschen, es giebt dem / [118] Menschen, der, um dieses Leben zu leben und zu sehen, immer seinen Blick nur einzig nach innen kehren muß, d.h. der ganz allein ohne ein ihm innigst und ganz und ganz verstehendes Wesen leben muß ein trauriges Äußere, weil kein Wesen seiner Art ihm gegen über steht, aus dessen klarem Auge sein Leben ihm lebendig entgegen leuchtet.

Der Mensch der Mann soll, und so kann, so darf er nicht allein stehen. Es ist nicht gut, sagte unser himmlischer Vater daß der Mensch allein sey.

Gott sprach seinen Segen nicht über den Mann allein nicht über das Weib allein, nein! über beyde zugleich als Ein Ganzes, als Eins sprach Gott den Segen aus I. Mose 1.28. Und Gott seegnete sie und sprach zu ihnen.

Damit der Mann und das Weib gegenseitig, in dem Andern, sein reines, sein seeliges Leben schauen, damit es durch dieses Sehen und Schauen in dem Leben und Auge und Gemüthe des Andern ein fröhliches freudiges Leben werde, damit der Mann in dem Leben und Auge des Weibes und das Weib in dem Leben und Auge des Mannes sehe und schauet, daß alles die Quelle des Lebens nur in Gott sey daß alles Leben nur in Gott ruhe, deßhalb sucht und liebt der Mann das Weib, deßhalb folgt und liebt das Weib dem [sc: den] Manne, beyde aus Liebe zu der Quelle alles Lebens, die nur in Gott ist, beyde aus Liebe zu Gott; beyde / [118R] lieben einander, damit um ihrer Liebe zu Gott willen, damit sie sich ihrer Liebe zu Gott bewußt werden.

Der Grund Deiner Liebe zu mir ist also Deine Liebe zu Gott, deßhalb, damit des Weibes, Deine innige Liebe zu Gott offenbar erhebend und erziehend werde, deßhalb liebst Du so innig, so seelenvoll den Mann, achtest Du ihn so hoch, Du achtest ihn hoch weil er Dir ein Mittel wird, daß deine Liebe zu Gott Dir selbst recht klar, recht bewußt, recht lebendig werde. Scheue Dich deßhalb Deiner Liebe zu mir, Wilhelmine! nicht, lasse Dich nicht irre machen wenn man Dir deßhalb Vorwürfe macht, wenn man Dich nicht versteht, wenn man Dir deßhalb scheel sieht. Ich bin ein Mann, und dennoch auch mir sieht man scheel, auch mich versteht man nicht (wie man mich noch nie verstand, wie mich noch kein Wesen verstand außer - Gott gebe es! Du) - auch mir macht man Vorwürfe; Unsinn (denn wer kann außer Dir den Sinn meiner Liebe zu Dir erkennen) giebt man



mir schuld. Also liebe mich nur immer um Deiner Liebe zu Gott und Jesu willen, und es lasse Dich durch nichts Äußeres irren und es wird Dir vergolten[.] Deine Liebe zu beyden wird Dir durch Deine Liebe zu und in Deiner Liebe zu mir klar werden. Darum nun danke ich Dir, danke Dir innigst daß Du so gut, so ganz vertrauend mir aussprichst: ‚ich weiß, daß des Gesetzes Erfüllung - trotz / [119] ‚allen meinen Gebrechen - ich meine die Liebe, Grund[-]“zug meines Wesens ist,‘ ich weiß daß diese Liebe in mir bestimmt ist erhöht < > veredelt zu ihrer Ursprüng[-]lichkeit zurück zu kehren.‘

Nun wirst Du mich gewiß nicht mißverstehen, wenn ich mit eines Dichters Worten der die Schönheit und Würde Deines Geschlechtes sang, Dir die Über[-]zeugung ausspreche: ‚Ganz ist zur Liebe das Weib geschaffen; geliebt zu werden‘ Ist sein innigster Wunsch und auch sein schönster Beruf.‘

Du wirst mich nun gewiß nicht mißverstehen wenn ich Dir sage: daß Du von dem Adel und der Würde dieses hohen Berufes ganz (bewußt oder unbewußt) ganz durchdrungen wärest darinne lag der Grund, warum Dein Erscheinen, Dein Sehen mich mit so unaussprechlicher Ruhe erfüllte mir die Einheit meines Wesens gab. Lange, Lange hatte ich sehnd ein Weib gesucht (:durch Dich nun war mir mit Eins klar geworden was ich so lange sehnd gesucht hatte) welches von der Würde der hohen Würde ihrer Liebe ganz durchdrungen war.

Da tratst Du zu mir (ich will Dir nur gestehen daß ich seit 1813 immer gewünscht habe Dich zu sehen) und was in mir vorging war: eine himmlische Ruhe die sich über mein ganzes Wesen verbreitete. Ich begehrte Dich nicht was für Dich in mir lebte war nur ein Gefühl unaus- / [119R] sprechlicher Achtung. Mein Innerstes erfüllte inniger Friede und so war es als hättest Du mir in diesem Frieden, durch diesen Frieden schon Dein Wesen, schon Dich selbst gegeben. Ich vermißte gar nicht, ich wußte gar nicht, daß Du nicht auch äußerlich mein wärest; ich freute mich nur innig der Gelegenheit wo ich Dir in mir dankbar seyn, dadurch dankbar seyn konnte, daß ich dir Schätze der Natur zeigen und sie Dir deuten konnte, Schätze, die eigentlich Dein sind, Schätze die Dir zugehören, Dir ‚die <freye> Tochter der frommen Natur!‘

Ich wußte nun daß es ein Weib wie ich es zu sehen suchte wirklich gäbe und nun war ich zufrieden. Es war mir ja als wäre ich und dieses Weib schon lange Eins, als kennten wir uns schon lange was blieb mir denn nun noch zu suchen zu wünschen übrig?- Hier das Innerste Geheimste von mir: daß auch Du mich achtetest, daß auch Dir in mir ein Sehnen deines Wesens erfüllt sey, daß [sc: das] lag in unzweifelhafter Gewißheit in mir, und ich würde es selbst Dir nicht haben glauben können wenn auch Du mir selbst widersprochen hättest.

Aber getrauert würde ich haben, wie ich bey der Erscheinung Deines ersten Briefes in welchen [sc.: welchem] Du mich nicht ganz zu verstehen schienest,



trauerte; denn ich hätte mir nur sagen müssen, wie ich mir auch wirklich bey diesem Deinen ersten Brief sagte: - Du kanntest Dich und / [120] Dein Wesen selbst nicht, Du verständest Dich selbst nicht. Und daß ein Wesen, daß der Mensch sich selbst verkennt, dieß ist das höchste worüber wir zu trauern Ursache haben.

Nach dem, was ich Dir nun wieder im vorigstehenden aussprach, so gieb Dich nun zufrieden über alles und Alles was am [sc.: an] Jugend und Lebensfrische Dir abgeht. Ewig jung ist das Gemüthe, das Leben! Und ‚Ein frisches Herz so lang es wallt‘ ‚Schafft Jugendkraft und Wohlgestalt‘ Laße unser Streben nun seyn frisch das Herz, jung das Gemüthe, neu das Leben zu machen und dann ruhig erwarten was diese vermögen. Die Schönheit und Jugend u Frische ist der Gestalt ist, ganz besonders dem Weibe gegeben daß die Schön[-]heit, Jugend, Frische ihres Gemüthes erkannt werde. Nun meine Geliebte so lasse mir doch den Stolz ein Weib, Dich blos um Deines Innern, Deines Wesens willen zu lieben, Dein Inneres Dein Wesen nur in und durch Dein Handeln Deinen Blick erkannt zu haben. Ich habe Dir ja schon ausgesprochen daß ich als 23jähriger Jüngling schon darauf stolz seyn wollte das Weib nur um ihres Wesens nicht um ihrer Gestalt willen zu lieben, und dieß warum?- weil ich alle Männer nur im Weibe die Gestalt, aber nie einen Mann in demselben [sc: der Gestalt] ihr, des Weibes Wesen lieben sahe. / [120R] Und dieß dünkte mich frühe die größte Mißachtung des Weibes. Dennoch ist des Weibes Gestalt mir die lieblichste und holdeste in der Natur. Nicht wahr Du mißverstehst mich nicht indem ich Dir dies ausspreche denn: ‚Wer säh‘ ein vollendetes Weib, und wer ahnte‘ ‚Nicht den Engel in ihr, den sie im Busen bewahrt!‘ (Wenigstens ihrem Wesen, ihrer Natur, ihrer Bestimmung nach.)] Siehe Aber glaubst Du wohl, weil ich es noch nie aussprach, daß Deine edle hohe Gestalt mich nicht innigst erfreut, daß die Sanftheit Deiner Bewegungen mich nicht entzückte?- Doch verzeihe mir, wenn ich Dir noch nicht von alle dem Demuthsvollen was Dein Wesen in sich eint, einzeln Kunde geben kann; das Wesen der Gestalt erfaßt man nur wenn man sie nimmt als daß [sc: das] was sie ist als - ein Ganzes.

Und so als Ganzes habe ich Dich bis jetzt nur immer gesehen, sollte sich nun in dieser Deiner Gestalt, sie, und Deine Bewegung als ein Ganzes genommen Etwas finden, was mit diesem Ganzen nicht in Übereinstimmung fände [sc: stände], dann wird Dein Vertrauen mir erlauben, Dir es auszusprechen, aber Dir auch zugleich zu zeigen, daß es nur als ein Fremdartiges / [121] nicht zu Dir Gehöriges an Dir hange und so Dir zugleich die Mittel geben es, dieses Fremdartige von Dir zu entfernen.

Siehe meine Geliebte! wünscht Du willst Du, daß ich hinder [sc: hinter] Dir zurück bleiben möge, daß ich nicht von alle den herrlichen Gaben des Geistes der[er] Du Dich erfreust wenigstens Etwas besitze, wenn auch in minderm Grade als



Du?- Liebst und achtest Du mich nicht auch blos um meines Wesens willen. Denn Schätze, köstliche Schätze, sollt eigentlich der Mann die schönsten Schätze welche die Natur reicht bietet ja so gerne der werbende und um Liebe bittende Mann dem geliebten Weibe, daß sie [sc: es] ahnen möge auch den Reichthum des männlichen Geistes, doch welche Schätze vermögte ich Dir zu geben, ich, der ich nichts habe?- Und siehe, lasse es es mir sagen, daß es so sey, sagen es mir nicht Deine Briefe klar daß es so ist:

Freuest denn Du Dich nicht auch, ja ich möchte sagen bist denn Du nicht stolz darauf Dich so überwunden zu haben nur einen Mann auch nur um seines Wesens, seines Selbstes willen zu lieben?- So erlaube mir denn nun auch, um [sc: und] erwähne / [121R] der Jahre und der Frische nicht mehr, denn was sind wenige Jahre für eine Ewigkeit in welcher ,1000 Jahr sind wie ein Tag‘?- Laß mir die Freude, Dir durch meine Liebe zu Dir, in meiner Liebe Deiner, Dir [sc: Dich] lesen zu lassen daß ich weiß: ‚Welch‘ einen Schatz von Lieb‘ und Treue ein weiblich ‚Herz bewahret.‘ Und was ich noch nicht weiß: das lehre mich bald mein liebendes Weib. Nun lebe wohl. Noch habe ich keinen Brief von Halle. Nach Deinen Brief rechne ich nun darauf, daß wir die Rückreise - weil es gewiß das Entsprechendste ist mit Extrapost machen, ich werde so viel ich kann darauf Rücksicht nehmen. Mein Wille ist auch meine Reise nach Berlin mit Extrapost zu machen und zwar in demselben Wagen der uns von Berlin wieder hierher bringen soll.

Es sagte Deine Liebe Mutter die ich herzlichst grüße, daß Sie [sc: sie] Deinen Lieben Vater bitte, meinen persönlichen Gruß nicht zu kalt zu erwidern [sc.: erwidern] Gott!- wir erfüllen ja alle nur des Schicksals Schluß, warum wollen wir - willig Gotte des Schicksals willen [sc: Willen] zu folgen uns gegenseitig schwer machen.- Ich sage daß ich ein freyer Mann bin dennoch habe ich nur gethan was das Schicksal mir gebot und die Freyheit des Mannes ist ja keine andere, als freudig u. willig Gottes Willen zu thun. FWA Fröbel.“ 4)

„1842 begannen Kindergärtnerinnenkurse in Blankenburg. (...). Weitere Schriften und Vortragsreisen insbesondere zur Popularisierung des Kindergartens folgten in den Jahren 1843 bis 1849.

1844 publizierte Fröbel nach jahrelangen Vorarbeiten und in Zusammenarbeit mit dem Zeichner Unger und dem Musiker Kohl sein letztes großes, pädagogisches Gesamtkunstwerk, die Mutter- und Koselieder. Damit wollte er den Müttern die Bedeutung und Verantwortung, die in der Mutterschaft und Erziehung liegen, verdeutlichen und ihnen gleichzeitig ganzheitliche Hilfen an die Hand geben für die Säuglings- und Vorkindergartenerziehung. Es erschienen auch 100 Lieder zum Spielen mit dem Ball. (...). Er gründete die erste Schule zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen. (...)





Am 9. Juni 1851 heiratete er (...) [die 33 Jahre jüngere] **Louise Levin** (...). 5) [1815-1900]. (...) [Auch diese Ehe blieb kinderlos]. „Louise Levin war zunächst eine Schülerin im von Fröbel gegründeten Ausbildungsinstitut in Bad Liebenstein im Schloss Marienthal gewesen.“ 6)

„Am 23. August 1851 wurde ein Kindergartenverbot in Preußen und in anderen Staaten erlassen. Grund war offenbar eine Verwechslung mit seinem Neffen Karl Fröbel, der 1851 die Schrift Weibliche Hochschulen und Kindergärten veröffentlicht hatte. Zitat Karl August Varnhagen von Ense: ‚Der stupide Minister von Raumer hat einen Befehl gegen die Kindergärten erlassen, sich auf ein Buch von Karl Fröbel berufend. Er verwechselt Friedrich und Karl Fröbel.‘ Friedrich Fröbel wehrte sich. (...)“ 7)

Nach dem Tod Fröbels führte Louise Fröbel „das Ausbildungsinstitut fort, Ab 1854 ging lebte und arbeitete sie in Hamburg. In Hamburg setzte sie sich weiter für die Fröbelpädagogik ein und gründete 1860 einen Kindergarten, bildete PädagogInnen aus und korrespondierte mit Fröbel-Pädagogen im In- und Ausland. Im Dezember 1884 regte sie die Gründung des ersten Kindergartens für die „Kinder der Armen und Ärmsten“ in Hamburg St. Georg an. 1891 ernannte man sie zum Ehrenmitglied des Deutschen Fröbel-Verbandes.“ 8)

In Hamburg propagierte besonders Johanna Goldschmidt, geb. Schwabe (1806-), die mit dem wohlhabenden jüdischen Kaufmann Moritz David Goldschmidt verheiratet war und acht Kinder hatte, die Pädagogik Fröbels, denn sie war von der Idee einer Erziehung von „ganz freien Menschen“ beseelt. „Diese Freiheit musste nach Auffassung von Johanna Goldschmidt im ganz frühen Kindesalter beginnen, und entsprechend ablehnend stand sie den Kinderbewahranstalten ihrer Zeit gegenüber, die ohne pädagogischen Anspruch zur Ruhigstellung von Kindern dienten und ein diszipliniertes Verhalten für die spätere Schulzeit einübten. Welch‘ eine Alternative boten die Kindergärten, wie sie von dem Reformpädagogen Friedrich Fröbel propagiert wurden! Hier wurden die Kinder von ausgebildeten pädagogischen Kräften betreut und konnten mit Bällen, Würfeln und anderem Spielzeug ihre Fertigkeiten verbessern.

Johanna Goldschmidt lud den Pädagogen Fröbel für ein halbes Jahr nach Hamburg ein, um einen Ausbildungskurs für Kindergärtnerinnen zu leiten. Er wollte Kinder aller Religionsgemeinschaften gemeinsam unterrichten, was ihm viel Ablehnung eintrug. Trotzdem gelang es Fröbel und Goldschmidt, die Kindergartenbewegung ins Leben zu rufen, die bald breite Anerkennung fand. Allerdings erwies es sich als schwierig bis unmöglich, Fröbels Gedanken der gemeinsamen Erziehung nicht nur über religiöse, sondern auch über soziale Grenzen hinweg zu verwirklichen. Die gut ausgestatteten und teuren Kindergärten blieben den bürgerlichen Kreisen vorbehalten. Johanna Goldschmidt blieb



ihrem Engagement für die Armen aber treu und gründete trotz aller staatlichen Behinderungen und zunächst auch Verbote eine Schule für die Kinder armer Leute, in der 1874 immerhin 180 Kinder unterrichtet wurden. (...)“ 9)

1874 konnte Johanna Goldschmidt „das Fröbel-Haus in der Grindelallee eröffnen, in dem Kindergärtnerinnenausbildung, ein Kindergarten und ein Internat untergebracht waren.“ 10) Später wurde diese Schule an die Bundesstraße 41 verlegt, wo das Gebäude heute noch steht.

„Friedrich Fröbel hatte mit seiner Einfühlung in die Entwicklungsstufen des Kindes, mit der Entdeckung der kindlichen Schöpfungskraft eine philosophische Anthropologie entwickelt. Dem entsprachen seine erzieherischen Leitlinien und die Praxis der Kindergärten. Zur Pflege dieser ‚Pflanzstätten der Menschheit‘ schienen ihm Frauen von Natur aus berufen. Deshalb richtete sich an sie seine Botschaft: ‚Der Gedanke der Einigung der Frauenwelt ist ein wahrer Menschheitsgedanke, der um Wirklichkeit zu werden, aus der Frauenwelt und dem Frauengemüte selbst und freihändig hervorgehen muß, Liebe zu Kindern, Kinderpflege und somit Menschheitspflege ist der eigentliche Grundgedanke, wie das Einigungsgefühl des weiblichen Wesens.‘ (...)“

Als Kindergärtnerinnen, Lehrerinnen, Sozialfürsorgerinnen konnten [die Frauen] fortan eine eigene Existenz begründen. In der Festlegung auf spezifische Frauenberufe sahen sie keine Zurücksetzung, sondern eine höchste Aufgabe für Familie, Gesellschaft und Nation.“ 11)

Nur leider wurde und wird immer noch im patriarchal geprägten Gesellschaftssystem die Erwerbsarbeit dieser Frauen nicht gleichwertig entlohnt. Noch immer erhalten Männer, die von der Ausbildungsdauer und dem erforderlichen Schulabschluss gleichwertige Erwerbsarbeit leisten, höhere Löhne. Dahinter steckt nach wie vor die Jahrhunderte alte Vorstellung von der Frau, die im Hause die Hausarbeit zu verrichten habe und wenn sie dennoch außerhäusig arbeiten geht, dies nur als Zuarbeit zum Erwerb des Mannes täte und deshalb könne sie auch geringer entlohnt werden.

Quellen:

- 1) „<http://www.religio.de/froebel/biograf/frwm.html>
- 2) <http://www.religio.de/froebel/sci/s21.html>
- 3) ) <http://www.religio.de/froebel/sci/s21.html>
- 4) <http://bbf.dipf.de/editionen/froebel/fb1818-08-06-01.html>
- 5) Wikipedia: Friedrich Fröbel (Stand: 11.9.2015).
- 6) <http://www.friedrich-froebel-online.de/b-i-o-g-r-a-f-i-e/personen/ehefrauen/>
- 7) Wikipedia: Friedrich Fröbel (Stand: 11.9.2015)



- 8) Wikipedia: Louise Fröbel (Stand: 11.9.2015). Siehe auch: Hamburgische Biografie: Personenlexikon. Hrsg. von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke. Bd. 5. Hamburg 2010 – hier Autorin: Iris Groschek.
  - 9) Frank Kürschner-Pelkmann: Jüdisches Leben in Hamburg. Ein Stadtführer. Hamburg 1997, S. 32f.
  - 10) Frank Kürschner-Pelkmann, a. a. O., S. 34.
  - 11) Ingeborg Grolle: Demokratie ohne Frauen? Fraueninitiativen in Hamburg um 1848, in: Inge Stephan, Hans-Gerd Winter (Hrsg.): „Heil über dir, Hammonia“ Hamburg im 19. Jahrhundert Kultur, Geschichte, Politik. Hamburg 1992, S. 334ff.
- 
- **Frohösestraße, Stellingen (1972): Ferdinand Frohböse (1871-1943), Volksschullehrer, Leiter des Lichtbildamtes**
  
  - **Frohmestraße, Schnelsen (1947): Karl Frohme (1850-1933), Reichstagsabgeordneter**
  
  - **Froschkönigweg, Billstedt (1952): Märchenmotiv**  
Bei dem Märchen vom Froschkönig handelt es sich bei dem Froschkönig um einen verwunschenen Prinzen, also um eine männliche Gestalt.
  
  - **Fruteweg, Rissen (1949): Heldengestalt aus der Gudrunssage**  
Siehe auch: Gerlindweg und Hildeweg, in Bd.2.
  
  - **Fuhlendorfweg, Sülldorf (1953): Caspar Hinrich Fuhlendorf (1844-1903), Lehrer an der Schule in Sülldorf, legte mit seinen Schülern einen eiszeitlichen Urnenhof frei**



- **Funhofweg**, *Barmbek-Nord (1949): Hinrik Funhof (gest. 1484/85), Maler in Hamburg im 15. Jhd.*

Verheiratet mit einer Tochter des Malers Hans Bornemann.

- **Funkstraße**, *Altona-Altstadt (1950): Nikolaus Funk (1767-1847), Pastor, Schriftsteller, Mitbegründer der Sonntagsschule und Kunst.- und Gewerbeschule in Altona*

Nikolaus Funk heiratete 1726 die Witwe des Kapitain-Lieutnants Canerin. Das Paar bekam drei Kinder. Aus seiner zweiten Ehe hatte Funk fünf Kinder.